Per B.
124689

Stimmen der Zeit

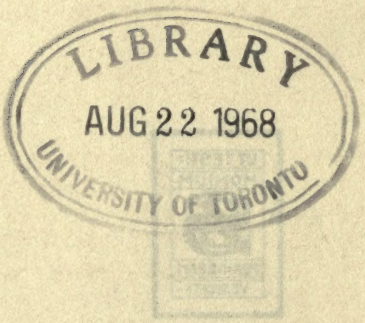
Katholische Monatschrift für das Geistesleben der Gegenwart

89. Band der Stimmen aus Maria-Laach

Freiburg im Breisgau · 1915
Herdersche Verlagshandlung
Berlin, Karlsruhe, München, Straßburg, Wien, London und St Louis, Mo.

Alle Rechte vorbehalten

AP
30
S7
Bd. 89



Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg

Inhalt des neunundachtzigsten Bandes.

Seite

Menschenliebe und Völkerhaß. (P. Lippert S. J.) 1
Der Freiheitskampf des ersten anatomischen Denkers. (Zu Vesals 400. Geburtstag. (H. Muckermann S. J.) 10
Weltleid und Gottesglaube nach der neueren Philosophie. (O. Zimmermann S. J.) 19
Opfernde Kreuzesliebe. (A. Pummerer S. J.) 31
Das früheste Erscheinen der Russen vor Konstantinopel. (J. Stiglmayr S. J.) 38
Klemens Brentano als vaterländischer Dichter. (A. Stockmann S. J.) . 50
Unsterblichkeit. (O. Zimmermann S. J.) 101
Die Weltpolitik und die Dreiverbandsmächte seit 1871. (R. v. Nostitz-Rieneck S. J.) 113
Die Eroberung Chinas. Ein spanisches Kreuzzugsprojekt im 16. Jahrhundert. (A. Huonder S. J.) 128
Die ethischen Wirkungen der Versicherung. († H. Koch S. J.) . . 145
Anastasius Grün. (Anton Alexander Graf Auersperg.) (N. Scheid S. J.) 160
Eine Stunde der Entscheidung für die katholische Caritas. (C. Noppel S. J.) 201
Tapferkeit. (Chr. Pesch S. J.) 212
Henri Bergson, der Philosoph des Lebens. (Fr. Klimke S. J.) . . 223
Bismarck und die Dreiverbandsmächte 1875 und 1878. (R. v. Nostitz-Rieneck S. J.) 237
Tod und Jenseits — ein Problem der Kunst. (J. Kreitmaier S. J.) . 254
Der Maschinenkrieg. (B. Wilhelm S. J.) 263
Die Nationen in der katholischen Kirche. (P. Lippert S. J.) . . . 305
Die Einheit des sittlichen Bewußtseins der Menschheit. (V. Cathrein S. J.) 317
Krieg und Wirtschaftsleben. I. Die Ernährungsfrage. II. Finanzielle Leistungsfähigkeit. (H. Pesch S. J.) 332 440
Deutsche Literatur und Weltliteratur. (J. Overmans S. J.) . . . 360
Der Papst in Feindesgewalt. (R. v. Nostitz-Rieneck S. J.) . . . 405
Wahrheit und Krieg. (St. v. Dunin-Borkowski S. J.) 420
Der Selbstherrscher aller russischen Seelen. (F. Wiercinski S. J.) . . 428
Varnhagen von Ense und sein Zerwürfnis mit Klemens Brentano. (A. Stockmann S. J.) 463
† P. Stephan Beissel S. J. (J. Braun S. J.) 505
Der Krieg und die göttliche Vorsehung. (Chr. Pesch S. J.) . . . 514
Kundgebungen der ausländischen Freimaurerei zum Weltkrieg als «Kulturkrieg». (H. Gruber S. J.) 525
Die Fürsorge für die Kriegerwitwen. (C. Noppel S. J.) 550
Napoleon in Polen. Ein Traum voll Ruhm und Tränen. (J. Overmans S. J.) 561

Umſchau.

	Seite
Ob Macht ein Recht zum Kriege gibt? (M. Reichmann S. J.)	86
Ein Friedensdokument. (P. Lippert S. J.)	90
Zu Martin Deutingers hundertſtem Geburtstag. (J. Overmans S. J.)	94
Die kartographiſchen Verdienſte der öſterreichiſch-ungariſchen Heeresleitung. (J. Fiſcher S. J.)	96
Eine Feldausgabe der „Stimmen der Zeit". (Die Schriftleitung.)	99
Unglaube und Volksvermehrung. (Fr. Klimke S. J.)	181
Katholiſche Kriegscaritas in der Reichshauptſtadt. (C. Noppel S. J.)	184
Ein geopfertes Leben. (P. Lippert S. J.)	186
Frankreich und ſeine „Prieſter-Soldaten". (O. Zimmermann S. J.)	189
Der hl. Alfons M. von Liguori und die Geſellſchaft Jeſu. (K. Kirch S. J.)	191
Das Kopernikaniſche Weltſyſtem im Vatikan einſt und jetzt. (J. Paffrath S. J.)	194
Kriegerdenkmale und künſtleriſche Kriegsandenken. (J. Kreitmaier S. J.)	197
Die Aufgabe der Zukunft. Die Bevölkerungsfrage. (H. A. Kroſe S. J.)	287
Der Kampf um die Wiſſenſchaft in der Frühſcholaſtik. (B. Janſen S. J.)	292
J. M. Sailers Entwicklung. (M. Reichmann S. J.)	295
Nervenheilkunde im Kriege. (J. Beßmer S. J.)	298
La Guerre Allemande et le Catholicisme. (Die Schriftleitung.)	384
Soll der Burgfriede unter den religiöſen Bekenntniſſen von Dauer ſein? (M. Reichmann S. J.)	386
Ein Brief Cavours über „Aſpirationen" auf Trieſt und Dalmatien. (R. v. Noſtitz-Rieneck S. J.)	393
Die Entdeckung Rußlands durch Nikolaus Poppel in den Jahren 1486 bis 1489. (J. Fiſcher S. J.)	395
Ein Skalde des „Militarismus". (A. Gökel S. J.)	400
Franzöſiſche Stimmen zu dem Buche: La Guerre Allemande et le Catholicisme. (M. Reichmann S. J.)	488
Die Philoſophie im Kriege. (O. Zimmermann S. J.)	491
Krieg und Schönheit. (J. Kreitmaier S. J.)	494
Zum Tode des P. Luis Coloma. (J. Overmans S. J.)	497
Sibirien ein Land der Zukunft? (A. Gökel S. J.)	499
Kriegskoſt und Seelenkultur. (P. Lippert S. J.)	587
Der Chriſtusglaube im Felde. (O. Zimmermann S. J.)	588
Katholiſche Jugendfürſorge-Tagung in München, 5.—7. Juli 1915. (C. Noppel S. J.)	591
Der Sänger der Sequenz auf die „Schmerzenreiche Gottesmutter". (Cl. Blume S. J.)	592
Die meteorologiſche Optik an der Schwelle des 14. Jahrhunderts. (J. Paffrath S. J.)	598

Verzeichnis der besprochenen Schriften.

	Seite
Adelt, L., Der Flieger . . .	179
Andres, Dr F. A., Die Engellehre der griechischen Apologeten des zweiten Jahrhunderts und ihr Verhältnis zur griechisch-römischen Dämonologie. . .	574
Bab, J., 1914. Der Deutsche Krieg im Deutschen Gedicht . . .	280
Benson, R. Hugh, Die Freundschaft mit Christus	170
Bergner, H., Das barocke Rom	583
Brandt, P., Sehen und Erkennen. 2. Aufl.	478
Buch Ruth, Das. 6 Kupfer nach Jos. Ritter v. Führich . . .	478
Burger, F., Die Schackgalerie in München	583
Burnand, E., Die Gleichnisse Jesu Christi	583
Campioni, Ch., L'état et l'enfant	381
Cathrein, V., Die Einheit des sittlichen Bewußtseins d. Menschheit	324
Der deutsche Krieg und der Katholizismus	570
Eggert-Windegg, W., Der Deutsche Krieg in Dichtungen	280
Endres, J. A., Forschungen zur Geschichte der frühmittelalterlichen Philosophie	292
Ettlinger, Dr M., Die Ästhetik Martin Deutingers in ihrem Werden, Wesen und Wirken .	95
Faßbender, Dr M., So sollt ihr leben in der Kriegszeit! .	587
Faulhaber, M. v., Zeitfragen und Zeitaufgaben	70
Federer, H., Sisto e Sesto . .	177
— Das letzte Stündlein des Papstes	177
Frank, E., Ums Reich der Luft	179
— Im Ringen um das Luftmeer	179
Freiburg. Münsterblätter. 9. Jahrgang	84
Frimmel, Dr Th. v., Studien und Skizzen zur Gemäldekunde	583
Ganghofer, L., Eiserne Zither	280
Gemelli, Ag., Il metodo degli equivalenti	175
Grüns (Anastasius) Werke. Herausgeg. von Prof. Dr Castle .	160
Guillaume, A., S. J., Le saint sacrifice de la Messe . . .	573
Hamann, Dr R., Die deutsche Malerei im 19. Jahrhundert .	478
Hedin, Sven, Ein Volk in Waffen	400
Heidrich, E., Vlämische Malerei	583
Hoffmann, Dr A., Des heiligen Kirchenvaters Aurelius Augustinus Bekenntnisse . . .	169
Hünermann, Dr F., Die Bußlehre des hl. Augustinus . .	571
Jauch, Dr B., Moderne Jugendpflege. 2. Aufl.	381
Josten, H. H., Matthias Grünewald	478
Kaiser, J., Von ewiger Liebe .	177
Keppler, Dr P. W. v., Leidensschule	170
Kirch, K., S. J., Helden des Christentums	378
Klameth, Dr G., Die neutestamentlichen Lokaltraditionen Palästinas in der Zeit vor den Kreuzzügen. I	476

Seite

Klug, Dr J., Der katholische Glaubensinhalt 170
Kneer, Dr A., Die Denkmalspflege in Deutschland . . . 581
Kralik, R. v., und Eichert, F., Schwarz-gelb u. Schwarz-weißrot 280
Krebs, Dr E., Heiland und Erlösung 170
— Meister Dietrich. (Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters. Herausgeg. von Dr C. Baeumker) 598
Külpe, O., Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland. 6. Aufl. 373

Lagier, C., L'Égypte monumentale et pittoresque 84
La Guerre Allemande et le Catholicisme 384
Landsberg, † J. F., Behördliche Jugendpflege 381
Legrain, G., Louqsor sous les Pharaons 84
Lenhart, G., Der Priester und sein Tagewerk im Lichte des Papstprogramms 579
Lestrange, M. de, La Question Religieuse en France pendant la guerre de 1914 474
Lexikon der Pädagogik. Herausgeg. von E. M. Roloff. III. Bd . 580
Liebert, A., Das Problem der Geltung 375
Löschhorn, H., Museumsgänge. 3. Aufl. 478

Martinez, F., L'Ascétisme chrétien pendant les trois premiers Siècles de l'Église 271
Mayer, Dr A. L., Kleine Velazquez-Studien 478
Mayrhofer, J., Was die Alster rauscht. 2. Aufl. 177
— Durch Länder und Meere . . 177
Metzger, Dr M. J., Zwei karoling. Pontifikalien v. Oberrhein 576

Seite

Meyers Reisebücher: Palästina und Syrien 476
Monlaur, M. R., Jerusalem. „Da du diese Wege gingest..." 477
Müller, B., Medaillen und Münzen im Dienste der Religion . 380
Nansen, Fr., Sibirien. Ein Zukunftsland 499
Neue kirchliche Zeitschrift. 26. Jahrgang, 2. Heft 91

Peeters, P., S. J., Évangiles apocryphes. — L'Évangile de l'Enfance 75
Peter, C., Deutschlands Kriegsgesänge aus dem Weltkrieg 1914 280
Peters, Dr N., Die Weisheitsbücher des Alten Testamentes. 73
Petersen, † Dr J., Jugendfürsorge 381
Pfeilschifter, Dr G., Religion und Religionen im Weltkriege 474
Prohászka, Dr O., Die Quelle lebendigen Wassers 578

Roloffs Lexikon der Pädagogik. III. Bd 580
Rothe, C., Die Odyssee als Dichtung u. ihr Verhältnis z. Ilias 481
Rupprecht, K., Handbuch der Jugendfürsorgepraxis in Bayern 381

Sachsen, J. G. Herzog zu, Streifzüge durch die Kirchen und Klöster Ägyptens 82
Sägmüller, Dr J. B., Lehrbuch d. kathol. Kirchenrechts. 3. Aufl. 476
Sauermann, Dr H., Deutsche Stilisten 583
Schaukal, R., Kriegslieder aus Österreich 1914 280
— Eherne Sonette 280
— Standbilder und Denkmünzen 280
Schmalzl, M., C. SS. R., Die vierzehn Stationen des heiligen Kreuzweges 582
Schmidkunz, Dr H., Die Gleichnisse Jesu Christi. Illustr. von E. Burnand 583

	Seite
Schuster, G., Aus der Geschichte des Hauses Hohenzollern . .	80
Specht, Dr Th., Des heiligen Kirchenvaters Augustinus Vorträge über das Evangelium des hl. Johannes. III. Bd . . .	169
Stamitz, H., Die altdeutschen Maler in Süddeutschland . .	583
Streiter, R., Ausgewählte Schriften zur Ästhetik und Kunstgeschichte	583
Suchier, Dr H., u. Dr A. Birch-Hirschfeld, Geschichte der französischen Literatur. 2. Aufl.	482
Traité d'Utrecht, Le, et les lois fondamentales du royaume .	77
Uhde, W., Henri Rousseau . .	583
Uhde-Bernays, H., Feuerbach	583
Weber, J., Ratgeber für die praktische Erziehung	581
Weiß, A. M., O. Pr., Die Kunst zu leben. 9. Aufl.	579
Wieser, S., Schildgesang . .	280
Windelband, W., Einleitung in die Philosophie	173
Wolbe, E., Kriegsgedichte . .	280

Menſchenliebe und Völkerhaß.

Von Menſchenliebe zu reden, iſt das jetzt angebracht? Erweichende Worte zu reden in einem Augenblick, wo es auf harte, ſteinharte Entſchloſſenheit ankommt? Ein Abwägen und Sortieren der gewaltigſten Gefühle, die uns je beſtürmt haben, die überflutend ja doch alle Gefäße ſprengen und aller feinen Gewichte ſpotten? Eine gemächlich akademiſche Erörterung über Liebe und Haß, in einer Zeit, wo es auf die raſche Tat und den ſtarken Entſchluß, auf die derbe Fauſt und den feſten, dröhnenden Schritt ankommt?

Und doch, gerade jetzt braucht es ein feines Unterſcheiden und ein ſicheres Abwägen. Jetzt, wo wir ſtaunend und ſchaudernd unmittelbar neben dem Heldentum der Caritas die wilden Ausſchreitungen des Haſſes ſehen, wo in den gleichen Menſchen die dienende Liebe herabſteigt durch alle Schichten und Tiefen des Elends und zugleich das patriotiſche Selbſtgefühl ſeinen Thron aufrichtet, himmelhoch. Feuer und Eis ſollen jetzt in unſerer Bruſt ſich vertragen. Liebe und Haß ſollen zuſammenwohnen. Eine unbeirrte, geradeaus ſchreitende Rückſichtsloſigkeit neben einer zärtlichen Schonung, ein ſtürmendes Draufgehen neben der klügſten Berechnung, eine blitzesgleiche, unaufhaltſame Schlagkraft neben der ſtillen, lächelnden Nachdenklichkeit von Menſchen, die eben darüber nachſinnen, wie ſie andern Freude bereiten können.

Wahrlich! ſchwer vereinbare Dinge ſollen in unſerem Herzen ſich vertragen, und noch nie mußte unſere Seele ſo weit und geräumig und zugleich ſo haushälteriſch ſein mit ihrer Weiträumigkeit, niemals noch ſo verſchwenderiſch und ſo ſparſam, niemals ſo enthuſiaſtiſch und zugleich ſo wohldiſzipliniert wie jetzt. In einem Denken, Fühlen und Handeln, das dem Orkan gleicht, ſoll doch zugleich Klarheit, Ordnung und Taktik walten.

Wir ſind unſern Feinden Liebe und Haß zugleich ſchuldig, kein Zweifel! Aber beides nicht unüberlegt und wahllos, nicht wie der Zufall und die Willkür es fügen, nicht wie die Morgenlaune und die Abendſtimmung es uns eingeben. Unſer Handeln ſoll immer, auch in der Glut der Erregung, auch im Sturme der Begeiſterung aus einer ſelbſtmächtigen

Seele quellen. Immer soll es unter der starken und sichern Bändigung durch seelische Kräfte stehen, unter dem vernünftigen Denken, unter dem sittlichen Wollen. Es darf nicht blindes Instinkthandeln sein, nicht ein entfesseltes Toben wild gewordener Triebe.

Daß wir auch unsern Feinden Liebe schuldig sind, das ist das große und neue Gebot, das Christus verkündet hat: „Liebet eure Feinde, tuet Gutes denen, die euch hassen, und betet für eure Verfolger und Verleumder, auf daß ihr Kinder eures Vaters im Himmel seid." Dieses Gebot duldet keine Ausnahme. Es gilt im Krieg wie im Frieden, gegenüber den politischen wie persönlichen Feinden, gegen die Völker im ganzen wie gegen jeden ihrer Angehörigen. Und wir kennen auch sehr genau alle einzelnen Satzungen dieses Christusgebotes. Es wurde uns oft genug gepredigt in Friedenszeiten. Aber nun muß es hineingestellt werden mitten in unsere jetzige seelische Stimmung. Die dunklen Knäuel unserer jetzigen Erlebnisse müssen durchleuchtet werden von der unbarmherzigen Klarheit des christlichen Geistes.

Die Liebe, die Christus gepredigt und geboten, ist nirgends eine Gefühlswallung, nirgends eine Zärtlichkeit des Herzens, auch die Feindesliebe nicht; sondern eine vernünftige, sittliche Liebe. Und die sittliche Liebe ist unabhängig von dem Wallen des Blutes. Sie ist sehr kühl und gemessen, sie ist scharfsichtig und kritisch, ruhig überlegend und weise abwägend. Diese Liebe ist nichts anderes als die Bereitschaft, Gutes zu tun im Einklang mit der Vernunft und der Gerechtigkeit, in genauer und sorgfältiger Anpassung an alle Verhältnisse und Umstände. Diese Liebe ist das Wohlwollen der Seele, das keinem Wesen Übles wünscht um der Freude am Übel willen, das keinen Schmerz bereiten und keine Freude rauben will aus bloßer Lust am Quälen und Töten. Ja diese Liebe will allzeit aufbauen, retten, helfen und heben. Helfen und retten auch beim Feinde! Und selbst wenn der Feind in seinem Haß ganz verbohrt und verrannt wäre, seelisch verkommen und verwahrlost zu einer grauenhaften Entartung des Menschlichen, die Liebe wird gerade dann um so eifriger nach den tiefsten und unzerstörbaren Fundamenten des besseren Menschentums suchen, auf denen ein Neubau errichtet werden könnte, nach dem letzten, leisen Glimmen, das wieder angefacht werden könnte zu warmer Glut und zu heller Flamme.

Gegenüber dem feindlichen Volke im ganzen bewahrt die Liebe solches Wohlwollen. So unsagbare Greuel dieses Volk auch an uns und

unsern Volksgenossen verübt haben mag, so abstoßend auch seine Falschheit sein mag, es gibt kein Volk, das nicht immer noch Heiligtümer in sich trüge, in dessen Tiefe nicht immer noch gesunde Kräfte schlummern und die Auferstehung erwarten, immer noch birgt es die Möglichkeit eines einstigen Verstehens, einer neuen Freundschaft und damit auch eines neuen und höheren Lebens. Wenn es nun schon ein großes und strahlendes Werk ist, eine Menschenseele zu retten, wie herrlich muß es sein, zur Rettung eines Volkes die Hand zu bieten! Die wahre Liebe wird darum niemals alle Stege und Brücken abreißen, wird nicht jede freundliche Aussicht vermauern, nicht jeden Pfad verrammeln, der von Volk zu Volk hinüberführt.

Und es wird die Zeit wiederkommen, wo die jetzt feindlichen Völker wieder zueinander gehen wollen, wo sie wieder mit Lust ihre geistigen und materiellen Schätze austauschen, wo sie wieder Freude haben wollen an den Dichtungen und Bauwerken, an der Musik und an der Technik des ehedem so gehaßten Feindes. Kein Volk genügt sich selbst ganz und allein. Die Zeiten der splendid isolation sind endgültig vorüber auf wirtschaftlichem Gebiet, aber noch viel mehr auf geistigem Boden. Daß also die Seelen nach dem Krieg wieder zueinander kommen können, daß wir wieder über Brücken des Geistes hinüber und herüber wandeln, daran laßt uns jetzt schon denken! Mögen unsere Feinde versuchen, alles aus ihrem Herzen zu reißen, was sie ehedem in deutschen Landen bewundert und geliebt und gesucht und erworben haben, lasset sie! Sie wüten nur gegen sich selber, und sie werden es in geistiger Verarmung und Vereinsamung büßen. Wir wollen uns bewußt bleiben, daß wir ein Weltvolk sein wollen, d. h. ein Volk, an dem die Welt gesunden und sich aufrichten soll; ein Volk, das in allen Zeiten und Zonen die echten und tüchtigen Güter der Menschheit zu würdigen und in feinsinniger Auswahl sich anzueignen versteht und sie ebendadurch der Menschheit rettet und wieder schenkt. Denn auf geistigem Gebiet ist jedes Nehmen zugleich ein Schenken.

Gewiß haben wir viel gesündigt durch eine törichte und schmähliche Ausländerei. Doch nun sollen wir nicht etwa ins Gegenteil verfallen und eine chinesische Mauer um uns bauen; ein Weltvolk darf sich nicht absperren. Nicht daß wir suchend und lernend und erwerbend durch das Ausland gingen, nicht das ist abscheulich an uns gewesen, sondern daß wir das Eigene verachteten und im Fremden eine so übelberatene Auswahl trafen, daß wir aus dem Ausland eine laxe Moral und schamlose

Moden und eine perverse Literatur und eine flache und fade Lebensweisheit und Lebenskunst holten. Darob müssen wir jetzt erröten; dieses Erblaster soll nun ausgerottet werden bei uns. Aber die gesunden und echten Werte, die fremde Völker hervorgebracht haben, ihre Wissenschaft, ihre Kunst, ihre sozialen Werke, ihre caritativen und religiösen Leistungen, ihre seelische Schönheit und ihr geistiges Wesen, das schätzen, lieben und bewundern wir nach wie vor. Das wird von einem Krieg überhaupt nicht berührt, weil es innerlich und notwendig neutral, weil es Menschheitsgut ist.

Daß wir auch und erst recht dem einzelnen Angehörigen feindlicher Völker Liebe schulden, das ist noch einleuchtender. Und wir haben es auch keinen wehrlosen Gefangenen entgelten lassen, daß sein Volk uns haßt; unsere Krieger sind selbst dem bewaffneten Feind allzeit ritterlich begegnet. Wir haben auch gerührten und mitleidigen Herzens an das Familienleben und das süße Heim gedacht, das die feindlichen Männer zurückgelassen, die wir tot oder verstümmelt vor unserer Front liegen sahen. Wir haben an ihre Mutter und Gattin, an ihre Kinder und Schwestern gedacht. Und unsere Priester durften uns erinnern an den gemeinsamen Vater im Himmel, der auch über sie wacht und sorgt, an den gemeinsamen Mittler, der auch für sie starb, und an die heilige katholische Kirche, die auch sie geboren hat und gesegnet. Und wir haben diese Hinweise unserer Priester verstanden. Darum beten wir auch für die unglücklichen Söhne der feindlichen Länder, beten um ihren Frieden, beten, daß ihre Sünden ihnen verziehen, ihre Heimatliebe ihnen belohnt, ihr treues und tapferes Sterben ihnen angerechnet werde fürs ewige Leben.

So könnten wir also uns zufrieden erklären und sagen, daß wir christlich gewesen gegen die feindlichen Nationen und ihre einzelnen Angehörigen. Doch unsere Gewissenserforschung sei noch nicht zu Ende, sie sei ganz ernst und ehrlich! Auch in unserer Mitte und in unsern Herzen war es zuweilen, als hörte man von ferne das Brüllen der Bestie, die in jeder Herzenstiefe lauert; auch in unsern Straßen und Häusern, auch in unserer Presse sind hier und dort Äußerungen — freilich nur von privaten Unverantwortlichen — gefallen, die einen kindischen, kleinlichen und boshaften Sinn verrieten, die auf unschönes Handeln an den entwaffneten Gefangenen hinzielten, die auf die schönen und edlen Friedenswerke der feindlichen Völker schmähten, die hilflosen, vom Krieg überraschten Ausländern verwehren wollten, an unserem Tische mitzuessen. Und gegen die Bilder mancher Postkarten und illustrierter Zeitschriften

mußten unsere eigenen Soldaten in den Schützengräben zornigen Protest erheben. Sind wir Daheimgebliebene da nicht rot geworden ob dieser Zurechtweisung, die uns die Allerbesten unseres Volkes erteilen mußten?

Wir können nun freilich auch mancherlei triftige Entschuldigungsgründe vorbringen. Es wäre ungerecht, wenn man den Notschrei und Zornesruf eines Gefolterten mit der kalten Pedanterie eines folternden Untersuchungsrichters zu Protokoll nehmen wollte. Die Gesänge und Hymnen und Bilder und Ausrufe des „Hasses" waren vielfach wohl nicht mehr als ein zu unbeholfener Ausdruck des gerechten Zornes, der uns erfüllt und erfüllen muß. Sie klangen hart und mißtönend, nicht weil sie überall aus seelischer Disharmonie kamen, sondern weil die Werkzeuge der Mitteilung: Wort und Lied und Zeichenstift, nicht fein genug waren zu einer reinen und reifen Wiedergabe so erschütternder Erlebnisse, wie sie auf uns eindrangen.

Und die Ansichtskarten und Bilderbögen waren wohl auch einer fehlgegangenen geschäftlichen Spekulation entsprungen, die sich getäuscht hatte in der Schätzung des Volksgeschmackes, wenigstens in den weit überwiegenden ernsteren Kreisen. Und wenn auch das kaufende Publikum der Geschmacksverirrung gegenüber nicht widerstandsfähig genug war und sich auch blenden ließ von der papierenen Tapferkeit und Vaterlandsliebe heuchlerischer Pressespekulanten, so wird dadurch im schlimmsten Falle eben nur bewiesen, daß es rohe Gemüter und niedrig empfindende Menschen auch unter uns gibt wie allerwärts. Aber auf den makellos strahlenden Schild des deutschen Kriegs*gedankens* fiel darum kein dunkler Fleck. Haß, brutaler und gemeiner Haß, der nicht einmal gemildert ist durch den menschlichen Zug der Ironie und Satire, nein, diese Schuld hat unser Volk im großen und ganzen nicht auf sich geladen. Denn der wirklich sündhafte und gottlose Haß kann nicht lächeln, er hat keinen Humor, nicht einmal einen geistlosen, wie ihn manche unserer Witzblätter pflegen. Er ist ganz finster, unmenschlich und untermenschlich.

So und ähnlich könnten wir uns entschuldigen. Und doch und immerhin wird es auch für uns gut sein, unsere Liebe und unsern Glauben an die Liebe zu vermehren, den Glauben, daß es der beste Kampf wider das Böse ist, wenn wir das Gute triumphieren lassen. Erweisen wir uns als wahrhaftig, als pflichttreu, als selbstlos und opferwillig, als ritterlich und gerecht, nicht bloß bei bequemer Gelegenheit, sondern prinzipiell und auch unter widrigen Umständen. Wenn unsere Feinde die Liebe und das

natürliche Recht und die Pflicht der Wahrhaftigkeit gegen uns verletzen, wir dürfen uns darum doch nicht fortreißen lassen zu einem Denken und Tun, das uns dereinst mit Reue und Scham strafen könnte. Für jeden Wütenden kommt einmal ein Erwachen aus dem Rausche seines Zornes, und dann möchte er seine Schande und seine seelische Entblößung vergessen. So wird auch der Tag kommen, wo die Völker, die uns jetzt so maßlos hassen und verleumden, schaudernd und verlegen auf die Verblendung und Verwüstung schauen werden, der sie in diesem Krieg sich überantwortet haben. Wohl mag es ihnen schwer werden, diesen Schauder und diese Scham zu gestehen, aber kommen wird sie über die Besten jener Völker. Und dann sollen sie keine Rechtfertigung und keine Entschuldigung an unserem Betragen finden. Sie sollen nicht in dem Vergleich mit uns sich selber entlasten. Wir müssen uns auf sittlicher und christlicher Höhe halten, müssen gut und gerecht sein um unseres Gewissens willen, selbst wenn es unser materieller Schaden wäre. Unser höheres Leben wird in jedem Falle gewinnen. Es wird jener immanenten Strafe entgehen, mit der jede Schuld sich selbst rächt. Jede ungebändigte und maßlose Leidenschaft zehrt am Besten, am Mark unseres Lebens; sie wuchert uns aus, sie hinterläßt, wenn sie ausgetobt hat, einen Bodensatz von Gift, ein Trümmerfeld und einen Aschenhaufen: Öde und Reue und unsäglichen Ekel.

Also sparen wir unsere Kraft! Verschwenden wir sie nicht an sinnlose Erhitzung oder ohnmächtige Worte der Wut. Fluchworte, Berserkerworte, Kraftausdrücke und pathetische Grußformeln retten uns nicht, sie machen uns nur lächerlich. Vor allem, wenn sie im Munde von Schulkindern gefunden werden. Auch der Haß kann zum Sport werden, zu einer eitlen Lustbarkeit. Dann ist er nicht mehr echt, nicht mehr drohend, sondern peinlich oder ergötzlich für den Zuschauer. Die echte, gesunde, tatkräftige Männlichkeit und Wehrhaftigkeit ist immer schweigsam; still und grußlos geht sie ihren Weg und verachtet die aufgebauschten Worte. Sie ist sittliche Kraft, und gerade sie wird auch unsere materiellen Waffen siegen lassen. Denn ein Volk, das Kapitalien an sittlicher Kraft und Tüchtigkeit aufgehäuft hat, kann nicht unterliegen. Es gibt ein Gesetz der Erhaltung des Guten, nicht bloß im Jenseits und im ewigen Leben. Auch schon in der diesseitigen Zeitlichkeit wird es offenbar, wenigstens in den großen, weiten Linien des Völkerlebens. Es wird kein Volk gestraft, das die Strafe nicht verdient; es geht kein Volk unter, außer in der eigenen moralischen Entartung. Kämpfen wir also nicht mit falschen Waffen, auch

nicht in der Gesinnung und in versteckten Herzensgedanken. Nur die Liebe bewährt sich.

Sie bewährt sich jetzt schon an unsern bewährten Kriegern. Wir Daheimgebliebene täuschen uns, wenn wir meinen, unsere Soldaten würden vom Haß getrieben; vor ihrer Seele stünde immerfort das verabscheuenswerte Bild des Feindes und reize sie zu immer neuem Grimme an. Nein, unsere Soldaten werden von der Liebe getrieben; vor ihrer Seele stehen die süßen Bilder der Heimat und der Familie, die sie schützen; ihre todeskühne Entschlossenheit wird aufrecht gehalten von dem lautern Gedanken an das Vaterland, dem sie eine unabsehbare Katastrophe ersparen durch ihr Streiten und Sterben. Und selbst dem bewaffneten Feind gegenüber sind sie nicht mit Haß und Rachgier erfüllt, sondern mit Achtung und Bewunderung, wo er tapfer kämpft, mit Erbarmen und Mitleid, wo er gebrochen auf den Schlachtfeldern liegt.

* * *

Wir brauchen also nicht zu fürchten, daß die menschliche und christliche Liebe unsere Entschlossenheit lähmen, unser Durchhalten schwächen, unsere Seelenstärke aufweichen könnte. Sie ist sehr wohl verträglich mit einem echten und gerechten „Haß", wie wir ihn unsern Feinden schuldig sind, das ist mit jenem starken, gesunden und schönen Willen zum Siege, wie ihn dieser gerechte Krieg verlangt. Es wäre unrecht, wenn wir über der Menschlichkeit gegen die Feinde die eigenen Brüder verderben ließen, wenn wegen der Schonung der Feinde das Blut unserer Freunde nutzlos vergossen würde; wir dürfen nicht um der Fremden willen grausam sein gegen das eigene Volk. Wie die Liebe nicht eine Leidenschaft ist, nicht ein Überschwang, nicht eine Gefühlsmacht, die zu Wahnsinnstaten treibt, sondern ein ernster, klarer und kluger Wille, zu helfen, zu sorgen, zu schenken und zu opfern, so ist in gleicher Weise auch der edle Haß nicht ein Rauschzustand, der es dunkel werden läßt vor den Augen und schwindelig im Denken. Der Haß, der mit unserer Liebe Hand in Hand gehen kann, ist der ernste, klare und kluge Wille, uns zu verteidigen, unseres Volkes höchste Güter und Ziele zu bewahren. Und das ist ein sittlicher, heiliger Haß, ähnlich jenem Hasse, wie ihn Christus gefordert hat für den Dienst des Reiches Gottes und für den Eintritt in seine Jüngerschaft. „Wenn einer nicht Vater und Mutter, und Weib und Kinder, und Brüder und Schwestern, ja sogar auch sein eigenes Leben *haßt*, kann er mein Jünger nicht sein." Die Bergpredigt empfiehlt nicht eine schwächliche, kriechende, weibische

und feige Unterwürfigkeit, nicht die gezähmte Sanftmut eines Haustieres, sondern die Freiheit des Geistes, die Überlegenheit der klaren und ihrer selbst mächtigen Seele, die edle, heilige Erhabenheit über die Enge und Engherzigkeit des rein Persönlichen, die stolze, königliche Sachlichkeit, die den Menschen nicht geringfügige und eigensüchtige Interessen suchen läßt, sondern Gottes Reich und das Wohlgefallen des Vaters, der im Himmel ist.

Man höre also auf, die Bergpredigt gegen uns anzurufen. Es ist kein Zerwürfnis zwischen dem Gott des Alten Testaments und dem Mittler des Neuen Bundes. Der Gott der Propheten, der rächende und drohende Herr der Sinai-Gebote ist der gleiche, zu dem Jesus gebetet hat, den er mit dem süßesten Namen rief: Abba, Vater!

So halten wir also mit der ganzen Kraft und Glut unseres Herzens an dem Hasse fest, der unsern Feinden eine Niederlage wünscht und bereitet. Eine solche Niederlage bedeutet ja die Rettung unseres Volkes und unserer treuen Verbündeten. Warum sollten wir uns nicht mit lautem Jubel freuen dürfen, wenn all diesen Millionen herrlicher Menschen, diesen treuherzigen, strebsamen, aufrichtigen, beharrlichen und energischen Völkern das schwerste Werk gelungen ist! Eine Niederlage derer, die den Krieg verschuldet, wird auch eine gerechte Sühne sein für die Frivolität, für die Intrigen, für den Mammonsdienst und die kalte Habsucht, die diesen Krieg heraufbeschworen haben. Und die Freude über solche Sühne ist wiederum gut und lauter, die Freude, daß die Anschläge der Bösen zu schanden werden, daß ihre falschen Gesinnungen sich gegen sie selbst wenden und ihnen zum Fallstrick werden. Gewiß ist es nicht unsere Sache, dem Urteile Gottes vorzugreifen und Gottes Strafgericht herabzurufen auf die Feinde. Aber daß sie das innere Weh, das jede Sünde in sich notwendig birgt, kosten müssen, daß sie den Sturm ernten, den sie gesät, das ist nur die Erfüllung eines Naturgesetzes, das ist der Ausgleich einer unerträglichen Spannung, darin offenbart sich die Harmonie der sittlichen Welt. Wie könnte eine solche Harmonie nicht heiß ersehnt, nicht freudig begrüßt werden?

Und wie weit soll also unserem „Hasse" Raum gegeben werden? Bis „daß der Gottlose umkehre von seinem Wege und lebe". Die feindliche Gewalt soll niedergeschlagen werden, bis sie zu Frieden und Achtung unseres Rechtes sich versteht. Nicht um Ausrottung der Völker geht es uns. Sie sollen nicht herabgedrückt werden zu Heloten. Das wäre ein Frevel, der sich gegen uns selbst wenden müßte. Denn ein Volk, das Heloten hält und Sklaven schafft, ist schon gerichtet. Jedes Volk hat seine

besondere Mission, seine geheimnisvolle Sendung; und niemand hat das Recht, diese Sendung eines andern Volkes zu bestreiten, zu verachten oder zu vereiteln. Das wäre eine grenzenlose Selbstüberhebung. Darum achten wir die Mission auch unserer Feinde. Wir wünschen England, daß die reichen Talente und Gaben seines kühl verständigen und unternehmenden Inselvolkes der ganzen Menschheit zu einem Segen werden. Wir wünschen dem großen, weiten, „heiligen Rußland", daß die Tiefen seines Volkes endlich erwachen, daß die wundersamen Schätze dieser sinnenden, zugleich weichen und starken Volksseele hervorgeholt werden wie aus dunklen Bergwerken. Wir wünschen Frankreich, daß aus diesem verzehrenden Brande seine alte, feine und köstliche Kultur, die Kultur seiner Heiligen und Glaubensboten, die Kultur seiner Minnesänger und seiner werktätigen, barmherzigen Frauen wieder auferstehe und in freudigen, fruchtbaren Wettbewerb mit uns trete.

Und du, freies, starkes, ernstes Volk der deutschen Gaue, was wir dir und deinen selbstlos treuen Verbündeten wünschen und ersehnen und erstreiten, das ist wie glühendes und drängendes Feuer in uns, und wir wagen ihm noch keinen Ausdruck zu geben, weil jedes Wort zu schwach und zu eng wäre. Einstweilen aber harre du nur aus in deinem heiligen Kriege! Sei fest und entschlossen und ernst gleich deinen Eichenwäldern und deinen Sturmhimmeln. Du wirst darob nichts einbüßen von deinem Glauben und deinem warmen, sonnigen Gemüt. Du kannst mit makellosem Schilde hingehen vor die richtende und rächende Geschichte, vor den richtenden und rächenden Gott. Aber dieses Eine halte auch fest: die Klarheit deines guten Gewissens. Bewahre deinen Geist frei von unwürdiger Leidenschaft und von kindischem Zorn. Entweihe deinen Mund nicht mit Spottreden und polternden, prahlerischen Worten. Deine Schulkinder sollen ihr Grüßen nicht mit lächerlichen Fluchformeln entstellen, und auf deinen Tischen sollen keine törichten Karikaturen und aberwitzigen Brandreden liegen, die doch nur ausgeheckt wurden hinter sicherem Ofen von Schreibern, die keinen Teil haben an dem schweigsamen und düstern Ernst deiner kämpfenden Seele. Ja, raffe dein Gewand zusammen vor der Berührung mit trübem Fanatismus und schmutzigem Eigennutz. Siehe wohl zu! Wenn die Frühlinge von den Bergen steigen mit ihren leuchtenden Hoffnungen, dann ergießen sich zahllose schlammige Gießbäche durch die Rinnsale des Landes und über die Plätze der Städte. Daß doch dein schönster Frühling, deutsches Volk, der jetzt zu dir kommt, nicht besudelt würde von den Schlammbächen!

P. Lippert S. J.

Der Freiheitskampf des ersten anatomischen Denkers.

(Zu Vesals 400. Geburtstag.)

Auch in der Geschichte des Geisteslebens sind Freiheitskriege unvermeidlich, erbitterte Kämpfe gegen Knechtung und unberechtigte Autoritätsansprüche, Entscheidungsschlachten zwischen Wahrheit und Irrtum, die zu wehevollen Geburtsstunden neuer Entwicklungsphasen werden. Vorbildlicher Kämpfer und glücklicher Sieger in einem solchen Ringen von unberechenbarer Tragweite war Andreas Vesalius Bruxellensis, um die Jahreswende 1514/15 als Sohn einer Weseler Familie zu Brüssel geboren[1].

Vesal hat Galen überwunden, den berühmten Pergamener, dessen Lehrgebäude und Methode 1300 Jahre die Geister gefangen hielt. Zugleich wurde er der Schöpfer der Anatomie des Menschen und darüber hinaus der Erwecker und Begründer einer neuen Zeit in der Erforschung der organischen Natur, eine Tat, die ohne Bedenken mit der seines großen Zeitgenossen Kopernikus verglichen werden darf. Das Werk vom neuen Weltsystem und die Meisterschrift Vesals über den Bau des menschlichen Körpers erschienen ja auch im gleichen Jahre 1543.

Es ist nicht leicht, wenn auch andere anders dachten, Vesals kulturgeschichtliche Bedeutung zu überschätzen. Dafür ist die quellenmäßige und sehr ausführliche Würdigung, die Professor Roth dem „ersten Anatomen" geweiht[2], ein einziger überzeugender Beweis. Ebenso finden sich in der gerade erschienenen Schrift von Heinrichs „Die Überwindung der Autorität Galens durch Denker der Renaissancezeit"[3] gleichsinnige Erwägungen sowohl über Vesal als auch über dessen Vorkämpfer und Nachfolger.

---

[1] Die Berliner medizinische Gesellschaft feierte das Gedächtnis u. a. dadurch, daß sie an dem Denkmal Vesals zu Brüssel einen Kranz niederlegen ließ (Vossische Zeitung Nr 654, 24. Dezember 1914).

[2] M. Roth, Andreas Vesalius Bruxellensis (VIII u. 500, 30 Tafeln), Berlin 1892, Reimer.

[3] Dr Heinrich Heinrichs, Die Überwindung der Autorität Galens durch Denker der Renaissancezeit. [Renaissance und Philosophie, Beiträge zur Geschichte der Philosophie, herausgegeben von Prof. Dr Adolf Dyroff, 12. Heft.] (80) Bonn 1914, Hanstein.

Hier soll nur das Eigenartige der Tyrannei des Galenismus herausgehoben werden, um an diesem Kontrast die kulturgeschichtliche Bedeutung zu messen, die dem Freiheitskampf Vesals gebührt. Vesal gleicht der Morgensonne, die, selbstherrlich aus der Nacht geboren, die Nacht niederringt und dann den ganzen langen Tag beherrscht.

Es ist eine Tatsache, daß, solange der Zauberring des Galenismus die Geister fesselte, jeder naturwissenschaftliche Fortschritt ausgeschlossen blieb. Dieses Zusammentreffen hat keineswegs in der Gestaltung weltgeschichtlicher Verhältnisse seinen Grund. Zweifellos haben die zerfallenden Ruinen des römischen Reiches Kunst und Wissenschaft vielfach zerschlagen und mit Trümmern bedeckt, deren Wegräumung Jahrhunderte währte. Aber den Galenismus haben sie nicht verschüttet oder jedenfalls doch nicht vernichtet. Einer Versteinerung gleich blieb das starre System ebenso unberührt von der Flut der Zerstörung wie von dem Lebenshauch einer neuen Kultur, die so bald schon aus den Gräbern der alten aufblühte.

Auch die Kirche darf nicht — wie es leider so gern geschieht — für diese hoffnungslose Parallelerscheinung verantwortlich gemacht werden, gerade als ob sie ein Interesse daran haben könnte, durch allerhand Gesetze und Strafen die Entwicklung der naturwissenschaftlichen Forschung zu unterbinden. Davon kann gar keine Rede sein. Was speziell die Anatomie angeht, so versichert der gefeierte Anatom Hyrtl — ich zitiere die 20., letzte Auflage seines unvergleichlichen Lehrbuches der Anatomie des Menschen —: „Das wissenschaftliche Sezieren der Leichen haben die Päpste nie verboten, im Gegenteil den Universitäten ohne Ausnahme die Erlaubnis dazu erteilt, wie es die alten Statuta vieler medizinischer Fakultäten, vor dem Auftreten der Reformation, ausdrücklich anführen. . . . Die Kirche war es, welche die ersten Universitäten ins Dasein rief (Neapel, Bologna, Montpellier, Paris) und somit gewiß nicht die Absicht haben konnte, den medizinischen Fakultäten ihren Lebensfaden abzuschneiden" (S. 52). Und wenn ein Bonifaz VIII. das Abkochen von Menschenleichen verurteilte, das von Kreuzfahrern vielfach angewandt wurde, um die Gebeine der Gefallenen vom Fleisch zu befreien und dann in die Heimat zu übertragen, so ist das eine durchaus verständliche Maßnahme, die sich überhaupt nicht auf das wissenschaftliche Zergliedern von Leichen bezieht. Weder hat die Bulle selbst nach ihrem Wortlaut diesen Sinn und Zweck, noch wurde sie von den Zeitgenossen so verstanden. Dafür sind wissenschaftliche Zergliederungen

unter den Augen kirchlicher Würdenträger, ja selbst im Schatten des päpstlichen Hofes zu Avignon, Beweis genug.

Die Gründe der gänzlichen Unvereinbarkeit von Galenismus und wissenschaftlichem Fortschritt liegen vielmehr in der Eigenart dieses Systems und in der ganzen Anschauungsweise der vorvesalischen Zeit.

Galens System war ein hochaufragendes Lehrgebäude an einer Zeitenwende der Naturwissenschaften. Hirsch (Geschichte der medizinischen Wissenschaften in Deutschland) meint sogar — und wohl nicht mit Unrecht —, daß es in der Entwicklungsgeschichte der Medizin überhaupt kein künstliches System gebe, das so sehr den Stempel einer einheitlichen Vollendung trage und daher geeignet sei, dem wissenschaftlichen und praktischen Bedürfnis der Zeitgenossen und Nachfolger zu genügen, als das galenische, woraus sich der immense Zauber erkläre, den dasselbe länger als ein Jahrtausend ausgeübt habe (S. 10). Doch der eigentliche Glanz des stolzen Systems war nur ein wenn auch wesentliches Element der eintretenden Todesstarre. Als entscheidende Ergänzung trat hinzu die Eigenart der vorvesalischen Zeit, welcher der Autoritätsglaube und die Überlieferung alles galt, selbst in Fragen, die unbedingt andere Erkenntnisquellen verlangten. Als natürlicher Ausfluß dieser Veranlagung kam hinzu, daß man keinen Geschmack fand an naturwissenschaftlicher Untersuchung und erst recht nicht an einer „entehrenden" Zergliederung von Leichen und sich viel lieber, vertrauend auf die Unübertrefflichkeit des unfehlbaren Galen, dem Traum müheloser Spekulation und dem Reiz gewandter Dialektik hingab.

Nicht als ob Beobachtung und Experiment gänzlich ausgeschaltet gewesen wären. Ein Albert d. Gr., der freilich erst dem 13. Jahrhundert angehört, war geradezu ein Meister selbständiger Beobachtung. Doch weder Albert noch seinem Zeitgenossen Roger Baco gelang es, die Naturwissenschaft ihrer Zeit in jenen Entwicklungsgang zu drängen, den sie selber so erfolgreich gingen. Die andern wohl alle — einige verschollene Araber ausgenommen — folgten dem Beispiel Galens, der zwar eigenhändige Untersuchungen empfahl und manche wirkliche Beobachtung seinem blendenden System einfügte, dann aber viel zu rasch zur philosophischen Betrachtung der Dinge hinweg schritt. Auf rein gedanklichem Wege, durch keine zu genaue Kenntnis von Tatsachen verwirrt, suchte er aus dem Zweck der Lebenserscheinungen den verborgenen Bau und die geheimnisvolle Funktion zu ergründen. Bei einer solchen Methode verschlug es wenig, wenn Befunde an Tieren ohne weiteres auf den Menschen übertragen wurden,

was nicht einmal der Erwähnung wert schien. So entstanden wundersame Konstruktionen, wie sie naturfremde Philosophen bauen, in achtzehn Foliobänden alle Rätsel lösend und zugleich wohl unbewußt den berückenden Eindruck vollendeten Wissens und unfehlbarer Sicherheit erweckend. Staunend und beglückt übernahmen die Zeitgenossen die Orakel des wirklich Meistbietenden und übergaben sie unverändert einer lauschenden Gemeinde, die sie ehrfürchtig weitertrug die Jahrhunderte entlang, nicht mehr von Meister und Schüler erwartend, als Pergamentbogen zu „tradieren", zu „glossieren", zu „exzerpieren" und zufällig entdeckte Widersprüche zwischen dem Folioband und der Natur durch eine kunstgerechte Dialektik auszugleichen.

Noch im Jahre 1539 erklärte Vesals Lehrer Sylvius, „zu dessen Füßen die Jugend von ganz Europa saß", „Galens Anatomie für unfehlbar", „das Werk de usu partium für göttlich", „einen Fortschritt des Wissens über Galen hinaus für unmöglich" (Roth S. 65). Viel lieber nahm Sylvius an, daß sich der Bau des Menschen seit Galen geändert habe oder daß Galens Text verstümmelt oder verderbt sei, als einzugestehen, Galen habe sich in irgend einer anatomischen Einzelheit geirrt. „Wenn beispielsweise Galen den Oberarm als längsten Knochen mit Ausnahme des Oberschenkels aufführt, so schiebt Sylvius noch den Unterschenkel in den Text ein. Im Kommentar aber sagt Sylvius, entweder hätten Galens Skelette wirklich längere Oberarme als Unterschenkel gehabt oder der Text sei durch nachlässige Abschreiber depraviert worden" (S. 228). Selbst gelegentliche Gegner Galens, wie ein Berengar von Carpi, waren bei allen Verdiensten, die sie sonst um die Vorbereitung einer neuen Zeit oder vielmehr durch glückliche Kritik um den Abbau der alten haben, im Grunde ahnungslose Anhänger der gleichen aprioristischen Methode. So war Berengar die Kleinheit des menschlichen Blinddarms bekannt. Nach Galen dagegen sollte das Organ sehr groß sein. Aber Berengar sieht hierin „keineswegs einen unversöhnlichen Gegensatz zur alten Anatomie, er bemerkt auch nicht, daß Galen auf Tierpräparate fußt. Er nimmt an, das Organ sei erst neuerlich durch zunehmende Gefräßigkeit geschrumpft" (S. 45).

Auch der Unterricht beruhte auf der gleichen, gänzlich verfehlten Methode. Vesal selbst schildert uns die traurigen Zustände aus eigener Beobachtung. „Demonstrationen und Vorträge wurden von Professoren der Medizin übernommen, nach deren Anweisung Barbiere die Sektion verrichteten. Jene befassen sich überhaupt nicht mit Ausübung der Anatomie, sie sprechen

über Dinge, die sie nicht aus eigener Arbeit kennen, bringen bloße Buchgelehrsamkeit hervor. Hinwiederum sind die zergliedernden Barbiere so ungebildet, daß sie die anatomischen Bücher nicht verstehen, keinen Begriff von der Schwierigkeit ihrer Aufgabe besitzen und den Leichnam mehr zerfleischen als kunstgerecht zerlegen" (Roth S. 20). Und erst die gelehrten Disputationen! Ein Beispiel aus Bologna aus dem Jahre 1544 erzählt von sieben angesehenen Gelehrten, die zitatenreiche, sorgfältig stilisierte Reden gehalten hätten, ohne sich um tatsächliche Befunde auch nur zu kümmern. Die meisten hätten sich für Galen entschieden, einer für Aristoteles, und dieser sei von den Studenten ausgezischt worden (S. 26).

Man war eben von dem Wahne erfüllt, daß die Naturwissenschaften erdacht werden können, und ahnte nicht, daß sie in all ihren Teilen zunächst mit den Sinnen mühsam erarbeitet werden müssen. Zergliederungen an menschlichen Körpern dienten Anhängern und Gegnern Galens in gleicher Weise nicht als Ausgangspunkt neuer Einsichten, sondern immer nur als begleitende Erhärtung der Bücherweisheit. Die entscheidende Erkenntnisquelle war und blieb die Überlieferung, und recht behielt der, welcher über eine möglichst elegante Dialektik verfügte und die meisten, ältesten und bedeutendsten Autoritäten zu verschachern hatte. Was zumal in der theologischen Wissenschaft als unschätzbarer Vorzug der vorvesalischen Zeit gepriesen werden muß, nämlich die einmütige Treue zum überlieferten Depositum fidei, das die Kirchenväter und die großen Theologen der Vorzeit wie Kroninsignien hüteten, mußte besonders für den naturwissenschaftlichen Fortschritt zum Grundirrtum werden, den auch ein Albert d. Gr. nur für sich selbst überwand. Sonst wäre den Naturwissenschaften, wie der Albertusforscher Stadler hervorgehoben hat, ein Umweg von drei Jahrhunderten erspart geblieben.

* * *

Vesal war der „erste anatomische Denker", der erste, der sich auf Grund persönlicher Zergliederung und Beobachtung von der Autorität Galens freizumachen wußte, der erste, der die Menschheit überzeugte, daß Galens Anatomie überhaupt nicht vom Menschen handle, sondern von Affen und Hunden, und daß die wahre Naturerkenntnis aus der lebendigen Natur selbst zu schöpfen sei, nicht aus den toten Folianten altberühmter Autoritäten.

Äußerst glücklich war die Naturanlage dieses seltenen Mannes, unermüdlich sein selbstloser Eifer, den Bau der organischen Natur zu erkennen, im besondern den des menschlichen Körpers, so wie er ist.

Durchaus unbefriedigt von dem Unterricht seiner berühmten Lehrer an der Pariser Hochschule, faßte Vesal, noch nicht 20 Jahre alt, den Entschluß, „mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften und Mitteln der erstorbenen Anatomie aufzuhelfen. Er will sie von den Toten auferwecken und sie besser machen, als sie jemals bei den Alten war, oder doch so weit bringen, daß man einst seine Zergliederungskunst der klassischen an die Seite stellen und sagen dürfe: Nichts sei so zerfallen und mit einem Male so vollendet aufgebaut gewesen als die Anatomie. Aber, so fügte er bei, niemals hätte ich meine Absicht verwirklichen können, wenn ich nicht zu Paris selbst Hand ans Werk gelegt hätte" (Roth S. 68).

Auf jede Art — selbst vor Abenteuern schreckte er nicht zurück — wußte sich Vesal in den Besitz menschlicher Leichen und Gebeinteile zu setzen, die er zuweilen, um seinem Forschungseifer Genüge zu tun, wochenlang in seinem eigenen Schlafzimmer beherbergte. Im Jahr 1536 z. B. geschah es zu Löwen, „daß er sich abends aus der Stadt schließen ließ, nachts allein den Galgen erkletterte und mitten aus der Masse von Leichen einen zurückgebliebenen Rumpf — das übrige hatte er schon vorher geborgen — mit großer Anstrengung herunterholte. Am folgenden Tag brachte er ihn stückweise durch ein anderes Tor heim . . . und setzte das Skelett in so kurzer Zeit zusammen, daß er dasselbe als ein aus Paris mitgebrachtes bezeichnen konnte" (Roth S. 73).

Nach glänzend abgeschlossener Studienzeit als Professor der Anatomie an die Universität Padua berufen, begann Vesal sein Lebenswerk mit der Reform des anatomischen Unterrichts, der von jetzt an nicht mehr auf die Autorität der Alten und auf philologische Textzergliederung aufgebaut wurde, sondern auf die Natur, die allein untrügliche, und auf Zergliederung menschlicher Leichen und Tierkörper. Selbstverständlich war es nun mit der unnatürlichen Trennung zwischen dem erklärenden Medicus und dem zerschneidenden Chirurgus zu Ende. Vesal war Lehrer und Zergliederer zugleich, wie er es während seiner Knabenzeit und als Student zu Löwen und Paris so treu vorbereitet. Der Eindruck der neuen Methode muß ein gewaltiger gewesen sein. 500 Zuhörer und mehr, „darunter zahlreiche hochgelehrte Männer", fanden sich z. B. im anatomischen Amphitheater zu Padua ein; alle hielten aus bis zum Ende, obgleich doch eine Zergliederung drei Wochen und mehr in Anspruch nahm.

Außer der öffentlichen Zergliederung, die er oft in verschiedenen Universitätsstädten wiederholte, unternahm Vesal persönlich in stiller Forscher-

arbeit zahllose Untersuchungen an toten und lebenden Menschen und vergleichend an allen möglichen Tiergruppen, wobei er aus der Beobachtung des täglichen Lebens mannigfache Anregung und Erweiterung seiner Kenntnisse und seiner Präpariermethoden zu schöpfen wußte. Zugleich eignete er sich auf das genaueste die Anatomie Galens an, wozu eine große lateinische Ausgabe, an deren Herstellung er hervorragend beteiligt war, nicht wenig beitrug. Gerade die umfassende Beherrschung der Literatur der Vorzeit drängte ihn zu einem Vergleich mit den Resultaten der eigenen Forschung und offenbarte ihm endlich die verborgene Quelle, aus der der Fürst der Ärzte sein „Wissen" vom menschlichen Körper geschöpft.

Die Entscheidung folgte um das Jahr 1540, wahrscheinlich, wie Roth meint (S. 112), gelegentlich eines Vergleichs zwischen einem Affen- und Menschenskelett. Galen hatte einen Lendenwirbelfortsatz als menschlich beschrieben, den Vesal nicht bei Menschen, sondern beim Affen fand. Der Schlüssel zur Anatomie Galens war gefunden. Von da ab löst sich Vesals Forschung und sein Unterricht noch mehr als zuvor von der Vergangenheit los. Ohne jemals einen Satz aufzustellen, den er nicht mit Sicherheit wiederholt aus Beobachtungen am menschlichen Körper gewonnen hat, „ermahnt er jeden, keinem Buch, auch nicht dem ältesten zu glauben, was die Zergliederung nicht einmal oder mehrmals erwiesen hat; er bittet alle Erregung beiseite zu lassen und mit ruhigem Blut das Präparat zu prüfen; er zeigt auf das gründlichste, wie die Worte Galens auf den Hund oder Affen passen und wie anders sich die Anatomie des Menschen verhalte. Im Verlauf der öffentlichen Zergliederung macht er auf weit mehr als 200 Irrtümer Galens aufmerksam" (Roth S. 115).

Vesals Reformtat wurde vollendet durch die Herausgabe eines von Grund aus neuen Werkes über den Bau des menschlichen Körpers (de humani corporis fabrica libri septem), dessen Niederschrift 1540 begonnen wurde und das im Jahre 1543 zugleich mit einem ergänzenden Auszug (Epitome) zu Basel erschien. Dieses Werk von 700 Folioseiten mit mehr als 300 zum Teil kunstvollen Naturbildern[1], das 1552 und 1555 zum zweitenmal in noch höherer Vollendung von Vesal herausgegeben

[1] Die Symbolik der 24 großen Tafeln der beiden Werke ist ergreifend und deutet auf Vesals tiefgläubiges frommes Gemüt. Von den drei Skeletten der Fabrica z. B. steht eines am offenen Grabe, der rechte Arm ist auf einen Spaten gestützt, der linke ausgestreckt über die Vergänglichkeit der kleinen Erde, das Haupt ist ein wenig zurückgelehnt, die Augenhöhlen zum Himmel gerichtet. Das zweite

wurde, ist die klassische Zusammenfassung seiner sämtlichen Studien und Entdeckungen und eine niederschmetternde Kritik der traditionellen und zeitgenössischen Anatomie, ein Meisterstück unübertrefflicher Sachlichkeit und einer ganz neuen, von der Natur ausgehenden, rein wissenschaftlichen Methode. Es ist das erste und grundlegende Werk der menschlichen Anatomie, das den Glanz des Galenismus und der ganzen anatomischen Vergangenheit auslöscht, die Schwesterwissenschaften der Anatomie zu neuem Leben erweckt und wie ein lichter Stern, der nicht mehr untergeht, der Zukunft Wege weist zu Entdeckungen, zu Fortschritt und Vollendung. So groß ist die Bedeutung dieser ersten wissenschaftlichen Anatomie, daß, wie Vesals Biograph feststellt (S. 279), ihr Ansehen mit dem Rückgang und dem Aufschwung der Anatomie überhaupt sinkt und steigt. „Anatomie und zugleich anatomische Forschungsmethode ist Vesals Schöpfung" (Vorwort S. 6), oder wie Heinrichs zusammenfaßt: „Die geschichtliche Bedeutung Vesals liegt in erster Linie darin, daß er dem blinden Autoritätsglauben auf einem der wichtigsten Gebiete ein Ende setzte. Ein Reformator der Anatomie, leitet er auch die Physiologie aus dem Dickicht der Spekulation auf den Weg der empirischen Untersuchung hinüber" (S. 39).

Vesal war ein vorbildlicher Reformator, der selbstlos und vorurteilsfrei nur sachliche Ziele verfolgte auf sachlichen Wegen. Gleichwohl sind ihm Haß und Verleumdung nicht erspart geblieben, wenn es auch geschichtlich unwahr ist, daß er von der Inquisition verfolgt wurde. Einmal trieb es ihn so weit, daß er eigene wissenschaftliche Sammlungen und wertvolle Manuskripte ins Feuer schleuderte. Tief kränkte ihn besonders die ablehnende Haltung seines alten Lehrers Sylvius, der wohl aus Neid bis zuletzt an Galens Unfehlbarkeit festhielt und von seinem Schüler verlangte, alles gegen Galen Vorgebrachte zurückzunehmen. Vesal antwortete ihm, daß er auf dem Gebiete der Anatomie überhaupt keinen Lehrer anerkenne. Von einem Widerruf könne keine Rede sein; denn er habe das Lügen nicht gelernt. Die Nachwelt würde seine Sache entscheiden.

Skelett steht vor einem Monument in stiller Erwägung. Die knöcherne Rechte ruht auf einem Schädel, die Linke stützt das Haupt, dessen Augenhöhlen auf dem Schädel ruhen; die Füße sind leicht übereinander geschlagen; auf dem Monument selbst lesen wir den Inhalt der tiefen Betrachtung: Vivitur ingenio, caetera mortis erunt. Über das Grab gebeugt steht das dritte Skelett, die Hände zu flehentlichem Gebet vor der Stirn gefaltet.

Vesal starb bereits 1564 auf der Heimkehr von einer Pilgerfahrt nach Jerusalem. Mannigfache Fabeln[1] verhüllen den Beweggrund und die Erlebnisse dieser frommen Reise. Wahrscheinlich ist nur, daß der große Anatom auf der Insel Zante starb, wo er in einer Kapelle der heiligen Jungfrau unter der Grabschrift beigesetzt wurde: Andreae Vesalii Bruxellensis tumulus, wozu Hyrtl, wohl an die Verleumdungen Vesals im Leben denkend und an die Unwahrheiten anderer Grabsteine, geistreich bemerkt: „Dieser Grabstein lügt wenigstens nicht".

* * *

Jeder Zeit und jedem Volk schlägt ihre Stunde. So groß darum auch die Bewunderung der vesalischen Tat und des vesalischen Jahrhunderts sein mag, so wäre es doch ungerecht, wollte man das vorausgehende Jahrtausend einzig aus dem Grunde mit Schande bedecken, weil es — von einzelnen überragenden Geistern abgesehen — die naturwissenschaftliche Methode weder suchte noch fand. Wer die Wahrheit liebt und die Gerechtigkeit, darf nicht in den engen Schluchten beschränkter Interessensphären bleiben, wenn er Weltgeschehnisse und große Kulturzusammenhänge werten will. Er soll aus der beengenden Tiefe auf hohe Berge steigen, welche die ganze Landschaft mit all ihren Schluchten beherrschen und die weitesten, fernsten Aussichten auftun. Dann wird er gerade dort, wo er Finsternis und Todesschatten vermutete, Ströme von Licht und Leben entdecken, glänzende Denkmäler von Kunst und Wissenschaft, die bis zum Himmel ragen und bis zu den fernsten Tagen der Menschheit. Und wer sich so weit über alle Erdenkultur zu erheben vermag, daß er Gott und Seele noch höher schätzt und den alten Glauben, den die Kirche des Herrn makellos durch jenes gärende Jahrtausend trug, wird kaum noch ein Verhängnis darin sehen, wenn sich die Geister gleichsam aus Treue zum Überlieferungsprinzip auch dort gefangen gaben, wo gerade das unentwegte Festhalten an der Überlieferung jeden Fortschritt hinausschieben mußte.

[1] Wie wir aus dem Januarheft der Zeitschrift der englischen Jesuiten (The Month 1915 S. 104) entnehmen, hat neuestens Dr G. Matheson Cullan in einem Aufsatz The Passing of Vesalius in The Edinburgh Medical Journal (das uns jetzt während des Krieges leider nicht zur Verfügung steht) den Schleier gelüftet, der die letzten Jahre des großen Anatomen verhüllt, und die Schaudermären über Zergliederungen am lebendigen Menschen als gänzlich unbegründet zurückgewiesen. The Month bestätigt, daß Cullan aus ersten Quellen geschöpft habe.

Hermann Muckermann S. J.

Weltleid und Gottesglaube nach der neueren Philosophie.

Wie Kant für das vergangene Jahrhundert das Schlagwort Erkenntnistheorie ausgab, so hatte Leibniz seine Zeit und die ihm folgenden Philosophengeschlechter durch das Schlagwort Theodizee beherrscht. Zur Theodizee, d. h. zur Rechtfertigung Gottes, zum Schutze der Einsicht und des Glaubens, daß Gott trotz der Mängel der Schöpfung unendlich gut, heilig und gerecht ist, hatte ihn Bayle gezwungen, der zwar nicht in systematischer Art, aber unermüdlich, an den verschiedensten Stellen seiner einflußreichen Schriften und mit aller Schärfe das Übel als Einwand gegen Gott vorführte. Dieser „leibhaftige Widerspruchsgeist", wie ihn Kuno Fischer, dieser „dialektische Guerillahäuptling", wie ihn Feuerbach kennzeichnet, wollte nach seiner Behauptung weiter nichts als der selbstsichern Anmaßung der bloßen Vernunft entgegentreten, um sich desto gewisser auf den Glauben zu stützen; er nehme Dasein und Vollkommenheit Gottes durchaus an, ja die Tatsachen zeigten auch, daß ein ganz gütiger Gott das Übel in die Welt setzen könne. Der tatsächliche Erfolg des unaufhörlich wiederholten Vortrages seiner Zweifel war aber, daß die Gläubigen aufs äußerste beunruhigt wurden.

Leibniz setzte nun den Bayleschen Verneinungen eine durchgreifende Bejahung entgegen, indem er die Lehre aufstellte, die Welt, in der wir leben, sei von allen möglichen überhaupt die beste. Als großer Philosoph, der Leibniz war, hat er sich die Theodizee nicht leicht gemacht, sondern wie man an seinem Hauptwerke deutlich sieht, die Schwierigkeiten der Aufgabe lebhaft empfunden. Von seinen Nachfolgern kann man nicht mehr dasselbe sagen. Schon Wolff nahm es ersichtlich leichter, und späterhin gerieten neben den Philosophen auch die Poeten in ein wahres Geschwärme über die beste der Welten. Man schien Mißklänge in der Welt kaum noch zu hören, Mängel und Schäden kaum zu sehen. In England lieferte Shaftesbury das Seitenstück zur „Theodizee" des Leibniz in seiner fast gleichzeitig erschienenen „Rhapsodie der Moralisten", aber schon von ihr hat die Kritik gesagt, es sei die Theodizee des schöngeistigen Lord, der im

Verein mit gleichgestimmten Freunden, fern von den Mühen und Plagen der Durchschnittsmenschen, sich in das blühende Leben seines Parks und allerlei interessierende Studien vertiefen könne. Shaftesbury hielt das Übel für Schein und war der Ansicht, daß man keiner Theodizee bedürfe. Der etwas spätere David Hartley behauptete sogar aus Gründen a priori, alle Einzelnen seien tatsächlich und stets unendlich glücklich[1].

In der gegenwärtigen blutigen Zeit wird niemand den Mut haben, einen Wehzerschlagenen mit jenen Lehren eines maßlosen Optimismus zu trösten. Die Welt, die jetzt unter unerhörten Leiden stöhnt, ist wahrlich nicht die beste mögliche. Auch der sonst unentwegteste Anhänger der Notwendigkeit in Natur und Geschichte wird gerne zugeben, daß auch eine Welt möglich wäre, in der nicht solche Ströme von Blut flössen, solche wütende Zerstörung von Gütern und Werten aller Art betrieben würde, so erbitterte Feindschaft die große Menschheitsfamilie auseinanderrisse.

1. Die Gegenwirkung gegen die optimistische Leichtmütigkeit konnte auch damals nicht ausbleiben. Hume hat hierin wie in der Erkenntnistheorie Kant vorgearbeitet. Gab der Optimismus sich allzuschnell mit dem Weltübel zufrieden, so verfiel Kant in völlige Verzweiflung an aller Theodizee; indem er nicht bloß das Unzulängliche, sondern auch das Kräftige und Gesunde ablehnte, was der Optimismus aus Altertum und Mittelalter übernommen und weiterentwickelt hatte, erklärte er das Problem für unlösbar und schrieb 1791 seine kleine Abhandlung: „Über das Mißlingen aller philosophischen Versuche in der Theodizee". Weniger aus der schwächlichen, an Bayle bei weitem nicht heranreichenden Kritik der früheren Theodizee, als aus Kants System überhaupt, wonach wir vom Übersinnlichen und dessen Zusammenhang mit dem Sinnlichen theoretisch nichts wüßten, erfloß für ihn die Folgerung, daß eine Theodizee nie möglich sein werde. Es gäbe nur eine praktische Annahme, daß sich das Übel, kraft des regulativen, wenn auch nicht konstitutiven Prinzips der Zweckmäßigkeit,

[1] Eingehendes findet man in den vier preisgekrönten Schriften, die durch die Walter Simon-Preisaufgabe der Kant-Gesellschaft veranlaßt wurden: J. Kremer, Das Problem der Theodicee in der Philosophie und Literatur des 18. Jahrhunderts, Berlin 1909; O. Lempp, Das Problem der Theodicee in der Philosophie und Literatur des 18. Jahrhunderts, Leipzig 1910; H. Lindau, Die Theodicee im 18. Jahrhundert, Leipzig 1911; R. Wegener, Das Problem der Theodicee in der Philosophie und Literatur des 18. Jahrhunderts, Halle a. S. 1909. Eine fünfte, nicht preisgekrönte Schrift: K. Mühlenhardt, Deismus, Pantheismus und natürlicher Theismus, Berlin-Wilmersdorf (o. J.), besprachen die Stimmen aus Maria-Laach LXXVIII 339 f.

zu einem guten Endzweck fügen werde; was wir darüber nicht wüßten, das sollten wir glauben, als ob es so wäre.

In der von Kant angewiesenen Richtung liefen in der Folge bis heute jene Strömungen der Theodizee, die im Bette der Theodicaea perennis zu fließen verschmähten[1]. Es ist nicht mehr eine Theodizee, eine Rechtfertigung Gottes, der ja nicht in Frage kommt, sondern eine Rechtfertigung des Alls oder der Natur, oder wie man gerade in neuester Zeit häufig lesen konnte, irgend eine bejahende Antwort auf die Frage nach dem Sinn des Übels, eine Theodizee somit, die ihren alten Namen ganz zu Unrecht behalten hat. Es fragt sich für sie nicht, ob der Schöpfer der Welt gut und vollkommen sei, sondern ob die als unvollkommen hingenommene Natur oder Gottnatur trotz allem, und ohne daß man in Pessimismus versinke, noch gut genannt werden dürfe; es ist eine Theodizee nicht des Vollkommenen, sondern des Unvollkommenen, nicht der fleckenlosen, sondern der mit Übeln behafteten Güte. Während sie keinen Anlaß mehr nimmt, auf die Wirkursache der Welt zurückzuschauen oder sie vor Angriffen zu schützen, sucht sie desto mehr in Zwecken und Zielen des Übels einen Grund, mit der Leidenswelt sich abzufinden. Soweit sie aber bei alledem darauf verzichtet, sichere und endgültige theoretische Erkenntnis zu vermitteln, begnügt sie sich, als praktische Richtschnur und praktischer Trost zu gelten, woran man in Ermanglung eines Besseren bis auf weiteres sich halten möge.

Solches Zurückweichen vor einer entschiedenen Theodizee zeigten sogleich die großen Erben Kants. Zwar hielten sie an irgend einer Annehmbarmachung des Übels fest. Auch wenn sie, wie schon der erste, Fichte, jedes Ding an sich außer dem Ich abstritten, wollten sie doch rechtfertigen, weshalb denn dieses Ich oder dieses irgendwie geartete Grundprinzip sich zu einer so unvollkommenen, mit so viel Schmerz und Übel geplagten Welt entfaltete. Die Welt, wie sie leiderfüllt ist, einfach hinnehmen, will ja der Mensch nicht; die Erkenntnis, daß nur das Gute, nicht aber das Böse sein eigenes Dasein erklärt, liegt ihm zu nahe, als daß er in irgend einer Weltanschauung unterlassen könnte, nach dem Warum, genauer: nach dem Woher und Wozu des Übels zu fragen. Bei der Beantwortung der Frage nach dem Woher kommen freilich alle pantheistisch Gerichteten auf einen eingestandenermaßen unauflösbaren Widerspruch; namentlich Schelling hat

[1] Siehe dazu O. Willareth, Die Lehre vom Übel in den großen nachkantischen Systemen der Philosophie und Theologie, Straßburg 1903.

so mächtig wie fruchtlos mit dem Rätsel gerungen, wie in das Absolute das Übel hineingekommen sein solle. Desto stärker tritt dann, wie bemerkt, das Bemühen hervor, auf die Frage nach dem Wozu eine erfreuliche Antwort zu bieten.

Fichte gibt sich dabei geradezu als Optimisten und lehrt ähnlich wie Leibniz, freilich auf völlig veränderter Grundlage, die beste Welt. Es sei nur eine Welt möglich, eine durchaus gute. „Alles, was in dieser Welt sich ereignet, dient zur Verbesserung und Bildung der Menschen und vermittelst dieser zur Herbeiführung ihres irdischen Zieles.“ [1] Fichte faßt Gott pantheistisch als moralische Weltordnung; diese bewirke, daß jede gute Handlung gelinge, jede böse sicher mißlinge. Es bedürfe nicht immer der klaren Einsicht im Einzelfalle, wie alles sittlich zum Besten gereiche; je länger desto mehr vertraut Fichte mit einer Art religiöser Ehrfurcht, daß es so sei, eben weil „Gott“ es füge, während abgesehen von „Gott“ es mit dem Gerede von der besten der Welten nichts wäre. Damit lehnt sich Fichte zu einer von jeher beliebten und wirksamen Art der Theodizee zurück: Gott ist gut, auch wenn dem kleinen Menschen seine Fügungen nicht gut erscheinen.

Für Schelling blieb durch die verschiedenen Stufen seines Entwicklungsganges die Anschauung bezeichnend, daß das Böse im Individuellen läge; dieses, das vom einen Absoluten sich losreißende, sei ein nicht-sein-sollender Auswuchs. Doch diene sein Abfall von der ungetrübten Einheit des Absoluten zu dessen vollendeter Offenbarung. Die Weltgeschichte sei der Reinigungsprozeß, wodurch alles zur höheren Vollkommenheit gebracht werde; ein Geist dichte in all den verschiedenen, beschränkten Schauspielern und Mitdichtern des Weltspiels und lenke das scheinbar verworrene in vernünftiger Entwicklung. Zur Begründung übertreibt Schelling, wie zahlreiche Spätere, die an sich richtige Anschauung, daß im Kampfe sich das Gute stärkt. Er meint: „Jedes Wesen kann nur an seinem Gegenteil offenbar werden, Liebe nur in Haß, Einheit in Streit.“ [2] „Aus diesem Grunde ist auch jene Rede richtig, daß, wer keinen Stoff noch Kräfte zum Bösen in sich hat, auch zum Guten untüchtig sei.“ [3] Ohne den Satan, heißt es in der „Philosophie der Offenbarung“ [4], würde die

[1] Die Bestimmung des Menschen. Werke II, Berlin 1845, 307.

[2] Philosophische Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freiheit. Werke 1. Abt. VII, Stuttgart 1860, 393. [3] Ebd. 400.

[4] Werke 2. Abt. IV (1858) 271.

Welt einschlafen, die Geschichte stillstehen und versumpfen. Wie viel Übertreibung hier mitredet, zeigt sich besonders in den Folgerungen über Gott: „Damit also das Böse nicht wäre, müßte Gott selbst nicht sein“ [1], oder: „Leiden ist allgemein, nicht nur in Ansehung des Menschen, auch in Ansehung des Schöpfers, der Weg zur Herrlichkeit“ [2]; ebenso in der optimistischen Folgerung, daß unsere Welt die beste sei. Zwischen solcher Überschätzung des Übels und dessen ganz pessimistischer Verwünschung, der Schelling in „Bonaventuras Nachtwachen“ vorübergehend verfiel, liegt die Wahrheit in der Mitte: Das Übel ist ein Weg zur Herrlichkeit, nur für eine bestimmte Herrlichkeit der einzige. Aber recht hat Schelling mit dem Gedanken, daß nur um des Guten willen das Übel in der Welt ist: „Der Wille zur Schöpfung war also unmittelbar nur ein Wille zur Geburt des Lichtes und damit des Guten.“ [3]

Wie Hegel, der Vernunftselige, vom Übel denke, braucht man gar nicht im einzelnen zu belegen. Ihm ist ja das Vernünftige wirklich und das Wirkliche vernünftig, auch wo das Wirkliche unsern Wünschen feindlich gegenübersteht. Das Gefühl des Übels entwickelt den Trieb zu tätiger Befriedigung; alle Gegensätze und Kämpfe, die in der Geschichte hervortreten, sind nach Hegel gut, weil notwendig zur Selbstentwicklung des absoluten Begriffs durch Natur und Geschichte hindurch. Ja die Vorsehung als die „absolute List“ bringt durch die Menschen, die sie mit ihren Leidenschaften und Interessen gewähren läßt, Anderes und Besseres hervor, als sie selber bezwecken; nichts ist verloren, alles dient dem großen Ziele.

Auch Schleiermacher sah das Übel mit freundlichen Augen an. Das Einzelne sei wohl böse, aber die Welt als Ganzes sei gut und vollkommen, eben weil sie intellektuell und praktisch ergiebig ist als Quelle der Erkenntnis und Material des Handelns, angemessen für die höchsten Angelegenheiten des Geistes und der Frömmigkeit. Wie sich Schleiermacher das Verhältnis des Übels zu Gott dachte, ist bei ihm, dem zwischen Theismus und Pantheismus Hin- und Herschwankenden, kaum festzulegen, so wenig wie wenn in neuester Zeit etwa Troeltsch in seinem Theodizeebeitrag zu dem Handwörterbuch „Die Religion in Geschichte und Gegenwart“ sagt, das Ganze habe darin seinen Sinn, daß Gott selber reicher

[1] Werke 1. Abt. VII 403.
[2] Die Weltalter. Werke 1. Abt. VIII (1861) 335.
[3] Werke 1. Abt. VII 402.

werde, wenn er sein Leben ewig ausweite zu der Fülle der an seinem Wesen teilhabenden freien Persongeister, diese aber würden durch Leid und Sünde zur Preisgabe des endlichen Selbst hingeleitet.

Weniger Zweifel über den Sinn seiner „Theodizee" läßt z. B. der entschiedene Pantheist Paulsen, der sich vorstellt, daß einmal im Leben „Gottes" alle Gegensätze und Disharmonien, ähnlich wie es bei uns Einzelwesen gelegentlich vorkommt, sich in eine große Harmonie auflösen[1]. Ähnlich ein neues Buch[2] mit übrigens unklaren „mystischen" Zukunftszielen, das die Übel in „ihrer metaphysischen Größe" dadurch würdigen will, daß der „ewig werdende Gott" sich ständig vervollkommne, indem die endlichen Wesen sich gotten und die Weltidee in immer neuen Erlebnissen erkämpfen.

Alle diese Philosophen sind Optimisten und Idealisten, wenn auch zum Teil gemäßigte, die unsere Welt nicht gerade für die allerbeste, doch für gut halten. Nietzsche dagegen ist im Grunde Pessimist; ihm scheint die wahrere Seite des Daseins, wo sich sein Wille und Wesen deutlicher ausspricht, im Bösen, Furchtbaren, Tückischen, Dämonischen zu liegen. Aber Nietzsche ist doch nicht Pessimist wie die andern, Schopenhauer, Hartmann, Bahnsen, Mainländer, die mit der Verneinung enden; er mißt sich mit dem Bösen in trotzigem Grimm und verkündet, besonders in den hinterlassenen Bruchstücken „Der Wille zur Macht" einen „Pessimismus der Stärke". Wie er schon in seinen Anfängen eine bemerkenswerte Vorliebe für Theognis gezeigt hatte, der zuerst im Abendlande Gottes Weltregierung angegriffen zu haben scheint, so endete er als erbitterter Feind des Gottes der Güte. Mit abstoßenden Lästerungen weist er die alte Theodizee zurück: nicht höchste Güte solle gelten, sondern höchste Macht. Nietzsche will jasagen gerade zum Bösen; er will das Übel genießen pur, cru, will das Sinnlose interessant finden, am Gefährlichen und Zweideutigen sich entzücken, das Lächerliche und Absurde lieben, an der bisher verneinten Seite des Lebens die ardeurs des Sieges verkosten, ja sogar die ewige Wiederkehr des gleich Sinnlosen mit entschlossenem amor fati umfassen. Das ist, wenn wörtlich genommen, die Verkehrung des menschlichen Glückverlangens, das Nietzsche allerdings als Herdeninstinkt zu verfemen sucht, nicht mehr eine Besiegung des Übels durch das Gute, sondern die Apotheose des Bösen selbst, ein

[1] Über diese Theodizee im Zusammenhang siehe B. Schulte-Hubbert, Die Philosophie von Friedrich Paulsen, Berlin (o. J.), 81 ff 108 f.

[2] E. Hammacher, Hauptprobleme der modernen Kultur, Leipzig 1914, 221 f.

Optimismus der Perversität. Die Nietzschevulgarisatoren Horneffer und Maurenbrecher vertreiben in unsern Tagen, wenn auch abgeschwächt, ähnliche Ideen.

Nach Nietzsches verzerrter Anstrengung, das Übel zum Segen zu stempeln, empfindet man es fast als eine Wohltat, wenn ruhigere Schriftsteller mit klaren Worten zum Kantschen Nichtwissen zurückkehren: Wir wissen die Lösung nicht, laßt uns handeln!

„Die Religion ... fordert eine Überwindung des Ungöttlichen und Widergöttlichen durch Tat und Arbeit, nicht durch Begriffe und Worte." [1]

„Dem Übel in der Welt gegenüber haben wir mithin, wie Eucken es einmal kurz und bündig zusammenfaßt, lediglich eine praktische Aufgabe." [2]

„Die Rechtfertigung der Weltordnung — heiße sie Gott, Vorsehung, Schicksal, Notwendigkeit, Sittengesetz oder wie sonst — geschieht nicht durch Begriffe und logische Beweise, sondern lediglich durch eine Tat, durch eine Willenstat, durch eine enthusiastische Erhebung des Selbstgefühls zur Würde der menschlichen Freiheit." [3]

2. Man kann die zahlreichen Bemühungen des vergangenen Jahrhunderts, auf die uralten Fragen um das Leid der Welt eine Antwort zu geben, nicht am prüfenden Blicke vorüberziehen lassen, ohne viel Aufrichtendes und Versöhnendes in ihnen festzustellen, trotz des unerbittlichen Ernstes, womit unsere Zeit voll Blut und Feuer alles Unechte, nur Schillernde von sich weist.

Gut ist ohne Zweifel der Idealismus und maßvolle Optimismus, mit dem an einem bejahenden Sinn des Lebens und an der Übermacht des Guten festgehalten wird. Gewiß scheint in der herben Wirklichkeit das Übel zuweilen zu siegen. Ein Soldat, halb im Schlamm seines Grabens versunken, von einer sausenden, heulenden, krachenden Hölle umtobt, mit Blut und Fleischfetzen seiner zerrissenen Kameraden bedeckt, dann gräßlich verwundet, in tagelanger Verlassenheit zum stummen Himmel aufstöhnend und schreiend — ein friedlicher Landmann im Kampfgebiet, dem die Heere seine Ernten zerstampfen, schanzende Soldaten und platzende Granaten die kostbare Fruchterde zu Grunde richten, der seine Tiere zerstreut und weggenommen, sein Haus ausgeraubt und zerschossen, Gattin, Kinder, Gesinde, greise Eltern ins Elend verscheucht sieht — unausdenkliche Kriegsschrecken nicht nur von Einzelnen, sondern von ganzen Land-

[1] R. Eucken, Der Wahrheitsgehalt der Religion [3], Leipzig 1912, 345, vgl. 357 f.

[2] H. Lindau, Die Theodicee im 18. Jahrhundert, Leipzig 1911, 176.

[3] R. Wegener, Das Problem der Theodicee in der Philosophie und Literatur des 18. Jahrhunderts, Halle a. S. 1909, 181.

strichen und Völkern, Armeen Verwundeter und Sterbender getragen —, wo bleibt da der Glaube an die gute Welt? Dennoch ist es recht, daß die Überzahl der Philosophen dem Pessimismus widerstehen und lehren: Pessimismus ist Stimmung, auch himmelhoch jauchzender Optimismus ist Stimmung, These aber ist der gemäßigte Optimismus. „Die Grundstimmung der Theodizee scheint ewig wie die Sterne." [1] Die Welt ist ein Wert und ein Sinn; neben und über dem Übel herrscht das Gute; es gibt eine Theodizee der Geschichte.

Auch wo das Übel vorzuherrschen scheint, besteht es um des Guten willen. Diese Dienstbarkeit des Übels fortgesetzt betont zu haben, ist ein anderes, wofür man der neueren Theodizee dankbar sein kann. Sie folgte hierin mit Recht der alten, die unermüdlich darauf hinwies, daß das Gute Ziel oder Bedingung des Übels sei. Auch das unermessene Kriegsübel ist dem Guten hörig. Es soll dem sichern Rechte seinen Platz erkämpfen und zweifelhaftes, da andere Mittel nichts mehr vermögen, entscheiden. Es ruft in den Kämpfern alle äußere und innere Kraft auf den Plan und macht sie zu Helden. Es reinigt als furchtbarer Sturmwind wieder einmal die Erde von verdorbenen Dünsten, die aus Friedens- und Kulturpfützen aufgestiegen sind und mit guten Worten nicht zu bannen waren. Über alles aber — hier freilich versagt viele moderne Theodizee: das Kriegsleid wie alles andere Leid hat sein Ziel und Ende im ewigen Himmel. Der Himmel belohnt alles, gleicht alle irdischen Ungerechtigkeiten aus, reicht den Zeiten riesengroßen Leides seine glänzendsten Kronen.

Ohne den Himmel gäbe es keine erträgliche Theodizee, am allerwenigsten für das Kriegsübel, wo gerade die, die für die Saat des Sieges am meisten opfern und dulden, von dessen irdischen Früchten am wenigsten ernten. Den Himmel aber mitverstanden, darf man begrüßen, daß auch unter den Modernen der Wert und Ruhm des Kampfes zuweilen als Rechtfertigung des Leides genannt wird. Es sei, lesen wir, das Schönere, in Kampf und Streit sich selber zu dem zu machen, was man ist. Nur der Schwache lehne den Schmerz ab, nur der Feige wolle lieber Geschenke als Kampfpreise. Behagliche Weltweisheiten wie der Rentnermonismus Ostwalds seien schon deshalb zu verwerfen, weil sie das Leid als etwas Abzuschaffendes, durch den Weltfortschritt zu Entfernendes ausgeben. Heroische Stimmung sollten wir haben, danken sollten wir für

[1] H. Lindau, Die Theodicee im 18. Jahrhundert, Leipzig 1911, 2 52.

jedes Hindernis auf unsern Wegen, gerade das traurigste Geschick sollten wir am inbrünstigsten lieben.

Leibniz[1] sieht in der Art, wie wir mit unsern eigenen Kräften uns durchkämpfen, eine besondere Ebenbildlichkeit mit Gott, und hübsch bemerkt er, Gott erfreue sich gleichsam an uns kleinen Göttern, unserem Regieren und Fortschreiten in unserer kleinen Welt, so wie wir uns an den Tätigkeiten der Kinder erfreuen. Daß es für Gott eine Ehre bedeutet, in der Welt das Böse zu besiegen, hebt der protestantische Theologe Richard Rothe[2] hervor, indem er die Möglichkeit einer Theodizee gerade darin erblickt, daß Gott mehr aus der Welt machen kann, als sie jetzt ist. Für den Menschen aber stellt der katholische Theologe Heinrich Straubinger[3] die lichtvolle Formel auf: „Es (das Leiden) ist eine spezifische, durchaus eigenartige und selbständige Form des Wirkens für die Ewigkeit in dem Sinne, daß der Mensch eine bestimmte Form des ewigen Lebens nicht erlangen könnte ohne das Leiden."

Hier rühren wir an den Kernpunkt der Theodizee. Gott hätte die Welt auch leidlos schaffen können; sie wäre dann in mancher Beziehung besser gewesen. Aber etwas hätte ihr gefehlt, ein Wert, eine Ehre, die sie nur als leidende, leidbesiegende haben kann. Leidbewährung ist ein Eigenwert, ein Einziges und Einmaliges, das in sonst unbekanntem Glanze, wie aus tiefen, heilig stolzen Augen, durch die Ewigkeit leuchtet. Die Theodizee hat seit ältester Zeit den Gedanken von der Stufenleiter der Dinge geliebt: es solle nicht alles in der Schöpfung gleich sein, sondern verschiedengestaltet sollen die Dinge den Reichtum des göttlichen Wesens darstellen und auslegen. Ja, und die Schmerzgeprüften sind Juwelen Gottes, die durch nichts in Himmel und Erde voll ersetzt werden können. Der Mensch und die Menschheit werden einmal Gott danken, daß sie durch schwere Stunden gingen[4].

Noch etwas Gutes dürfen wir an der modernen Theodizee finden, obzwar wir es aus einem Irrtum herausschälen müssen. Nicht grübeln, sondern handeln! In der Tat, abgesehen von der falschen agnostischen Begründung, eine bessere Regel gibt es für die Leidenden nicht. Da wir aus guten Gründen gewiß sind, daß denen, die Gott lieben, alles zum

---

[1] Théodicée p. 2, n. 147; Opera philosophica, ed. J. E. Erdmann, Berolini 1840, 548. [2] Theologische Ethik III[2], Wittenberg 1870, 172.

[3] Gott in seinen Beziehungen zum physischen und moralischen Übel nach Spickers Auffassung, im Philosophischen Jahrbuch XXIII, Fulda 1910, 439.

[4] Der Verfasser suchte diese Gedanken in den Vordergrund der Theodizee zu rücken in seiner Broschüre: Kriegsleid und Gottesglaube, Münster 1914, Aschendorff.

Besten gereicht, da wir nie weniger im stande sind, unparteiisch die Wahrheit zu sehen, als wenn der Druck des Leides uns gegen sie einnimmt, da nichts uns so lähmt und schädigt wie das untätige Brüten über dem Schmerz, laßt uns entschlossen unserer Seele das Fragen und Klagen verbieten; legen wir vielmehr Hand an, das Leid zur Krone zu schmieden! Es war ein unschätzbarer Segen, daß in unserer schweren Zeit die Völker so und nicht anders handelten. Mußte man nicht staunen, wie wenig Murren zu hören war? Sonst sind die Menschen so schnell bereit, die Vorsehung anzuklagen und ihr, wenn sie nicht lauter Blumen streut, den Glauben zu kündigen. Aber diesmal umfaßten sie die schwersten Opfer mit williger Freude: Es muß sein; wir halten durch, und koste es Leben und alles! Wir klagen nicht gegen Gott; wir bitten ihn nur, daß er uns siegen helfe! So viel ist es wert, daß man zum Übel nicht träge grübelnd, sondern mutig wirkend stehe[1].

Freilich liegt in der Herleitung dieser Regel aus der Kantschen Zweifelspekulation, überhaupt im Verzagen an einer wahren und wirklichen Gottesverteidigung zugleich die unheilbare Schwäche all der modernen Theodizee, die außerhalb des Glaubens an den unendlichen, persönlichen Gott steht. Hume, zuzeiten Voltaire, Stuart Mill, der Oxforder Pragmatist Schiller reden wegen des Übels in der Welt einem endlichen „Gott" das Wort. Aber gerade wer den unendlichen Gott nicht annimmt, muß der unbedingten Hoffnung entsagen, daß das Übel in einem überwältigenden, alles besiegenden Guten seine restlose und gewisse Rechtfertigung finde; er verliert zugleich die Möglichkeit, für das Gute, woran das Übel haftet, den zureichenden Weltgrund zu finden, der nur das unendliche, durch sich selbst vollkommene Wesen sein kann. Sowohl für das Gute wie für das Böse bedarf die Welterklärung des vollkommenen Ausgangs- und Endpunktes: für das Gute, damit es bestehe, für das Böse, damit es erträglich werde.

Wan uns lêrt alle kreatûr,
Si sî denn guot oder sûr,
Daz man dich, herre, minnen sol[2].

Es besteht keinerlei Notwendigkeit, daß die unendliche Freiheit eine gute Welt noch besser schaffe, aber für jede Stufe der Weltgüte besteht die Notwendigkeit, daß der unendliche Schöpfer lebe.

---

[1] Siehe hierzu F. X. Moisant, Dieu, Paris 1907, 151 ff. Das Buch geht in der Ablehnung der philosophischen Durchdringung fast zu weit.

[2] Ulrich Boner, Edelstein, herausgegeben von F. Pfeiffer, Leipzig 1844, 1.

Am wenigsten kann eine Theodizee zufriedenstellen, die in monistischer und pantheistischer Weise das Übel in die Gottheit selbst hineinzieht. Alle Auseinandersetzung, wie dabei das Übel zu guten Zwecken diene, wie das Absolute sich im Kampfe verbessere, wie es zum Durchbruch des vollendeten Geistes sich ringend emporentwickle usw., kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Gottheit hier selber am Übel krankt; in welcher Form immer, sie trägt es in sich und soll es ja, nach der Alleinslehre, in sich tragen. Wo der Weltprozeß, wie bei Hegel, ohne Ende und Abschluß weitergehen soll, wird die Unfertigkeit sogar nie aus dem Absoluten verschwinden; das Rätsel wird ewig sein. „Wenn wir unter dem Namen der Gottheit ein einheitliches Prinzip denken wollen, worin alles, was erlebt werden kann, sein gemeinsames Wesen und seinen gemeinsamen Ursprung hat, so ist niemals zu begreifen, wie es sich in eine solche Dualität spaltet, mit der es sich selbst widerspricht.“ [1] Schon Schopenhauer hat den Pantheisten mit kräftigen Worten gesagt, daß nicht für den Theismus, wohl aber für den Pantheismus die Tatsache des Weltübels tödlich ist. Wenn Schopenhauers zornige Feder darüber in unsern Tagen, ihre Ereignisse vor Augen, geschrieben hätte! Wahrlich, ein sinnloses Ungeheuer müßte das Absolute sein, das gegen sich selbst mit so wütendem Hasse, in so vernichtenden Kämpfen rast, sich selbst mit so berghohem Leide belädt, das „Erscheinungen“, „Akzidenzen“, „Ausstrahlungen“ aus seiner Tiefe hervortreibt, die ein so trostloses Bild seiner inneren Zerrissenheit aufrollen.

Glücklicherweise muß man aber zum Gesamtbestande der modernen Theodizee auch die Rechtfertigungen Gottes rechnen, die auf dem von alters überlieferten Boden fußen. Diese Vertreter moderner Theodizee sind die Erben des Altertums, der Stoiker und Neuplatoniker, deren Pantheismus sie freilich abstoßen, dann der reichen Theodizeegedanken der alt- und neutestamentlichen Offenbarung, endlich, kraft ununterbrochener Erbfolge, der emsig fortarbeitenden Weisheit aller theistischen Schulen. Sie bieten wahrhafte Theodizee.

Sie erweisen mit mannigfachen Erwägungen die unendliche Vollkommenheit Gottes. Es ist das Geheimnis seiner Freiheit, weshalb er gerade diese Stufe der Weltgüte, nicht eine andere geschaffen hat. Die Zufälligkeiten der Welt führen uns überall auf die Freiheit als letzten Grund und damit überall auf Geheimnisse Gottes; denn nichts ist, schon bei uns

[1] W. Windelband, Einleitung in die Philosophie, Tübingen 1914, 431.

Menschen, unergründlicher als die Wahlen der Freiheit. Warum wurde die Welt in diesem Augenblicke, nicht früher oder später erschaffen? Warum mit diesen Beschaffenheiten und Gesetzen, nicht mit andern? Alles Geheimnisse!

Genug, daß die Welt gut ist. Dafür, daß sie trotz aller Übel gut ist, bürgt nicht nur mittelbar die aus andern Gründen erschlossene Güte Gottes, sondern die gottgläubige Theodizee zeigt es auch unmittelbar weit vollständiger als die atheistische oder pantheistische. Sie lehrt maßvoll über das Weltübel denken, indem man nicht, durch Niedergeschlagenheit oder Verbitterung sich täuschend, über dem Leid die Freude übersieht. Wo aber Übel tatsächlich vorliegt, weist sie auf die vielen Güter hin, um derentwillen ihm Einlaß in die Schöpfung gewährt wurde. Das umfassendste dieser Güter ist die menschliche Bewährung. Der Mensch soll Sieger, ruhmreicher Bezwinger von Hemmungen, nicht bloß glücklicher Besitzer von unstörbaren Paradiesen sein. Es wird Gottes unvergleichliche Ehre und unsere unverwelkliche Himmelsfreude bleiben, wenn wir unter Blut und Tränen Gott die Treue halten, und diese Ehre Gottes, diese Himmelsherrlichkeit ist nach einer Richtung hin die größte und schönste. Darum hat Gott uns so erschaffen, daß Blut und Tränen, bevor wir in die Ewigkeit eingehen, eine kurze Weile fließen können. Ja als er sich selber eine Menschheit gab, schuf er auch sie so, daß sie bluten und weinen konnte. Und der Mensch soll Sieger sein mit durchaus selbstgewollter Freiheit, nicht bloß wegen der Unmöglichkeit der Niederlage. Gott hat, so betont Augustinus ein über das andere Mal, die Freiheit so hoch geachtet, daß er um ihretwillen die großen Weltgegensätze, auch den gegen sich selbst, zugelassen hat. Wegen der über alles erhabenen Würde der Freiheit, der göttlichen und der zu siegreichem Kampfe berufenen menschlichen, gibt es in der Welt Unklarheiten des Rechts, Sünden und wegen dieser beiden die Kriege.

Otto Zimmermann S. J.

Opfernde Kreuzesliebe.

Seitdem man Erdenjahre zählt, hat die Menschheit noch keine Zeit erlebt, so groß und gewaltig, so furchtbar und entscheidungsschwer wie die gegenwärtige. Deutschland und Österreich, von rachsüchtigen, neidischen, raubgierigen Feinden umringt, die sie mit Not und Verderb bedrohen, haben sich in felsenfester Treue die Hände gereicht zu gemeinsamem Sieg oder Untergang. So sind sie hinausgezogen, die Millionen von Vätern, Söhnen, Brüdern und Freunden, die blitzende Wehr in tapferer Hand, unerschütterliches Vertrauen im glaubensfrommen Herzen. Großes haben sie bereits geleistet, die Schirmer unseres Landes, unseres Rechtes und unserer Größe; Heldentaten über Heldentaten haben sie verrichtet, und nie wird der Sang verklingen von deutscher Krieger Tapferkeit.

Aber noch ein anderes Heldentum wird durch den welterschütternden Völkerkrieg auf den Plan gerufen, ein Heldentum, still und verschwiegen, doch nicht minder groß als das Heldentum des zur Schlacht stürmenden Kriegers. Unsagbar ist ja all der Jammer, all die Not, die durch den Krieg über das gesamte Volk und über jeden einzelnen hereinbricht. Was an leiblicher Qual, an seelischer Folter nur erdacht werden kann, bildet das grause Gefolge des entsetzlichen Völkerringens: gräßliche Wunden und Verstümmelungen, schaurige Massengräber, gewaltsames Zerreißen der teuersten, heiligsten Bande, Angst, Sorge, Not und unersetzliche Verluste. Und all das soll das arme, schwache Menschenherz überwinden, es soll die überschwere Last tragen und nicht zusammenbrechen!

Was haben doch die Weisen der Welt gesonnen und nachgedacht, um den Schleier von dem unheimlichen Geheimnis des Leides zu heben! Wie haben sie an diesem dunkelsten Rätsel des Daseins herumgezerrt, um eine Lösung zu finden! Und wo fände sich ein Menschenkind, das nicht zusammengezuckt wäre beim Herannahen dieser gespenstischen Macht und gefragt hätte: Was willst du mir? warum gerade zu mir? warum gerade das?

Alles, was an Widerstandskraft in unserm Wesen zu finden ist, hat man aufgerufen, um die unholde Gewalt des Leides zu überwinden und zu bannen: stumpfe Ergebung in das Unvermeidliche, gleich dem Tier: doch sie ist nur Schwäche und völliger Zusammenbruch; Stolz auf Männer-

würde: aber er knickt und wird zermürbt von der Dauer und Heftigkeit der Schmerzen; zornigen Trotz, der sich aufreckt gegen das feindliche Geschick: allein er trifft nicht das Leid, er rüttelt und rast nur im Innern des Gequälten. Man versuchte es, sich mit Blenden klügelnd über das Leid hinwegzutäuschen, man mühte sich vergeblich, die Augen vor dem Schauder der Wirklichkeit zu verschließen. Man hämmerte an sich herum, um sich gefühlshart zu schmieden, und entmenschte sich nur; man war erfinderisch, den Schmerz durch tändelnde Zerstreuungen zu betäuben, und betrog sich nur. All das mochte manche Pein erleichtern, über geringere Leiden hinweghelfen; dem großen Leid, dem Leid selbst gegenüber versagte es vollständig. Nie noch gelang, nie je wird es gelingen, das Leid in selbstischer Meisterung zu bändigen. Bei all diesen Versuchen muß der Mensch sich selbst zerreißen, den gesunden Teil seines Seins für den Kranken einsetzen — aber jede innere Zerrissenheit ist selbst wieder Leid, ist Friedlosigkeit und aufreibender, kraftverzehrender Kampf.

Und immer noch bleibt die qualvolle Frage: Woher? Warum? Wozu?

Das Woher zwar kennen wir zur Not. Es ist die eiserne Notwendigkeit, der wir gegenüberstehen. Ehemals nannte man sie das eherne Schicksal; jetzt fassen wir sie näher. Sie ist die morsche Gebrechlichkeit unseres Leibes, die enge Begrenztheit unseres Geistes, die auf ihren eigenen Vorteil bedachte und auf unser Glück neidische Umwelt, das erbarmungslose Schaffen und Walten der Naturkräfte. Aber was nützt es uns, das zu wissen, mit dem Finger auf den Dolch hindeuten zu können, der gegen uns gezückt ist? Werden wir uns dadurch nicht erst recht unserer Hilflosigkeit, unserer elenden Lage bewußt?

Warum nur diese Unsummen von Leid in dem wirren Getriebe der Welt? Hat denn das Leid überhaupt einen Sinn? Wenn die Welt sich aus einfachsten, formlosen Urteilchen entwickelt hat zu der überwältigenden, kunstvollen Gestaltung, aus der uns überall Zweckmäßigkeit, Ordnung, quellende Kraft, frohlockender Aufstieg zur Vollendung entgegenleuchtet, warum dann dieser störende schrille Mißklang, diese Sinnlosigkeit inmitten all des Tiefsinnes des Weltgeschehens, warum dieser Abstieg zum Verderb gerade des edelsten aller irdischen Wesen? Noch nie hat ein Weltweiser eine Antwort auf diese Frage gefunden.

Und dennoch muß alles, was wir Kummer und Leid, was wir Schmerz, Pein, Qual, Elend, Jammer und Not nennen, einen Wert haben; denn alles, was sonst ist, ist Träger kostbaren Wertes. Sollte das Leid allein eine Ausnahme bilden? Ist es vielleicht doch, so unheimlich es an uns

herantritt, eine segnende Macht von großem Inhalt und tiefer Bedeutung? Gewiß, der Schmerz mahnt und warnt, wo irgend eine Gefahr droht; er straft mit unerbittlicher Folgestrenge die Ausschreitungen des Menschen; er ruft auf wie ein Notzeichen zu Widerstand und Abwehr, fordert Tatkraft und Tragkraft auf zu äußersten Leistungen, wodurch der einzelne innerlich wächst und andern zum ermutigenden Vorbild wird: das alles liegt im Schmerz und legt einen mildernden Schleier um seine herbe Schreckgestalt. Aber er warnt nicht nur, sondern er quält auch dann, und zwar gerade dann am grausamsten, wenn keine Hilfe mehr möglich ist; er straft, doch meist erst dann, wenn keine Besserung mehr möglich, und trifft mit seinen Schlägen nur zu oft die Schuldlosen; er fordert Tatkraft und Widerstand auf zur Bewährung, allein er tut das nicht als Freund, sondern als Feind, der nur zu oft aus dem Hinterhalt mit Übermacht hervorbricht und den schwachen Menschen überwältigt und zum vollen inneren Zusammenbruch bringt; er hat uns manches leuchtende Vorbild geschenkt, an dem sich künftige Geschlechter aufrichten können, jedoch die meisten überfällt er heimtückisch und verborgen, und nie wird einer Menschenseele kund werden, was diese alle Hartes und Bitteres erduldet haben. — Des Menschen Gehirn mag sich abmühen, es findet des Rätsels Lösung nicht.

Wir alle, die wir aus dem Leidensbecher getrunken haben, verstehen es, wenn ein Dichter im Namen der gequälten Menschheit ausruft: „Niemals geboren zu sein, ist weitaus das Beste"; wenn selbst der größten Dulder einer im Übermaß seiner Schmerzen dem Tage seiner Geburt fluchte: „Untergehe der Tag, an dem ich geboren, und die Nacht, in der man sprach: Ein Mensch ist empfangen!" (Job 3, 3.) Ungezählte haben diesen wilden Aufschrei im eigenen leidbedrängten Herzen vernommen.

Aber es wandelte einst einer unter den Menschen, der das Leid mit ganz andern Augen betrachtete. Selbst ein Menschenkind, teilte er des Lebens Bitternis mit seinen Brüdern; ja es ist überhaupt noch nie einer der Sterblichen so tief hineingeraten in Jammer und Not wie gerade dieser eine. Er hat an dem Leidensbecher nicht bloß genippt, er hat ihn geleert bis zur letzten Neige. Und nicht ist er darüber zusammengebrochen; wohl hat seine Seele gezittert und seine Glieder haben gebebt vor all der Herbigkeit und Entsetzlichkeit dessen, was über ihn kommen sollte; aber er wankte nicht, er blieb stark und ungebeugt und steht nun da im Angesicht der ganzen Welt als der eine Große, der das Leid für sich und alle Menschen überwunden hat, ein Sieger in Blut und Wunden!

„Selbst schleppte er sein Kreuz und ging hinaus zur Stätte, die man Schädelstätte, hebräisch aber Golgatha, nennt. Dort kreuzigten sie ihn und mit ihm zwei andere, rechts und links, in der Mitte Jesum" (Jo 19, 17), so berichtet uns sein Jünger, der einzige, der als Augenzeuge in jenen äußersten Stunden seinem Meister nahe war.

Er hat die Leiden nicht gesucht, man hat ihn hineingestoßen; aber mit freier Seele hat er das Kreuz und was es barg, Schmerzen, Schmach und Tod, auf sich genommen.

Wie durch ein finsteres Verhängnis war alles, was den Namen Leid trägt, über ihn hereingestürmt: was den Leib nur irgend schmerzen, was die Seele ängstigen und bekümmern, was Liebe, Ehre und Ansehen nur irgendwie kränken kann. So steht er da, inmitten der Zeiten, als der Mann der Schmerzen (Is 53, 3), er, der Erstgeborne aller Geschöpfe (Kol 1, 15), gedemütigt und getreten in die Niedrigkeit eines Wurmes, nicht Mensch mehr, sondern Leutespott, ein Auswürfling in der Meinung des Volkes (Ps 21, 7). Aber er bricht nicht zusammen wie der Sprecher des Heidentums, er flucht nicht dem Tage seiner Geburt wie der Dulder Job, um sich erst langsam zum Verständnis des Leidens zu läutern; er geht dem Leid entgegen, er nimmt es hin, wie man etwas Selbstverständliches, etwas längst Bekanntes, etwas Liebes und Teures empfängt, und für alle Zeiten gehören sie zusammen: Jesus und sein Kreuz.

Für Jesus waren alle Fragen gelöst, über die die Weisen der Welt sich vergeblich ihre Köpfe zerbrechen. Sein Blick reichte tief, tief bis auf den Grund aller Dinge. Dort schaute er hinein in die verborgensten Geheimnisse einer ewigen, einer ewig weisen, ewig liebenden Vorsehung; kein Fadeneinschlag entging ihm in dem millionenfachen Gewebe göttlicher Weisheit. Anbetend staunte er dieses allsehende Auge der ewigen Liebe an, dem auch das Los eines einzigen Sperlings nicht verborgen ist im ganzen ungeheuren Werden, Wachsen und Vergehen der Schöpfung, dem auch das Härchen auf des Menschen Haupte nicht entgeht (Mt 10, 29—31). Voll Bewunderung, Dank und Liebe ruft es in seinem Herzen: „Deine Vorsehung, Vater, leitet alles" (Weish 14, 3). Darum fragt er nicht lange nach dem Woher des Leides; für ihn ist es nicht die Gebrechlichkeit des Menschengebildes, die liebelose, neidische Mitwelt, das starre Walten des Naturgesetzes, sondern über allem die ewige Vorsehung des himmlischen Vaters, die auch dann, wenn sie Leiden schickt, nicht Steine gibt statt Brot, nicht Schlangen statt ersprießlicher Speise (Mt 7, 9). Deshalb

nahm er auch das Bittere demütig, dankbar an, wohl wissend, daß es gut ist, weil es von der Hand des gütigen Vaters kam.

Für Jesus wäre dieses eine Erkennen schon genug gewesen, da er nie seinen eigenen Willen suchte, sondern nur den Willen seines Vaters, der ihn gesandt hatte (Jo 5, 30). Wir Menschen hingegen fügen uns nur schwer in den höheren Willen, wenn er uns Hartes, Schmerzliches auferlegt. Bei den ungezählten Wohltaten, die Gott uns erweist, kommt es uns kaum einmal in den Sinn, nach dem Warum zu fragen. Es scheint uns selbstverständlich, und selbst der verworfene Mensch, der tagtäglich Gottes Hoheit in schwerer Weise beleidigt, nimmt seine Gaben hin, als wären sie ein unbestreitbarer Anspruch, ein klagbares Recht. Wenn dann das geringste Leid über uns hereinbricht, dann genügt es uns nicht zu wissen, daß Gott es uns aus verborgenen, aber sicher liebevollen Absichten geschickt hat, wir fragen dann ungestüm nach dem Warum und fordern gleichsam Gottes Vorsehung vor unsern Richterstuhl. — Jesus hatte nie nach diesem Warum gefragt; aber er wußte wohl, warum ihm der blutige Gang des Lebens vorgezeichnet war.

„Der Menschensohn ist nicht gekommen, sich bedienen zu lassen, sondern zu dienen, und sein Leben hinzugeben zur Erlösung für viele" (Mt 20, 28; Mk 10, 45). Sein Vater im Himmel ist nicht nur die allweise und liebevolle Vorsehung, er ist auch die unendliche Hoheit voll unnahbarer Erhabenheit und Herrlichkeit, er ist die unantastbare Heiligkeit und die unbeugsame, unverrückbare Gerechtigkeit. Aus freier Liebe hatte Gott den Menschen ins Dasein gerufen und in überschwenglicher Güte mit allem gesegnet, was nur ein Menschenherz erfreuen und beglücken kann. Doch der Mensch war undankbar gegen seinen größten Wohltäter, verächtlich setzte er seinen Willen gegen den unendlichen Willen Gottes und lehnte sich auf, er, das Nichts, der geborne Diener gegen den Urquell alles Seins, gegen die allerhöchste Herrschaft Gottes. Die Sünde war geschehen, die ewige Ordnung gestört — und damit auch jeder Anspruch auf das Glück verloren. Das Verbrechen heischte Sühne und Strafe, und so ist das Leid in die Welt getreten und zum schmerzlichen Lebensanteil eines jeden Menschen geworden.

Das ist die Lösung der Frage nach dem Warum des Leidens, das bereits in die Geschichte des Alten Bundes die schwarzen Schatten einzeichnete, das erst in Christus uns in seiner vollen und tiefen Bedeutung kund geworden ist. Das Leiden ist die sühnende Kraft in der Schöpfung, es ist das reinigende Feuer, das alles Schlechte vertilgt, es ist das schwere Gewicht, das auf der Wage der Weltordnung das Gleichgewicht herstellt.

Weil gesündigt wurde, deshalb kam das Leiden, weil die Sünde ist, muß auch das Leiden sein. In eindringlichen Warnungen hat Christus diesen unlöslichen Zusammenhang von Sünde und Leiden uns eingeschärft.

Damit scheint das Leidensrätsel völlig gelöst zu sein, und Kreuz und Leid müßte uns lieb sein wie der heilige Wille der Vorsehung, lieb sein wie die unverletzliche Gerechtigkeit. Wir alle müssen unsern Anteil an Leiden hinnehmen, weil wir alle an dem Fluche einer Familienschuld zu tragen haben, weil niemand unter uns ist, der, ohne innerlich zu erröten, fragen könnte: Wer von euch kann mich einer Schuld zeihen? (Jo 8, 40.) Müssen wir nicht vielmehr sagen: „Wir empfangen, was unsere Taten verdienen, dieser aber hat nichts Übles getan" (Lk 23, 41). Doch auch er, der Sündenlose, mußte leiden, ja die ganze Wucht des Leidens brach über ihn herein, und er selbst sagt es uns, daß es eine Notwendigkeit für ihn war, zu leiden. Und auch in dieser Welt, soweit wir sehen können, ist Leid und Schuld nur allzusehr in einem schreienden Mißverhältnis. Gott läßt seine Sonne scheinen und regnen über Gute und Böse; aber die Leiden scheint er mehr über die Guten zu verhängen als über die Schlechten. Oder ist es nicht die bitterste Erfahrung der Menschengeschichte, daß der Gerechte leidet, indes der Übeltäter in Wonne schwelgt?

Die Leidensfrage bleibt somit noch ungelöst, wenn nicht ein anderer Wert, ein höherer Zweck im Leiden liegt. Und gerade über dieses Wozu hat Christus erst, und er allein in voller Klarheit und Bestimmtheit, uns Aufschluß gegeben. Er hat damit das Leidensrätsel erst vollends gedeutet und dem Leiden seine letzte Herbigkeit benommen. „Gott hat seinen Sohn nicht in die Welt gesandt, daß er die Welt richte, sondern daß die Welt durch ihn selig werde" (Jo 3, 17). Das Leiden sühnt nicht bloß die Schuld, sondern es führt empor zu lichten Höhen, hin zu dem glänzend herrlichen Ziel, nach dem alles Sehnen und Hoffen der Menschen ausschaut und das sie zusammenfaßt in einem Worte, dem Inbegriff jeden Glückes, in dem Worte Seligkeit. „Gleichwie Moses die Schlange in der Wüste erhöht hat, so muß der Menschensohn erhöht werden: damit alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben" (Jo 3, 14—15). Damit uns die Pforten zu diesem strahlenden Glücke geöffnet werden, mußte er am Kreuze verbluten. Erlöser sein, das heißt Gottes Sohn sein, das heißt Menschensohn sein, höchste Seligkeit und bitterstes Leid sind darin aufs engste verschlungen. Wahrhaftig, Christus mußte leiden! — Und das gleiche gilt für uns. „Der Jünger ist nicht

über dem Meiſter, noch der Knecht über ſeinem Herrn" (Mt 10, 24). Mögen wir im Leben auch Böſes empfangen, wir werden getröſtet werden (Lk 16, 25).

Freilich müſſen wir zu dieſem Glücke erſt heranwachſen, und eben das, was uns ſchmerzlich iſt, fördert das Wachstum und Gedeihen. „Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und erſtirbt, ſo bleibt es allein; wofern es aber erſtirbt, ſo bringt es viele Frucht" (Jo 12, 24). Gerade weil das Leiden wehe tut, hat es eine ſeelenreinigende und lebenmehrende Kraft; gerade weil es die Eigenliebe trifft, zerſtört es die Schädlinge, die uns im eigenen Mark bedrohen; gerade weil es uns widerſtrebt, ruft es unſere ganze innere Kraft auf, weitet die Seele und feſtigt unſer Wachstum. „Wir rühmen uns auch der Trübſale, wiſſend, daß die Trübſal Geduld wirke, die Geduld Bewährung, die Bewährung Hoffnung" (Röm 5, 3 4). So reifen wir heran für die glückliche Stunde, in der „alle Tränen verſiegen, in der es keinen Tod mehr geben wird noch Trauer oder Klage oder Leid; denn das erſte iſt vergangen" (Offb 21, 4). Hienieden gilt noch das Geſetz für uns: „Wer mir nachfolgen will, verleugne ſich ſelbſt und trage ſein Kreuz täglich und folge mir nach" (Lk 9, 23); dann aber wird es auch von uns heißen: „Das ſind die, welche gekommen ſind aus großer Drangſal; und ſie haben ihre Gewande gewaſchen und hellweiß gemacht in dem Blute des Lammes" (Offb 7, 14).

Jetzt freilich ſäen wir noch unter Tränen, und wahrlich, die Tränenſaat iſt eine ungeheure. Bitterer Trennungsſchmerz, bange Sorgen um das Wohl der Liebſten, qualvolle Wunden, gräßliche Verſtümmelungen, Trauer und Totenklagen, Sorge und Not daheim, große Verluſte, Zuſammenbruch des Familienglückes — das bedeutet der Krieg für viele Tauſende. Es iſt wohl ein erhebender und ſtärkender Gedanke, daß alles das erduldet wird zu unſers teuren Vaterlandes Schirm und Größe; doch die Wunde brennt nicht deſto minder, und der Kummer nagt deshalb nicht weniger an der Seele. Fliehen wir da zu dem, der alles Kreuz geheiligt hat mit unermeßlichem Gottesſegen! Nehmen wir es wie er in tiefſter Anbetung der unerforſchlichen Ratſchlüſſe der göttlichen Vorſehung und williger Ergebung in den Willen unſeres Schöpfers! Tragen wir es aus Liebe zur Gerechtigkeit, um unſere Schuld zu tilgen und uns zu läutern! Harren wir aus in unerſchütterlicher Hoffnung und in dem ſeligen Bewußtſein, daß wir ſo innerlich ſtark werden und heranreifen zum Vollalter Chriſti und zur Freudenernte der Ewigkeit!

A. Pummerer S. J.

Das früheſte Erſcheinen der Ruſſen vor Konſtantinopel.

Es war Mitte Juni im Jahre 860[1], als die damals noch wenig bekannten Ruſſen („Rhos"), von kühnen Warägern geführt, mit 200 Segeln vor der Hauptſtadt des griechiſchen Reiches erſchienen und ſie in ernſte Gefahr brachten.

Ein wertvolles und feſſelndes Dokument, die unmittelbare Wiedergabe des Erlebten durch einen hervorragenden Augenzeugen, belehrt uns bis ins einzelne über das denkwürdige Ereignis. Es ſind die zwei Homilien, welche der Patriarch Photius in ſchickſalsſchwerer Stunde vor dem Volke von Konſtantinopel gehalten hat[2]. Sie werden bei manchem Leſer Reflexionen über Verhältniſſe der Gegenwart auslöſen. Das mächtige Pathos der antiken Sprache läßt ſich allerdings nur teilweiſe unſerm modernen Stilempfinden nahe bringen[3]. Die grellen Streiflichter, die auf die Sitten von Konſtantinopel, die nationale Art der Ruſſen, die augenblicklich drohende Gefahr fallen, werden gemildert durch den tiefen ſittlichen Ernſt, der aus den Worten des Predigers ſpricht, und durch die feſte gläubige Zuverſicht, daß Gott helfen wolle, wenn eine aufrichtige Bekehrung gelobt werde. Als mächtige und milde Schutzfrau der Stadt erſcheint ſchließlich die „Mutter des Wortes", die ſeligſte Jungfrau Maria. Ihrer Fürbitte, die man beſonders bei der mit ihrem Kleide[4] veranſtalteten Prozeſſion angerufen, verdankt man es, daß der Zorn und das Strafgericht Gottes gnädig abgewendet wurde. Doch geben wir dem Patriarchen ſelbſt das Wort.

---

[1] Zu dieſem wohl unanfechtbaren Datum vgl. de Boor in Byzantiniſche Zeitſchrift IV (1895) 445—466.

[2] Der Originaltext wurde erſt 1864 nach einer Athoshandſchrift von Uſpenſkij und aufs neue in verbeſſerter Geſtalt von Nauck, Petersburg 1867, ediert, von C. Müller dann 1870 in die Fragmenta historicorum Graecorum (V. Band, Paris 1870, 162—173) aufgenommen.

[3] Anklänge an die Reden des Demoſthenes verraten ſich an zahlreichen Stellen.

[4] Die Reliquie war im 5. Jahrhundert aus Paläſtina nach Konſtantinopel gebracht worden, wo ſie in einem koſtbaren Schrein in der Blachernenkirche aufbewahrt und hoch verehrt wurde.

Die Größe der Gefahr. Der Eingang der ersten Homilie versetzt uns mitten in die Ereignisse. Das Volk hat sich voll Angst in Scharen zur Kirche geflüchtet, der Patriarch besteigt die Predigerbühne und richtet die ergreifendsten Worte an die Gemeinde. Sie machen dem klassisch gebildeten Redner durchaus Ehre. Bei aller Ergriffenheit und Erschütterung, die ihn selbst angesichts der fürchterlichen Lage befallen, weiß er doch die klare Herrschaft des Geistes zu behaupten und seine Zuhörer in meisterhaftem Zuge durch die Affekte des Schreckens, der Scham, der Reue, der Zuversicht zu dem beabsichtigten Ziele zu führen: ernster Lebensbesserung, innigem Gebete zu Gott und vertrauensvoller Anrufung der Gottesmutter Maria, endlich zuversichtlicher Erwartung der Hilfe von oben[1].

„Was ist das? Was für ein harter und schwerer Schlag des (göttlichen) Zornes? Was für ein Blitz aus dem fernen Norden, der hier eingeschlagen, was für ein Gewölk von Leiden, das sich gegen uns ballt, was für Strafgerichte, die sich ineinander verkettet und diesen unwiderstehlichen Strahl gegen uns entzündet haben? Woher dieses wilde, starke und gewaltige Meer, das durch die Dämme gebrochen, ein Meer, welches nicht die Getreidefelder fortreißt, nicht Ähren zerschlägt, keine Rebzweige zerzaust, nicht die unreife Frucht zerfetzt, nicht die Wurzelstöcke peitscht und nicht die Äste zerbricht — für viele oft das äußerste Maß des Verderbens —, sondern das die Menschen selber zermalmt und das ganze Geschlecht grausam vernichtet?"

Eine plastische Ergänzung erhält diese aus der ersten Situation herausgeborne Schilderung durch den Rückblick, den Photius in der zweiten Homilie seine Zuhörer auf die überstandenen Schrecken werfen läßt.

„Erinnert ihr euch an das wilde Getümmel und die Tränen und die Weherufe, in welche damals die ganze Stadt voll Verzweiflung ausbrach? Gedenkt ihr jener Nacht, der dunklen und schrecklichen, da der Kreislauf unseres Lebens zugleich mit dem Rundgang der Tagessonne niedersank und das Licht unseres Daseins im Dunkel des Todes unterging? Kennt ihr jene Stunde, unerträglich bitter, als die Barbarenschiffe gegen euch heransegelten, die eine Atmosphäre von Grausamkeit, Wildheit, Mordlust um sich verbreiteten, als das Meer in ruhigem Spiegel dalag und den Feinden eine angenehme, willkommene Fahrt gewährte, wider uns dagegen die

[1] Für eine allseitige Beurteilung des außerordentlichen Mannes, in dem neben den guten Seiten des byzantinischen Wesens die Schatten nicht fehlen, vgl. Hergenröthers „Photius", zunächst I 313 ff.

Wogen des Krieges emportürmte[1], als sie da an der Stadt vorüberfuhren, die Männer mit dem gezückten Schwert an Bord und mit dem Tode drohend, als alle Hoffnung geschwunden war und die Bürgerschaft nur mehr in der Zuflucht zu Gott sich schwankend aufrecht hielt, als Beben und Verdunklung sich der Gedanken bemächtigte und das Ohr nichts anderes mehr zu hören vermeinte, als daß die Barbaren durch die Mauern eingedrungen seien und die Stadt bereits in ihre Hände gefallen wäre? Alles war mit Leichnamen bedeckt, das Wasser in den Flüssen war zu Blut geworden, Quellen und Zisternen konnte man nicht mehr unterscheiden, denn die einen wie die andern waren mit Toten gefüllt. Auf den Feldern verwesten die Körper, die Straßen waren durch sie unwegsam, die Haine verwilderten mehr wegen der Leichen als der Verödung ihres Gebüsches, die Höhlen lagen voll davon; Berge, Hügel, Schluchten und Klüfte bargen eine Menschenmenge gleich Städten. Zerschmetternd fiel der Schlag hernieder. Die würgende Furie des Krieges flatterte, von unsern Sünden wie auf Schwingen getragen, allerorts umher und richtete alles, woran sie stieß, schmählich zugrunde."

Um so schimpflicher und drückender aber war das Elend, weil es von einem Feinde ausging, der tief unter der Gesittung und Bildung der Griechen stand. Diese sind zum Gespött aller umwohnenden Völker geworden. Barbaren, denen der bloße Name der „Römer" schrecklich erschien, erhoben ihre Waffen wider Ost-Rom und schlugen in die Hände, da sie voll Übermut die Königsstadt gleichwie ein Vogelnest zu nehmen hofften (Is 10, 14).

Um das Unglück voll zu machen, ist der Kaiser[2] gerade mit seinem Heere außer Landes gegen einen andern Feind gezogen. „Wo ist jetzt der ‚christusliebende' Kaiser, wo das Heer, wo die Waffen, wo die Kriegsmaschinen, wo Kriegsrat und Rüstungen? Alles das haben andere anrückende Barbaren in Anspruch genommen und auf sich abgelenkt. Kaiser und Heer erdulden große Beschwerden jenseits der Grenzen, die Bewohner der Hauptstadt aber haben Mord und Tod unmittelbar vor Augen, soweit sie nicht schon gefallen sind. Denn dieses rohe und wilde Skythenvolk ist

[1] Bei späteren Chronisten erhält dieser Vorgang eine legendare Umbildung: Man habe das Kleid der Gottesmutter in das Meer getaucht, das eben noch ruhig lag. Sofort aber sei es dann in wildem Sturme aufgebraust, und die Schiffe der Barbaren seien bis auf wenige vernichtet worden.

[2] Kaiser Michael III., „der Trunkenbold", regierte damals im fünften Jahre. Er lag eben gegen die „Sarazenen" zu Felde.

durch die Straße der Dardanellen eingebrochen, um wie ein wütender Eber alles ringsum zu verwüsten. Wo ist nun jemand, der für die Eingeschlossenen und aller Hilfe Beraubten den Kampf aufnehmen und sich den Feinden entgegenwerfen wird?" In der Bürgerschaft selbst herrscht vollständige Entmutigung und Ratlosigkeit. Statt die draußen hingeschlachteten Menschen zu rächen, steht man wie gelähmt vor Entsetzen und rührt keine Hand[1].

Charakter des Feindes. Die Charakteristik, die Photius jetzt von den Russen entwirft, ist wenig schmeichelhaft. „Ein Volk ohne Ruhm und Namen, auf der Stufe von Sklaven, ehedem unbekannt und erst durch den Zug gegen Byzanz aus dem Dunkel hervortretend, ehedem unbeachtet und jetzt erst der Aufmerksamkeit gewürdigt, vorher niedrig und arm und nun erst zu glänzender Höhe emporgestiegen und unermeßlich reich geworden, ein Volk, das in weiter Ferne wohnhaft ist, barbarisch, nomadisierend, nur auf seine Waffen keck vertrauend. Es kennt keinen regulären Wachdienst, ist unberechenbar und spottet aller gelehrten Regeln und Kunst des Krieges. In gewaltiger Masse ist es urplötzlich, mit der Schnelligkeit eines Augenblicks, gleichwie eine Meereswoge in das Reich gestürzt. Seine Grausamkeit und Roheit übertrifft alle Vorstellung. Wie ein wilder Eber einen Garten, eine Pflanzung, ein Ackerfeld zerwühlt, wie ein Heuschreckenschwarm in ein Fruchtgelände fällt, wie der Mehltau den Weinberg verwüstet, wie ein Ungewitter oder ein Orkan oder ein Wildwasser oder ich weiß nicht was ist der verderbliche Feind erschienen. Roh und schonungslos, im Gefühl seiner Sicherheit, schwärmt das fremde Volk um die Mauern, verheert und plündert alle Orte vor der Stadt, alles verderbend und alles vernichtend, Fluren, Wohnungen, Herden, Zugtiere, arme Frauen, schwache Kinder, Greise, Jünglinge, gegen alle mit dem Schwerte wütend, ohne Mitleid und Erbarmen zu üben. Glücklich sind diejenigen zu preisen, welche schon ein Opfer der mörderischen Barbarenfaust geworden sind, weil

[1] Wenn de Boor a. a. O. IV 459 f meint: „Wohl mögen die Barbaren in ihren Schiffen an der Mauer vorüberparadiert sein, höhnend und drohend (II, Kap. 18), aber die Zeit damit zu verschwenden, sich an den unersteiglichen Mauern zu versuchen . . ., ist diesen Nomaden des Meeres schwerlich in den Sinn gekommen", so scheint er uns dem Texte des Berichtes nicht ganz gerecht zu werden. Photius, dessen „oratorische Leistung" hier von tausend Mitzeugen auf ihren Wirklichkeitswert kontrolliert werden konnte, spricht ausdrücklich von einer „Umschließung" *(χαράκωμα)*, die abgebrochen wurde, und bringt die Beschirmung der Stadt durch den Schirmmantel der Muttergottes *(περιβολή, ἡ πόλις περιεβάλλετο)* in antithetische Verbindung mit dem Aufgeben der „Belagerung" *(πολιορκία, προσδοκωμένη ἅλωσις)*.

sie die unerhörten Leiden der Überlebenden nicht mehr zu teilen brauchen. Mußte man doch sehen, wie Säuglinge von der Brust der Mutter gerissen und an Felsen geschleudert und die klagenden Mütter über den Säuglingen, die noch zuckten und mit dem Tode rangen, hingemordet wurden. Zum Erbarmen anzuhören und jammervoll zu sehen! Besser, daß man davon schweigt, als redet! Selbst die harmlosen Tiere, Rinder, Pferde, Geflügel und was sie nur trafen, machten sie nieder, der Pflüger lag neben dem Ackerstier, der Pferdeknecht neben dem Roß, Hausfrauen neben dem Geflügel des Hofes im Blute." [1]

Herrlichkeit Konstantinopels. Ein wahrer Lobeshymnus auf die Größe und Herrlichkeit von Byzanz klingt indirekt aus den Worten wider, mit welchen Photius das nunmehr über die Stadt hereingebrochene Unglück schildert. Sie ist die Herrin der ganzen Welt, soweit nur christliche Sitte glänzt, auf Grund ihres Alters, ihrer Schönheit, ihrer Größe, ihrer Herrlichkeit, der Menge ihrer Bewohner und der Kostbarkeit ihrer Bauten. Sie ist die Königin aller Städte, die freudige Hoffnung der Menschheit, geschmückt mit der Beute vieler Völker, siegprangend mit den Trophäen dreier Weltteile. Ihre Bundeshilfe hat viele Staaten der Gefahr entrissen, ihre Waffen haben zahlreiche Gemeinden, die schon in die Knie gesunken waren, wieder aufgerichtet. Welche Lieblichkeit und Herrlichkeit ihrer ehrwürdigen Tempel, welche Monumente der Größe, Schönheit, feiner Kunst und strahlender Zierde! Der Prediger ruft den Propheten, der seinem gedrückten Herzen am nächsten steht (Jeremias), zur gemeinsamen Klage auf, denn auch das Los der Kaiserstadt ist zu beweinen wie das Jerusalems. Wenn sie auch noch nicht eingenommen und dem Erdboden gleich gemacht ist, so steht ihr Untergang doch unmittelbar bevor. Sie ist aller Hoffnung auf Rettung beraubt. Ein Meer von Leiden hat sich um sie ergossen, Wasserschlünde, Wut des Feuers und Schärfe des Schwertes raffen die Bewohner der Stadt und der Vororte hinweg. Der weltweite

[1] Bis in die zweite Hälfte des 10. Jahrhunderts blieben die Russen noch Heiden und brachten selbst Menschenopfer dar. Die späteren Versuche des Photius und des Patriarchen Ignatius, sie zu bekehren, hatten keinen eigentlichen Erfolg. Wiederholt bedrohten sie Konstantinopel. Im Jahre 955 begab sich aber die verwitwete Großfürstin Olga persönlich nach Konstantinopel und empfing die Taufe, wobei sie den Namen Helena erhielt. Ihr Enkel Wladimir begründete endgültig das Christentum in Rußland. Die griechischen Missionäre und Bischöfe verpflanzten dorthin auch das Schisma. Vgl. Hergenröther-Kirsch, Kirchengeschichte II 282 ff. Hefele gibt einen orientierenden Überblick in dem Artikel „Die russische Kirche" in der Tübinger Quartalschrift XXXV (1853) 353—432.

Ruhm der Stadt iſt erniedrigt, eine wilde Horde, nicht ein geordnetes Kriegsheer, höhnt über ſie, ein Barbarenvolk ſchickt ſich an, ſie als Beute zu erfaſſen, die rohe und gemeine Hand der Fremden zückt den Speer gegen ſie, um über ſie zu triumphieren. Wehrlos und von allen Bundesgenoſſen verlaſſen, iſt ſie jetzt der Verheerung und Plünderung ausgeſetzt. Wehe über das unblutige, ehrfurchtgebietende Opfer, wehe über den heiligen, geheimnisvollen Tiſch und Altar, über den unzugänglichen, abgeſchloſſenen Prieſterraum: wie droht ſie der Fuß der Feinde zu entweihen! Fromme Scheu, unbefleckter Glaube, reine Liturgie — wie wird der Mund der Gottloſen und Übermütigen frech dawider ſich auftun! Und das graue Haar der Prieſter, ihre geſalbten Hände und heilige Würde! Wehe endlich über den geweihten Tempel Gottes und die Hagia Sophia (θεοῦ σοφία), das nie ſchlummernde Auge der Welt![1]

Strafgericht Gottes. Mit ungewöhnlicher Schärfe geißelt der Patriarch bei dieſem Anlaß die in Konſtantinopel eingeriſſenen Laſter und ſieht in ihnen die Urſache, warum ein ſolches Strafgericht Gottes über das Volk gekommen iſt. Die Nachtſeiten der byzantiniſchen Hochkultur oder vielmehr Überkultur treten uns aus den Rügeworten des Predigers in düſterem Bilde entgegen. Die Sünden ſind allgemein verbreitet, in alle Stände ſind ſie eingedrungen, ſo daß eine gemeinſame Buße und Sühne von allen gefordert iſt. Mit beſonderem Nachdruck und an erſter Stelle ſpricht Photius über die maßloſe Hartherzigkeit der Gläubiger gegen

[1] Bei einer ſpäteren Gelegenheit, als Photius 867 die vielberufene Enzyklika erließ, in welcher er ſeinen definitiven Bruch mit Rom erklärte, gebraucht er nicht minder volltönende Worte, um Byzanz wegen ſeiner Miſſionstätigkeit zu preiſen. „Gleichwie von einer himmelaufragenden Höhe läßt unſere Kaiſerſtadt die Quellen der Rechtgläubigkeit emporſprudeln und die reinen Fluten der Frömmigkeit bis an die Grenzen der Erde ſich ergießen. Wie mit mächtigen Strömen tränkt ſie mit ihren Lehren die Seelen daſelbſt, welche, ſeit langer Zeit durch den Zunder der Gottloſigkeit oder eines willkürlichen Kultes verdorrt und zu Wüſteneien und unfruchtbaren Gefilden verwildert, dennoch den Regen der Lehre aufnahmen und jetzt durch die reiche Ernte, die ſie bringen, den Acker Chriſti zieren“ (Migne, P. gr. 102, 721 f). Hergenröther bemerkt: „Photius, den Glanz ſeines Patriarchates auf jede Weiſe zu erhöhen bedacht, nahm auch in dieſer Beziehung (der Miſſionstätigkeit) ſchon in der erſten Zeit ſeiner geiſtlichen Amtsführung die Beſtrebungen der eifrigſten ſeiner Vorgänger wieder auf, ſuchte in Aſien wie in Europa das Chriſtentum wie den Einfluß ſeines Stuhles auszubreiten, und wenn er auch die Erfolge dieſer Tätigkeit öfters mit allzu ſtarken Farben ſchildert, ſo läßt ſich ihm doch eine bei den Patriarchen von Konſtantinopel nicht allzu häufige Rührigkeit und eine ſeltene Energie auf dieſem Gebiete nicht abſprechen“ (Photius I 476).

arme Schuldner und hält ihnen die Parabel des Evangeliums vom unbarmherzigen Knecht (Mt 18, 23—35) vor Augen. Während sie selbst die reiche Nachsicht Gottes erfuhren, hätten sie den Nächsten um einer geringen Summe willen zum Schuldknecht gemacht und aufs härteste behandelt. Weiterhin entrollt die Predigt einen ganzen Sündenkatalog: Ausgelassenheit, unzüchtige Gesänge, Theaterpossen, tyrannisches Wesen, Schadenstiftung, Unbilligkeit, gewaltsame Beeinträchtigung des Nächsten. Der arme Bettler, der hungernd vor der Türe lag, wurde wie ein Scheusal weggestoßen, lustige Zechgenossen aber zum schwelgerischen Mahle geladen. Diebstahl und Raub, Hurerei und Ehebruch und die andern unsagbaren Dinge, das sind die mächtigen Brennstoffe, aus denen sich die ringsum lodernde Flamme des Krieges entzündete. Wie ernst es dem Patriarchen mit solchen Vorwürfen gemeint war, ist aus der erneuten Wiederholung derselben in der zweiten Homilie ersichtlich, als die Gefahr schon vorüber war. Abermals weist er darauf hin, wieviel ehedem durch Ungerechtigkeit, Sittenlosigkeit, Trunksucht, Härte, Verleumdung, feindselige Nebenbuhlerschaft, Grausamkeit gegen Sklaven, herrschsüchtiges Benehmen gegen den Nächsten gefehlt wurde. Erst die schrecklichen Tage der Belagerung hätten den Hochmütigen bescheiden gemacht, den Schlemmer ernüchtert, dem Possenreißer Tränen entlockt, dem Geizhals Mitleid mit dem Armen eingeflößt und überhaupt den zahlreichen Lastern ein Ende bereitet.

Photius wird nicht müde, immerfort diese Sünden und Laster der Hauptstadt als den wahren Grund des Unglücks hinzustellen. Sie haben den Zorn Gottes herausgefordert, nachdem so viele und ernstliche Mahnungen des Oberhirten vergeblich waren. Gleich zu Beginn der ersten Homilie rückt er mit dieser Auffassung der Dinge heraus. „Woher und wie kommt es, daß der Zornbecher so großer und vieler Übel bis auf die Hefe über uns ausgeschüttet wurde? Ist nicht wegen unserer Sünden all das Leid über uns hereingebrochen? Ist das nicht der Beweis und der mit flammender Schrift geschriebene Rachehymnus auf unsere Vergehen? Deutet der Schrecken der Gegenwart nicht auf die furchtbaren und untrüglichen Gerichte der Zukunft (am jüngsten Tage)?" „Warum", fragt der Prediger, „habt ihr nicht, statt jetzt zu jammern, in der früheren Zeit ein besonnenes Leben geführt, die Hände von fremdem Gute gelassen, Barmherzigkeit geübt, die religiösen Pflichten erfüllt? Dann ständen wir nicht als Selbstankläger vor dem strafenden Richter, mit den Makeln der bösen Leidenschaften befleckt und leer an guten, heilsamen Werken." Ohne

eine Silbe von den harten Vorwürfen zurückzunehmen, bleibt Photius bei ſeiner Überzeugung auch nach dem Abzug der Feinde. Die ganze Zuhörerſchaft, auch die weniger religiös Gebildeten, müſſen einſehen, daß die nahezu vollendete Kataſtrophe vom Zorn und Unwillen des Allerhöchſten herrührte. Mehr als ein merkwürdiger Umſtand geben das deutlich zu erkennen, denn dieſer Einfall der Barbaren hatte nicht ſeinesgleichen unter allen früheren. Mit einer ganz undenkbaren Schnelligkeit waren die Ruſſen, obwohl ſo viele breite Länderſtrecken und Ethnarchien, große Ströme und hafenarme Meere dazwiſchen lagen, plötzlich und unerwartet, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, erſchienen. Eine unmenſchliche Grauſamkeit und ungewöhnlich rauhe Sinnesart war dieſem barbariſchen Volke eigen, das ſo recht geeignet war, als Zuchtrute in der Hand Gottes zu dienen, ähnlich wie er im Alten Bunde ausländiſche Völker gebrauchte, um das treuloſe Israel zu züchtigen. Es mußte aber ſo geſchehen, weil die Bewohner von Konſtantinopel gegen alle Warnungen und Drohungen, die der Patriarch ehedem an ſie gerichtet hatte, taub und unempfänglich geblieben waren.

Seine mahnenden Worte fielen gleich dem Samen, von dem die Parabel des Evangeliums ſpricht, unter die Dornen und erſtickten. „Ich habe euch beſchämt, euch erſchreckt, oft den Aſchenregen Sodomas euch vor Augen geführt und vorher ſchon die große Flut, wodurch das ganze Menſchengeſchlecht zugrunde ging. Oft habe ich euch das auserwählte, gottgeliebte Volk Israel und das königliche Prieſtertum vorgeſtellt, wie es wegen ſeines Murrens, Widerſpruchs, Undanks und ähnlicher Fehltritte gezüchtigt und von Feinden, über die es vordem triumphiert hatte, gedemütigt, geſchwächt und zugrunde gerichtet wurde. Wie oft habe ich euch nahegelegt: Hütet euch, beſſert euch, bekehret euch, wartet nicht zu, bis das blitzende Schwert niederfährt. Der Bogen iſt ſchon geſpannt. Nehmt die Langmut Gottes nicht zum Anlaß der Verachtung, werdet nicht ſchlecht gegenüber der Güte. . . . Aber ihr habt eure Ohren verhärtet, um nicht auf das Wort des Herrn zu hören. Deshalb hat ſich ſein Zorn über uns entladen, über unſern Sünden iſt er erwacht und hat ſein Antlitz ſtreng wider uns gerichtet.“ [1]

[1] In dem Schreiben an Papſt Nikolaus, in welchem Photius ſich wegen der unkanoniſchen Übernahme der Patriarchalwürde zu rechtfertigen ſucht, zeigen ſich verwandte Äußerungen über den Charakter der Einwohner von Konſtantinopel. Das Volk in ſeiner bunten Miſchung iſt ſchwer zu behandeln und zu leiten, voll Streitſucht und Neid, zu Unruhen und Fehden geneigt, trotzig gegen die Obrigkeit, immer am Murren, wenn es ſeine Wünſche nicht erfüllt ſieht, übermütigen und gering-

Bekehrung und Hoffnung. Das Schuldbewußtsein der Menge ist geweckt, die Bedrängnis ringsum geschildert, die vollständige Ohnmacht zur Selbsthilfe eingestanden. In psychologischer Folgerichtigkeit sieht man sich nach übernatürlicher Hilfe um, nach einem wirksamen Fürsprecher bei dem zürnenden Gott. Photius erinnert an Moses, der sich anbot, für sein Volk zu sterben, um dessen Untergang zu verhindern. Er erinnert an Abraham, der mit seinen Bitten so beharrlich in Gott drang, daß um zehn Gerechter willen die Stadt Sodoma verschont worden wäre. Aber wo gibt es für Konstantinopel einen Moses und einen Abraham? — Es ist an der Zeit, nach den schonungslosen Schlägen der Rede die gedrückten Herzen der Hörer endlich aufatmen zu lassen. Allerdings, so beginnt Photius mit verändertem Tone, es ist kein Moses und Abraham da, aber ihr könnt doch — etwas Merkwürdiges und gleichwohl Wahres will ich sagen — euch selbst einen Moses und Abraham beschaffen. Wieso denn? Weil seine Zuhörer noch immerhin Zeit zur Buße haben, welche einst Sodoma und Israel ungenützt verstreichen ließen. „Ihr könnt, wenn ihr wollt!" Nur drängt sich dem Redner die Befürchtung auf, der wankelmütige Sinn des Volkes möchte allzuschnell der guten Vorsätze wieder vergessen. „Ihr begehrt zu wissen, warum ich besorge, es möchte dieses Weinen nur eine Frucht des gegenwärtigen Augenblicks sein?" Mit väterlicher Milde anerkennt der Patriarch das jetzt erwachte Mitleid gegen die Armen, die friedliche Versöhnung der Hadernden, die gegenwärtige Demut und Bescheidenheit, die an Stelle der unsaubern Gesänge getretenen geistlichen Lieder, das andauernde Beten und Fasten und Seufzen. Mehr als die feindlichen Waffen beunruhigt ihn aber der Gedanke, all das möchte von keiner Dauer sein, weil man ehedem gar nichts dergleichen tat. Dennoch, wenn die in schwerster Not erzeugte Stimmung zum Guten nur anhielte, so würde Gott ihnen mehr als einen Moses und mehr als einen Abraham erwecken und diese für sie kämpfen und Fürsprache einlegen lassen. „Ja, machet den uns und jenen gemeinsamen Herrn zu unserm Vor-

schätzigen Benehmens gegen die Vorgesetzten, wenn es sie zur Gewährung seiner Forderungen vermocht hat, weil es darin nicht eine freigewährte Gunst, sondern nur den Vollzug eines Befehles erblickt. Indem es die Macht über die Machthaber sich selbst aneignet, bereitet es sich und der Regierung das Verderben. Mißgunst, lang eingewurzelte Unordnung, Simonie, Verweltlichung des Klerus, Gleichgültigkeit gegen das Heilige, übermäßige Sorge für das Irdische herrscht allenthalben in der Gemeinde (Migne 102, 597 f). Vgl. die kräftig skizzierte Darstellung bei Gelzer, Byzantinische Kulturgeschichte 11 ff.

kämpfer und Schirmherrn, der zwar den Feind wegen unſerer Sünden herbeigeführt hat, aber auch die Macht des Feindes zu brechen vermag, der heilend erzieht, der zürnend Güte erweiſt. Denn groß iſt das Erbarmen des Herrn, unſeres Gottes." — Da auf einmal eine oratoriſche Wendung von jäher Kraft und Wirkung! „Aber ihr wollt nicht!" Gewaltige Bewegung geht durch den Kreis der Hörer, lautes Rufen und Proteſtieren ſchallt dem Prediger entgegen. „Nein, wir wollen, wir wollen!" beteuern alle. Jetzt gibt ſich Photius zufrieden. „Schreiet nicht, lärmet nicht", beſchwichtigt er. „Laſſet nur das Weinen, werdet nun zuverläſſige Wächter und Hüter der Stadt, ich getraue mich jetzt, als Bürge für eure Rettung einzuſtehen. Ich baue auf eure Verſprechungen, nicht auf meine Werke und meine Worte. Wenn ihr ſtandhaft bei euren Gelöbniſſen bleibt, ſo ſtelle ich euch einen ſichern Schutz in Ausſicht, für den Rücktritt von euren Leidenſchaften verbürge ich den Rückzug der Feinde von der Stadt." Um aber die Erinnerung an die Verſprechungen der Gegenwart für alle Zukunft zu befeſtigen, verbeſſert ſich der Prediger dahin, daß er zugleich alle ſeine Zuhörer als Bürgen und Vermittler bei Gott vorſtellt. Nunmehr darf er die Erfüllung der tröſtlichen Worte der Propheten auch für Byzanz hoffen. Um ſich aber vollends der göttlichen Hilfe zu verſichern, will der Patriarch mitſamt ſeiner Gemeinde ſich unter den Schutz und Schirm der Mutter des Herrn begeben. Sie iſt ihnen „einzige Hoffnung und Zuflucht", zu ihr als ihrer Herrin wollen ſie rufen: „Rette deine Stadt, wie du es vermagſt, o Herrin." Sie ſoll als Mittlerin vor ihren Sohn treten, Zeuge und Bürge der gemachten Gelöbniſſe ſein, die Gebete überbringen, die Güte ihres Kindes auf die Stadt niedertauen laſſen, das Gewölk der feindlichen Maſſen zerſtreuen und die Strahlen der Rettung aufleuchten machen. Auf ihre Fürſprache hin iſt ebenſo die Abwendung des augenblicklichen Strafgerichtes wie der ewigen Verdammung zu hoffen.

Rettung. Was Photius inmitten der drohenden Gefahr mit ſo großer Zuverſicht ſeinen geängſtigten Zuhörern verſprochen hatte, die Rettung durch ein außerordentliches Eingreifen Gottes und die Fürbitte Mariens, ſollte ſich tatſächlich erfüllen. Hören wir den Prediger ſelbſt, wie er in der zweiten Homilie den Hergang erzählt. „An aller menſchlichen Hilfe hatten wir verzweifelt, jeder Bundesgenoſſenſchaft waren wir beraubt. Dennoch ſahen wir die Feinde abziehen und die mit Raub und Plünderung bedrohte Stadt befreit aufatmen. In der Hoffnung und im Vertrauen auf die Mutter des Wortes, unſeres Gottes und Heilandes,

hielten unsere Seelen sich aufrecht. Wir machten sie zu unserer Fürsprecherin bei ihrem Sohne, zur Versöhnerin in unsern Sünden, indem wir den Zutritt, den sie bei ihrem Sohne hat, zu unserm Heile wandten. Wir flehten um ihren Schutz wie um eine uneinnehmbare Mauer, daß sie den Übermut der Barbaren breche . . ., für ihre eigene Herde kämpfe." Im folgenden erfahren wir, daß der Patriarch mit der ganzen Einwohnerschaft eine Prozession um die Mauern veranstaltet hatte, wobei das Kleid der Muttergottes, das, in den Blachernen aufbewahrt, von jeher ein Heiligtum der Stadt bildete, unter Gebeten und Litaneien mitgetragen wurde. „Dieses verehrungswürdige Kleid der Gottesmutter wurde in der Tat der Schutzmantel für die Gemeinde. Als es die Runde um die Mauern machte, wandten die Feinde auf unerklärliche Weise den Rücken. Während das Kleid sich um die Stadt breitete, ward der Umfassungszaun der Feinde wie auf Verabredung abgebrochen; während die Stadt sich mit diesem Gewande bekleidete, wurde der Feind seiner Hoffnung entkleidet. Denn in derselben Zeit, als das Kleid der Jungfrau Maria um die Mauern wanderte, hoben die Barbaren die Belagerung auf, und Byzanz blieb das Elend der Einnahme erspart. Der Wille zur Bekehrung war aber auch ernstlich gemeint, die Selbstanklage eines jeden aufrichtig und unumwunden, die Tränen der Reue flossen in Strömen, die Hände waren die ganze Nacht zum Gebete ausgebreitet. So ward denn der Zorn Gottes versöhnt und Rettung aus dem nahen Verderben gewährt. . . . Gott sah nicht mehr auf unsere Sünden, sondern auf unsere Reue, er gedachte nicht mehr unserer Missetaten, sondern blickte auf die Zerknirschung unserer Herzen und neigte sein Ohr dem Bekenntnis unserer Lippen."

Wieder und wieder beschwört endlich der Patriarch sein Volk, in den guten Vorsätzen und Versprechungen zu beharren. Denn im andern Falle würden die letzten Dinge schlimmer werden als die ersten, wie man am Beispiel Israels ersehen muß. Jeder soll die besondern Fehler, denen er im Drange der Not widersagte, ins Auge fassen und sie auch künftig mit aller Entschiedenheit meiden. Alle sollen bedenken, daß man die Mutter des Wortes als Bürge bei Gott vorgestellt und unter Versprechungen und Gebeten zu ihr das Herz gereinigt und umgepflügt habe, um die Früchte der Buße zu ernten. Eine herzliche Aufforderung zum Danke gegen die Muttergottes und eine warme Anempfehlung in ihren Schutz bildet den Inhalt des Epilogs der zweiten Homilie. Als ein beredtes Zeugnis der Marienverehrung in jenem früheren Zeitalter Konstantinopels sei er

unverkürzt mitgeteilt. „Nachdem wir der Drohung entgangen und dem Schwerte entronnen ſind, und da der Würgengel an uns vorübergeſchritten iſt, ſo laßt uns gemeinſam mit der Mutter des Wortes Dankeshymnen zu ihrem Sohne Chriſtus, unſerm Gott, emporſenden. Denn durch ihr Kleid ſind wir beſchirmt und kenntlich gemacht worden (daß der Würgengel uns verſchonte, Ex 12). Jedes Haus, welches dem Schwerte entrann, jedes Alter, Frauen, Kinder, Jünglinge, Greiſe ſtimmen ein. Denn alle, über denen das gemeinſame Verderben ſchwebte, ſind verpflichtet, Gott und ſeiner Mutter den gemeinſamen Hymnus zu weihen. Gemeinſam iſt die Freude, die wir erlangt haben, gemeinſam ſei die Dankſagung, die wir darbringen. Sprechen wir geraden Sinnes und reinen Herzens zur Mutter des Wortes: Unentwegte Zuverſicht und Liebe bewahren wir gegen dich. Du erhalte deine Stadt, wie du es vermagſt, wie es dir gefällt. Dich nehmen wir als Wehr und Mauer und Pforte und Führerin. Du ſelbſt kämpfe für dein Volk. Wir aber werden uns bemühen, unſere Herzen rein von Schmutz und ledig der böſen Leidenſchaften dir darzubieten. Du vereitle die Pläne derer, die ſich hochmütig wider uns gebärden. Denn wenn wir auch unſern Verſprechungen nicht vollauf genügen, ſo iſt es deine Sache, das Fehlende gut zu machen, uns deine Hand zu reichen, wenn wir in die Knie ſinken, und uns vom Falle aufzurichten. Alſo laßt uns zur Jungfrau ſprechen ohne Trug, damit wir nicht um unſere herrliche Hoffnung betrogen werden, damit wir unſerer herrlichen Erwartung nicht verluſtig gehen, damit wir, von dem Sturm und Wogendrang der Übel des Lebens nicht verſchlungen, im Hafen unſeres Heiles Anker werfen und der himmliſchen Glorie gewürdigt werden durch die Gnade und Güte Chriſti, unſeres wahren Gottes, welchem zugleich mit dem Vater und dem Heiligen Geiſte, der Trias gleichen Weſens und des Lebens Urquell, Ruhm, Ehre und Anbetung jetzt und immerdar und in alle Ewigkeit gebührt. Amen.“ [1]

[1] Nähere Literaturangaben über Leben und Wirken des Photius ſiehe in der Kirchengeſchichte von Hergenröther-Kirſch (4. Auflage), bei Krumbacher, Byzantiniſche Literaturgeſchichte, in Wetzer und Weltes Kirchenlexikon[2] (Artikel „Photius“ von Ehrhard), in der Realenzyklopädie von Hauck (Artikel „Photius“ von Kattenbuſch). Das monumentale Werk Hergenröthers „Photius“ nimmt in der Photius-Literatur die vornehmſte Stelle ein. Dem Verfaſſer ſtand aber der Wortlaut unſerer Homilien damals zu ſeinem Bedauern noch nicht zur Verfügung (Photius I 533).

Joſeph Stiglmayr S. J.

Klemens Brentano als vaterländischer Dichter.

Unsere Handbücher für Literaturgeschichte wissen zwar von dem geistvollen Märchendichter Klemens Brentano manches zu berichten, aber als vaterländischer Sänger ist der phantasiereichste der Romantiker kaum bekannt. Gewiß wäre es verfehlt, ihn unter die patriotischen Dichter im engeren Sinne einreihen zu wollen. Der unkriegerische, nur seiner Kunst und seinen poetischen Eingebungen lebende Sohn der freien Reichsstadt Frankfurt war aus ganz anderem Stoffe gebildet als etwa ein Ernst Moritz Arndt, ein Max v. Schenkendorf oder vollends ein Theodor Körner. Zu einem tatkräftigen, opferfreudigen Patrioten fehlte ihm, wenigstens bis in sein volles Mannesalter, viel, sehr viel. Die Jugendarbeiten des Frankfurter Dichters mit dem italienischen Namen und dem südländischen Temperament weisen kaum einige Spuren von besonderer Vorliebe für deutsches Wesen und deutsche Eigenart auf, geschweige denn von einer Vaterlandsliebe im politischen Sinne. „Godwi", „Ponce de Leon", „Die lustigen Musikanten", die „Spanischen Novellen", auch die meisten der kleineren Poesien aus der Frühzeit Brentanos könnten nach ihrem Ideengehalt, ihren Motiven und ihrer ganzen Grundstimmung einen Italiener oder Spanier zum Verfasser haben. Abgesehen von einigen wundervollen Landschaftsschilderungen und manchen bezaubernden volksliederartigen Gesängen im „Godwi", die den Bewohner der Rhein- und Maingegenden verraten, kommt nirgends das heimatliche Moment zu bestimmter Geltung. Die Briefe aus dieser Zeit offenbaren zwar ein herzliches Verständnis für manche Seiten des deutschen Volkscharakters: für Biederkeit, Treue und zumeist und zuerst für den sonnigen rheinischen Frohsinn, doch von einer Begeisterung für ein großes geeinigtes Vaterland, für den gemeinsamen Kampf gegen fremde Unterdrückung, für politische Unabhängigkeit vom Ausland ist da wenig oder nichts zu spüren.

Das erklärt sich durch die Zeitlage und die besondern örtlichen Verhältnisse, unter denen der am 8. September 1778 geborene Dichter aufwuchs.

Frankfurt war damals nicht gerade der Boden, auf dem ein lebenskräftiger deutscher Patriotismus hätte besonders gut gedeihen können. Seit der dreijährigen Besetzung der Stadt durch die Franzosen während des Siebenjährigen Krieges (1759—1762), die beim kleinen Goethe die Grundlage zu einer unausrottbaren Vorliebe für französische Bildung legte, stand die alte deutsche Kaiserstadt dauernd im Zauberbann der „großen Nation" jenseits des Rheins. Die Ideen der französischen Revolution hatten gerade am Main vielfachen Anklang gefunden. Preußen gegenüber hegte man eher Abneigung als Sympathie. Die schon längst gelockerten Beziehungen zu Österreich waren seit der feierlichen Kaiserkrönung

Josephs II. keine innigeren geworden und wurden später durch die napoleonische Gründung des Großherzogtums Frankfurt (1810, unter Dalberg) vollends gelöst.

Dennoch entspricht es nicht den Tatsachen, wenn man Brentano eine besondere Hinneigung zu Frankreich oder auch nur zu franzosenfreundlichen Strömungen in unserer Literatur zuschreibt. Dieser Vorwurf mag auf seine berühmte Großmutter Sophie v. la Roche, die Freundin Wielands, zutreffen, auf ihren Enkel findet er keine Anwendung. Klemens zeigt vielmehr ganz im Gegensatz zu Goethe eher einen Widerwillen oder doch eine kühle Zurückhaltung gegenüber solchen Bestrebungen in Wort und Schrift. Ganz ausnahmsweise finden wir in seinen Werken die Anzeichen einer eingehenden Beschäftigung mit französischen Geisteserzeugnissen. Unter seinen vielen reizenden Märchen, deren Vorlagen wir heute durchweg nachweisen können, läßt sich nur eines (das Märchen vom Murmeltier) namhaft machen, das unter französischem Einfluß entstanden ist. Die Spanier und die Italiener sind dagegen seine Lieblinge, von ihnen fühlt er sich angeregt, in ihren Werken findet er, was seiner eigenen Geistesrichtung entspricht. Doch auch hier sieht Brentano womöglich von der Nationalität ab. Es ist lediglich die phantasievolle und freiheitliche Art ihres Lebens und Dichtens, die ihn anzieht; denn bei ihm behält der sorglose, jeglichem Zwang und allen außerkünstlerischen Grundsätzen abholde Romantiker während seiner ganzen ersten Lebensperiode unbestritten die Oberhand. Es kam hinzu, daß der damalige scheinbar trostlose Zustand des deutschen Vaterlandes nicht danach angetan war, einen feurigen Jüngling, in dessen Adern italienisches Blut kreiste, zu hoher patriotischer Begeisterung zu entflammen. So bleibt es nur allzu verständlich, daß der junge Brentano unvergleichlich rascher und sicherer im mondbeglänzten Traumland der Phantasie als in der, wie ihm schien, öden Sandwüste der damaligen Politik sich heimisch fand.

War es so zum Teil dem Einfluß der Romantik zuzuschreiben, wenn ihr Jünger Klemens gegen militärischen Zwang, gegen stramme Zucht und Ordnung, auch gegen eine politisch-patriotische Betätigung eine instinktive Abneigung empfand, so weckte dieselbe Romantik doch auch jene wachsende Vorliebe für die vaterländischen Ideale, welche später dem Dichter die duftigsten Blüten edelster patriotischer Poesie ermöglichte. Am meisten hat die innige Freundschaft mit dem jungen norddeutschen Edelmann Achim v. Arnim zu diesem glücklichen Wandel beigetragen, der bei Brentano erst mit der Arbeit an „Des Knaben Wunderhorn“ allmählich einsetzte.

Reinhold Steig urteilt in dem ersten Band seines umfangreichen Quellenwerkes „Achim von Arnim und die ihm nahe standen“ [1] über die vaterländische Gesinnung der beiden Herausgeber des „Wunderhorns“ folgendermaßen: „Arnim, der Napoleon als Vertreter der Revolution haßte, gehörte zu denen, die schon im Jahre 1805 die Teilnahme Preußens am Kriege forderten. Dies politisch-militärische Element, das in Arnim immer wirksam blieb, fehlte Brentano gänzlich. In einem kleinen republikanischen Gemeinwesen geboren, in jüngeren Jahren

[1] Achim v. Arnim und Klemens Brentano, Stuttgart 1894.

aus dem heimatlichen Boden herausgehoben und weit umhergeworfen, kannte er nicht das Gefühl eines großen, alle Bürger verpflichtenden Vaterlandes. Politik war ihm gleichgültig, Militär verächtlich; dem französischen Wesen hatte ihn der Gang seiner Erziehung eher nahe als fern gestellt. Trotzdem fühlte Klemens den fremden Druck, der auf Deutschland lastete. Aber während Arnim immer das allgemeine Unglück im Auge hielt, nahm Brentano sich nur das den einzelnen treffende Ungemach zu Herzen. Der Gedanke, daß Arnim selbst das Leben für die Freiheit seines Vaterlandes hingeben könnte, war ihm unfaßbar und schrecklich. Bekümmert sah Klemens im Dezember 1805 den Freund in die preußische Heimat scheiden."

Im Fortgang dieser Studie dürfte es sich zeigen, daß selbst Arnim bei all seiner glühenden Vaterlandsliebe nicht viel mehr von einem Soldaten in sich hatte als der gänzlich unmilitärische Brentano. Auch das Urteil Steigs über Klemens wird in einigen Punkten eine leichte Korrektur erfahren. Richtig dagegen ist, daß Arnim stets und konsequent den deutschen Standpunkt gegenüber der aufgezwungenen Fremdherrschaft vertrat und daß er hierin an seinem phantasiereicheren Freunde erst nach und nach einen überzeugten Gesinnungsgenossen gewann. Noch im Sommer 1804 finden patriotische Herzensergüsse des märkischen Junkers bei Brentano wenig Anklang. Achim v. Arnim hatte mit seinem Bruder Karl eine Reise durch die Schweiz, durch Frankreich und England gemacht. Im Mai 1804 entschlossen sich die Brüder zur Heimkehr. Achim, dem es in England ganz und gar nicht gefiel, schrieb damals nach Hause: „Wir erwarten nur Geld, und diese Welt liegt hinter uns. Was sonst das Latein war, das ist jetzt das Geld geworden, man kommt damit durch die ganze Welt. Der Mensch gilt hier wie eine Kanone, wieviel Pfund er verschießen kann. Wie will ich die deutsche Erde küssen, da gilt noch etwas anderes als Geld!" Brentano scheint diese Stelle oder auch ähnliche an ihn gerichtete Äußerungen seines Freundes in Erinnerung zu haben, wenn er dem mittlerweile in England erkrankten Achim bald darauf von Marburg aus schreibt: „Ich gehe in zwei Monaten von hier weg, zuerst nach Frankfurt zu den Meinigen, um Bettinen Frau und Kind zu zeigen. Wohin dann? das weiß ich nicht, das muß ich von Dir erfahren. Was Du vom Vaterland und Dir sagst, muß sich zeigen; ich habe kein Vaterland."

Selbst die Arbeit am „Wunderhorn" betrachtete Klemens anfänglich lediglich unter einem harmlos poetischen Gesichtspunkte. Eine vaterländische Tendenz im engeren Sinne lag ihm fern. Doch der herrliche Stoff ließ sich auf die Dauer nicht ohne innige seelische Anteilnahme an den in den alten Volksgesängen niedergelegten großen und weiten heimatlichen Ideen und Wünschen behandeln. Der rege Geistesverkehr mit Arnim konnte ebenfalls nicht ohne wachsenden Einfluß auf die eigene politische Betrachtungsweise bleiben. Gleichzeitig mußte der Vergleich der traurigen Gegenwart mit der ruhmreichen Vergangenheit des deutschen Volkes sich auch einem Brentano immer wieder aufdrängen. So erlangten diese schlichten, aber gehaltvollen Zeugnisse der Vorzeit allmählich für ihn eine mehr als bloß literarische Bedeutung: die Beschäftigung mit dem „Wunderhorn" legte die Grundlage zu den eigenen späteren Schöpfungen des vaterländischen Dichters.

Der erste Band des Werkes erschien Ende 1805, zur Leipziger Michaelismesse, nach dem unglücklichen Krieg Österreichs gegen Napoleon. Bisher hatten die wenigsten unter den literarisch gebildeten Deutschen eine Ahnung gehabt von dem außerordentlich reichen poetischen Erbe, das in alten Volksbüchern und in der mündlichen Überlieferung der ländlichen Gegenden eine geistig hochbegüterte Vergangenheit den späten Nachkommen übermachte. Weil man sich selber arm glaubte, hatte man unter den verdemütigendsten Bedingungen immer und immer wieder Anleihen bei der Literatur des Auslandes gemacht und dabei viel Seichtes, Gekünsteltes, dem deutschen Volkscharakter Widersprechendes herübergenommen. Wo es sich aber um unstreitig bedeutende Werke ausländischer Geisteskultur handelte, wurden ihnen gegenüber die großen Geisteserzeugnisse der eigenen Vorzeit selbst von führenden deutschen Literaten nur mit äußerster Verachtung genannt. Beweis dafür ist unter anderem ein ungeschlachtes Wort des alten Voß, das Brentano um eben diese Zeit (September 1805) uns in einem Brief überliefert. Arnim hatte sich geäußert, die Nibelungen könnten dem deutschen Volke gewissermaßen das sein, was den Griechen Homer war. Voß geriet über diesen Ausspruch Arnims in große Wut und meinte, „das hieße einen Saustall einem Palaste vergleichen".

Das Erscheinen des „Wunderhorns" wirkte befreiend. Angesichts dieser Fülle und Unerschöpflichkeit von poetischen Schätzen des eigenen Volkes sahen auch die Zaghaftesten ein, daß die deutsche Literatur unwürdiger Anleihen bei den Geisteserzeugnissen fremder Völker nicht benötigte. Hochstehende Männer erkannten sofort den ungewöhnlichen Wert dieses Buches und nannten es eine patriotische Tat. Kein Geringerer als Freiherr v. Stein urteilte nach der Befreiung Deutschlands, daß sich am „Wunderhorn" ein gut Teil jenes Feuers entzündet habe, das einige Jahre später die Franzosen verzehrte. Als Herausgeber zeichneten Arnim und Brentano in gleicher Weise, doch schrieb ersterer die Vorreden und Ankündigungen, in denen er mit bemerkenswertem Freimut auf die nationale Bedeutung des Unternehmens hinwies. Die tüchtigste literarische Arbeit dagegen leistete unbestritten Brentano. Er verstand es, das Echte und Wertvolle aus der Masse des Gewöhnlichen und bloß Gemachten auszuwählen, auch selbst, wenn es die Notwendigkeit erheischte, den Volkston meisterhaft zu treffen. Ja er wagte sich nicht selten an die Neubearbeitung von lückenhaft erhaltenen, verstümmelten oder mit unechten Zutaten durchsetzten Liedern, die er mit wahrhaft genialer Feinfühligkeit wiederherstellte, so daß man heute die von ihm eingefügten Verse und Versteilchen nicht mehr von den zweifellos ursprünglichen Bestandteilen zu unterscheiden vermag. Arnim überzeugte sich schon während der Arbeit am „Wunderhorn" von der überragenden Befähigung seines Freundes und dankte ihm wiederholt in Worten der feurigsten Anerkennung. „Du Wundertäter, der alle Raritäten der Welt mir zusammenzaubert", redet er ihn in einem Briefe vom 27. Februar 1805 an und gesteht unumwunden ein: „Nicht ohne Dich und mit keinem andern als mit Dir möchte ich das Volksliederbuch herausgeben." So bleibt denn Brentanos Name mit einem literarischen Unternehmen aufs engste verknüpft, das in Deutschlands schwerster Zeit wie kein zweites die vaterländischen Interessen förderte.

Im Sommer des Jahres 1806 rückte die Gefahr des Krieges zwischen Preußen und Napoleon näher und näher. Arnim sehnt als feuriger preußischer Patriot die Befreiung Deutschlands von der fremden Gewaltherrschaft zwar herbei, aber verschiedene Anzeichen lassen ihn sorgenvoll in die Zukunft blicken: der Mangel an Opfersinn für vaterländische Zwecke beim Volke, der Mangel an nötiger Vorbereitung von seiten der Regierenden. Im August schreibt er über den letzteren Punkt an seinen Freund Klemens: „Nicht daß ich den Krieg überhaupt für unser Land fürchte, es muß sich zeigen, ob es Kraft, zu leben, hat, sonst fort, ausgewischt, fort mit uns — nur jetzt, in diesem blinden Zutrauen unserer Regierung auf Bonapartes wiederholte Versicherungen, die Armeen zerstreut! ... Jetzt stehen wir allein, ganz verlassen, ohne Rücksicht; denn es geht auf Leben und Tod. Der aber den Morgenstern hält, wird uns nicht fallen lassen, oder er gibt uns einen Leichenmarsch, daß alle Völker mitweinen sollen zur letzten Ehre." Die Antwort Brentanos auf diesen patriotischen Klageruf seines Busenfreundes ist durchaus charakteristisch: „Lieber Bruder, wenn Du wüßtest, daß ich fühle wie Du — es ist wunderbar, Deine ganze Nation hat mir eine Ehre, weil Du Dich ihrer annimmst. Aber Du gehörst der Welt an, ein Herz kann nur sterben für den Staat, für die Welt ist Jesus gestorben; halte Dich um Gotteswillen frei vom Gräßlichen in Deinem Leben. Werde kein Soldat in einer Zeit, wo es keine gibt; bleibe der unsichtbaren Kirche der Kunst angehörig, damit ich nicht verliere, worum ich so unsäglich gern lebe, Dein Dasein. Ich bin nicht feig, aber ich weiß nicht, was ich tun soll, wenn Du Krieg gegen uns führst — Weib und Kind verlassen? Arnim, meine paar Heller fielen Deinen Feinden in die Kriegskasse, kein Untertan des (Rhein-) Bundes darf außer dem Bunde dienen. Du weißt nicht, wie es mich erschreckt, wärst Du Soldat; o sei keiner, der untergeht, keiner, der siegt: sei ein Mensch hoch über der Zeit und falle nicht in diesem elenden Streit um Hufen Landes." Schon einige Monate früher hatte er dem Freunde geschrieben: „Lieber Arnim, sei doch eine Minute eitel und bleibe ein Dichter." Solche Äußerungen Brentanos sind gewiß verständlich, wenn man bedenkt, daß der drohende Krieg naturgemäß die beiden aufs engste verbundenen Freunde zu politischen Gegnern machen mußte; aber einen opferfrohen, alle Hindernisse überwindenden Patriotismus verraten sie zunächst noch lange nicht.

Es kommt der Unglückstag von Jena und Auerstädt, der 14. Oktober 1806, und die Erniedrigung Preußens wird durch den Frieden von Tilsit (9. Juli 1807) besiegelt. Der entscheidende Schlag bei Jena erfolgte unerwartet rasch. Arnim fand nicht einmal Zeit, seinen ursprünglichen Plan der Herausgabe eines Volksblattes, „Der Preuße" genannt, auszuführen. Daß er sich zum Soldaten schlecht eignen würde, hatte übrigens der klardenkende märkische Edelmann selbst gefühlt. „Soldat, fürchtest Du, daß ich werden möchte? Es wäre freilich das einfachste, aber wahrscheinlich auch das nutzloseste bei meiner Unkenntnis und Ungewohnheit in tausend notwendigen Dingen", antwortete er dem Freunde am 8. September 1806. Er hatte daher seine Feder in den Dienst des Vaterlandes gestellt und zunächst Kriegslieder verfaßt, die er in Göttingen an die durchziehenden Truppen

Blüchers verteilte. Nach der Niederlage bei Jena war er mit dem Strom der Flüchtenden über Braunschweig und Berlin nach Königsberg gereist, von wo aus monatelang jegliche Verbindung mit Brentano abgeschnitten blieb. Klemens ward um diese Zeit von einem häuslichen Unglück heimgesucht, das ihn auf das tiefste niederdrückte: seine Gattin Sophie war am 31. Oktober 1806 in Heidelberg gestorben, als sie ihrem dritten Kinde das Leben schenkte. Brentano lebte wochenlang nur seinem Schmerze, und lediglich den freundschaftlichen Bemühungen des Ehepaares Joseph Görres verdankte er seine allmähliche seelische Genesung.

Erst um die Mitte 1807 wird der Briefwechsel zwischen den beiden Freunden fortgesetzt. Arnim beschreibt seine traurigen Erlebnisse, hat sich aber bereits in die unvermeidliche Lage gefügt und bekundet wieder warmes Interesse an literarischen Fragen. Klemens berichtet ausführlich über den Tod seiner Frau. Vom deutschen Vaterlande ist geraume Zeit zwischen den beiden nicht mehr die Rede: einerseits war die Niederlage Preußens so vollständig, daß in absehbarer Zukunft eine nationale Erhebung ausgeschlossen schien, anderseits hatte Klemens schon im Sommer 1807, kaum dreiviertel Jahre nach dem Tode Sophies, die unglücklichste Entscheidung seines Lebens getroffen und sich mit der exzentrischen, siebzehnjährigen Auguste v. Busmann verheiratet. Dieser kaum begreifliche törichte Schritt raubte dem schon am Hochzeitstage bitter Enttäuschten auf Jahre hinaus alle Lebensfreude und ließ auch keine rechte Begeisterung für ideales Streben aufkommen.

Klemens lebte mit seiner neuen Frau in Cassel, der Residenz Jérôme Bonapartes, dessen tolles Treiben er einige Male in seinen Briefen an den Freund mit Unwillen schildert. In Cassel verkehrte er viel mit den beiden jugendlichen Germanisten Jakob und Wilhelm Grimm, die später bahnbrechend auf dem Gebiete deutscher Sprachforschung wirkten. Der Umgang mit ihnen tat ihm wohl, regte ihn wieder zu dichterischem Schaffen an und lenkte sein Interesse von neuem auf die Erzeugnisse der vaterländischen Literatur. Ende 1807 und in der Folgezeit arbeitete Brentano trotz der unzähligen „Jammerkübel", die ihm sein jugendliches Hauskreuz Auguste über den Kopf schüttete, wiederum tapfer an der Fortsetzung des „Wunderhorns", dessen zweiter und dritter Band im Herbst 1808 erschienen.

Als dann 1809 der Krieg zwischen Frankreich und Österreich ausbrach, stand Arnim ganz selbstverständlich mit seinen Sympathien stramm auf seiten der Habsburger Monarchie. Klemens, der zu Beginn des großen Kampfes gerade in Landshut weilte, war Zeuge der ersten Schlacht, die sich Mitte April in der Nähe der Stadt zwischen den Österreichern einerseits und den Bayern und Franzosen anderseits abspielte. Sein Bericht darüber wird der Bedeutung des welthistorischen Ereignisses nicht gerecht und zeugt, wenigstens anscheinend, von geringem Eifer und matter Begeisterung für die deutsche Sache, die doch damals von Österreich mit so hochherzigem, wagemutigem Einsatz vertreten wurde. Brentano ergeht sich vielmehr in sarkastischen Wendungen über den schlechten Zustand der österreichischen Truppen, über die unvorteilhafte Aufführung einzelner Offiziere und namentlich über die tragikomische Figur, die seiner Meinung nach Friedrich

Schlegel als österreichischer Beamter spielte. Doch sind diese Äußerungen nicht allzu ernst zu nehmen. Es war Brentanos Eigenart, eine schmerzliche Enttäuschung durch Spott und Sarkasmus nach außen für sich selbst innerlich zu überwinden. Arnim stimmt in seiner Antwort (Ende Mai) zunächst einigen allgemeinen Beobachtungen des Freundes bei: „Sehr wahr ist's, daß dir die menschlichen Kriegsmassen gegen das freie Feld und gegen den heitern Himmel klein vorkommen. Ich habe dasselbe Gefühl gehabt bei dem Anblicke der aufmarschierten russischen Armee: es war wie einige Abzugsgräben auf einem großen Wiesenbruche. In diesem Kleinlichen eben lag mir ein großer Trost und eine große Zuversicht: da soviel nicht im Kriege ist, so kann nicht alles untergehen, wenn es auch darunter leidet." Dann aber schildert er mit sichtlicher Ergriffenheit die Erhebung des preußischen Majors v. Schill gegen die Franzosen, die er um diese Zeit auch in einem längeren Gedichte verherrlichte.

Vom September 1809 an waren Arnim und Brentano längere Zeit zusammen in Berlin und beschäftigten sich im besten Einvernehmen erneut mit Sammeln von alten Volksliedern, Gedichten und sonstigen literarischen Denkmälern der großen deutschen Vergangenheit. Klemens spielte in den vornehmen Kreisen der Hauptstadt, besonders in den Zusammenkünften der „Liedertafel" — einer Vereinigung von ersten Künstlern und Literaten — durch sein geistsprühendes Wesen und seine dichterischen Rezitationen bald eine Rolle, so daß er die Aufmerksamkeit maßgebender Persönlichkeiten auf sich zog. Als am 15. Oktober 1810 die neuerrichtete Universität eingeweiht werden sollte, erging an ihn von verantwortlicher Stelle die Bitte, das große Ereignis in einer Festkantate zu feiern. Brentano sagte zu und entledigte sich dieser gerade in der traurigen Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands gewiß nicht leichten Aufgabe mit außerordentlichem Geschick. Die herrliche Dichtung zeigt uns ihren Verfasser auf der vollen Höhe. Sie ist ein bleibendes Denkmal seines gewaltigen poetischen Könnens, aber auch seiner treu vaterländischen Gesinnung. In der Vertonung durch den berühmten Musiker Johann Friedrich Reichardt bildet sie heute eine glänzende poetische Gründungsurkunde, wie kaum eine andere Universität sich einer ähnlichen rühmen darf.

Der volle Titel heißt: „Kantate auf die Einweihung der Berliner Universität am 15. Oktober 1810, komponiert von Reichardt" (Berlin 1810, Hitzig). In erhabenen Strophen besingt der Chor der Vorsteher den Urquell aller Erkenntnis, Gott; dann das Vorbild aller Lehrer, Christus, der die Wahrheit seiner Worte mit dem Tode besiegelte. Der Chor der Lehrer aber schwört vor dem allwissenden Gotte, nur der Wahrheit dienen zu wollen, während der Wechselchor der Gelehrten und Bürger dem Gründer der Hochschule, Friedrich Wilhelm III., huldigt, ihm, dem „deutschen König". Es ist bemerkenswert, mit welcher Entschiedenheit Brentano in dieser, vielleicht darf man sagen, vollendetsten seiner Dichtungen immer den deutschen Charakter der neuen Gründung betont und ihre Bedeutung für das große gemeinsame Vaterland hervorhebt, das doch damals nach der Meinung der Politiker nichts anderes mehr war als ein geographischer Begriff. Brentano sieht eben hier ein Werk entstehen, das bestimmt

ist, die gewaltigen im deutschen Volke noch erhaltenen Kräfte zu neuem Leben zu erwecken und ihnen Zielstrebigkeit und Mittelpunkt zu geben. Darum feiert er in herrlichen Versen drei charakteristische Eigenschaften dieses Volkes: kriegerische Kraft, Arbeitsamkeit und wissenschaftliche Tätigkeit:

Die Berge haben Eisen dir gegeben,
Und deine Schmieden Klingen,
Und deine Wälder Söhne, die sie heben,
Und sie in gutem Kampfe gut auch schwingen!

Und segnet deinen Pflug das Gold der Ähren,
Des Webers Schiff die reine Flut der Linnen,
Und wissen deine Jungfrau'n klar zu spinnen,
Weißt du zu wehren dich und auch zu nähren:

So weißt du herrlicher doch noch zu lehren;
In deinen Kreisen stehn verbündet
Die hohen Schulen fest gegründet,
Und heben ernst ihr Haupt in hohen Ehren.

Auch die gewaltigen politischen Umwälzungen in Deutschland, die in der jüngsten Vergangenheit mit der alten Staatenbildung aufgeräumt haben, vermochten daran nichts zu ändern, ja der Sieger selbst zollte der deutschen Geistesarbeit seine Hochachtung und ließ ihre Werke unangetastet. So faßt denn der Allgemeine Chor sein Urteil über Deutschlands Größe in die Worte zusammen, die man als den patriotischen Höhepunkt der schwungvollen Kantate bezeichnen darf:

Fleiß ziert Deutschland,
Wenn es nähret,
Treu ist Deutschland,
Wo es wehret,
Groß ist Deutschland,
Wenn es lehret,
Pflug und Schwert und Buch es ehret.

Die großartige Dichtung, von der hier nur die einleitenden Grundgedanken skizziert wurden, müßte genügen, um Brentano für alle Zeiten einen Ehrenplatz unter den vaterländischen Dichtern zu sichern.

Fast gleichzeitig verfaßte Klemens die ebenfalls viel bewunderte Trauerkantate auf die am 19. Juli 1810 verstorbene Königin Luise. Deutlich zeigt sich auch hier das wachsende Interesse, das der Frankfurter Dichter an den Geschicken Preußens, dieses zwar geschwächten, aber trotz seiner Niederlage festgefügten Staates, nahm, von dem die meisten deutschen Patrioten damals eine Erneuerung des völkischen Geistes und die endliche Befreiung des gemeinsamen großen Vaterlandes mit Sehnsucht erwarteten. In dieser Kantate Brentanos treten indes die vaterländischen Gesichtspunkte gegenüber der rein menschlichen Anteilnahme stark zurück.

Im Frühling 1813 beginnt die machtvolle Erhebung Preußens gegen den korsischen Eroberer. Jetzt führt Arnim endlich einen schon öfters erwogenen Plan aus: er tritt in die Armee ein. Allerdings fühlt er sich zu alt und für das

eigentliche Kriegshandwerk zu ungeeignet, um mit den begeisterten flaumbärtigen Kriegsfreiwilligen ins Feld zu ziehen. Ein echter Soldat steckte in ihm nun einmal nicht. Aber er schließt sich wenigstens dem Landsturm an und bestimmt den Ertrag aus einem Band dramatischer Erzeugnisse zur Anschaffung von Kanonen für das siebte Bataillon, dem er als Vizechef zugeteilt ist. Doch schon im Juli 1813 hob eine königliche Verordnung den Landsturm in den Städten wieder auf. Bitter enttäuscht wendet sich Arnim in einer freimütigen Beschwerdenschrift an die Regierung, dient indes, da seine Vorstellungen ohne Erfolg bleiben, fortan wieder mit seiner Feder in uneigennütziger Weise dem heißgeliebten Vaterlande. Er übernimmt die Schriftleitung der Preußischen Korrespondenz, einer Art Kriegszeitung von entschiedener patriotischer Färbung, an der unter andern auch Arndt, Niebuhr, Schleiermacher zeitweilig als Redakteure oder als Mitarbeiter tätig sind.

Brentano befand sich zu Beginn der Freiheitskriege noch in Prag, wohin er sich von dem böhmischen Landgut seiner Familie zu geistiger Erfrischung geflüchtet hatte. Später vertauschte er Prag mit Wien. Klemens will jetzt seinen Freund nicht mehr vom Kriege zurückhalten, im Gegenteil, er ist stolz auf seinen tapfern Schwager und schreibt ihm am 5. Juli: „Bester Armin! Wie ewig, wie immer, habe ich in allen Zeiten der Not an Dich gedacht. Wie beneidete ich Deine Landsturmkompagnie, wie gerne wäre ich drunter gewesen! Schwerer können die Sorgen der Schlacht (bei Lützen) nicht auf Euch gelegen haben als auf mir. Wie glücklich ist Dein Vaterland in seinem Herzen! Du kannst triumphieren.“ Arnim, durch die Auflösung seines geliebten Landsturms offenbar verstimmt, antwortete am 3. August etwas ungnädig: „Hättest Du Dich so sehr danach gesehnt, in meiner Kompagnie zu dienen, so hättest Du so leicht hierher wie nach Wien kommen können, jetzt ist's zu spät. Ich war schon Vize-Bataillons-Chef, als der Landsturm der Städte aufgelöst ward: demnach bin ich nach vieler verlorener Zeit wieder auf die Poesie reduziert.“

Den Vorwurf, der aus dem Briefe Arnims spricht, widerlegt Brentano durch die Tat, indem er sich jetzt mit wachsendem Eifer und erkennbarem Erfolg der nationalen Sache widmet. Er fühlte nun selbst das Bedürfnis, sich mit einem so hochherzigen Vorkämpfer der deutschen Unabhängigkeitsbewegung wie Friedrich v. Schlegel auszusöhnen. Durch Arnims Vermittlung kommt zunächst eine Annäherung der beiden bisherigen Gegner zustande. Zwar drückt sich Klemens in seinen Briefen in dieser Zeit noch einige Male hart, mürrisch und offensichtlich ungerecht über manche führende Persönlichkeiten in Österreich aus, tadelt ihre vermeintliche oder wirkliche Saumseligkeit, den Mangel an Initiative, die allzu große Gutmütigkeit. Wer jedoch das impulsive Naturell des Dichters kennt, der weiß, daß auch hier wieder, wie so oft in seinem Leben, der Schmerz über den langsamen Fortgang der nationalen Sache dem sarkastisch veranlagten Verfasser die Feder führte. Die vielen Übertreibungen, Verallgemeinerungen und bequemen Verdikte berichtigen sich daher für den objektiven Beurteiler von selbst. Es ärgerte ihn besonders, daß Österreich so lange in einer abwartenden Haltung gegenüber den weltgeschichtlichen Ereignissen beharrte und öffentliche Äußerungen

der vaterländischen Begeisterung ängstlich unterdrückte. In einem langen Brief von Ende August findet sich die Bemerkung: „Ich dichtete eine Menge ziemlich gelungene Kriegslieder, die wegen der hiesigen sehr matten diplomatischen Lage nicht gedruckt werden können."

Doch sollte auch für den eben jetzt wieder außerordentlich schaffensfreudigen Romantiker bald die Zeit kommen, wo er mit meisterhaften Dichtungen dem deutschen Vaterlande dienen konnte. Mochte diesen Schöpfungen seines Geistes damals nicht immer die gebührende Anerkennung zuteil werden, so haben doch einige von ihnen die Idee des Zusammenschlusses aller deutschen Stämme in den gebildeten Kreisen Österreichs wirksam gefördert, und alle dürften unter den literarischen Erzeugnissen der gewaltigen Befreiungskriege als bleibend wertvolle Denkmäler vor dem Richterstuhle der strengsten Kritik in Ehren bestehen.

Als die Nachricht von der Befreiung des Rheins nach Wien gelangte, wurde Brentano von dem Hoftheater gebeten, das Ereignis in einem volkstümlichen Festspiel zu feiern. Die erstaunliche Produktionskraft des Dichters bewährte sich bei dieser Gelegenheit wiederum glänzend. In wenigen Stunden schrieb Klemens ein reizendes Bühnenstück nieder, das zwar die Spuren rascher Arbeit deutlich an sich trägt, aber trotzdem auch heute noch literarischen Wert besitzt und damals die Erwartungen und Wünsche der Theaterdirektion vollkommen befriedigte. Es trägt den Titel „Am Rhein, am Rhein!" und bewegt sich ganz auf dem allegorischen Gebiete, das dem Geschmack unseres Romantikers am meisten entsprechen mochte. Die einzelnen deutschen Flüsse, deren anerkanntes Oberhaupt der alte Vater Rhein ist, treten teils als Krieger teils als Nymphen auf. Sie jubeln dem Rhein bei seinem Erwachen aus tiefem Schlummer zu, klagen ihm die unter der Fremdherrschaft ausgestandenen Leiden und preisen die Vaterlandsliebe der Stämme, die an ihren Ufern wohnen. Charakteristisch sind insbesondere die Verse der Spree, der Isar, der Donau, die alle in gehobener, bilderreicher Sprache das Verdienst ihres Fürsten und Volkes im Kampfe für die gemeinsame Befreiung Deutschlands verkünden.

Spree.

— — — — — — — — — — —

Allmächtig ist die Not, ist sie begeistert;
Das Vaterland, der König ist uns heilig;
Gebunden lag die Macht, doch unterm Herzen
Borussias erwuchs ein stärkerer Geist:
Die Wissenschaft, die Kunst und die Geschichte,
Sie wurden Ammen unsres neuen Lebens!
Das Kreuz, das durch die Eisenzeit wir trugen,
Es war der Ehre Zielstern in der Schlacht;
Des Eisenkreuzes Orden ward gestiftet
Für alle Streiter dieses deutschen Krieges,
Und wie erfreut sich Friedrich seines Volks!
Gebildet ist das Heer vor allen Ständen;
Es scheint der Sieg nur eine Sonne uns,
Nach der der Hohe wie der Niedere ringt,

Nach der Jungfrauen selbst mit Sehnsucht blicken;
Denn eine Sonne ist die Freiheit wohl,
Die Gott auf alle Welten niederscheint;
So flieht ihr Wolken ewig denn vor ihr!

Andere von den Flußgöttern und Nymphen sind noch verschüchtert und halten sich zaghaft im Hintergrund, so die Mosel und die mit verwirrtem Haar und in verwildertem Zustand erscheinende Elbe. Ihre Befreiung ist noch nicht vollendet. Von ausländischen Gewässern sind die Newa, der Mälarsee (Schweden) und die Themse vertreten. Germania, die vom alten Kaiserstuhle bei Rense a. Rh. umgeben von den Herolden der Verbündeten und ihren eigenen Flußgöttern und Nymphen feierlich Besitz ergreift, erhält vom Vater Rhein den Becher der Eintracht wieder zurück, den das deutsche Volk durch unseligen Zwist verloren hatte. Der Chor singt mahnend:

O werfet ihn nimmer zum Schlund uns hinab,
Denn zweimal entstiegen ist keiner dem Grab!

Germania wirft dafür ihre Fesseln, die sie träumend nur getragen, in die Flut, während ferner Kanonendonner an den noch bevorstehenden Kampf mahnt:

Ich höre fern des Kriegsgeists Hämmer schlagen,
Er schmiedet heftig an dem Sichelwagen,
Der mitleidslos Geschlechter niedermäht;
Doch aus den Drachenzähnen, die er ausgesä't,
In deutschem Feld, erstehen meine Rächer. —

Zum Schluß erscheint der deutsche Adler in der Mitte des Himmels über Germanias Haupt und wird vom Chor der Nymphen als der Herold des endgültigen Sieges begrüßt.

„Am Rhein, am Rhein!" ist ganz der Gelegenheit angepaßt, es ist durchaus Festspiel. Darin besteht seine Stärke, darin liegt seine Schwäche. Frisch, farbenprächtig, voll Anspielungen auf die einzelnen Kriegsereignisse, mußte es damals bei der Aufführung die Zuhörer in hohem Grad befriedigen, begeistern und in eine gehobene patriotische Stimmung versetzen. Die Spuren der flüchtigen Abfassung verloren sich im günstigen Gesamteindruck. Heute, inmitten eines Völkerringens, das zwar jenem vor hundert Jahren im ganzen nicht unähnlich ist, bei dem sich aber die Parteigruppierungen der kämpfenden Staaten bedeutend verschoben haben, berührt das Stück gerade durch manche von den Stellen weniger sympathisch, denen es damals zu einem guten Teil seine große Anziehungskraft verdankte. Diese Tatsache läßt für uns auch die kompositionellen Mängel und manche Schönheitsfehlerchen deutlicher hervortreten, als dies zur Gewinnung eines unbefangenen Urteils vorteilhaft ist. An eine erfolgreiche Aufführung des Stückes wäre heute nur dann zu denken, wenn man sich entschließen könnte, an der Arbeit des genialen Verfassers bedeutende Streichungen vorzunehmen.

Weniger vom Charakter des aktuellen Festspiels, dafür um so mehr von den großen Eigenschaften eines echten Dramas besitzt die umfangreichste unter den

patriotischen Dichtungen Brentanos: „Victoria und ihre Geschwister mit fliegender Fahne und brennender Lunte. Ein klingendes Spiel."

Das Stück wurde in vier Wochen hingeworfen. Es entstand, wie Brentano in der Vorrede schreibt, „nebst vielen ernstern und manchen volksmäßigern Zeitgedichten zu Wien im Jahre 1813 zwischen dem Kulmer und Leipziger Sieg". Die damalige für Österreich nicht ganz geklärte politische Lage forderte vom Verfasser Takt und Vorsicht. Napoleon wird z. B. nie mit Namen genannt, es ist nur vom „Feind" die Rede. Brentano mahnte um diese Zeit auch Freund Arnim in Betreff seiner Arbeiten für die Wiener Hofbühne: „daß Du in allem den Schwiegersohn (Napoleon) nicht berührst".

Victoria, die alles überstrahlende Heldin des Dramas, ist ein kerndeutsches Mädchen im Kriegslager der Verbündeten, das unter dem Namen Anne als Marketenderin mit Gewandtheit, Freimut und Humor, wenn nötig auch mit imponierender Würde, ihres Amtes waltet. Sie stammt aus einer hohen Familie; denn ihr Vater heißt Curtius von Siegen, ihre Mutter Gloria, die beide unerkannt ihre Tochter beschützen. Die Geschwister der Victoria sind Siegmut, ein Lützowscher Jäger, Siegewalt, ein preußischer Jäger, und Eiferried, ein österreichischer Wehrmann. Sie und Victoria entscheiden mit Hilfe ihrer halb mythisch gedachten Eltern den Krieg zu Gunsten der Verbündeten und lernen sich erst jetzt an ihren Waffen und Ringen als Geschwister kennen. Die Idee des Stückes wird gegen den Schluß hin in die Worte gekleidet:

Mut und Eifer und Gewalt
Hieß das edle Volk der Griechen
Brüder der Victoria!
Und drum tauften auf Schloß Siegen
Curtius und Gloria
Ihre Kindlein in den Wiegen
Siegmut und Victoria,
Siegewalte, Eiferried,
Wie man's in den Ringen sieht!

Das Festspiel ist also im Grunde allegorisch gedacht, enthält aber eine Fülle von lebensvollen Momenten und Gestalten, darunter einige von derb realistischer Ausschattierung. In der deutschen Literatur steht das Drama in diesem kühnen Nebeneinander, oder soll man sagen, in dieser Verschmelzung des Bildlichen und Wirklichen, vielleicht einzig da. Die Soldatenszenen, die an ursprünglicher Kraft und dramatischer Wirkung den gelungensten Partien in „Wallensteins Lager" kaum nachstehen, werden bei Brentano oft von den reinsten idealistischen Bildern abgelöst, und neben der edlen Mädchengestalt Annes weist das Stück eine Reihe von ganz anders gearteten, aber nicht weniger künstlerisch gestalteten Figuren auf. Die alte Marketenderin, ihr verlorener und wieder gefundener Mann Trommelklippel, vollends aber der Sohn des edlen Paares, der Kesselflicker, Rekrut und Vagabund Lippel sind schlechthin markante Charakterköpfe. Lippel ist allerdings in einigen Zügen so ungekämmt derb geraten, daß er eine dichterische Kopfwaschung wohl hätte brauchen können.

Ungewöhnlich reich ist das Festspiel an sangbaren, gehaltvollen Kriegsliedern, deren eines — wenn auch lange nicht das literarisch wertvollste — dem Raufbold Lippel in den Mund gelegt wird. Scherz und Ironie werden überhaupt in diesem fröhlichen Drama vom Humoristen Brentano aus überschäumender Schale über Personen und Zeitverhältnisse ausgegossen, und manch eine Bemerkung erinnert sehr an bekannte Erscheinungen unseres heutigen Lebens in der aufregenden Zeit des Krieges. Unwillkürlich denken wir z. B. an gewisse heitere Situationen, die auch bei uns der löbliche Kampf gegen die Ausländerei auf allen Gebieten da und dort heraufbeschwörte, wenn wir Freund Lippel den guten Vorsatz äußern hören:

Mit dem Schulmeister in Vereinigung
Leg' ich mich auf Sprachreinigung,
Ich werd' den deutschen Sprachstall fegen,
Sag statt Mankari: Meinetwegen!

Lippels zimperliche Verlobte Nannerl möchte hinter ihrem Geliebten nicht zurückbleiben und arbeitet in ihrer Weise für die Ausbreitung des Deutschtums:

Bei mir ist auch schon viel bestellt,
Ich leb von lauter Stuartskragen,
Ein altdeutsch Rad will jede schlagen
Gleich einem zorn'gen welschen Hahn,
Und rings noch got'sche Schnörkel dran!
— — — — — — — — — — — —
Altdeutsche Kartoffeln in den Hofgarten
Tut mein Papa aus Paris erwarten,
Altdeutsche Moden krieg' ich mit
Nach einem ganz modernen Schnitt.

Dem alten Schulmeister dagegen ist im Siegesjubel der gesunde Menschenverstand nicht verloren gegangen. Er hält den jungen Leuten eine kräftige Standrede:

Ich seh' an euch, es bleibt die Welt beim alten,
Der blutgedüngte Grund treibt euch ins Kraut,
Ihr bergt die dünnen Stellen in die Falten
Und tuet dick mit dem, wovor mir graut!
Ich dächt': „Wer nur den lieben Gott läßt walten",
Das wär' ein deutsch'res Lied für eine arme Braut!
Doch mag verderben, was nicht ist zu halten!
Kommt Kindlein her, für euch nur ward gesiegt,
Ihr werdet ernten, was im Saatkorn liegt!

Die Kriegswaisen ziehen nun über die Bühne und bringen mit ihrem ergreifenden Chorlied auf die Caritas, die edle Frau und gütige Waisenmutter, das farbenreiche klingende Festspiel zu einem freundlichen Abschluß.

Aufgeführt wurde das Stück schließlich doch nicht. Im Druck erschien es erst 1817, als die patriotische Begeisterung der Freiheitskriege sich bei einem großen Teil des Volkes längst verflüchtigt hatte. Dem Dichter selbst brachte daher sein Werk mehr Ärger und Enttäuschung als Anerkennung und klingenden

Erfolg. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß dieses Nebeneinander von idealen Bildern und wuchtigsten Naturszenen, dann die unnötige Breite mancher Nebenpartien, besonders aber das bei Brentano so beliebte Fangballspielen mit Worten, Sprüchen und allegorischen Begriffen, wie Mut, Eifer, Sieg, Gewalt, den literarischen und bühnentechnischen Wert der Dichtung beeinträchtigen. Trotz dieser kleinen Mängel und trotz des äußeren Mißerfolges bleibt jedoch das Festspiel eine künstlerische Leistung, die sowohl von der ungewöhnlichen Produktionskraft wie von der kerndeutschen Auffassung ihres Schöpfers zeugt.

„Victoria" enthält eine ganze Reihe von prächtigen Liedern und Sprüchen, die auch außerhalb eines Festspiels ihren Wert behalten. Selbstverständlich sind vor allem die eigentlichen Soldatenlieder vertreten. Da singt der Wachtmeister und mit ihm die ganze Korona von bunt zusammengewürfelten Soldaten der Verbündeten:

Wer den Krieg will, soll ihn haben!
Friede haben wir geboten,
Doch den bösen gord'schen Knoten
Hat die Arglist so verschlungen,
Daß kein Lösen uns gelungen! usw.

Das Lied könnte auch heute wieder von deutschen und österreichischen Soldaten bei geringen Abänderungen mit der Kraft der Überzeugung gesungen werden.

Überaus wirkungsvoll müßte sich auf der Bühne das brausende „Sturmlied" im Chorgesang ausnehmen, das von Brentano mit der Parentheſenbemerkung versehen wird: „Der Korporal beginnt allein, bei jedem Vers fallen mehrere ein, bis zuletzt alle immer lauter mitsprechen oder mitsingen und die Stimmen zur höchsten Gewalt wachsen; bei dem Schlußworte ‚Gloria' fallen Pauken und Trompeten mit einem Tusche ein, und alles bricht plötzlich ab." Die beiden Schlußstrophen lauten:

Hand sich reichen, über Leichen aufwärts steigen,
Laß der Bundesfahnen Zeichen
Auf der deutschen Höh' hinstreichen!

Nun Hurrah, Recht geschah, Feind war da,
Wer ihm recht ins Auge sah,
Rufet frei: „Victoria!
Deo in excelsis gloria!"

Männlich stark und gehaltvoll ist der Kriegsgesang vom Kaiser Franz, der mit der Aufforderung schließt:

Nun drauf und dran für unsern Franz!
Ihr Völker hebt das Joch,
Schon sinkt der falschen Götzen Glanz,
Der alte Gott lebt noch!

Durch ihn und dich ward wahr, o Franz!
Was Öst'reich will, das kann's.
Dies ist das Lied des Landwehrmanns,
Ein deutscher Sinn ersann's!

Das ungarische Husarenlied dagegen mag dank der eingestreuten lateinischen und ungarischen Brocken durchaus charakteristisch sein, ästhetisch befriedigt es weniger. — Um so trefflicher gelungen ist das bekannte „Es leben die Soldaten", das die Stimmung von Berufssoldaten in geradezu klassischer Kürze wiedergibt und in den Rahmen einer Lagerszene sich vorzüglich einfügt. Man muß staunen, mit welcher Virtuosität Brentano, der gänzlich unkriegerische Idealist, sich hier in den Ideenkreis von derben Soldatennaturen hineingelebt hat. Jeder Vers ist hier ein Treffer:

Wer fällt, der bleibet liegen,
Wer steht, der kann noch siegen,
Wer übrig bleibt, hat Recht,
Wer fortläuft, der ist schlecht!

Neben den Soldatenliedern weist das Festspiel einige Gesänge auf, die für die Frauen- und Kinderrollen bestimmt waren und in ihrer Art zum Besten gehören, was Brentano im kleinen lyrischen Gedicht und im Chorgesang geschaffen hat. Da sind zunächst die schwungvollen Verse, denen der Verfasser die Aufschrift gibt „Theodor Körner an Victoria". Sie werden von Anne auf der Bühne vorgelesen. Der Nachdruck liegt auf der Strophe:

Du weißt es wohl, ich konnte frei nur sein
Mit meines Deutschlands deutscher Kunst und Art,
Und setzte deutsch mein deutsches Leben ein,
Gleich deutschen Dichtern auf der Ritterfahrt!
Der hat gedichtet nicht, geliebt, gelebt,
Der kann nicht frei sein, der dem Tod erbebt!

Noch ergreifender als das Los eines sterbenden Helden weiß Brentano das Geschick der armen Kriegswaisen dichterisch darzustellen, jener unschuldigen Kleinen, die in ihren Chorgesängen und im ganzen Auftreten ungemein packend die äußerste Armut mit glücklicher Sorglosigkeit widerspiegeln. Der Grundgedanke, daß Gott sich dieser Kinder annimmt, wie er ja auch für die Lilien des Feldes sorgt, umgibt die Kriegswaisen auf der Bühne mit einer Atmosphäre makelloser Anmut und Schönheit:

Caritas, Caritas!
O du gute, milde Frau!
Ohne Trost uns nicht entlaß.
Lilie spinnt nicht, und hat Tau,
Rabe säet nicht, und hat Futter,
O du fromme Waisenmutter!
Caritas! Caritas!

Nicht weniger tief empfunden scheint das Lied zu sein, das im Festspiel von Frauen gesungen wird, während sie für die Soldaten Charpie zupfen. Von Christian Brentano wurde es später mit manchen andern Gesängen aus der „Victoria" im zweiten Bande der Gesammelten Schriften unter den vaterländischen Gedichten veröffentlicht und trägt dort den Titel: „Lied der Frauen, wenn die Männer im Kriege sind". Es ist schwer zu sagen, was hier mehr Bewunderung verdient, die meisterhafte musikalische Form, die das Rauschen der Wogen, den

Hammerschlag des Bergmanns, aber auch das frohe Trillern der Lerche mit dem bangen und freudigen Pochen des Herzens in Beziehung bringt oder das innige Mitgefühl des Verfassers mit den schweren seelischen Leiden der Kriegsangehörigen, das in dem christlichen Gedanken der Ergebung und des Gottvertrauens harmonisch ausklingt. Das anscheinend heute kaum noch bekannte Lied mag hier als Probe von Brentanos patriotischer Lyrik unverkürzt folgen:

Wenn es stürmet auf den Wogen,
Strickt die Schifferin zu Haus,
Doch ihr Herz ist hingezogen
Auf die wilde See hinaus.
Bei jeder Welle, die brandet
Schäumend an Ufers Rand,
Denkt sie: er strandet, er strandet, er strandet,
Er kehret mir nimmer zum Land!

Bei des Donners wildem Toben
Spinnt die Schäferin zu Haus,
Doch ihr Herz, das schwebet oben
In des Wetters wildem Saus.
Bei jedem Strahle, der klirrte
Schmetternd durch Donners Groll,
Denkt sie: mein Hirte, mein Hirte, mein Hirte
Mir nimmermehr kehren soll!

Wenn es in dem Abgrund bebet,
Sitzt des Bergmanns Weib zu Haus,
Doch ihr treues Herz, das schwebet
In des Schachtes dunklem Graus.
Bei jedem Stoße, der rüttet,
Hallend im wankenden Schacht,
Denkt sie: verschüttet, verschüttet, verschüttet
Ist mein Knapp' in der Erde Nacht!

Wenn die Feldschlacht tost und klirret,
Sitzt des Kriegers Weib zu Haus,
Doch ihr banges Herz, das irret
Durch der Feldschlacht wild Gebraus.
Bei jedem Schlag, jedem Hallen
Der Stücke an Berges Wand,
Denkt sie: gefallen, gefallen, gefallen
Ist mein Held nun fürs Vaterland!

Aber fern schon über die Berge
Ziehen die Wetter, der Donner verhallt,
Hör, wie der trunkenen, jubelnden Lerche
Tireli, Tireli siegreich erschallt.
Raben zieht weiter! — Himmel wird heiter,
Dringe mir, dringe mir — Sonne, hervor,
Über die Berge, — jubelnde Lerche,
Singe mir, singe mir — Wonne in's Ohr!

Mit Cypreß und Lorbeer kränzet
Sieg das freudig ernste Haupt.
Herr! wenn er mir niederglänzet
Mit dem Trauergrün umlaubt!
Dann, sternlose Nacht, sei willkommen,
Der Herr hat gegeben den Stern,
Der Herr hat genommen, genommen genommen,
Gelobt sei der Wille des Herrn!

Kriegslieder, die nicht bereits in die „Victoria" aufgenommen sind, besitzen wir von Brentano nicht viele. Sie zeigen aber nach Form und Inhalt große Verschiedenheiten, so daß man sich versucht fühlen könnte, sie mehreren Verfassern zuzuschreiben, stände nicht die Autorschaft Brentanos außer Zweifel.

Keck und herausfordernd klingt „Das Lied vom Korporal". Echte Soldatenpoesie mit manch einem scharfen Hieb auf den Feind und gelegentlich auch mit einem derben Witzwort. Das Gedicht feiert Napoleons Abdankung und bringt bei diesem Anlaß dem alten Soldatenliebling Blücher begeisterte Huldigungen dar. Napoleon, „der kleine Korporal", kommt hier herzlich schlecht weg. Die Sticheleien auf die Franzosen und ihren Führer liegen nicht nur in den sachlichen Vorwürfen, sondern ebenso in der Form, vor allem in dem häufigen Gebrauch der Bezeichnung Korporal.

Herr Blücher klopft sie wieder aus,
Dann rufen sie: Pardon!
Und ziehen aus Paris hinaus
Mit Kapitulation.
Vor allen, vor allen
Zog ab der Korporal, ja, ja,
Zog ab der Korporal!
Er ging zuerst nach Chartres,
Gott geb' ihm tausend Marter!
Sie ziehn jenseits der Loire,
Acht Tag' ist ihre Zeit,
Dort ist jetzt keine Ware,
So wohlfeil als der Eid.

Die Vorliebe Brentanos für Blücher ist überhaupt bemerkenswert. Fast in allen seinen Soldatenliedern spielt der alte „Marschall Vorwärts" eine recht bemerkenswerte, dabei immer vorteilhafte Rolle. Eines der Gedichte trägt den Namen des Helden als Titel und ist nach der Melodie „Heil dir im Siegerkranz" verfaßt. Ein anderes heißt „La Belle Alliance". Es schildert die Begegnung Blüchers mit Wellington bei Waterloo und übertrifft an soldatischer Derbheit selbst das „Lied vom Korporal" noch um ein Erkleckliches. Ob der Dichter hier und anderswo einfach die allgemeine Stimmung in Deutschland zum Ausdruck bringen wollte oder ob er selbst sich zu der Kraftfigur des alten Haudegens hingezogen fühlte, läßt sich schwer beurteilen; eine seelische Verwandtschaft zwischen dem kriegerischen Draufgängertum seines Helden und der eigenen

Ästhetennatur Brentanos war wohl nicht vorhanden. Daher wirken auch Gedichte wie das dialektisch gefärbte „Tiroler Wetter und Barometer beim Aufstand gegen die Franzosen" doch echter und frischer. Denn hier hat sich Brentano mit gewohnter Meisterschaft in die Gesinnung und die ganze Denkart eines Volkes hineingelebt, das ihm von Jugend auf sympathisch war und dessen bewußte Abneigung gegen allen Zwang er persönlich durchaus teilte:

Wir haben unsre Sachen
Auf Treuheit gestellt,
Wir dutzen den Herrgott,
Und Kaiser und d'Welt,

Wir tragen's Gewandel,
Wir tragen den Hut
Schon viel hundert Jahr lang,
Und sie halten sich gut.

Selbst der schwungvolle und noch heute ziemlich bekannte Kriegsrundgesang „Rheinübergang", der als Flugblatt zum Besten der Armen erschien und die denkwürdigen Ereignisse der Neujahrsnacht 1814 feiert, trägt dagegen an einigen Stellen die Spuren einer mehr konventionellen als dichterisch echten Begeisterung. Man denke nur an das überschwengliche Lob, das hier Wellington gespendet wird, obwohl er mit dem Rheinübergang als solchem wenig zu tun hatte:

Nimmer auf des Herkuls Säulen
Bauet sich ein fremder Thron,
Vor Gibraltars Fels, dem steilen,
Steht der David, Wellington.

Hoch schon auf den Pyrenäen
Sucht er seiner Schleuder Stein,
Und kein Riese bleibt ihm stehen,
Scheinet gleich der Gegner klein.

Der gleichfalls um diese Zeit verfaßte „Aufruf" mahnt eindringlich, daß man im Lager der Verbündeten über alle gegenseitigen Beschwerden und Zwistigkeiten hinwegsehen möge, dafür um so mehr sich an das vom gemeinsamen Feind erlittene Unrecht erinnern solle, der auch die annehmbarsten Friedensvorschläge verächtlich abgelehnt habe.

Das Festgedicht für die Berliner Turner am zweiten Jahrestage der Leipziger Schlacht leitet wirkungsvoll mit den Versen ein:

Die Lüge schwand vor Gottes Schwert dahin,
Erfüllet war das Maß von seinem Zorn.

Doch auch hier wünschte man statt der allzu getragenen, für Brentano nicht ganz natürlichen Sprache mehr Eigenart und individuelle Färbung.

Was wir im „Aufruf" vermissen, finden wir um so reichlicher in der merkwürdigen größeren Dichtung „Vom großen Kurfürsten" vertreten, die den Untertitel trägt: „Gesicht eines alten Soldaten in Berlin vor der Wiederherstellung des preußischen

Staates am 14. Oktober". Ein alter, bärbeißiger Sergeant ist am Fuße der Reiterstatue des Großen Kurfürsten eingeschlafen. Im Traume gesellt sich zu ihm ein seltsamer, aus klaffender Brustwunde blutender Jüngling, der ihn zu allen historischen Denkmälern der Residenzstadt hinführt, dessen Anblick aber allenthalben Schrecken und Jammer verbreitet. Die Unglücksgestalt gibt sich schließlich zu erkennen: es ist der 14. Oktober, d. h. die Erinnerung an Jena. Brentano wollte hier bei der Wiederherstellung Preußens den enthusiastischen Patrioten die einstige tiefe Erniedrigung des Königreichs ins Gedächtnis zurückrufen und so die neue Generation vor den Mißgriffen der früheren, in falscher Sicherheit erschlafften warnen.

Seine innerste Seele enthüllt jedoch der Dichter in dem poetischen Nachruf an Christian Grafen zu Stolberg, Sohn des berühmten Konvertiten Friedrich Leopold zu Stolberg. Graf Christian hatte in der Schlacht bei Waterloo den 19. Juni 1815 als preußischer Freiwilliger den Heldentod gefunden. Brentanos warm empfundene Elegie ist nicht nur der Ausdruck des edelsten Freundesschmerzes, sie gibt auch die Stimmung des deutschen Volkes angesichts der gewaltigen Blutopfer wieder, die das nunmehr glücklich beendete gigantische Ringen von allen Ständen und Klassen der Bevölkerung gefordert hatte. Diese Erwartungen und Wünsche kleidet der Dichter in die freimütigen Worte:

Es stirbt durch Rosses Hufen
Kein Hälmlein in dem Feld,
Daß, der den Reiter gerufen,
Nicht werde drum in das Gericht gestellt.

Die Saaten sollt ihr hüten,
Die frommes Blut getränkt,
Dem Vaterland vergüten
Das Leben, das der Opfernde ihm geschenkt.

Nur darum ist gefallen
Stolberg aus freiem Mut,
Daß den Gerechten allen
Sein freies deutsches Leben komm' zu gut.

Dies ist der letzte Willen
Bei jedes Helden Tod,
Und diesen zu erfüllen,
Das tut euch, Fürsten, und dir, Deutschland, not.

Mit seines Vaters Segen,
Und mit dem Kuß der Braut,
Und mit dem deutschen Degen
Hat seinen Schatz er Gott vertraut.

Der hat ihn hingenommen
Aus dieser wilden Welt,
Den starken, reinen, frommen,
Dort bessern Kampfes Siegern zugesellt.

So ihr den Sieg nicht ehret,
Den solches Blut erkauft,
So ihr zum Bösen kehret
Den Sieg, der solcher Unschuld Blut getauft,

Dann sterbt, für Volkes Taten
Die ihr ein Wappen tragt,
Den Tod der Diplomaten,
Die um verhaltenen Lohn solch Blut anklagt.

O Gott im Himmelreiche,
Erleuchte unsre Herrn,
Daß unsere Ernte gleiche
Der Saat, dann fielen unsre Lieben gern!

Die Hoffnungen des deutschen Volkes, denen Brentano hier so energischen Ausdruck verlieh, gingen nach dem Sturze Napoleons nur zum Teil in Erfüllung. Das tatsächlich Erreichte schien der ungeheuern Opfer nicht wert, die man im Dienste des Vaterlandes bereitwillig gebracht hatte. Schmerzlich enttäuscht zogen sich manche vaterländisch gesinnte Männer aus der Öffentlichkeit zurück. Auch bei Klemens verstummt der patriotische Sang. Wohl sind viele seiner späteren Schriften gemeinnützigen Zielen gewidmet, doch die kriegerischen Saiten seiner klangvollen Harfe hat er nach den großen Tagen des deutschen Befreiungskampfes nicht mehr berührt.

Alois Stockmann S. J.

Beſprechungen.

Theologie.

Zeitfragen und Zeitaufgaben. Geſammelte Reden. Von Michael v. Faulhaber, Biſchof von Speyer. 8° (VIII u. 376) Freiburg 1915, Herder. *M* 4.60; geb. *M* 5.60

In vier Büchern hat Biſchof Faulhaber ſeine herrlichen Reden und Anſprachen geſammelt. Religiöſe Zeitſtimmungen, Unſere Schulaufgabe im 20. Jahrhundert, Antwort auf die Frauenfrage, Bekenntnis zur Kirche, lauter klar umriſſene, höchſt zeitgemäße Stoffe. Einige dieſer Reden ſind zum Gemeingut des deutſchen katholiſchen Volkes geworden. Die Begeiſterung, welche bei der 58. Generalverſammlung der Katholiken Deutſchlands zu Mainz kraftvoll losbrach, als der Speyerer Oberhirte in Ketteler's Geiſt „Prieſter und Volk und unſere Zeit" zu einer idealen Einheit verſchmolz, empfindet noch jeder mit, der die prachtvolle Rede lieſt. Ganz volkstümlich in gebildeten Kreiſen blieb auch die Anſprache „Wir Akademiker und die Kirche". Und wer fühlte ſich nicht gehoben und geſtärkt durch die tapfere Glaubenskraft und den goldenen Optimismus der Rede über die Freiheit der Kirche, die 1913 zu Metz die verſammelten Katholiken hinriß. Bei allem ſeinem Schwung, bei aller Erhabenheit der Gedanken, bei allem Glanz der Sprache bewegt Biſchof Faulhaber auch das einfache Herz, den ſchlichten Sinn des Volkes. Alle ſeine öffentlichen Reden auf den Katholikentagen und Kongreſſen beweiſen das. Ganz charakteriſtiſch dafür ſind die Ausführungen über Frauenfrage und Frauenbildungsfrage in der Breslauer Verſammlung 1909. Herz und Kopf, Liebe zur alten Frauentugend und volles Verſtändnis für die Frauennot der Zeit, Begeiſterung für Wiſſenſchaft und Glauben verſchmelzen hier zu ſchönſter Harmonie, treffen hart unnatürliche Übertreibungen und berühren behutſam empfindliche Wunden. Jedermann kann da das Tiefſte verſtehen, weil es mit klarer Offenheit und zarter Liebe geſagt wird. Die Hirtenſchreiben reden die gleiche Sprache; ſie ſind einſchneidend und gedankenreich. Was da über den ſozialen Segen der ſieben Sakramente geſagt wird, bietet ein wertvolles Muſter für die geiſtreiche und zugleich beſtbegründete und praktiſche Verbindung von Dogma und Leben, von religiöſer Tiefe und ſozialer Weisheit. In womöglich noch höherem Grade gilt das vom Hirtenbrief für die Faſtenzeit 1914: „Die freireligiöſe Schule und ihre Sittenlehre". Philoſophie und Pädagogik, Katechismus und Staatsklugheit ordnen ſich hier zu einem Wehrbund, gegen deſſen Selbſtverſtändlichkeit kein Sophisma und kein Vorurteil aufkommt.

In dieſem Zuſammenhang möchte ich auch den Vortrag nennen über den Marienkult als Schule des Glaubens, gehalten 1912 auf der Trierer Marianiſchen

Tagung. Ein wirklicher Hirtenbrief über die Verehrung der heiligsten Jungfrau. Dieses Hineinstellen des Marianischen Kultus mitten in das Glaubensleben, diese geschickt und so ganz im Sinne des Evangeliums gezogenen Fäden von Christus zu seiner Mutter, von der Glaubenseinheit, Glaubensklarheit und Innigkeit zur echten Marienverehrung sind von bleibendem Wert und ein lichtvolles Brevier des Marianischen Dogmas.

Die beiden Kanzelreden, die in die Sammlung aufgenommen wurden, zeigen in schönster Form die Eigenart des hochwürdigsten Bischofs. Er faßt nie seinen Gegenstand rein theoretisch an, sondern bringt ihn gleich in Zusammenhang mit dem Leben; er nimmt nie leichthin das Alte oder das Neue eben nur als solches an, sondern sucht immer nach den festen, von Gott oder der Natur selbst eingefügten Gesetzen der Entwicklung, die den Lauf einer Einrichtung oder eines Ereignisses bestimmen; er liebt es, in den geschichtlichen Tatsachen philosophische und symbolische Werte zu entdecken, die um das vorübereilende Ereignis einen Hauch der Ewigkeit legen. Am 26. April 1906 sprach er zum Jubiläum der Nationalkirche der deutschen Katholiken in Rom. „Die Weltkirche, selbst international, segnet die Nationen", war sein Thema. Er findet in den kirchlichen Nationalanstalten den Pulsschlag der Weltkirche und den liebenden Zug der fern weilenden Kinder zum Mittelpunkt ihrer katholischen Familieneinheit. Umfassender, großartiger ist die Festrede zum Konstantinischen Jubiläum im Limburger Dom am 14. Dezember 1913. „Die alte Kirche und die neue Zeit" ist so recht Bischof Faulhabers Gegenstand. Die Mission der alten Kirche wird aus ihrem Wesen und den Anfängen ihrer Geschichte hervorgeholt, die Nöten der neuen Zeit aus ihrem wirtschaftlichen und staatlichen, sittlichen und sozialen Leben. Aber der Heilungsprozeß greift nicht roh und blind zerstörend ein, sondern vertiefend, verklärend, versöhnend. Selbst wo wirkliche Totengräber der Menschheit und ihrer höchsten Güter am Werk sind, sollen nicht apokalyptische Reiter „ein Leichenfeld mit entwurzelter Kraft, mit zertretenen, zerstampften Gärten, mit offenen Gräbern" schaffen, „die katholische Kirche will für das sittliche Leben der Neuzeit ein Bethlehem der sittlichen Wiedergeburt, ein Hauch der Kraft Gottes zu neuem Leben sein".

In seinen Ansprachen und Reden vor einem engeren Kreis von Zuhörern kommt der ausgezeichnete Bibelkenner und Pädagog zu Wort. Alles, was über die religiöse Schulaufgabe in unserer Zeit gesagt wird, sammelt sich zu einem kostbaren Handbüchlein für Katecheten, Lehrer und Lehrerinnen. Eine wunderbar himmlische Gestalt, steigt die Religion zur Erde und betritt die Schule. Wie die weiseste und zärtlichste Mutter neigt sie sich zum Kinde, durchdringt den Schulplan, ohne ihm auch nur einen Buchstaben von seiner Eigenheit zu nehmen, entwirrt die Rätsel der Erziehung, erleuchtet, ohne vorzeitig aufzuklären, erzieht zur Klarheit und zum Gemeinsinn, harmonisiert scheinbar entgegenwirkende Kräfte und bildet zur Harmonie des Denkens und Fühlens als „Herzogin unter allen Erziehungsfaktoren". Sie birgt Werte für die Kinderseele und bietet einen Schutz und verbreitet einen Segen, den die freireligiöse Schule dem Kinde vorenthält und dem Leben raubt. Ganz vortrefflich wird auch das Verhältnis der

Biblischen Geschichte zum Katechismus dargelegt, der Wert katechetischer Begriffsbildung neben dem biblischen Anschauungs- und Erzählungsunterricht gebührend hervorgehoben; auch werden die Grenzen angedeutet, die volle geschichtliche Wahrheit und Rücksicht auf das Kindesalter trennen und verbinden müssen. Will man aber ein Musterbeispiel genießen, wie ein trockener Stoff zugleich gründlich und interessant und in schöner Form behandelt werden kann, so lese man die Rede über die Bühne der Biblischen Geschichte.

Zu den anmutigsten und farbenreichsten Geistesblüten des Kirchenfürsten gehören unstreitig die fünf Vorträge zur Frauentätigkeit und zu den Frauenpflichten. Der eine, über moderne Frauentätigkeit im Lichte des katholischen Glaubens, wurde zu Straßburg 1912 gehalten auf der fünften Generalversammlung des Katholischen Frauenbundes. Die Sonne des Glaubens beleuchtet gleich freundlich das Hauswesen der tätigen Martha und der beschaulichen Maria, sie erleuchtet und erwärmt alles soziale Wirken der Frau und befruchtet die verschiedensten Gruppen der Vereinstätigkeit. Und dann werden alle Arten der Frauenbetätigung als Bethlehem- und Nazarethgruppe, als Golgotha- und Bethaniengruppe in überaus anziehender und geistreicher Weise geschildert. Prächtige Variationen zu diesem Gegenstand bietet die Rede über Frauenapostolat und Eucharistie auf dem Eucharistischen Weltkongreß zu Wien, am 13. September 1912. Die Dienstleistungen heiliger Frauen der ersten christlichen Zeit, einer Lydia, Tabitha, Veronika und Priska, erscheinen als leuchtendes Vorbild modernen Frauendiakonats, erreichen ihre schönste Weihe und ihren Höhepunkt im Hirtendiakonat, schöpfen ihre Kraft und ihre Reinheit und ihren kirchlichen Geist aus der heiligen Eucharistie. Schon drei Jahre vorher hatte Bischof v. Faulhaber in der Frauenversammlung auf dem 20. Eucharistischen Kongreß zu Köln das heiligste Sakrament als pädagogischen Segen der Familie und als Weihe der Familienlektüre mit der ganzen Salbung seines liebenden Herzens und unter den überraschendsten Beleuchtungen aus der Schatzkammer seines findigen und reichen Geistes vorgeführt.

Wie trefflich Bischof Faulhaber sich dem Vortragsort und dem Milieu anzupassen versteht, beweisen sein Vortrag über soziale Caritas auf dem ersten österreichischen Frauentag in Wien 1910 und die Rede auf der Jubiläumsversammlung der katholischen deutschen Lehrerinnen in Koblenz am 15. Mai 1910: „Die Ahnengalerie der katholischen Lehrerin". Im ersten Vortrag wird die Caritas als „eine Königin von uraltem Adel" geschildert, die ihren wunderbaren inneren Geist in den unsterblichen Werten bekundet, die sie schafft, in wirtschaftlichen, religiösen und nationalen Werten. Es ist ein Loblied auf das organisatorische Wien und das alte Österreich der Hof- und Adelswohltätigkeit, zugleich aber auch ein klares Wort über praktisches Wohltun, soziales Almosen, geordnete und geschulte Caritas.

Wenn je ein Vortrag geeignet war, das Herz einer Lehrerin zu großer Freude und zum Bewußtsein ihrer Würde zu erheben, so trifft der oben erwähnte gerade das Richtigste. Die theologischen und geschichtlichen Wurzeln des Lehrerinnenberufs werden aufgedeckt. Die lehrenden Frauen Israels und des Evangeliums, die sanft unterweisenden Witwen und Jungfrauen des christlichen

Altertums, die Schul- und Lehrfrauen des Mittelalters sind wahrlich eine prachtvolle Ahnengalerie der Lehrerin.

Gleich entzückt wurden gewiß auch die Zuhörerinnen eines zweiten Vortrags, den der hochwürdigste Herr am 9. September 1908 über Calderon, den Meistersänger der Bibel und der Weltliteratur, vor Lehrerinnen gehalten hat. Es steckt eine mächtige Arbeit, hohes künstlerisches Empfinden, viel biblische Weisheit und gute Kenntnis spanischer Eigenart in diesen Ausführungen. Es ist ein reicher Kommentar zu den Fronleichnamsspielen Calderons, der in weiteren Kreisen bekannt werden sollte, um die Renaissance der katholischen Dichtung zu erhellen und zu beleben.

Jeder aber, der Zeitfragen und Zeitaufgaben, in vollendeter Form und geistreicher Gedankenfülle dargestellt, ergründen und ergreifen will, erfreue sich an diesem herrlichen Buch. **Stanislaus v. Dunin-Borkowski** S. J.

Die Weisheitsbücher des Alten Testamentes. Übersetzt und durch kurze Anmerkungen erläutert, nebst einem textkritischen Anhang, von Dr **Norbert Peters.** kl. 8° (X u. 296) Münster i. W. 1914, Aschendorff.

Zu den Teilen der Heiligen Schrift, die ihrer ganzen Anlage und Bestimmung nach Volksbücher sind, gehören auch die Weisheitsbücher. Als solche wurden sie im christlichen Altertum behandelt und daher wegen ihrer leichteren Verständlichkeit gern den Katechumenen zu lesen gegeben; wahre Volksbücher waren sie im deutschen Mittelalter, wo sie vielfach übersetzt oder freier in deutsche Form umgeprägt wurden. Könnte man das gleiche auch von unserer Zeit sagen? Und doch verdient es gerade der Inhalt dieser Bücher, Gemeingut des Volkes zu sein und zu bleiben.

„Weisheit" ist nach dem Sprachgebrauch der Israeliten, im Sinn der heiligen Schriftsteller kein abstrakter Begriff der Gelehrtensprache; sie ist nicht gleichbedeutend mit Philosophie oder höherer Wissenschaft oder Kunstfertigkeit. Nein, sie ist eine vorwiegend religiöse Idee, ungefähr dasselbe, was die Heilige Schrift sonst Gottesfurcht, was wir Religion nennen, wie umgekehrt die Sünde und Gottlosigkeit als Torheit bezeichnet wird. Diese Weisheit ist ein Gnadengeschenk und ein Ausfluß der göttlichen Weisheit, jedem erreichbar, der sich ernst darum bemüht. Sie beherrscht bei dem, der ihrer teilhaft geworden ist, das ganze Leben, alles erscheint ihr untergeordnet. Auch scheinbar ganz gleichgültige und profane Dinge müssen, will anders der Mensch Gott gefallen, sich von ihr regeln lassen. Unter diesem Gesichtspunkt fällt es nicht auf, wenn in den Weisheitsbüchern auch Dinge behandelt werden, die rein natürlich und weltlich klingen; ihre Zusammenstellung mit Empfehlungen der Weisheit und Gottesverehrung zeigt zur Genüge, wie sie gemeint sind. Gerade als praktische, in volkstümlicher Form und Sprache gehaltene Anleitung, das ganze religiöse und profane Leben gottgefällig einzurichten, haben diese Bücher einen unverlierbaren und für alle Zeiten geltenden Wert und verdienen es auch in unserer Zeit, fleißig gelesen und beherzigt zu werden.

Es war daher ein glücklicher Gedanke des bekannten Paderborner Exegeten, uns als reife Frucht langjähriger Spezialstudien die drei hauptsächlichsten Bücher dieser alttestamentlichen Weisheitsliteratur — das Buch der Sprüche Salomons, das Buch des Jesus Sirach und das Buch der Weisheit — in neuer Übersetzung und in einer Form anzubieten, welche das richtige Verständnis derselben sehr erleichtert, und sie so weiteren Leserkreisen zugänglich zu machen. Die kurze Einleitung behandelt die nötigen Vorbegriffe und literarischen Probleme. Die Übersetzung des heiligen Textes stellt sich, namentlich bei hebräischer Vorlage, als eine recht gute, treue Verdeutschung dar (bei griechischem Urtext, z. B. im Buch der Weisheit, dürfte sie u. E. oft etwas freier und selbständiger sein). Nicht nur ermöglichen passende Kapitelüberschriften die Übersicht über Inhalt und Einteilung der Bücher, auch die einzelnen Partien sind durch stichische Schreibung und strophische Gliederung in einer Weise dargeboten, welche das Verständnis wesentlich fördert und den künstlerischen Genuß erhöht. Unter solchen Umständen genügen, wenigstens für den hinlänglich vorgebildeten Leser, kurze knappe Anmerkungen unter dem Text, um den richtigen Sinn des einzelnen Spruches klarzustellen. Die textkritischen Anmerkungen sind als Anhang ans Ende verwiesen; dem fachmännischen Forscher stehen sie hier zur Verfügung, den gewöhnlichen Leser stören sie beim Lesen des Buches nicht. Das geschmackvoll gedruckte, billige Bändchen dürfte in der Form, wie es uns Peters bietet, für Gebildete, Geistliche wie Laien, empfehlenswert sein. Die Einleitung und die Anmerkungen genügen indes bei ihrer großen Knappheit und geringen Zahl gewiß lange nicht, um das Buch in dieser Form schon zu einem Volksbuch für weitere Kreise zu machen. Bemerken möchten wir noch, daß das Wort „Weisheit" an Stellen, wo es in den Begriff Λόγος hinüberspielt, nicht in genügender Klärung vorgelegt wird, und daß die Verba qānā bzw. κτίζω an sich nicht den Begriff „erschaffen" ausdrücken; von einer erschaffenen, geschöpflichen Weisheit ist daher an den betreffenden Stellen im heiligen Text nicht evident die Rede.

Wie gerade die Einteilung des Textes in Sinnabschnitte Übersicht und Verständnis erleichtert, möge ein Beispiel zeigen. Wir wählen das zweite Kapitel von Jesus Sirach.

Beharrliche Treue gegen Gott.

II 1 Mein Sohn, wenn du kommst, um Gott zu dienen,
so halte dich bereit für Versuchungen.
2 Lenke dein Herz und sei stark
und übereile dich nicht zur Zeit einer Züchtigung.
3 Hange ihm an und falle nicht ab,
damit du groß werdest an deinem Ende.

4 Alles was über dich gebracht wird[1], nimm an,
und bei den Wechselfällen deiner Demütigung sei geduldig.
5 Denn im Feuer wird das Gold erprobt
und die gottgefälligen Menschen im Ofen der Erniedrigung.
6 Vertraue auf ihn, und er wird sich deiner annehmen,
und hoffe auf ihn[2] und mache gerade deine Wege.

[1] Durch Gottes Schickung. [2] Auf Gott.

7 Die ihr den Herrn fürchtet, harret auf sein Erbarmen,
und bieget nicht ab, damit ihr nicht fallet.
8 Die ihr den Herrn fürchtet, vertraut auf ihn,
und euer Lohn wird nimmer verloren gehn.
9 Die ihr den Herrn fürchtet, hoffet auf Gutes
und auf ewige Freude und Erbarmen.

10 Schauet auf die früheren Geschlechter und sehet zu:
Wer vertraute auf den Herrn und wurde zu Schanden?
Oder wer verharrte in der Furcht vor ihm und wurde verlassen?
Oder wer rief zu ihm und er übersah ihn?
11 Denn gnädig und barmherzig ist der Herr,
und er läßt die Sünden nach und rettet zur Zeit der Not.

12 Wehe dem heuchlerischen Herzen und den schlaffen Händen
und dem Sünder, der auf zwei Wegen[1] wandelt.
13 Wehe dem schlaffen Herzen: weil es kein Vertrauen hat,
darum findet es keinen Schutz.
14 Wehe euch, die die Geduld verloren haben,
denn was wollt ihr machen, wenn der Herr herschaut?

15 Die den Herrn fürchten, sind seinem Worte nicht ungehorsam,
und die ihn lieb haben, halten seine Wege ein.
16 Die den Herrn fürchten, suchen sein Wohlgefallen,
und die ihn lieben, werden des Gesetzes voll[2].
17 Die den Herrn fürchten, machen ihre Herzen bereit
und demütigen sich vor ihm:

18 „Wir wollen lieber in die Hände des Herrn fallen
und nicht in die Hände der Sünder,
Denn wie seine Größe, so ist auch seine Barmherzigkeit,
und wie sein Name, so seine Werke."[3]

Franz Zorell S. J.

Évangiles apocryphes. II. L'Évangile de l'Enfance: rédactions syriaques, arabes et arméniennes. Traduites et annotées par Paul Peeters S. J. [Textes et Documents pour l'étude historique du christianisme No 18.] 8° (LXX u. 330) Paris 1914, Picard.

Der ursprüngliche Plan ging auf die Übersetzung des arabischen Textes des Kindheitsevangeliums. Allein schon die einführenden Vorarbeiten ergaben die Notwendigkeit, das teilweise erhaltene Original in die Arbeit einzubegreifen. Außerdem existiert unter dem Titel „Buch der Kindheit" eine umfangreiche armenische Erzählung, deren vollständiger Text im Jahre 1898 in Venedig von

[1] Auf dem Wege der Gottesfurcht und der Sünde. Sinn: Wehe den Halben!
[2] Die Gottesliebe bringt also erst volles Verständnis und volle Erfüllung des Gesetzes.
[3] Schlußfolgerung aus Vers 1—17 in der Form direkter Rede der Gottesfürchtigen von Vers 15—17. Grundstelle ist 2 Sm 24, 14.

P. Isaias Daiesi veröffentlicht wurde. Auch diese Erzählung ist eine Übertragung aus dem Syrischen. Wenn sie auch keinen Anspruch auf hohes Alter erheben kann, so wäre es doch meinerseits eine unverzeihliche Inkonsequenz gewesen, diesen armenischen Text zu ignorieren, da der in Arbeit genommene arabische um nichts älter ist. Schon war die Arbeit druckfertig, da spielte mir eine besondere Gunst des Schicksals zwei bisher unbekannte Redaktionen des Kindheitsevangeliums in die Hände, eine arabische in der Laurentiana und eine syrisch-arabische in der Vatikanischen Bibliothek. Und so mußte ich mich denn zu Untersuchungen verstehen, die zwar die Richtlinien der Sammlung Textes et Documents überschreiten, anderseits aber durch die wissenschaftliche Ehrlichkeit geboten waren. Denn ich durfte die hergebrachten, veralteten und überholten Anschauungen nicht länger vertreten.

Welches sind nun kurz die Ergebnisse der Arbeit? Das uns vorliegende syrisch-arabische Kindheitsevangelium leitet sich von einem Original her, dessen drei verschiedene Quellen sich an der Hand späterer Interpolationen bestimmen lassen. Der ursprüngliche Text ist ein Bericht über die Kinderjahre Jesu Christi von der Geburt bis zu seinem zwölften Jahre. In diesen Bericht ist eine Anzahl von Einzelzügen hineinverwebt, die eigentlich den „Wundern der Jungfrau" angehören. Eine dritte Reihe von Erzählungen, bloße Auszüge aus dem apokryphen Thomasevangelium, vollendet das Ganze. Nun hat aber der Kompilator einen Text benützt, der älter sein muß als die dem 6. Jahrhundert zugewiesene British Museum-Handschrift. Und so führt uns dieser Text folgerichtig zu einem früheren, der durch das Bindeglied einer verloren gegangenen griechischen Übersetzung zum Stammvater der lateinischen, slawischen, georgischen Bearbeitungen und der vorliegenden griechischen Abrisse des Thomasevangeliums geworden ist.

Der Kindheitsbericht selbst, der den eigentlichen Kern des syrisch-arabischen Evangeliums bildet, weist auf einen Text zurück, der vor Ende des 6. Jahrhunderts in syrischer Sprache überarbeitet und dergestalt erweitert wurde, daß er Aussehen und Umfang eines kleinen Romans erhielt. Die rührige Werbetätigkeit der Nestorianer brachte ihn nach Armenien und sorgte wohl auch für die armenische Übersetzung. Das geschah etwa um 591. Bedeutend später veranstaltete man eine zweite Übertragung ins Armenische, wahrscheinlich unter Benutzung der ersten. Von dieser zweiten Übertragung mag der jetzt vorliegende armenische Text ein allerdings verzerrtes Bild bieten.

Wenn die hier niedergelegten Resultate nun auch noch keineswegs als endgültige angesehen werden können, da zurzeit eine Kontrolle nicht möglich erscheint, so wollte der Verfasser doch im Interesse einer fruchtbaren Diskussion seine Folgerungen klar und bestimmt fassen.

Ein Anhang bietet in französischer Übersetzung eine Episode aus dem Thomasevangelium nach der syrisch-arabischen Handschrift zum Vergleich mit den lateinischen, griechischen und slawischen Übersetzungen, um dem Leser ein selbständiges Urteil zu ermöglichen. **Paul Peeters S. J.**

Geschichte.

Le traité d'Utrecht et les lois fondamentales du royaume. Université de Paris. Faculté de Droit. Thèse pour le doctorat... par Sixte de Bourbon. (VII u. 346) Paris 1914, Champion.

Die Herren Verleger kündigen ihre „Neuerscheinungen" an, und daran fehlt es trotz des Krieges am Büchermarkt nicht. Seltener sind neue Erscheinungen. Als eine solche ist es anzusehen, wenn eine königliche Hoheit in fachmännischer Beherrschung der historischen Methode selbsteigene Forschungen zur eigenen Hausgeschichte herausgibt; wenn ein bourbonischer Prinz eine Doktordissertation verfaßt. Es handelt sich um ein Buch, das Seine Königliche Hoheit Prinz Sixtus von Bourbon veröffentlicht. Es führt den Titel „Der Vertrag von Utrecht und die Fundamentalgesetze des Königreichs". Auf Grund dieses Werkes promovierte der durchlauchtigste Prinz am 26. Mai 1914 an der Pariser Universität und erzielte den schönen Erfolg, daß sein Buch für den Wettbewerb vorgemerkt wurde, dessen Ergebnis die Verleihung einer goldenen Medaille am Schluß des (bürgerlichen) Jahres zu sein pflegt. Es ist eine rechtsgeschichtliche Studie. Ihr Inhalt, die Prüfung der Frage nach der Gültigkeit des Verzichtes der sog. spanischen Linie des bourbonischen Hauses auf die Nachfolge in Frankreich. Das Literaturverzeichnis am Schluß dieser eigenartigen Doktordissertation zeigt, wie oft die gedachte Frage bereits gelegentlich erörtert worden ist. Gebrach es bisher an einer monographischen Behandlung, welche sie nach ihrer historischen und juridischen Seite ausreichend gewürdigt hätte, so wird man die nun vorliegende Monographie als allseitig und erschöpfend bezeichnen dürfen. Wie ernst der hohe Herr Verfasser seine Aufgabe nahm, ergibt sich schon aus dem Anhang von 28, zum Teil weitläufigen Dokumenten. Sie sind dem Nationalarchiv, den Handschriften der Nationalbibliothek, den Archiven des Auswärtigen Amtes u. a. entnommen, mit aller wünschenswerten Akribie zum Abdruck gebracht, zu gutem Teil bisher ungedruckt, mit allen erforderlichen Herkunftsnachweisen und Beschreibungen der Originale versehen. Der historische Teil des Buches enthält eine chronologisch genaue Darlegung der Tatbestände. In sehr interessanter Weise wird an der Hand der Dokumente erzählt, wie es zu der Renuntiation des spanischen Königs Philipp V. kam, aus welchen Gründen und in welchen Formen sie sich vollzog. Der juridische Teil legt dar, wie nach dem zur Zeit dieser Verzichtleistung geltenden Königsrecht der Vorgang beurteilt wurde und zu beurteilen war, sowohl die persönliche Renuntiation wie die im Namen der künftigen Nachkommenschaft. Mit wissenschaftlicher Gründlichkeit geht Seine Königliche Hoheit zu Werke. Von den Anfängen an und durch die Abfolge der Jahrhunderte werden kundige Kenner des kapetingischen Königsrechtes, echte Zeugen, verhört und das Ergebnis dieser Forschungen in drei Leitsätzen zusammengefaßt, auf die wir zurückkommen. So vertieft sich das historische Bild der Situation, wie sie 1712 war, und erhält die eigenartige Größe des kapetingischen Königtums zum Hintergrund. Daran schließt sich ein Ausblick bis zu den stürmischen Sitzungen der Nationalversammlung, in denen neben den künftigen Königsmördern (régicides)

nach Rivarols Ausdruck eine Gruppe von Reichsmördern (régnicides) auftauchte, welche die Fundamentalgesetze des Reiches annullieren wollten (S. 238).

Kaum jemals hat eine Frage des europäischen Gleichgewichtes an den Scharfsinn der Diplomaten höhere Anforderungen gestellt als diese: Wem fallen die fast zwei Dutzend Herrscherkronen zu — deren 22 wurden gezählt —, die das Erbe des letzten Habsburgers der älteren, spanischen Linie bilden? Will man die ungemeine Bedeutung der Verzichtleistung Philipps in der Ausgangsphase des großen Streites würdigen und den feinen Ausführungen des Prinzen S. von Bourbon mit Verständnis folgen, muß man die politischen Richtlinien vor Augen behalten, die den daran interessierten Mächten aus der gesamten Lage sich aufgenötigt haben. Eine einflußreiche spanische Nationalpartei wollte vor allem die Reichsintegrität wahren mit Einschluß aller Nebenlande in Europa, Afrika, Amerika, war also gegen jede Teilung. Anderseits wollte auch sie keine Personalunion, sei es mit Frankreich, sei es mit Österreich. Es blieb also nur eine dynastische Union durch Begründung einer neuen bourbonischen oder habsburgischen Königslinie. Da aber die volle und ausschließliche Anerkennung des Erbrechtes der einen Anwartschaft zu einem gespannten Verhältnis mit der Macht führen mußte, welche die andere Anwartschaft vertrat, eine Verfeindung mit der mitteleuropäischen Macht der Habsburger aber für Spanien weniger bedrohlich scheinen mochte als eine Verfeindung mit der benachbarten bourbonischen, kamen die spanischen Staatsmänner dazu, die Nachfolge des jüngeren der Enkel Ludwigs XIV. für die beste Lösung zu halten, wie es dann der letzte Wille Karls II. verfügt hat.

Den entgegengesetzten Standpunkt nahmen die Neutralen, die Seemächte, England und Holland ein. Auch sie perhorreszierten eine Personalunion, welche es sei. Aber vorab mußten sie wünschen, daß das spanische Weltreich in diesem Erbgang eine Schwächung erfahre, und waren deshalb gegen eine Sukzession ins Gesamterbe, für eine Teilung. Die beiden Dynastien, welche Erbansprüche erhoben, trachteten vor allem das Gespenst der Personalunion zu bannen, indem sie jüngere Sprossen der beiden Häuser als Prätendenten ansahen, sonach nur eine dynastische Union anstrebten, jüngere Linien begründen wollten und, ehe es ganz ernst wurde, über Teilungen zu verhandeln Geneigtheit zeigten. Als dann Ludwig XIV. das Testament Karls II. annahm, auf die Gesamtsukzession für seinen Enkel Philipp Anspruch erhob und zugleich im Patent vom Dezember 1700 Philipp und seiner Nachkommenschaft, mochten sie gleich im Ausland weilen oder geboren sein, das Erbrecht an der Krone Frankreichs ausdrücklich vorbehielt, die wie immer künftige Möglichkeit einer Personalunion also geradezu statuierte, mußte dieses Vorgehen die Neutralen auf die Gegenseite werfen und die Koalition herbeiführen. Nach zwölf langen Kriegsjahren war allenthalben eine ganz außerordentliche Erschöpfung, finananzielle und militärische Erschöpfung eingetreten. War diese nirgends größer und lähmender als in Frankreich, wider das auch die Wechselfälle des Krieges sich gewendet hatten, so wurde sie auf seiten der Seemächte besonders akut empfunden, weil für sie kein unmittelbarer Erwerb oder Verlust größten Belanges des Einsatzes letzter Kräfte wert erscheinen mochte. Das Gefüge der Koalition mußte sich lockern, die Friedenspolitik, in England zumal,

immer mehr Anhänger bekommen. Höchst unerwartete Todesfälle verschoben nun mit einemmal die Richtlinien der internationalen Politik.

Der Tod des Dauphins, Sohnes Ludwigs XIV., am 13. April 1711, war zwar ohne politische Folgen, da der neue Dauphin, Enkel Ludwigs XIV., 29 Jahre alt war und selbst bereits zwei Söhne hatte. Der sohnlose Tod Kaiser Josefs I., vier Tage später, veränderte aber alles. Mit seinem außerordentlichen politischeen Scharfsinn nannte der Herzog von Saint-Simon dieses Ereignis vom französischen Standpunkt einen der Glücksfälle, die niemand auch nur zu hoffen wagt (Ausgabe von Boislisle 21, 134).

Der Mannesstamm des habsburgischen Hauses stand nun auf zwei Augen, denen Karls III. von Spanien. Am Todestag Kaiser Josefs flehte Wratislaw den Nachfolger des Kaisers an, daß er sobald als möglich nach Österreich zurückkehre. Die Pläne einer bloß dynastischen Union waren auf habsburgischer Seite dahin. Es blieb nur die Möglichkeit einer Personalunion. Was die Neutralen einst in die Koalition trieb, trieb sie nun hinaus. In England erschien es durchaus nicht mehr fraglich, ob man sich Frankreich nähern solle, sondern nur mehr, wie dieses möglichst vorteilhaft und rasch zu vollziehen wäre.

Es folgten aber im bourbonischen Hause weitere Todesfälle. Nachdem 1711 der Thronfolger gestorben war, starben 1712 ihrer zwei, Ludwigs ältester Enkel und älterer Urenkel. Die Primogeniturdeszendenz des greisen, 75jährigen Königs stand auch hier auf zwei Augen, denen des zweijährigen jüngeren Urenkels. Er war so zart, ja schwach, daß sein Ableben befürchtet werden mußte, auch ohne die Zwangsideen, welche eine so erschreckende Sterblichkeitsziffer hervorzurufen geeignet gewesen ist. Dann gingen die Erbansprüche an Philipp von Spanien über. In dem damals unwahrscheinlichen Fall, der nachmalige Ludwig XV. bliebe am Leben, kam der Anspruch auf die Regentschaft in Frankreich nach Ludwigs XIV. Tod an den spanischen König. Auch hier nötigte sich das europäische Schreckbild einer Personalunion auf. Hier aber war doch die Möglichkeit gegeben, es beizeiten durch Renuntiationen auszuschließen. Deshalb konzentrierte sich nun alle englische Energie in der Forderung nach feierlichen Verzichtleistungen in vertragsmäßig bindendster Form. Diese Forderung fand Interessenten innerhalb des bourbonischen Hauses, denn der Linie Orléans fielen dann die Anwartschaften zu, die der Regentschaft wie die der Krone.

Mit ungemeinem Scharfsinn beleuchtet Prinz Sixtus von Bourbon die seltsame Lage, in die seine Ahnherren damals gekommen sind. Ludwig XIV. durch die englischerseits an ihn gerichtete Forderung, daß das Thronfolgerecht, das er für unabänderlich hielt, geändert werde; Philipp V. durch die Zumutung des Königs, seines Großvaters, zwischen dem Besitz der spanischen und der Anwartschaft auf die französische Krone so zu optieren, daß eins das andere für alle Zeiten ausschlösse, sonach eventuell eine Maßregel zu treffen, die beide Könige für eine Formalität ohne rechtliche Bindekraft anzusehen genötigt waren. Diese Tatsache, daß die öffentliche Rechtsanschauung der Vorzeit wie der damaligen Gegenwart in ihren berufensten Vertretern die geltende Thronfolgeordnung für

unabänderlich hielt, ist der Angelpunkt der Untersuchung und ein Ergebnis von bleibendem Wert. Der Beweis wird für die damalige Gegenwart aus den Staatsakten und Korrespondenzen geführt, für die Vorzeit vorab aus den Schriften der berühmtesten legistischen Autoritäten seit dem 14. Jahrhundert. Die traditionelle Lehre ist, wie bereits erwähnt wurde, auf drei Formeln gebracht, welche den Begriff des altfranzösischen Thronfolgegewohnheitsrechtes darstellen. Sie lauten: 1. das souveräne Recht ist unveräußerlich; 2. man erwirbt es nicht durch Erbschaft, sondern durch Anfall, genealogisch bestimmte Nachfolge, nicht durch den letzten Willen eines Erblassers, sondern durch eine bestimmte Stellung in der Dynastie; 3. das Königtum gewährt nicht ein Eigentumsrecht an der Krone, sondern es ist als ein Amt anzusehen, das Rechte und Pflichten auflegt, auch die Pflicht, dieses Amt anzutreten, wenn die Nachfolge dazu beruft [1].

Warmer und edler Patriotismus durchzieht die Schrift des bourbonischen Prinzen; eigentümlich anmutendes Verständnis für die Sonderart von Altfrankreich zeichnet sie aus. Es ist nicht das erste Mal, daß uns Prinz Sixtus von Bourbon als Schriftsteller begegnet; Seine Königliche Hoheit hat bereits wiederholt den Correspondant mit Beiträgen beehrt. Aus diesen konnte man abnehmen, daß sein wissenschaftliches Interesse sich auch einem andern Gebiet zugewendet hat: der Erforschung orientalischer Landschaften. Die erwähnten Artikel schilderten in höchst anregender Weise Episoden einer Forschungsreise nach Arabien, Syrien, Mesopotamien, zu der Seine Königliche Hoheit einen Forscher ersten Ranges eingeladen hatte, Msgr Univ.-Prof. Musil. Die geographischen, ethnographischen, archäologischen Ergebnisse dieser Reise sollen in einem großen Werk publiziert werden. Immerhin kann man den Wunsch nicht unterdrücken, daß Seine Königliche Hoheit zur Haus- und Heimatsgeschichte noch weitere Studien dieser ersten und hochbedeutenden folgen lasse. **Robert v. Nostitz-Rieneck** S. J.

Aus der Geschichte des Hauses Hohenzollern. Von Georg Schuster. Ereignisse und Episoden aus fünf Jahrhunderten (1415—1915). 8° (264) Berlin-Lichterfelde 1915, Runge. *M* 3.75; geb. *M* 5.—

Es war am 4. August 1911. An Bord eines spanischen Überseedampfers hatte sich eine recht international gemischte Tafelrunde in La Habana, der sonnenfrohen Hafenstadt Kubas, zusammengefunden: neben dem mexikanischen Kaufmann ein spanischer Schauspieler, ein Domherr aus Venezuela neben dem freigeistigen Hochschullehrer aus einem kleinen Staate Mittelamerikas, ein ecuadorianischer Diplomat neben dem deutschen Jesuiten und dem außerordentlichen Bevollmächtigten der Republik Kuba. In angeregtem Gespräche saß eben der kleine Kranz im gemütlichen Salon. Der Wellenschlag des deutschen Kriegsschiffes vor Agadir hatte das ganze Weltmeer in Unruhe gebracht, Lord Georges' Rede von Englands Weltmachtsempfindlichkeit wie ein Scheinwerfer Abgrundstiefen aufgehellt: eines Tintenstriches Breite trennte Europa vom Weltkrieg. Kein Wunder, daß Ansichten und

[1] „La souveraineté est inaliénable." „La souveraineté n'est pas héréditaire, mais statutaire." „La royauté est une dignité et non la propriété du souverain."

Sympathien der kleinen Gesellschaft recht geteilt waren. Da erklärte der feingebildete Ecuadorianer mit dem Nachdruck innerster Überzeugung Deutschland für die Macht, die durch ihre Entschlossenheit und innere wie äußere Machtbereitschaft seit Jahren allein den Weltfrieden aufrecht gehalten habe, und als er dann mit Worten hohen Lobes den deutschen Kaiser als echten Friedensfürsten feierte, gab ihm der ganze Kreis lebhafte und ungeteilte Zustimmung.

Dieses Erlebnis kam mir wieder in den Sinn, als ich in des königlichen Hausarchivars Dr Georg Schuster Buch „Aus der Geschichte des Hauses Hohenzollern" zunächst das letzte Stück las mit der Überschrift „Kaiser Wilhelm II. und der Weltkrieg". Die ganze feinsinnig ausgewählte und künstlerisch abgerundete Bilderreihe macht auf eine Jubelfeier aufmerksam, die verdiente, von Friedensfanfaren und Siegesgesang begrüßt zu werden. Am 30. April 1915 sind 500 Jahre ins Land gegangen, seit der erste Hohenzollernfürst märkischen Boden als Landesherr sein nennen konnte. Nun leiten Kanonenschlag und Kampfgetöse den Denktag ein und erinnern im Donner der Brummer und Riesenmörser an die ersten Jahre hohenzollernscher Herrschaft, als Friedrichs I. „große Büchsen" und seines Verbündeten, des Hochmeisters Heinrich, gewaltige Donnerröhre, die „faule Gret", vor den Mauern Friesacks den Quitzows eine gar vernehmliche Friedenspredigt sangen (S. 26). Und doch war auch dieses ersten Hohenzollern Art, der vom Nürnberger Burgfelsen auf märkischen Boden „geregnet" kam, „fachtmodig und lymplik". Die Charakterzüge des Zollernregiments haben sich von Anfang an bis zur Stunde nicht verleugnet. Großmütig verziehen sie dem gedemütigten Feind; kluge Maßhaltung machte auch den anfänglich Widerstrebenden auf die Dauer zum überzeugten und um so treueren Freunde; war es aber nötig, so sorgte eine eiserne Faust mit energischem, unerbittlichem Zugreifen für Recht und Ordnung.

Gerade und echt. So wird kurz das Wesen des Großen Kurfürsten gekennzeichnet (vgl. S. 79). Das gerade Wesen eben der bedeutendsten unter den Zollernherrschern hat ihnen oft Feinde gemacht. Es hat sie aber auch für die Gerechtigkeitspflege in ihrem Lande wie für ihren Augapfel sorgen lassen (vgl. S. 81 118). Richter, die in ihrem Namen Recht sprachen, durften weder dem Herrn zulieb noch dem Untertanen zuleid das Recht beugen. — Echtes Kernwesen kennzeichnete nicht minder Hohenzollernart. Friedrich Wilhelm I. schon prägt das Wort von „des Staates erstem Diener" (S. 119), so ganz fremd der Selbstvergötterung einer absolutistischen Zeit, und Friedrich II. ehrt der echte Zollernspruch: „Es ist nicht nötig, daß ich lebe, wohl aber, daß ich meine Pflicht tue" (S. 143). — Nur unter Friedrich Wilhelm II. schien auf längere Zeit eine Entfremdung zwischen König und Volk eingetreten zu sein. Französisches Wesen, unter dem großen Friedrich in die Tafelrunde von Sanssouci als Zeitvertreib und Zierat müßiger Stunden eingebannt, beanspruchte den Herrenplatz am Königshof. Die Unglücksjahre von Jena und Tilsit haben das Unrecht gesühnt, Volk und König aufs neue zur alten Einheit von Haupt und Gliedern zusammengeschweißt (S. 175) und das vom Feinde in langjähriger Bedrückung ausgesogene Land zu Opfern befähigt, deren Heldengröße uns über Breslau als Morgenrot wahrhaft neuer und besserer Zeit aufgeleuchtet ist (S. 179).

Am Übergange zur Neuzeit steht Friedrich Wilhelm III., ein ganzer und echter Bürgerkönig (vgl. S. 153 ff). Das Zeitalter der Großmachtstellung begann. „Preußen ging in Deutschland auf." Es war nicht die Frucht vorschnell erzwungener Entschlüsse, sondern das natürliche Ziel und die Krone steter und großzügiger Entwicklung (S. 204 219).

In abgerundeten Herrscherbildnissen, der besten Literatur entnommen, läßt uns Archivrat Schuster die Hauptlinien dieser inneren und äußeren Entwicklung des Hauses Hohenzollern auf märkischem Boden verfolgen. Im Hofstaat wie im einfachen Hausgewand, in der stillen Vorbereitung der Jugendzeit wie im Hochglanz kriegerischer Siegestaten lernen wir die Kurfürsten und Könige kennen. Nicht farblose Schablonen ziehen da vor unserem Auge vorüber, sondern echte Männer voll Blut und Leben, Väter ihrer Familie und väterliche Herrscher über ihre Untertanen.

Daneben vergaß der Herausgeber nicht der edlen Frauen, die den Preußenthron zierten. Allen voran leuchtet die lichte Gestalt Königin Luisens.

Stärkung nationalen Fühlens unter unserer Jugend erhofft der Herausgeber als Lohn seiner Mühe. Doch nicht die wachsende Jugend allein wird diese Frucht ernten: das ganze Deutschland, das von gestern und das von heute, die Helden, die des Vaterlandes Einheit kitteten, und jene, die soeben in löwenmutigem Ringen dem neuen Deutschland einen Sonnenplatz erstreiten, werden das Buch zur Hand nehmen, und mit neuer Opferfreude werden sie zum 30. April dem Hohenzollernfürsten im schlichten Feldgrau, dem Manne des Pflichtgefühls und Gottvertrauens, dem sieggekrönten Friedenskaiser entgegenjauchzen.

Wilhelm Peitz S. J.

Kunstgeschichte.

Streifzüge durch die Kirchen und Klöster Ägyptens. Von Johann Georg Herzog zu Sachsen. Mit 239 Abbildungen auf Tafeln. gr. 8° Leipzig u. Berlin 1914, Teubner. *M* 8.—

Beim Lesen dieser kunstgeschichtlich wertvollen Reisenotizen erinnert man sich unwillkürlich an einen andern Reisenden, der 1500 Jahre vor dem Prinzen dieselbe Fahrt unternahm und ebenfalls, wie er selbst versichert, „viele Städte und Flecken, alle Höhlen und Hütten der Wüstenmönche" besuchte, Palladius, den Verfasser der Historia Lausiaca. Die volle Blüte des Mönchslebens, die der eine in der Nitrischen Wüste und an den Ufern des Nil schaute, lassen die kümmerlichen Reste, die der andere vorfand, in ihrem traurigen Gegensatze nur noch mehr hervortreten. 5000 Mönche befanden sich damals allein in der Nitrischen Wüste; 8 Klöster gibt es heute im ganzen Lande. Und ihre Bewohner? Im allgemeinen scheint der Prinz keinen ungünstigen Eindruck von den „Wüstenmönchen" des 20. Jahrhunderts empfangen zu haben. Der „Restaurierungstätigkeit" allerdings, die sie in Kirche und Kloster entfalten, müßte im Interesse der Erhaltung der noch vorhandenen Kunstschätze schleunigst ein Ziel gesetzt

werden. So entschuldigen sich zum Beispiel die Mönche von Deir-es-Suriani, daß sie die Fresken (aus dem 10. Jahrhundert) nicht zu Ehren des hohen Gastes weiß übertüncht hätten, die Kirche sehe so wenig reinlich aus, oder sie beeilen sich, zur Herstellung eines gewünschten Abklatsches eine Marmortafel mit Tinte zu bestreichen, vom Zustand der Bibliotheken gar nicht zu reden. Bei dem geringen Interesse, dessen sich die Denkmale ihrer eigenen christlichen Vergangenheit bei den heutigen Kopten erfreuen, ist man erstaunt über die Zahl und den kunstgeschichtlichen Wert des noch Vorhandenen, das uns der Verfasser in meist eigenen Aufnahmen vor Augen führt. Aus dem reichen Schatze möge einiges hervorgehoben werden. Nach einem kurzen Bericht über den Besuch der melchitischen Kathedrale von Alexandrien und der Ausgrabungen der Menasstadt folgt die Beschreibung der einzelnen koptischen Kirchen von Alt-Kairo. Besonderes Interesse verdient das von Markos Bey angelegte koptische Museum in einem Nebenraume der Kirche Al-Muallaka, nicht nur wegen der dort vorhandenen Kunstwerke, sondern vor allem wegen des Umstandes, daß es von Kopten angelegt und verwaltet wird; man kann nur wünschen, daß diese Anfänge Förderung und Unterstützung finden. Hervorzuheben ist auch, was der Verfasser S. 10 ff von den hölzernen Altarplatten sagt, die nach koptischer Sitte — jetzt anscheinend nicht mehr — zur Darbringung des Meßopfers gefordert waren. Ließe sich das Alter dieses Gebrauches bestimmen, so könnten sich interessante Aufschlüsse zur Geschichte des altchristlichen Altares ergeben (vgl. Abb. 32 102 168). Es folgt eine eingehende Beschreibung der vier Klöster der Nitrischen Wüste, in denen besonders die Fresken von Deir-es-Suriani (8. Jahrhundert) und der auch architektonisch interessanten Nebenkapelle von Deir-abu-Makarios alle Aufmerksamkeit verdienen (Abb. 56—58 und 90—95). Nilaufwärts die Reise fortsetzend, führt uns der Verfasser nach Deir-abu-Hennes, mit seiner Höhlenkirche, deren Freskenfolge mit Szenen aus dem Leben des Heilandes und des Täufers der Prinz abweichend von K. M. Kaufmann dem 5. Jahrhundert zuweist. Sehr gut gelungene Aufnahmen erläutern die architektonisch hochinteressanten Kirchen des Weißen und des Roten Klosters (Abb. 115—129). Ein wahres Museum altchristlicher Kunst bildet die Nekropole von El Baghouat mit ihren 200 Grabkapellen, deren Freskenschmuck in seiner Entwicklungsreihe vom 4. bis 7. Jahrhundert einen Formenreichtum aufweist, wie man ihn auf so engem Raume für diese Jahrhunderte kaum wieder trifft. Der Verfasser gibt eine gute Charakteristik von 32 von ihm eingehend studierten Grabkapellen (Abb. 132—142). Endlich mögen noch die in altägyptischen Tempeln von Nubien eingerichteten Kirchen Erwähnung finden (vgl. besonders das Fresko Abb. 132, Petrus zwischen zwei altägyptischen Pharaonen).

Das Buch wird jedem Freunde der altchristlichen Kunst ein willkommener Studienbehelf sein. Ist der Text dem Charakter eines Reisetagebuches entsprechend knapp und kurz, so bieten die oft erstklassigen Aufnahmen (so z. B. die Haikalskulpturen Abb. 62—75) vortreffliche Erläuterung.

Karl Silva Tarouca S. J.

L'Égypte monumentale et pittoresque. Notes de voyage par Camille Lagier, ancien professeur au Caire. 48 planches. 8° (240) Bruxelles 1914, Vromant.

Louqsor sous les Pharaons. Légendes et chansons populaires de la Haute Égypte, recueillies par Georges Legrain. 100 illustrations hors texte. 8° (224) Bruxelles 1914, Vromant.

Camille Lagier ist bekannt als Mitarbeiter des Dictionnaire de la Bible von Vigouroux und als gründlicher Kenner der ägyptischen Altertümer. Sein Buch verwertet die Ergebnisse der Ausgrabungen und Studien in wechselvoller und ansprechender Darlegung in Form einer Reise durch das Land der Pharaonen. Die anschaulichen Beschreibungen sind gewürzt durch Hinweise nicht nur auf die alte Geschichte des Landes, sondern auch auf das Volk, welches heute im Schatten der gigantischen Denkmäler lebt. Er unterrichtet und unterhält, mischt, wie Horaz empfiehlt, Belehrendes mit Unterhaltendem. Wer es zu lesen beginnt, wird gern bis zum Ende ausharren.

Legrain verzichtet, wie schon sein Titel anzeigt, fast ganz auf die Archäologie, faßt sie nur insoweit ins Auge, als die Geschichte der Pharaonen und ihre heute gespensterartig in die Luft ragenden oder den Boden bedeckenden Trümmer auf die Phantasie der Bevölkerung des Landes wirken. Er erzählt die oft an Tausendundeine Nacht erinnernden Sagen, die sich noch heute immer neu bilden und ändern. Dann gibt er im zweiten Teil in guter Übersetzung die Lieder, welche das Volk auf den Feldern, in den Hütten und zwischen den Ruinen, bei Verlobungen, Heiraten und Todesfällen singt, die alle bis dahin unbeachtet und unbekannt blieben. Er war zur Lösung seiner Aufgabe wohl vorbereitet, da er bereits zwanzig Jahre dort weilt und als Leiter der Ausgrabungen zu Karnak in Oberägypten sowohl die Denkmäler als die Bevölkerung genau kennt, stets aufmerksam ihr Tun und Reden beobachtete. So ergänzt sein Buch das erstere. Beide zusammen geben eine allseitige, zuverlässige Kenntnis des Nillandes und seiner Bewohner, die weit tiefer geht als die statistischen, für eilfertige Touristen zusammengestellten Reiseführer ohne Herz und Poesie. Gleichen letztere ausgetrockneten Mumien, so sind diese Bücher wie eine der vielen Säulen, die trotz aller Ruinen noch im Scheine der ägyptischen Sonne emporragen und von ihren wechselvollen Geschicken erzählen. Stephan Beissel S. J.

Freiburger Münsterblätter. Halbjahresschrift für die Geschichte und Kunst des Freiburger Münsters. Herausgegeben vom Münsterbauverein. 9. Jahrgang. Mit Abbildungen. Folio. (80) Freiburg 1913, Herder. *M* 10.—

Der beste Kenner der Ikonographie des schönen Münsters im Breisgau, Justitiar Emil Kreuzer, gibt eine gut begründete Erklärung der Standbilder am Turm. Im Gegensatz zu vielen früheren, irrigen Deutungen zeigt er, daß die betreffenden Statuen die hll. Oswald, Georg, Sebastian, Bernhard, Michael und Katharina, Sigismund, Martin und Nikolaus darstellen oder darstellten, die alle in die Zeit der Kreuzzüge passen, besonders in die Zeit um 1240. Zu diesen

Heiligen gesellen sich vier sitzende Figuren, welche wohl Herzog Berthold V., dessen Erben Graf Egino V. von Urach (1218—1237) und zwei Söhne des letzteren zeigen. Er führt dann aus, die romanischen Teile des Münsters seien um die Mitte des 12. Jahrhunderts entstanden, der gotische Bau mit dem Turm unter tatkräftiger Förderung des genannten ersten Grafen zu Freiburg zwischen 1220 und 1260 oder 1270 gebaut worden.

Münzel gibt eine Würdigung der feinen vom Bildhauer Christian Wenzinger hergestellten Taufsteine in St Peter (1733) und im Münster (1768). Archivrat Albert fügt einige Notizen über Maler bei, welche in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts für das Münster arbeiteten, sowie eine große Anzahl Urkunden.

Eine von Asmus vorgeschlagene Erklärung jener Statue der Vorhalle, die gewöhnlich als „Fürst dieser Welt" bezeichnet wird, scheint verfehlt. Diese Statue ist, wie auch ihre Unterschrift dartut, ein Bild der Verführung, die als Calumnia, d. h. Betrügerin auftritt, schön in ihren Verheißungen, häßlich in ihren Folgen. Asmus meint, die Vorlage für dieselbe sei bei Plato, dann bei Julian dem Abtrünnigen und Plutarch zu suchen, denn in ihr sei die „von orphisch-pythagoreischen Vorstellungen beeinflußte Idee (vom Gericht nach dem Tode, besonders über Fürsten) in die Gedankenkreise des christlichen Mittelalters gelangt". Es ist das wiederum einer der Versuche, mittels der vergleichenden Religionswissenschaft für christliche Lehren in der heidnischen Mythologie die ersten Keime nachzuweisen. Wie viele andere derartige Versuche, hält auch dieser bei einer gründlicheren Prüfung nicht stand.

Stephan Beissel S. J.

Umschau.

Ob Macht ein Recht zum Kriege gibt?

Ist dieser Krieg, den wir mit so gewaltiger Entschlossenheit und riesigen Opfern führen, gerecht, sittlich erlaubt und mit unserem christlichen Gewissen vereinbar? Das ist eine Frage, an welcher kein Katholik leichten Herzens vorübergehen kann. Aber auch die nichtkatholischen Deutschen, selbst solche, die jedes Christentum verloren haben, empfinden das Bedürfnis, mit der Frage ins reine zu kommen. Daher begegnen wir nicht nur in Zeitungen und Zeitschriften aller Richtungen einer Unzahl von Versuchen, Antwort darauf zu geben, sondern es ist auch schon eine Reihe öffentlicher Vorträge an verschiedenen Orten über den Gegenstand gehalten worden. Daß dabei neben manchen alten Wahrheiten auch viel Mißverständliches, Schiefes und Falsches vorgetragen wurde, kann niemand überraschen, so sehr auch die heutige Unsicherheit und Verwirrung der Begriffe in einem so wichtigen Stücke unseres Geisteslebens zu bedauern bleibt.

Maximilian Harden meinte in einem Kriegsvortrag, den er am 12. Februar in der Tonhalle zu München hielt, es sei nicht wichtig, *wer* den Krieg begonnen habe.... Rechtstüfteleien seien der großen Sache unwürdig. Die sittlichen Normen seien andere für die Nationen und für die Individuen. Überhaupt sei ja in der Geschichte der Menschheit nicht viel vom Recht gefügt.... Es sei wirklich unter unserer Würde, uns fragen zu lassen: „Wo ist euer Recht zum Kampf?" Die Antwort laute: „Unser Recht liegt in unserer Macht. Die Macht wirklich ernster, würdiger Größe schafft ein Recht." — Aufmerksame Beobachter glaubten wahrzunehmen, daß bei diesen Worten ein leises Unbehagen durch die Zuhörer ging. Harden suchte das Gewagte seiner Sätze durch einen Vergleich zu mildern. Die Palme fragt die Buche: Mit welchem Recht machst du dich so breit neben mir? — Meine Kraft gibt mir das Recht dazu, antwortet die Buche. Wenn darum eine große Nation das Bedürfnis fühle, ihr Gebiet zu erweitern, so sei das ihr Recht, und wem das nicht passe, der — könne sich ja äußern. — Man wird nicht sagen können, daß das Rätsel nun gelöst sei. Suchen wir also, ohne einer erschöpfenderen Lösung vorzugreifen, einige Begriffe klarzustellen, die uns dem Kern der Sache vielleicht näher bringen.

Buche und Palme wachsen nach unabänderlichen Naturgesetzen unbewußt und mit Notwendigkeit. Von einem *Recht* zu wachsen kann bei dem Vorgang nur dichterisch gesprochen werden. Trotzdem liegt dem Vergleich eine Wahrheit zugrunde, die zur Aufhellung beitragen kann. Was das Naturgesetz in Pflanzen und Tieren durch einen blind wirkenden Naturtrieb erreicht, das vollzieht sich im Menschen, soweit er als freies, sittliches Wesen handelt, in Kraft eines Naturgesetzes anderer Art, nämlich des Sittengesetzes oder des Gewissens. Dieses

Sittengesetz verleiht ihm wiederum durch das Organ des Gewissens bestimmte Rechte, Befugnisse und erzwingbare Ansprüche gegenüber andern Menschen. Das erste derselben ist das Existenzrecht.

Jeder Mensch hat ein natürliches, von keiner irdischen Obrigkeit abhängiges Recht auf Dasein und Leben. Zum Leben in diesem Sinn und Zusammenhang gehört aber nicht bloß das unbedingt Notwendige, was einer braucht, um atmen zu können und nicht zu verhungern, sondern auch die Möglichkeit, eine menschenwürdige Existenz zu führen und seine Fähigkeiten und Kräfte, körperliche und geistige, zu entwickeln und für sein und anderer Wohl zu betätigen. Leben heißt tätig sein, und so besagt das Recht zu leben auch ein Recht zu wirken und zu arbeiten, seine Kräfte zu betätigen. In diesem Sinne kann ich sagen: Mein Recht liegt in meiner Kraft oder in meiner Macht. Der Schöpfer, der mir die Kräfte und Fähigkeiten gegeben hat, will, daß ich mit denselben wirke und wirtschafte, und gibt mir das Recht dazu. Wer mich daran hindert, der bedroht meine Existenz und zwingt mich, zur Notwehr zu greifen. Dieses Recht der Notwehr gilt, wie leicht einzusehen ist, nicht nur für den einzelnen Privatmann, sondern auch für ein ganzes Volk. Wer ihm Luft und Licht und die Möglichkeit, das tägliche Brot zu erwerben oder überhaupt voranzukommen, rauben will, der darf sich nicht beklagen, wenn die bedrohte Volksgemeinschaft nach Erschöpfung anderer Abwehrmittel zu den Waffen greift. Nur ist bei der Geltendmachung dieses Rechtes sowohl des Individuums als des Staates eines wohl zu beachten. Den gleichen Anspruch auf Licht und Luft und freie Betätigung, den ich habe und den mein Volk hat, besitzt auch mein Mitmensch und mein Nachbarstaat, und ich darf ihm bei meinem Voranstreben sein gleich gutes Recht nicht abstreiten oder verkürzen. Da hat Kants berühmter „kategorischer Imperativ" seine beste Anwendung, denn er verlangt nichts anderes als was das Evangelium (Mt 7, 12) und das Sprichwort fordern: Was du nicht willst, daß dir geschehʼ, das füg auch keinem andern zu!

Soweit wären wir also einig mit den Verfechtern des Grundsatzes, daß Macht, Fähigkeit oder Begabung ein gewisses Recht verleiht. Aber mit diesem Recht der Notwehr sind jene nicht zufrieden, welche den Grundsatz, daß Macht Recht verleiht, mit Vorliebe im Munde führen. Sie wollen das Entwicklungsgesetz und das Recht voranzustreben und sich zu vervollkommnen ganz anders verstanden wissen. Wie in den andern Naturreichen dieses Gesetz einen Kampf ums Dasein zur Folge hat, in dem die stärkeren und vollkommeneren Gebilde die minderwertigen verdrängen, um sich auf deren Kosten breit zu machen, so walte, sagen sie, das Gesetz und Recht des Stärkeren auch im Leben der Völker. Die Geschichte von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart sei voll von Beweisen für diese Tatsache, und gegen Tatsachen seien alle metaphysischen Beweise machtlos. Die Moral der Staaten sei eben eine andere als die der Individuen.

Aber diese Beweisführung schießt über das Ziel hinaus und beweist darum gar nichts. Wenn es auf die Erfahrung der Geschichte und des täglichen Lebens ankäme, dann wäre es auch um die anständige Moral des Privatlebens schlecht bestellt, denn auch im Leben der einzelnen bringt es brutale Gewalt oder gewissenlose Schlauheit allzuoft weiter als ehrlicher Fleiß. Während Wucherer und

Fälscher sich Paläste bauen, kommt mancher ehrliche Geschäftsmann unter die Räder des „Kampfes ums Dasein". Bekannt sind ja Aussprüche wie: „Mit Moral baut man keine Eisenbahnen" oder „Millionen werden nicht erworben, ohne das Zuchthaus mit dem Ellenbogen zu streifen". Sollen wir darum etwa auch die Moral des Privatlebens im angedeuteten Sinn reformieren und auch für sie das Recht des Stärkeren gelten lassen? Mag also immerhin in der Geschichte der großen Staaten „nicht allzuviel vom Rechte gefügt" sein, mag manches große Reich ein zusammengeraubter Besitz gewesen sein — magna imperia, magna latrocinia war ein auch den alten Theologen bekannter Spruch —, so ist damit nicht gesagt, daß es so in Ordnung ist. Das Recht und die Moral fragt nach dem Seinsollenden und nicht nach dem, was ist.

Wie oben schon gesagt wurde, ist das Recht der Selbstbehauptung und der Notwehr, welches dem einzelnen Menschen zusteht, ein Ausfluß seiner mit Vernunft und freiem Willen begabten Persönlichkeit. Es besteht ganz unabhängig von Körperkraft und physischer Tüchtigkeit und erstreckt sich nur auf die Abwehr unberechtigter Angriffe. Es folgt daraus, daß auch der Staat oder die Nation nur soweit im Besitze dieses Rechtes ist, als es vor dem Richterstuhl der Vernunft und des Gewissens bestehen und aus der Natur, dem Zweck und den Aufgaben des Gemeinwesens abgeleitet werden kann. Denn auch die Staaten, oder bestimmter und genauer gesprochen, die Oberhäupter, die Regenten derselben, sind Menschen und sind auch in ihrer politischen Tätigkeit an Vernunft und Gewissen gebunden. Alle Politiker und himmelstürmenden Philosophen, welche diese Wahrheit zu leugnen versuchten, von Machiavelli angefangen bis auf den unseligen Nietzsche, können auf gesund und sittlich veranlagte Menschen nur den Eindruck des Abstoßenden und Unheimlichen machen. Wir werden uns dessen sofort bewußt, wenn uns der Spruch: Right or wrong, my country — „Recht oder Unrecht, es geht für mein Land" — als Wahlspruch der englischen Politik entgegentritt. Daß diese Politiker vielfach Sieger blieben und England sich dabei jahrhundertelang sehr wohl befand, ist nicht zu leugnen, aber selbst in England hat es nie an gewichtigen Stimmen gefehlt, welche entschiedene Verwahrung gegen den Grundsatz einlegten. Und wie schweren Schaden hat unsere vaterländische Sache dadurch erlitten, daß es den Feinden am Anfang dieses Krieges gelungen ist, in den neutralen Ländern die Vorstellung zu verbreiten, als würde die deutsche und österreichische Politik nach dem gleichen Grundsatz gehandhabt und geleitet!

Mit Berufung auf Namen wie Nietzsche, Treitschke, Bernhardi und auf Sätze dieser Schriftsteller, welche teils wirklich brutal und unmoralisch lauten, teils mindestens einen zweideutigen, schiefen und anstößigen Sinn nahe legen, hat man der Welt eingeredet, das deutsche Volk oder die deutschen Regierungen betrachten es als ihr Recht, allen Nachbarvölkern, wo nicht gar der ganzen Welt, ihren Willen, ihre Staatsform, ihre „Kultur" mit Waffengewalt aufzuzwingen. Zu diesem Zwecke, sagt man, sei der Krieg von langer Hand vorbereitet und im gegebenen Augenblick erklärt worden. Glücklicherweise ist weder das deutsche Volk noch eine deutsche Regierung für die Stilübungen und Stilsünden jener großsprecherischen Schriftsteller verantwortlich. Nur darum, weil alle

urteilsfähigen Deutschen und Österreicher bestimmt wußten, daß die leitenden Stellen weit von solchen Gedanken und Absichten entfernt waren und jedem das Seine gönnten, wenn man nur auch ihnen gleiche Gerechtigkeit erwiesen hätte, nur darum sind sie mit so gutem Gewissen und froher Zuversicht in den schweren Kampf gezogen.

Sagen wir es also nur laut und bestimmt: Es gibt keine doppelte Moral, keine doppelte Sittlichkeit und kein doppeltes Recht. Es gibt nicht eine sittliche Norm für das Individuum und daneben eine andere für den Staat und den Staatsmann, den Politiker und Regenten, und ebenso wenig gibt es ein doppeltes Recht für die zwei Gebiete. Diese Zeitschrift ist seit ihrem Bestehen immer mit Entschiedenheit gegen die Irrlehre einer Trennung von Sittlichkeit und Recht wie auch von Privat- und Staatsmoral eingetreten. Schon im Jahre 1867 ist in der ersten Reihe der „Stimmen aus Maria-Laach" ein Buch erschienen: „Die Grundsätze der Sittlichkeit und des Rechts" von Theodor Meyer S. J., das ganz dem Nachweis unseres Satzes und dem Widerspruch gegen die in neuerer Zeit erhobenen Einwände gewidmet ist. Sein Inhalt ist heute wieder in hohem Grade zeitgemäß. Schon die Einleitung „Eine ärztliche Diagnose" klingt wie die Voraussage eines Propheten. Die Abhandlung ist dann vorzüglich mit dem Nachweis beschäftigt, daß es ohne Anerkennung und Zuhilfenahme des Naturrechts und der in der natürlichen Vernunft begründeten Sittenlehre keine fest begründete Rechtsordnung geben kann. Die gilt, wie der Schlußabschnitt noch besonders hervorhebt, in verstärktem Maße für das Völkerrecht. Es ist darum kein Zufall, daß wir jetzt so schmerzvolle Klagen über den Zusammenbruch des Völkerrechts im gegenwärtigen Kriege vernehmen. Wer von der Geltung eines wirklichen Naturrechts und eines natürlichen Sittengesetzes nichts wissen will, der entzieht dem Völkerrecht alle und jegliche Grundlage.

Mögen die Politiker, die Diplomaten und Regierungen der verschiedenen Staaten die schönsten Abmachungen und Verträge untereinander vereinbaren, was nützen sie alle, wenn es nicht schon vor allen Übereinkünften feststeht, daß man das gegebene Wort halten muß und einen Vertrag nicht nach Belieben brechen darf? Nur wenn hinter den ausdrücklich oder durch Herkommen und Sitte vereinbarten Bestimmungen des positiven Völkerrechts ein Satz des Naturrechts steht, der ihre Heilighaltung gebieterisch fordert, hat dieses Recht einen tragfähigen Boden.

Von dem Standpunkte des Naturrechts aus gewinnt nun auch der eingangs erwähnte Satz, daß die sittlichen Normen andere seien für das Individuum und die Nationen, neben dem verwerflichen doch noch einen annehmbaren Sinn. So wahr es nämlich ist, daß es nur ein Sittengesetz und eine Sittlichkeit gibt, so liegt es doch in der Natur dieses Gesetzes, daß seine Forderungen und die aus den Forderungen entspringenden Rechte sich sehr verschieden gestalten, je nach den Verschiedenheiten der Personen, Verhältnisse und Güter, welche dabei in Frage kommen. Die Rechte und Pflichten der Kinder sind andere als die der Eltern, und so hat ungefähr jeder Stand seine besondern sittlichen Normen, welche sich aus seinen Aufgaben und Zwecken vernunftgemäß ergeben. Darum ist es gar nicht zu verwundern, daß ein Staatsmann oder ein Regent in seiner Politik

vielfach andere Richtlinien einzuhalten hat als ein Privatmann im täglichen Leben. Dieser handelt z. B. meist lobenswert, wenn er eine Beleidigung gelassen hinnimmt und verzeiht, während jener durch ähnliche Nachgiebigkeit das Interesse seines Landes schwer schädigen könnte und darum andere Gesichtspunkte im Auge behalten muß.

Unsere Auffassung von Natur- und Völkerrecht wirft nun auch Licht auf einen Einwand, der hier sehr nahe liegt. Hat nicht der deutsche Reichskanzler selber gestanden, daß wir unrecht taten, indem wir Belgiens Neutralität antasteten? Ohne uns auf die geschichtlich-politische Seite des Vorganges einzulassen, wollen wir nur dartun, daß der Einwurf sachlich nicht schwer wiegt. Der Reichskanzler redete in der Sprache der heute tonangebenden Rechtsgelehrten, die kein Naturrecht anerkennen wollen und das Wort „Recht" nur auf die von der menschlichen Autorität festgestellten Abmachungen und Normen anwenden. Solche Statuten und Normen gelten ihnen, sobald sie auf legitimem Wege erlassen sind, als geltendes Recht, unabhängig von allen etwa entgegenstehenden Pflichten und Bedenken des Gewissens oder des für sie nicht vorhandenen Naturrechts.

Nun ist nicht zu leugnen, daß Abmachungen über die Neutralität Belgiens bestanden. Nach der Lehre der modernen Rechtspositivisten haben solche Rechte solange bindende Kraft, bis sie abgeändert oder widerrufen sind, auch wenn das von jenen Juristen abgelehnte Naturrecht etwas anderes fordert. So konnte der Reichskanzler von einem Unrecht, einer Rechtsverletzung sprechen, obwohl er im selben Atemzuge das höhere Recht der Notwehr anrief. Es handelt sich also in dem vorliegenden Fall um einen Wortstreit. Der Reichskanzler berief sich durchaus nicht auf das Recht der bloßen Gewalt, wollte vielmehr sagen, der geltende Vertrag auf der einen Seite und die vaterländische Pflicht der Notwehr bringe einen Konflikt der Pflichten hervor, in dem er das geringere Übel, eine Rechtsverletzung, wählen müsse, um ein schwereres, Verrat am Vaterland, abzuwenden.

Nach unserer katholischen Sittenlehre gibt es wohl Gewissenskonflikte, die infolge mangelnder Einsicht und unlösbarer Zweifel entstehen, aber keinen Widerstreit der Pflichten im objektiven Sinne. Die Tatsache der äußersten Not (extrema necessitas) vorausgesetzt, hätte also ein Staatsmann der „naturrechtlich-christlichen Schule" lieber gesagt: Der Vertrag ist zwar regelrecht geschlossen, aber über dem Recht dieses zufälligen Vertrags steht das natürliche, in den Sternen geschriebene Recht der Selbsterhaltung und Selbstverteidigung, auf das ich selbst dann nicht verzichten darf, wenn einem Unbeteiligten durch meine Abwehr Gefahr oder Schaden entsteht. So wenigstens hat das deutsche Volk die Lage aufgefaßt, und von welch unberechenbarer Tragweite dieses Bewußtsein war, hat der Gang der Ereignisse bewiesen. **Matthias Reichmann S. J.**

Ein Friedensdokument.

Der große Kampf, den das deutsche Volk um seine Existenz führt, hat ihm den inneren Frieden gebracht; ein Friedensbild von geradezu traumhafter Schönheit, wie es seit Jahrhunderten in Deutschland nicht mehr gesehen wurde, ist

vor unsern Augen emporgestiegen und in seinen wesentlichen Zügen Wirklichkeit geworden. Der Hader der Parteien und Konfessionen ist eingedämmt worden, und selbst in der Tagespresse ist unter der Einwirkung des militärischen Machtgebotes die altgewohnte Parteileidenschaft und Gehässigkeit bedeutend ermäßigt. Daß dieser Friede Bestand haben möchte, auch nach dem Kriege, und völlig ausgebaut werde, das muß der sehnlichste Wunsch aller sein, die unser Volk und Land lieb haben. Und dieser Wunsch ist — trotz aller pessimistischen Vorzeichen und Vorhersagungen — nicht ganz hoffnungslos.

Eines der erfreulichsten und schönsten Friedensworte in dieser Beziehung ist soeben von der protestantisch-gläubigen Seite gesprochen worden. In der „Neuen kirchlichen Zeitschrift", die von W. Engelhardt in München in Verbindung mit Dr Th. v. Zahn, Dr H. von Bezzel u. a. herausgegeben wird, erschien in der Februar-Nummer dieses Jahres (26. Jahrg., 2. Heft) an leitender Stelle ein Artikel aus der Feder des Prof. Dankmann in Greifswald: „Welche Aufgaben erwachsen der Theologie infolge des Krieges?" Unter den drei neuen Aufgaben, die dort der protestantischen Theologie vorgelegt werden, erscheint an zweiter Stelle die Forderung, ihre „Stellung zur katholischen Theologie einer gründlichen Revision" zu unterziehen. Die Ausführungen gehen aber weit über den Rahmen einer theologischen Frage hinaus, sie sind zum Teil nichts weniger als der Entwurf eines Friedensprogramms für die künftige Stellung der beiden Konfessionen zueinander.

Die Auffassungen des Prof. Dankmann stehen naturgemäß auf protestantischem Standpunkt, und es wäre nicht taktvoll, an diesem Ort und zu dieser Stunde mit ihm darüber zu rechten. Einige Wendungen und Ausdrücke ermangeln auch der Genauigkeit und Unmißverständlichkeit, die einem von beiden Seiten anerkannten Friedensprogramm eigen sein müßte. So z. B. ist die viel berufene „gemeinsame christliche Grundlage" doch nicht eindeutig genug, um ohne weiteres als Ausgangspunkt dienen zu können.

Aber womit wir auf katholischer Seite freudig und von ganzem Herzen uns einverstanden erklären müssen, das ist der in Prof. Dankmanns Aufsatz sich offenbarende ehrliche Wille zur praktischen Toleranz, zu gegenseitigem Verständnis, zu „gemeinsamer Arbeit bei sonst getrennter Methode", zur „Erreichung gemeinsamer religiöser Volkserziehung bei sonst klar getrennter Anwendung der Mittel". In diesem Sinne erscheinen diese Ausführungen so beherzigenswert, hüben wie drüben, daß sie in weitere Kreise getragen werden sollten; sie sollen hier ungekürzt folgen:

„Eine weitere Aufgabe, die aus den durch den Krieg bedingten veränderten Verhältnissen erwachsen wird, erscheint mit in einer gründlichen Revision unserer Stellung zur katholischen Theologie zu liegen. Die absolute Abgeschlossenheit, die bis dahin beide gegeneinander beobachteten, die protestantische übrigens viel mehr als die katholische, die aufmerksam die Bewegungen im Nachbarlager verfolgte, wird nicht mehr aufrecht zu halten sein. Stehen wir nicht überhaupt während dieses Krieges vor der ersten und einzigartigen Erscheinung eines gemeinsamen Kampfes wider einen Ring gemeinsamer Feinde? Noch nie, seit Luthers Auftreten, haben

beide Konfessionen derart zusammengestanden als heute, wo die katholische Konfession übrigens an Zahl die überlegene ist. Es ist anzunehmen, daß in der Habsburgischen Monarchie der Protestantismus eine seiner Bedeutung würdigere Stellung erhält, wie, daß im überwiegend protestantischen Deutschland der Katholizismus zu voller Gleichberechtigung gelangen wird. Politisch wird sich das Verhältnis beider Konfessionen zweifellos ändern; kulturkämpferische Neigungen wird der Protestantismus gewiß nicht mehr verspüren, und der Versuchung zu verletzender Intoleranz wird der Katholizismus in manchen seiner Heißsporne fortan doch widerstehen lernen müssen. Der gegenwärtige Krieg, welcher die Revolutionen Europas seit der Napoleonischen Ära zu Ende bringen wird, beendet in eigentümlicher Weise auch den konfessionellen Zwist, in dem Sinne nämlich, daß wir es als Gottes Führung mit unserem Volke anerkennen müssen, daß dieser Zwist fortan nicht mehr eine entscheidende Rolle spielen kann und darf, sondern daß diese beiden Konfessionen aufeinander angewiesen sein sollen in einem Vaterland. Wenn wir uns vor Ausbruch des Krieges wohl noch vielfach sträubten, diese Einsicht uns anzueignen, wenn wir in ‚Rom' den eigentlichsten und schlimmsten Feind deutschen Wesens erblickten, so ist es nun freilich an der Zeit, an diesem Punkt umzulernen. Wir würden gegen den weltgeschichtlichen Arm Gottes uns auflehnen, wenn wir nach wie vor uns irgend welcher Verachtung, Geringschätzung oder politischen Verhetzung schuldig machten. Das gilt selbstverständlich von beiden Seiten oder Teilen. Nach Beendigung des Dreißigjährigen Krieges mochte es immer noch scheinen, als brächte die Zukunft noch einmal die Entscheidung über den Religionskampf zwischen Rom und Wittenberg. Die neue politische Konstellation, die eine rein nationale geworden ist und die nun ihre Krisis erlebt, belehrt auch den Blinden, daß die Ära der konfessionellen Politik ein für allemal vorbei ist. Dann aber soll sie auch von der Bildfläche der inneren Politik nach Möglichkeit verschwinden; es soll alle, die noch wirklich teilnehmen an den ererbten religiösen Gegensätzen, das Bewußtsein durchdringen, daß sie diese Interessen rein untereinander abzumachen haben werden und nicht unter Anrufung politischer und parlamentarischer Instanzen und Mittel.

Hüten wir uns also, uns allein als bestellte Wächter deutscher Frömmigkeit aufzuwerfen, wobei wir ‚römische' Frömmigkeit verächtlich als undeutsch brandmarken. Das ist sehr oft geschehen und hat furchtbar erbittert. Es kann auch keine Rede mehr davon sein, daß die siegreichen Zentralmächte siegreich durch den „protestantischen" Geist geworden seien. Man mochte das noch nach dem deutsch-französischen Kriege behaupten und Glauben damit finden; nach dem gegenwärtigen Krieg wird man das unmöglich sagen können. Man vergesse auf protestantischer Seite doch nicht, daß es nur kleinere Kreise des ‚Fortschritts' im besondern Sinne sind, die sich ihrer kulturellen Überlegenheit gern rühmen, wobei sie sich sogar ohne Widerstreben mit ausgesprochen antireligiösen Kreisen zusammenfinden, die dann als die letzte Blüte des Protestantismus dastehen! Orthodoxer Protestantismus hat wenig Veranlassung, gegenüber dem Katholizismus sich mit seiner größeren kulturellen Überlegenheit zu brüsten. Liberaler Protestantismus aber wird in diesem Falle sich überhaupt nicht auf religiöse Motive berufen können, sondern lediglich auf solche, die abseits von aller Religion liegen. Das heißt dann, daß die beiden Konfessionen an sich beide gleichmäßig indifferent dastehen gegenüber aller Kultur. Nur die Entbindung freier Kulturkräfte wird der Protestantismus eher für sich in Anspruch nehmen können; es ist aber nicht einzusehen, warum das der Katholizismus nicht auch immer mehr lernen wird.

Auf jeden Fall wird der Krieg das Antlitz des religiösen Antagonismus wesentlich verändern. Beide Teile werden mit neuem Mut und Glauben an die Möglichkeit gemeinsamer Arbeit bei sonst getrennter Methode, an die Erreichung gemeinsamer religiöser Volkserziehung bei sonst klar getrennter Anwendung der Mittel ans Werk gehen; ob sie weit kommen, ob nicht im Lauf der Zeit immer wieder Enttäuschungen kommen werden, mag die Zukunft lehren. Sie wird aber auch mit immer erhöhtem Druck die Gemeinsamkeit der Arbeit an Stelle der Zersplitterung der Kräfte und gar der gegenseitigen Aufreibung im Streit in Erinnerung bringen.

Für die Theologie aber des Protestantismus folgt gewißlich eine andere Frontstellung, als die bisher geübte, die in gänzlicher Nichtachtung bestand. Gott weist der protestantischen Theologie durch die geschichtliche Führung den Weg ihrer abermaligen Befruchtung durch Auseinandersetzung mit der ursprünglichen Mutterkirche. Die letzten Jahrzehnte haben uns bereits die Erkenntnis reifen lassen, daß tatsächlich der Gegensatz Luthers gegen die Kirche des Mittelalters nicht von Haus aus der Gegensatz gegen das legitimierte und kirchlich approbierte System des Thomas gewesen ist, sondern der einseitige Gegensatz gegen einseitige Verzerrungen des katholischen Prinzips im Nominalismus. Die Forschung über die Entwicklung Luthers hat auf beiden Seiten das Zugeständnis erzeugt, daß Luther in erster Linie Antinominalist war, und daß er erst von hier aus — ohne indes sich bewußt mit Thomas auseinanderzusetzen! — zu einem allgemeinen katholischen Gegensatz gelangte. Dabei aber blieb im Schoß der neuen Theologie des Wittenberger Mönches so vieles noch ungeklärt und unerledigt, woran die Folgezeit bis zur Gegenwart zu arbeiten gehabt hat, daß wir Protestanten keineswegs eine eindeutige und abgeklärte Stellung gegenüber dem Katholizismus eingenommen haben. Am ehesten erscheint noch das Prinzip der Individualität als das Grundprinzip des Protestantismus; aber mit diesem Prinzip läßt sich doch keine Kirche bauen! Man sieht, wir haben im eigenen Lager überaus viel noch aufzubauen und hinwegzuräumen, so daß uns die Geringschätzung der katholischen Theologie gar nicht wohl ansteht. Schließlich sollte es für einen gläubigen — das Wort ohne Gänsefüßchen — Protestanten doch sich von selbst verstehen, daß er von der Auseinandersetzung mit der katholischen Theologie mehr Anregung und Förderung haben wird als von derjenigen mit einer religionslosen Weltanschauung, mit der wir uns seit Kant ein Jahrhundert lang herumschlagen, ohne weiter zu kommen. Was Religion ist, was die Eigenart christlicher Religion ist, kann uns der Seitenblick auf die Kirche Roms immer noch besser sagen als der Seitenblick auf die „Moderne", der allgemach zur faszinierten Anschauung geworden ist. Und was ist eigentlich dabei herausgekommen? Mich will dünken, daß, wenn unsere Studenten auch einmal katholische Lehr- und Erbauungsbücher studierten, sie dabei mehr profitierten, als wenn sie ihr bißchen Lektüre beschränken auf das Räsonnement moderner Tagespropheten in Theologie und Philosophie! Die absolute Ignorierung aber jeglicher katholischen Literatur rächt sich dadurch, daß wir so leicht gewonnen werden, gegen einen Gegner uns zu erhitzen, den wir gar nicht kennen! Oder fühlen wir uns so schwach, daß wir diesem Gegner nicht ins Auge schauen mögen, sondern immer nur die Augen vor ihm verschließen? Jedenfalls kann man wohl beobachten, daß die Ahnungslosigkeit gegenüber aller katholischen Theologie Hand in Hand geht mit dem Eifer ihrer Bekämpfung. Kurz: ich glaube, daß die deutsch-protestantische Theologie der Zukunft mehr konfessionell-polemisch (das Wort ‚polemisch' hier natürlich nicht im ethischen Sinne, sondern im rein enzyklopädischen, wie es etwa Schleiermacher in seiner Kurzen Darstellung gebraucht,

wo es fast identisch ist mit ‚konfessionell') im besten Sinne des Wortes sein wird, wodurch sie sich selbst am besten stärken wird in der Erfassung ihrer Eigenart, die nun einmal ‚antirömisch' ist, aber auf gemeinsamer christlicher Grundlage." [1]

P. Lippert S. J.

Zu Martin Deutingers hundertstem Geburtstag.

Im Kirchenlexikon von Wetzer und Welte schließt der Münchener Universitätsprofessor Geheimrat Aloys von Schmid seine Darlegung der philosophisch-theologischen Anschauungen Martin Deutingers mit hoher Anerkennung für die reichen Geistesgaben des Denkers, Schriftstellers und Lehrers. Allerdings habe Deutinger im Gegensatz zu den rationalistischen Strömungen seiner Zeit die Notwendigkeit der Offenbarung und im Gegensatz zur wiederauflebenden Scholastik die natürliche Erkennbarkeit des Glaubensinhaltes überschätzt. Von seinen Urteilen über die Scholastik lasse sich nur sagen, daß sie ihr „durchaus nicht gerecht werden". Hier „wie anderwärts" fehle ihm das geschichtliche Verständnis. Dagegen sei es „eines seiner Hauptverdienste", daß er gegenüber dem Materialismus und dem Pantheismus „stets für die Persönlichkeit und schöpferische Freiheit des Absoluten mit Begeisterung eingetreten" sei.

Auf Deutingers hervorragende Stellung in der Geschichte der Ästhetik geht Aloys Schmid nicht ein. Zwar hatte schon dreißig Jahre früher F. Th. Vischer Deutingers tiefe Erfassung der Malerei gerühmt, aber sonst waren seine eigenartigen und weitausschauenden Gedanken über die Kunst außerhalb eines engeren Kreises bewundernder Freunde noch wenig beachtet worden. Widrige Zeitverhältnisse hatten den jungen Münchener Professor aus einer glänzenden Laufbahn gerissen, und noch nicht 50 Jahre alt war er am 9. September 1864 in Pfäfers gestorben. Die in den „Grundlinien einer positiven Philosophie" enthaltene zweibändige Ästhetik (1845 und 1846), die Odeonsvorlesungen „Über das Verhältnis der Poesie zur Religion" (1861) und zahlreiche kleinere Arbeiten

[1] Der gleiche Geist des Friedens spricht aus den Worten, mit denen Oberkonsistorialpräsident Hermann von Bezzel in der „Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung" (Nr 9 vom 26. Februar 1915) die Aufgaben des Katholizismus im neuen Deutschland darlegt: „Zwar der Katholizismus hat nichts zu fürchten. Nicht nur empfängt er unter allen Umständen numerische Stärkung von Osten und Westen, die er dann mit den an den Quellen der Reformation erneuten Kräften verinnerlichen kann. Denn das sagt der Pariser Kardinal Amette jetzt ebenso, wie es vor 44 Jahren der Bischof Felix Dupanloup von Orleans rühmte, daß der deutsche Katholizismus am tiefsten Andacht und Gottesfurcht pflege und am ernstesten die Heiligkeit treibe. Welche Mission wird dann dem Katholizismus erwachsen, wenn er deutsch gewordene Volksteile äußerlich sich angliedern, innerlich mit dem deutschen Wesen durch Vertiefung des Glaubens verschmelzen soll! Und der Schutz für seine Missionen, den in der Denkschrift vom 30. August 1914 elf Vertreter der deutschen und österreichischen Missionsorden angerufen haben, wird reichlich gewährt werden. Der Jesuitenorden aber, der ‚mit heiligem Ernste' unschöne und feindliche Äußerungen englischer Mitglieder der Societas Jesu zurückgewiesen hat, soll in Deutschland den Dank erhalten, den er für sein kampfbereites, diensteifriges und selbstverleugnendes Wirken verdient hat."

über literarische und künstlerische Fragen schienen das traurige Geschick ihres Urhebers teilen zu sollen. Eduard von Hartmann erklärt es in seiner „Deutschen Ästhetik seit Kant" für „unbegreiflich", daß „so ein bedeutendes, epochemachendes und lesbares Werk" wie Deutingers Kunstlehre „ganz ohne Einfluß auf die weitere Entwicklung der Ästhetik geblieben ist". Aber Deutinger ist katholischer Priester und seine Ästhetik gehört zu einer achtbändigen katholischen Gesamtdarstellung der Philosophie — das hat nach Eduard von Hartmann genügt, „um den protestantischen und unchristlichen Ästhetikern jede Prüfung dieser Publikation überflüssig erscheinen zu lassen".

Auf katholischer Seite haben Deutingers unklare und in wichtigen Punkten unhaltbare philosophisch-theologische Grundanschauungen begreiflicherweise auch seiner Ästhetik die Anerkennung erschwert. Doch haben weder diese Irrtümer noch mancherlei Angriffe gegen die Jesuiten unsern verstorbenen Mitarbeiter P. Gerhard Gietmann abgehalten, im ersten Bande seiner Kunstlehre (Freiburg i. B. 1899) Deutingers Verdienste hervorzuheben und seine fruchtbaren Gedanken zu verwerten. Zehn Jahre später ist Karl Muth in seiner Schrift über „Die Wiedergeburt der Dichtung aus dem religiösen Erlebnis" diesem Beispiele gefolgt. Und nun legt Muths Mitarbeiter in der Leitung des „Hochlands", Dr Max Ettlinger, eine umfassende und gelehrte Untersuchung vor, die seine Lehrtätigkeit an der Münchener Universität glückverheißend einleitet und zugleich die hundertste Wiederkehr von Deutingers Geburtstag (24. März 1815) würdig feiern hilft[1].

Mit Recht begründet Ettlinger den Anspruch Deutingers auf einen Ehrenplatz in der Geschichte der Ästhetik durch die doppelte Tatsache, daß er als erster eine umfassende Philosophie des Schönen auf katholischer Grundlage versucht hat, und daß die gesamte Kunstgeschichte — so urteilt Eduard von Hartmann — „hier zum ersten Male in den Gesichtskreis der philosophischen Ästhetik hereingezogen und mit außerordentlicher Sachkenntnis, mit einer für einen katholischen Theologen bewunderungswürdigen Unbefangenheit und aus großartigen spekulativen Gesichtspunkten in angenehm lesbarer Form behandelt wird". Freilich konnte weder die verworrene Seelenlehre Deutingers noch sein irriger Traditionalismus ohne schädliche Einwirkung auf seine Ästhetik bleiben. Auch ist nicht zu leugnen, daß ihm ein tieferes Verständnis für Plastik und Musik fehlte, und daß die Entwicklung der romanischen, skandinavischen und slawischen Literaturen des 19. Jahrhunderts den allzu engen Rahmen seines geschichtsphilosophischen Aufrisses sprengt. Anderseits ist sein ästhetischer Grundbegriff, das Können im Sinne künstlerischer Darstellung, mit der scholastischen Auffassung der Kunst doch wohl näher verwandt, als bei Ettlinger hervortritt.

Aber neben solchen geschichtlichen und philosophischen Einschränkungen bleibt nicht nur ein hoher Gesamtwert der Deutingerschen Kunstlehre bestehen, sondern auch im einzelnen findet sich da eine Fülle von Erkenntnissen, die zum besten Besitz unserer heutigen Ästhetik gehören. Nach Deutinger ist die Kunst nicht triebhaft

[1] Die Ästhetik Martin Deutingers in ihrem Werden, Wesen und Wirken. Von Dr Max Ettlinger. 8° (172) Kempten 1914, Kösel. *M* 3.50

unbewußtes, sondern geistig beherrschtes Können. Gegenüber dem fertigen Kunstwerk ist die Unterscheidung zwischen Form und Inhalt eine „verwirrende Streitfrage": „Der Stoff ist Geist geworden, indem er aufgehört hat, für sich etwas sein zu wollen. Er kann nur noch erscheinen, Ausdruck des Geistes sein wollen. So ist auf dieser Stufe der tote Stoff lebendig und der Geist leibhaftig geworden". Der „katholische Standpunkt aller wahren Kritik" ist der Standpunkt der „prinzipienhaften Wahrhaftigkeit", der „ernsten, unparteiischen, objektiven Kritik". Niemand kann ein großer Künstler sein, der nicht ein sittlich gefestigter Mensch ist. „Die Kunst muß stets mit der Religion im wesentlichen Zusammenhange gedacht werden, wenn sie gleich nicht mit ihr in einem Begriff zusammenfällt." Nicht auf einer Erneuerung der Religion durch die Kunst, sondern auf der Erneuerung der Kunst durch die Religion ruht die Hoffnung unseres Fortschreitens.

Döllinger hat am 18. September 1864 in einem jüngst von Professor Heinrich Schrörs herausgegebenen Brief an Anna Gramich den Verlust Deutingers als für ihn „schlechthin unersetzlich" bezeichnet. Die katholischen Ästhetiker nach Deutinger haben sein Werk in manchem überholt, in allem ersetzt haben sie ihn noch nicht. Deshalb verdient Ettlingers wegeweisende Arbeit aufrichtigen Dank. Sie ist auch ihrerseits, was sie Deutingers Odeonsvorlesungen nachrühmt: ein „Mahnruf, den Fortschritt der Poesie und aller menschlichen Geistesbetätigung nicht von nur äußerer Vervollkommnung oder gar von negativer Neuerungssucht zu erwarten, sondern in positivem innerem Erneuerungsstreben zu begründen". „Alle innere Erneuerung aber", fährt Ettlinger fort, „und ewige Verjüngung wird dem menschlichen Geiste allein aus dem unerschöpflichen Reichtum der christlichen Wahrheit zuteil." **Jakob Overmans S. J.**

Die kartographischen Verdienste der österreichisch-ungarischen Heeresleitung.

Der verdiente Vorstand der Kartenabteilung des k. und k. Kriegsarchivs in Wien, Oberstleutnant Jos. Paldus, veröffentlichte jüngst eine interessante Zusammenstellung der modernen europäischen und außereuropäischen Generalstabskarten (Wien 1914). Über die österreichisch-ungarischen Generalstabskarten erfahren wir dort viel Interessantes. Die 676 000 km² der habsburgischen Monarchie weisen in der „Orginalaufnahme" das Verjüngungsverhältnis von 1 : 25 000, in der „Spezialkarte" das von 1 : 75 000 auf. Die erste Auflage wurde in den Jahren 1869 bis 1889 fertiggestellt und weiteren Kreisen zugänglich gemacht. Aber schon vor ihrer Vollendung begann (1887) der Generalstab mit der Herstellung einer zweiten, verbesserten Auflage.

Die Zahl der Aufnahmeblätter beträgt 11 120, da die 2780 Sektionen der Monarchie in je vier Teile zerlegt wurden. In der für die Ausgabe bestimmten Form umfaßt die „Generalstabskarte" 832 Blätter von je 37 × 51 cm. Als Gradkarte gezeichnet wie die deutsche, hat sie mit dieser auch den Ausgangsmeridian gemein, und zwar den von Ferro. Da vielfach die Ansicht herrscht, der Meridian von Greenwich sei allgemein als Ausgangsmeridian im Gebrauch, so dürfte die Tatsache interessieren, daß dies mit Ausnahme der Generalstabskarte

von Großbritannien und Irland bei keiner andern europäischen zutrifft. Frankreich, Rumänien und Serbien wählten den Meridian von Paris, Spanien den von Madrid, Belgien den von Brüssel, Holland den von Amsterdam und die drei nordischen Staaten den ihrer Hauptstädte, während Rußland den der Pulkowaer Sternwarte, Italien den des Monte Mario bei Rom zu Grunde legte. Die Türkei und Montenegro rechnen nach dem Meridian von Ferro, da ihre Kriegskarten vor allem auf den kartographischen Arbeiten des österreichisch-ungarischen Generalstabes beruhen.

Schraffen und Schichtenlinien (100 m und 50 m) sind innerhalb, Schummerung und Schichtenlinien nebst Höhenzahlen außerhalb der Monarchie für die Terraindarstellung gewählt.

Die Vervielfältigung erfolgt nicht wie vielfach in Deutschland und früher auch in Österreich durch den Kupferstich, sondern auf dem Wege der Heliogravüre. Besorgt wird dieselbe von dem k. und k. Militärgeographischen Institut in Wien. Die einzelnen Blätter sind als Schwarzdruck oder als Farbenkarte käuflich.

Auf Grundlage der verbesserten Spezialkarte erfolgt seit 1907 die Herstellung der Generalkarte 1:200000, die in 282 Blättern ganz Mitteleuropa umfaßt, sowie die der Übersichtskarte von Europa 1:750000 in 40 Blättern.

Über die den strengsten praktischen und wissenschaftlichen Anforderungen entsprechenden kartographischen Leistungen des k. und k. Militärgeographischen Institutes machte Oberhummer auf dem letzten internationalen Geographentage (1913) in Rom folgende Mitteilungen: „Die größte Leistung dieses Institutes in neuerer Zeit, die Herstellung der Spezialkarte der Monarchie in 1:75000, war im Jahre 1889, mit dem unsere Übersicht beginnt, eben fertiggestellt worden. An die erste Ausgabe der Karte schloß sich aber dann sofort eine Reambulierung und zum Teil eine völlige Neuaufnahme ‚mit erhöhter Präzision'.

„Neben der alle Einzelheiten in möglichst erschöpfender Vollständigkeit verzeichnenden Spezialkarte stellt die als Kriegskarte entworfene, durch ihre Übersichtlichkeit, Klarheit und Reichhaltigkeit auch für den Geographen äußerst wertvolle ‚Generalkarte von Mitteleuropa' in 1:200000 die bedeutendste Leistung des Institutes dar." (E. Oberhummer, Die Geographie in Österreich seit 1889: X Congresso Internazionale di Geografia, Roma 1914, Estratto dagli Atti 4).

Wie schon der Titel besagt, greift die Karte weit über das Gebiet der Österreichisch-Ungarischen Monarchie hinaus. Sie umfaßt nicht nur die sonst schon selbständig kartierten Länder Mitteleuropas, sondern auch die Balkanhalbinsel mit Ausnahme Griechenlands. Schon die Okkupation von Bosnien und der Herzegowina hatte hier die Militärverwaltung vor eine ganz neue Aufgabe gestellt. Das bis dahin noch fast unerforschte Land wurde im Anschluß an die Spezialkarte im gleichen Maßstab 1:75000 bearbeitet. Für die übrigen Balkanländer boten die russischen Aufnahmen aus dem Kriegsjahre 1878/79 sowie die selbständigen Aufnahmen von Rumänien (seit 1876), Serbien (1878—1888) und Bulgarien (seit 1882) höchst ungleichartige Vorarbeiten. Für das bis 1912 türkische Gebiet sowie für Montenegro fehlten selbst derartige Vorarbeiten vollständig, so daß die Generalkarte hier durchaus den Charakter einer Originalarbeit hat und den Mangel einer topographischen Aufnahme bis auf weiteres ersetzen muß. „Das

neue Königreich Albanien verfügt", wie Oberhummer besonders hervorhebt, „über keine andere Karte als eben die Generalkarte in 1:200000".

Für Montenegro ist, wie Paldus bemerkt, die beste Karte die Spezialkarte der Österreichisch-Ungarischen Monarchie in 19 Blättern im Maßstab von 1:75000. Auch auf Serbien und einen Teil Rumäniens wurde seit 1897 die Spezialkarte Österreich-Ungarns ausgedehnt, und sie bietet auch für diese Gebiete zweifelsohne das Beste. Kaum minder hat sich das k. und k. Militärgeographische Institut um die Kartographie Griechenlands verdient gemacht. Schon 1885 publizierte es eine Generalkarte von Griechenland im Maßstabe von 1:300000, welche auf einer Zusammenfassung alles vorhandenen Materials beruhte. Im Jahre 1889 wurden dann von der griechischen Regierung österreichische Offiziere berufen, um eine topographische Aufnahme vorzubereiten. Bis 1893 wurde die Triangulierung durchgeführt, dann gerieten die Arbeiten ins Stocken. Seit 1907 hat man aber mit der Ausgabe einer Spezialkarte 1:75000 in 120 Blatt begonnen, die zwar in Griechenland ausgearbeitet, aber in Wien gedruckt wird.

Von aktuellstem Interesse sind die beiden vor kurzem vom k. und k. Militärgeographischen Institut herausgegebenen großen Kriegskarten 1:750000, von denen die eine den nördlichen, die andere den südlichen Kriegsschauplatz zur Darstellung bringt. Beide beruhen auf der oben erwähnten offiziellen Übersichtskarte von Europa 1:750000. Da alle neuen Verkehrsmöglichkeiten sorgfältig berücksichtigt sind, so ist es mit ihrer Hilfe leicht, alle Vorgänge auf den südlichen (Bosnien, Serbien, Montenegro) und nördlichen (Galizien, Russisch-Polen) Schlachtfeldern zu verfolgen. Käuflich sind die Karten zu dem verhältnismäßig billigen Preis von *K* 2.50 bei R. Lechner in Wien und in jeder Buchhandlung.

Musterleistungen wie die seit 1896 herausgegebenen neuen Blätter der Generalstabskarte 1:75000 und die seit 1907 bearbeitete General- oder Kriegskarte von Mitteleuropa 1:200000 lenken unwillkürlich den Blick rückwärts auf die großen Traditionen der offiziellen österreichischen Militärtopographie. Daß dieselben unter Maria Theresia und Joseph II. machtvoll einsetzten und unter Kaiser Franz einen neuen Aufschwung nahmen, ist bekannt. Aber noch jüngst wurde in einer geographischen Zeitschrift die Frage aufgeworfen, wie der förmlich sprunghafte Fortschritt zu erklären sei, der zwischen den österreichischen Militärkarten aus dem Siebenjährigen Krieg und den rund 5000 Originalblättern der unter Maria Theresia 1764 auf das Drängen Dauns begonnenen „Josephinischen Landesaufnahme" zu Tage trete. Bei Beantwortung der Frage darf sicherlich ein Moment nicht außer acht gelassen werden, auf das in anderem Zusammenhang der Hauptmann Paul Kaltschmid, Lehrer an der k. und k. Theresianischen Militärakademie in Wiener-Neustadt, nachdrücklichst hingewiesen hat. Es ist dies die Messung der „Neustädter Basis", die am 3. November 1762 von dem „gelehrten Jesuitenpater Joseph Liesganig" in Angriff genommen wurde und die dann demselben Pater als Grundlage diente „zur Durchführung der unter dem Namen ‚Österreichische Gradmessung' bekannten geodätischen Arbeiten" (bis 1770) sowie „zur Aufnahme von Galizien" (1772—1774). Durch die von P. Liesganig († 1799) ausgeführte Basismessung, welche für die Strecke Wiener-Neustadt bis Neunkirchen 6410

Klafter 5 Fuß 5 Zoll (= 12158,30 m) ergab, war die Grundbedingung für die richtige Aufnahme der Österreichisch-Ungarischen Monarchie durch genau durchgeführte Triangulierung gegeben. „Zwei Jahre nach dieser Basismessung (1764) wurde der Generalstab, damals Generalquartiermeisterstab, mit der eigentlichen Mappierung in Böhmen, Mähren und Schlesien betraut. Natürlich wurden zur Durchführung dieser Landesaufnahmen auch die Arbeiten Liesganigs benützt" (vgl. Paul Kaltschmid, Die Neustädter Basis in der militärischen Beilage zum „Fremden-Blatt": Die Vedette Nr 1417. Wien 3. April 1912).

Die gewaltige Aufgabe der ersten planmäßigen Detailaufnahme aller Länder der Österreichisch-Ungarischen Monarchie wurde in der Zeit von 1763 bis 1785 vollendet. Das über 3000 Originalaufnahmssektionen umfassende, unter dem Namen „Josephinische Aufnahme" bekannte Werk ist von großem historischen Werte und bildet den größten Schatz der an kartographischen Kleinodien so reichen Kartenabteilung des k. und k. Kriegsarchivs in Wien.

Als Kaiser Franz 1806 die Neuaufnahme der Monarchie anordnete, da wurde zu der erneuten Triangulierung wieder die von Liesganig 1762 gemessene Grundlinie, „die Neustädter Basis", benützt. Von dieser zweiten oder Franciscischen Aufnahme, die durch wiederholte Kriege unterbrochen und nicht vollendet 1869 endgültig eingestellt wurde, befinden sich die Aufnahmssektionen von Tirol und Vorarlberg sowie von Salzburg in der Kartenabteilung des k. und k. Kriegsarchivs in Wien, während die Sektionen der übrigen Länder im k. und k. Militärgeographischen Institut aufbewahrt werden (vgl. Jos. Paldus, Die Kartenabteilung des k. und k. Kriegsarchivs, in den Mitteilungen der k. k. Geographischen Gesellschaft in Wien 1914, Heft 9).

Da das Kartenbild und sein Inhalt wie alles Irdische oft raschem Wechsel unterworfen ist, so sind die Blätter der Josephinischen und Franciscischen Landesaufnahme natürlich längst zu historischen Karten geworden. Aber was diese historischen Karten an Wert für die aktuelle Kartographie verloren haben, das haben sie, wie Paldus mit Recht bemerkt, in gleichem Maße für die Geschichte gewonnen, und als geschichtlich-geographische Denkmäler fördern sie heute noch die wissenschaftlichen Bestrebungen auf dem Gebiete der Geographie und Geschichte, wie sie dies in reichstem Maße zur Zeit ihrer Entstehung auf dem Gebiete der Geodäsie und der Geographie getan haben. Jos. Fischer S. J.

Eine Feldausgabe der „Stimmen der Zeit".

Man braucht nur das Februarheft der Zeitschrift „Die Bücherwelt" durchzusehen, um sich von der weitgehenden Tätigkeit zu überzeugen, welche der Borromäusverein in der Verteilung von Lektüre im Feld und in den Lazaretten entfaltet. „Alles in allem", so schreibt der rührige Generalsekretär, „sind von der Zentrale Bonn bis zum 7. Februar 1915 versandt worden 868676 Schriften, davon waren 202646 Bücher, das andere Zeitschriften und Broschüren. Ins Feld gingen 573235 größere und kleinere Schriften . . ., dazu kommen noch die Leistungen der Lokalvereine." Wenn man zu diesen glänzenden Arbeiten hinzu-

nimmt, was von andern Organisationen Deutschlands und Österreichs im gleichen Sinne vollbracht wird, so möchte es vielleicht überflüssig erscheinen, wenn die Schriftleitung dieser Zeitschrift eine Auslese ihrer Kriegsartikel und anderer Beiträge, eigens für eine Feldausgabe geschrieben, in feldmäßigen Kriegsheften von je 32 Seiten Umfang vereint, um sie den gebildeten Soldaten im Feld und Lazarett darzubieten. Doch die einfache Tatsache, daß die Anregung zu unserem bescheidenen Unternehmen und die Sicherstellung seines Gelingens von höchststehenden Männern ausging, denen die seelischen Bedürfnisse unserer Krieger aufs genaueste bekannt sind, weist nur zu deutlich darauf hin, daß dem nicht so ist. Gerade die gebildeten Kreise unseres Heeres — und ihre Zahl ist groß und weit — verlangen immer dringlicher nach Lektüre, die eigens für sie und ihre großen Interessen geschrieben wird, auserlesene Blätter, nicht solche irgend welcher Art, wie sie der Zufall auftreibt — und würden sie auch dem frischen Grün des Frühlings gleichen —, und erst recht nicht dürres oder gar verwesendes Laub, das ein wahlloser Sturmwind in der Heimat erfaßt und geräuschvoll über die Felder fegt. Nach dem leuchtenden Vorbild so vieler anderer Schriften, die längst zu diesen auserlesenen Blättern zählen und mit so selbstloser Hingabe gesammelt werden und hinausgehen, ist auch unsere kleine Feldausgabe eigens für Soldaten geschrieben, ihrem Geistesleben angepaßt, aus den Kriegsverhältnissen geworden. Was etwa die Kriegsausgabe der „Kölnischen Volkszeitung" zur Aufklärung der Soldaten über die Kriegsereignisse bietet, das soll die Feldausgabe für die Probleme des höheren Geisteslebens sein, nicht alles umfassend, sondern nur einen gemessenen Ausschnitt aus jenen Fragen, welche den Geist gebildeter Soldaten an der Front und in der Etappe, im Lazarett draußen und in der Heimat in seinen frohen und trüben Stunden beschäftigen. Und das sind die Würdigsten unseres Volkes wert, daß man ihrem edelsten Bedürfnis auf möglichst edle Art zu genügen sucht.

Das erste Heft der Feldausgabe ist am 15. März erschienen, das zweite folgt am 1. April, und so fort, möglichst ein- bis zweimal im Monat. Da sowohl Verlag wie Schriftleitung die Herausgabe der Hefte als Kriegsleistung auffassen, ist der Preis so gewählt, daß irgend welcher Verdienst gänzlich ausgeschlossen bleibt. Alle Mittel, die für die Feldausgabe zur Verfügung gestellt werden, sind restlos für die Feldausgabe selbst bestimmt und für ihre angemessene Verbreitung.

Die Schriftleitung.

UT TESTIMONIUM PERHIBEAM VERITATI

Gegründet 1865 von deutschen Jesuiten

Stimmen der Zeit, Katholische Monatschrift für das Geistesleben der Gegenwart. Herausgeber und Schriftleiter: Hermann Muckermann S. J., München, Giselastraße 31 (Fernsprecher: 32749). Mitglieder der Schriftleitung: J. Kreitmaier S. J., H. A. Krose S. J., R. v. Nostitz-Rieneck S. J. (zugleich Herausgeber und Schriftleiter für Österreich-Ungarn), J. Overmans S. J., M. Reichmann S. J., O. Zimmermann S. J.

Verlag: Herdersche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau (für Österreich-Ungarn: B. Herder Verlag, Wien I, Wollzeile 33).

Von den Beiträgen der Umschau kann aus jedem Heft einer gegen Quellenangabe übernommen werden; jeder anderweitige Nachdruck ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet.

Unsterblichkeit.

Als am 28. Juni 1914 das erlauchteste Paar Österreichs serbischen Mordbuben zum Opfer fiel, da frohlockte der Tod; denn er wußte, daß für ihn nun ein Hochfest beginne. Mürrisch genug war er die mehr als vierzig Friedensjahre durch Mitteleuropa geschlichen. Was lag ihm an den ruhmlosen Alltagssiegen über Kranke und Abgelebte, wo die Naturgesetze sein Triumphieren ihm verächtlich leicht machten; wie ekelte ihn das Kämpfen mit Ärzten und Pflegeschwestern an Betten und auf Operationstischen; wie spärlich, ach so spärlich, kamen die Unglücksfälle auf der Eisenbahn oder in Bergwerken, wie selten durfte er einem stolzen Dampfer mit tausend Tanzenden einen Eisberg in die Flanke stoßen, und wenn die Menschheit einmal mit neuen Maschinen in neuem Elemente, etwa mit dem Automobil oder den Flugzeugen unter Todesopfern rang, wie jämmerlich einzeln waren die Opfer und wie bald waren die verhaßten klugen Menschen wieder Sieger geworden!

Jetzt aber, da der August 1914 kam, durfte der Tod eine Tyrannis aufrichten wie noch nie seit dem Anfang der Geschichte. Die Menschheit rief ihn zum Bundesgenossen wider sich selbst, gab ihm statt der altmodischen Hippe die modernste Hochkultur als Mordwerkzeug und hieß ihn, was ihn am allerfrohesten machte, nicht mehr ängstlich auf den natürlichen Ablauf seiner Sanduhr warten. Als Tyrann ohnegleichen begann er sein Werk. Der schlachtgewohnte Boden im Südosten Österreichs trank wieder Blut in Strömen. Die Karpathenbäche führten Blut, und soweit ihre geröteten Wasser nordwärts flossen, auf tausend Kilometer gegen die Ostsee hin, jagte der Tod ganze Heere. Frankreichs Familien schickten ihre einzigen Söhne wider den feuerspeienden Wall, der von der Schweiz an in Drachenwindungen bis an die Nordsee ging. Aus den fernsten Inseln kamen die Völker, sich schlachten zu lassen; bis zu den Grenzen der Erde schlugen die Vorkämpfer der europäischen Mächte aufeinander. Ohne Zahl klagten Deutschlands schmerzzerrissene Mütter um ihre Söhne, die in fremden Ländern, in den Meeren auf der andern Seite der Erde, in Ost und West unter zerschmetterten Luftfahrzeugen getötet lagen. So

furchtbar ist dieser Krieg, daß er nicht nur alle seine blutigen Vorgänger, sondern auch alle unsere düstern Ahnungen besiegt; er lacht unserer früheren Voraussagen, der kommende Krieg werde so furchtbar sein, daß er nur kurz sein könne. Da er kam, war er furchtbar und lang.

Aber Tyrannen sind nicht immer dann am stärksten, wenn sie am rücksichtslosesten wüten. Gerade ihr Wüten verrät nicht selten eine Schwäche, aus der die Scharfblickenden Hoffnung schöpfen.

Soll es anders sein mit dem Tyrannen, der in der Gegenwart so wahnsinnig mordet? Soll nicht das unerhörte Sterben unserer Tage für die Unsterblichkeit bürgen?

1. Die Toten des Weltkrieges zählen schon nach vielen Hunderttausenden. Aber alle diese Gefallenen rufen nach Vollendung.

Überwältigt lesen wir jetzt in den Blättern die Todesanzeigen. Die Augen gleiten über die im Bette Gestorbenen hinweg und suchen sogleich die Eisernen Kreuze. „In Rußland fiel unser hoffnungsvoller Sohn ... Seinem ältesten Bruder folgte in Flandern nun auch unser jüngstes Kind ... An schwerer Wunde starb, zwei Wochen nach dem begeisterten Ausmarsch, der kriegsfreiwillige Primaner ... Im Lenz seines Lebens fand den Heldentod ... An der Spitze einer auserlesenen Schar von Gardeschützen, die ihrem feurigen Führer treu in den Tod folgten, fiel ... Einer französischen Granate erlag meines Kindes treusorgender Vater ... Im blühenden Alter von 21 Jahren gab sein Leben ..." Das erschüttert so tief, daß jetzt immer, während früher nur in unglücklichen Ausnahmen, hoffnungsreiches Leben zwischen diesen schwarzen Rändern steht. Wir überfliegen, unfähig, das einzelne festzuhalten, die endlosen Spalten der Verlustlisten und wissen: Lauter beste Manneskraft war es, Blüte, Erwartung, begonnene Erfüllung oder schon errungene Berufstüchtigkeit. Dieselben sind es, die vor wenigen Wochen an uns Ergriffenen blumengeschmückt, mit hallendem Gesang und dröhnendem Schritt vorbeimarschierten, besonders jene ersten, jungen, von denen wir jetzt, daß es uns durch Mark und Bein dringt, hören müssen: Nicht mehr viele sind übrig, von den Offizieren fast keiner mehr!

Es ist zwar niemals von einem Menschen wahr, daß das Leben seine ganze große Sehnsucht gestillt habe. Wenn es auch Altersmüde gäbe, die nichts anderes mehr wollten als „schlafen gehen", so wären diese Menschen eben nicht mehr sie selbst, nicht mehr die Strebenden in jener Entfaltung der Kräfte, wo sie Tod und Todessehnsucht weit von sich wiesen. Jeder

Mensch endet, wie es immer um die Erschöpfung der körperlichen Lebensenergie sein möge, seinem höheren Streben nach als unerfüllte Sehnsucht, unentwickelte Anlage, ungereifte Frucht. Für den letzten von uns ist die Erde zu klein.

Gälte dies aber auch sonst von keinem, dann doch jetzt von den Gefallenen allen. O sie wollten noch nicht ermattet ruhen! Sie stiegen erst fröhlich empor, oder sie standen gerade auf der Höhe, oder wenn einer schon im Abstieg und dennoch ein Krieger war, war es erst recht ein Feuerherz. Sie hatten noch eine Fülle von Geplantem zu erstreben, von Erdichtetem zu verwirklichen, von Begonnenem zu vollenden, von Erreichtem festzuhalten und zu genießen. Und über ihre Alltagsgröße hinaus stieg gerade jetzt, so daß alles Bisherige ihnen schal und vergessenswert schien, Heldentum mit nie geahntem Opfermut, alles bezwingendem Kraftaufschluß in ihnen empor. Selbst Oberflächliche zeigten Tiefe, Verirrte kehrten sich dem Besten zu; Nichtstuer kamen zur Tat, Schwärmer fanden die Wirklichkeit, Zweifler wußten, Genüßlinge ermannten sich, Überdrüssige umfaßten entflammt ein Ziel.

In diesem Augenblicke, wo alle Knospen in ihnen sich öffneten, alle Blüte wie noch nie in Pracht stand, wurden sie hingemäht. Wie noch nie freut sich der Mäher Tod. Mehr als über die Schwaden der toten Leiber freut er sich über die langen, hochgeschichteten Schwaden der getöteten Hoffnungen. Nun welkt, nun zerfällt vor seinen neidfrohen Blicken, was diese jungen Toren wollten; nun liegt endlich am Boden, was in mühereichen Jahren Vater und Mutter, Lehrer, Erzieher, Vaterland zu segensvoller Zukunft hegten!

Der Tod frohlockt über den Doppelmord von Gegenwart und Zukunft, und es stört sein Frohlocken nicht im geringsten, daß etliche Stubenphilosophen, fernab von seinem Erntefeld, über die Toten behaupten, sie hätten die volle Zukunft schon vorausgelebt. Die irdischen Augenblicke seien nämlich ewigkeitserfüllt, sie durchlebend erlebten wir die Ewigkeit, die Ewigkeit liege überhaupt nicht im Quantitativen der Fortdauer, sondern im Qualitativen des Augenblicks, wenigstens könne man, wenn man wolle, mitten im Endlichen unendlich werden, mithin ewig sein usw; somit sollten Sterbende sich zufrieden geben und von weiteren Ansprüchen schweigen. Ist es nicht ein Frevel, angesichts der gefallenen Jugend über solches Gerede auch nur nachzudenken? Wirklich nichts haben sie zum Opfer gebracht? Nicht ihr frohes Streben, worein doch andere Philosophen, wenn

auch irrend, den rechten Selbstsinn des Lebens setzten, nicht alle zu erobernden Güter, nicht ein quellendes, unerschöpftes, Glück und Vollendung heiß liebendes, nun jäh und schreckensvoll abgeschnittenes Leben?

Gerade das aber, daß es Menschen gibt, die des für sie gebrachten Opfers übermenschliche Größe nicht schätzen, deutet auf das heilige Recht der Toten hin, auch an die sittliche Weltordnung mit unabweislichen Ansprüchen heranzutreten. Jene Stubengelehrten sind nämlich nicht die einzigen Undankbaren oder Dankunfähigen. Was die Toten getan, ist überhaupt für irdischen Lohn zu groß.

Ehedem glänzte das Wort des Heilandes von der größten Liebe dessen, der sein Leben für seine Freunde gibt, aus der Ferne zweier Jahrtausende her und schwebte über uns in unerreichbar scheinenden Höhen. Aber nun steht es mit einem Male, millionenfach Wirklichkeit geworden, auf unserer Erde mitten unter uns und in unermeßlichen leuchtenden Kreisen rund um uns her.

Das Vaterland, das höchste rein Irdische, sandte den Kriegsruf durch die Gaue. Ein Augenblick, und die Todbereiten kamen gehorsam, alles verlassend, zahllos. Sie kamen für sich, denn mit dem Vaterlande war jeder bedroht; aber sie kamen auch für die andern, zu Hause Bleibenden, wie sie ausdrücklich immer wieder versichern, und sie kamen, wie sie gleichfalls beteuern, für Gott. Mit einem Gehorsam, einer Hingabe und Treue, die die Führer nicht genug rühmen können, folgten sie diesen hinaus ins Feuer, zum Kampf auf der Erde, unter der Erde, auf dem Wasser, unter dem Wasser, in der Luft. Die Tugenden wuchsen ins Heldenhafte: Selbstentäußerung, Opfermut, Umsicht und Klugheit, Kameradschaft, Liebe zu Heimat und Volk, Tapferkeit, Todesverachtung. Groß und echt wurde alles; scheinhaftes Kulturgetue, haltloses Gebaren in Moral und Religion, die kleinen Ränke und Eifersüchte des Geschäftslebens, die tausend Plänchen, Zielchen, Genüßchen des Alltags — das war dahin. Während das heimische Tugendleben mehr oder minder in Durchschnittshöhe dahinfloß, stauten sich die sittlichen Kräfte draußen zu steter Todesbereitschaft. Und alle Tage kamen die Nachrichten, daß viele ihr einziges, ihr teures Leben für die Heimat hingegeben hatten. „Es starb den Heldentod für Gott und Vaterland ... Von einer Kugel ins Herz getroffen ... Beim tapfern Vorsturm an der Spitze seiner Kompagnie ... Während er einem verwundeten Kameraden half ..." Das große, reine, volle Opfer, und alle Opferkraft in eins zusammengefaßt, ohne Zersplitterung, ohne Abstrich und

Untreue! Das Gericht, das sein Scheinwerferlicht suchend über diese Leben dahingießt, stößt zum Schluß auf eine himmelhohe Erhebung, an der es bewundernd stillsteht.

Es ist aber ein Gesetz, daß allem Guten sein Lohn, jeder Liebe ihr Dank werden muß.

Wer lohnt also den treuen Toten? Etwa wir Mitmenschen, das Vaterland, die Nachwelt? Womit? Etwa durch Gedenktafeln, Kriegerdenkmäler mit eingemeißelten Namen, illustrierte Gedächtnisschriften, worin wenigstens eine Anzahl von Hervorragenderen verewigt, Gedichte, worin wenigstens im allgemeinen die Heldentaten besungen sind? Das wäre bitter wenig, selbst wenn wir Menschen nicht so vergeßlich und oberflächlich wären. Wir stehen jetzt mitten im Kriege, wissen um Hunderttausende von Gräbern und Schmerzenslagern, und wie sieht unser Straßengetriebe aus? Wie vielen merkt man Trauer, auch nur Ergriffenheit an? Was lehrt ein Blick in die großfenstrigen Cafés, an die Plakatwände mit den Vergnügungsanzeigen und behördlichen Vergnügungsverboten? Was fühlen und sagen die Verwundeten und Urlauber selber, da sie befremdet in unser unernstes, lachendes Friedensleben kommen wie in „eine Welt, in die sie nicht mehr passen"? Wie grauenvoll undankbar sind Menschen denen, die für sie das Leben und alles ließen!

Einige „Tiefer"blickende, Philosophen, haben daher Theorien aufgestellt, wonach die Toten ihre Vergeltung in den verschiedenen erhebenden Bewußtseinszuständen ihrer eigenen Seele hätten, mit denen sie den Tod erlitten. Die einen reden vom Ästhetischen der menschlichen Kulturgestaltung, insbesondere der Ästhetik des zu Kulturzwecken erlittenen Heldentodes, vom Krieg als Schöpfung der kosmischen Künstlerphantasie; deren Harmonie zu empfinden, ihre Schönheit zu erleben, sei Lebenssinn. Andere, denen dieses zu ungreifbar, betonen Kulturbegeisterung überhaupt; der Kultur, also dem Höchsten und Besten der Geschichte, als Teilwerkzeug dienen, dann dankbar, daß man so lange dienen durfte, das Ich, die Individualform abstreifen, das sei Hochgenuß und tiefster Lohn. Freilich zeigen sich diese Schriftsteller erheblich uneins darin, ob man sich an dem bloßen subjektiven Kulturstreben zu den großen Opfern zu begeistern habe oder vielmehr an der objektiven Kulturleistung, ob am gegenwärtigen Kulturerfolg oder an der prophezeiten Vollendung der künftigen Epochen, ob man mit der beschränkten Zukunft der Erdenkultur zufrieden sein könne oder ob man an eine Fortsetzung der Erdenkultur, eine freilich rätselhafte Verpflanzung auf

einen andern Himmelskörper glauben müsse. Da deshalb dieser Trost höchst unklar, schwankend, ungewiß, auch von vornherein sichtlich ungenügend ist, so erscheinen noch als die Verständigsten, die sich auf das Bewußtsein des guten Gewissens zurückziehen: die dem Tod geweihten Jünglinge und Männer sollten zufrieden sein, da sie sich sagen dürften, daß sie ihre Pflicht täten.

Es war aber schon im Frieden klar, daß das bloße Bewußtsein, Gutes, Schönes getan, Böses, Häßliches gelassen zu haben, als gerechte Belohnung keineswegs zureicht. Es jetzt im Krieg, an den Soldatengräbern als letztes Trost- und Vergeltungsmittel heranziehen zu wollen, erscheint vollends undenkbar, ja im höchsten Grade undankbar. Fahrt hin, ihr Toten, in den Schrecken der Schlacht Gefallenen: ihr habt empfunden, das Rechte zu tun, damit ist die Rechnung beglichen. Wir andern leben unser Leben zu Ende, hoffentlich noch viele glückliche Jahre; ihr aber hattet geheime Hochgefühle, damit seid abgefunden! Wir sind wett: ihr den Tod und die Pflichtbegeisterung, wir das lachende Leben — damit stehe die Wage!

Entweder es gibt keine sittliche Weltordnung, oder diese Theorien sind falsch. Ja man muß sagen: Je mehr ein Soldat von den selbstlosen Gesinnungen, die jene Philosophen preisen, tatsächlich erfüllt war, desto weniger darf er im Tode gänzlich untergegangen sein. Da er nicht an Lohn und Strafe dachte, sondern mit reiner Liebe zum Guten selber für Heimat und Vaterland, Recht und Gerechtigkeit starb, hat seine Seele das Größere vollbracht und verdient die lichtere Krone.

Man darf eben nicht übersehen, daß es auch unter den Gefallenen Verdienstunterschiede gibt, die nach einem Ausgleich über den Gleichmacher Tod hinaus geradezu schreien. Gewiß besteht die erste und drängendste Ausgleichsnotwendigkeit für den großen Gegensatz zwischen den Toten und Überlebenden, den in bitterer Verlassenheit draußen Sterbenden und den in fröhlicher Gesellschaft daheim Lachenden, den in Frostnächten erfrierenden Verwundeten und den mit Pelzen umhängten Modepuppen auf den heimischen Straßen; aber auch die Gefallenen zeigen in Tod und Opfer mannigfache Abstufung. Ein gar teures Heim, freudiges Berufsleben, segensvolles Wirken verließen diese, jene nicht, einigen war der Auszug sogar eine Wohltat. Die einen brachten ihre Opfer wachen Geistes und schmerzvoll, die andern dämmernd, wie halbbewußt. Einige sterben in den ersten Gefechten, andere nach Mühen und Kämpfen harter, für die Sittlichkeit wie für das Vaterland wertvollster Monate. Manche haben neben den all-

gemeinen Soldatenpflichten nichts Besonderes getan, andere nehmen das Geheimnis unerhörter Heldentaten der Waffen und des Herzens mit ins Grab. Hier pflückt der Tod ein Leben mit raschem Griff wie eine Blume; dort zerfleischt er einem Armen Glied um Glied und quält ihn, ehe er sterben kann, entsetzlich Tage, endlose Nächte lang.

Wo ist der Ausgleich dieser gewaltigen Ungleichheiten voll Blut und Riesenleid? Wäre der Tod das letzte, so blieben sie stehen als ewige Anklage gegen die sittliche, vielmehr die unsittliche Weltordnung. Es verschlägt dabei gar nichts, ob es roh heißt: Mit dem Tod ist alles aus, oder ob es verfeinert klingt: Man kehrt ins All zurück, das Ich löst sich in die große Stille. Wenn Materialismus oder materialistischer Monismus recht haben, dann schreitet hohnlachend siegreiche Ungerechtigkeit über die teuren Gräber hinweg.

2. Es gibt also ein vollendendes und krönendes Weiterleben. Gerade weil der Tod im Weltkriege eine so wahnwitzige Tyrannis errichtet hat, weist er auf seine eigene Überwindung hin. Der Krieg lehrt die Blüte der Völker das Sterben und die Überlebenden die Unsterblichkeit.

Die Menschheit glaubte stets an etwas im Menschen, das dem zerfallenden Leichnam unverwesen entfliegt. Die Ägypter bildeten an ihren Mumienschreinen die Seelen als Vögel mit Menschenköpfen. Unerträglich ist dem Fühlenden und Denkenden, wie kurz vor dem Krieg ein deutscher Physiolog in dem großen „Handwörterbuch der Naturwissenschaften", vom Tode schreibend, aus der Tatsache, daß der Naturwissenschaftler kein anderes Bewußtsein als an bestimmte Vorgänge in der Großhirnrinde und an die Blutzirkulation gebundenes festzustellen wisse, kurzerhand die Sterblichkeit des ganzen Menschen folgert. „Unsere Empfindungen, Gedanken und Gefühle leben nur in dem Sinne auch nach unserem Tode noch fort, als wir sie während unseres Lebens andern Menschen mitgeteilt haben, die sie nun selbst in ihrem Bewußtseinsleben reproduzieren." Oder wie ein Freidenkerführer, indem er die Unsterblichkeit leugnete, noch während des Krieges schrieb: „Tröstet euch, daß der Teure in der Blüte seiner Jahre gefallen ist... Wer hier seine Pflicht getan, wer hier ‚im Ganzen' gelebt und fürs Vaterland gestorben ist, dem winkt die Ehrenkrone." Oder ein entgleister Theologe: „Der dir genommen ist, will bei dir sein. Er will in dir weiterleben... Als er fort war über den Rhein hinweg, da hast du doch auch mit ihm gelebt. Nur weil du dachtest, daß er dir wiederkäme? Nein, weil du seinen Sinn in dir trugst und sein Wesen dir etwas war.

Das aber bleibt dir. Die Toten sind nur dem tot, der nicht auferwecken kann; sie leben einem jeden, der sein Leben mit ihnen teilt in Kraft und in Wahrheit. So nützt heute die Stunde des Totensonntags, daß ihr euch aus dem Leben eures Sohnes, eures Mannes, eures Vaters Kräfte holt, starke Kräfte."

Es gibt Beweisgründe für die Unsterblichkeit, die im Kriege nicht nennenswert mehr als im Frieden gelten. So die aus der Natur der Seele genommenen. In unserem höheren Bewußtsein besteht und lebt etwas, was noch keiner aus Stoff und stofflichen Vorgängen erklären konnte und keiner können wird, eine Einheit und Einfachheit, die etwas vollkommen anderes als das Nebeneinander und die Zusammensetzung des Stoffes ist. Dieses Einfache erfaßt sich selber in restloser Dasselbigkeit, auf einen und denselben Ichpunkt bezieht es das ganze Seelengetriebe und alle durchlebten Zeiten; es ist der über allen Zusammenhängen, allem Nach- und Außereinander des Lebens stehende Mittelpunkt, Träger, Beweger und Herr, dem Körperliches wohl Verarbeitungsstoff bieten, aber keinesfalls zum eigentlichen inneren Sein und Wirken helfen kann. Innerlich unabhängig und verschieden vom Stoff, wird darum dieses Geistige in die Auflösung des Stoffes nicht hineingezogen; mag das Stoffliche in seine letzten Einheiten auseinanderfallen, das geistige Ich, das eine wesentlich straffere Einheit als ein Stoffatom ist, bleibt als unteilbares Glied eines höheren Reiches ebenso sicher, ja noch sicherer als die letzten Teile der sich wandelnden Stoffwelt bestehen.

Dieses Ich, die einfache und geistige Seele, lebte in den nun toten Brüdern allen. Von ihr ist das heldenhafte Wirken und Streben, das Ergreifen überstofflicher Ziele und Beziehungen, das gespannt arbeitende Zusammenordnen von Ursache und Wirkung ausgegangen. Der Seele Einheitsmacht ist es, die Millionenheere zu wohlgegliederten Einheiten verschweißt und auf hundert Meilen hin nach einem Plane kämpfen macht, die auf abertausend verschlungenen Wegen die Verbindung mit den rückwärtigen Stärkequellen lebendig erhält, die alle Kräfte der Heimat in den Dienst des einen gewaltigen Zieles zusammenrafft. Dieses geistig Überragende, diese in ihren Wirkungen greifbare Macht des Einigenden und Übersinnlichen ist nichts Stoffliches; nicht sie ist es, die wir in die Gräber bergen. Das Zeit- und Raumbeherrschende töten die Kugeln nicht.

Aber dringlicher noch als der Friede fordert der Krieg die Unsterblichkeit auf Grund der vernünftigen, sittlichen Weltordnung. Die Rufe der

Fallenden nach Vollendung und Krönung können nicht sich ins Leere verlieren; dafür bürgt uns die ganze Welt, wir selbst mit eingeschlossen. Schon die alte Naturphilosophie prägte als Ausdruck ihrer Erfahrungen und Beobachtungen die Grundsätze: „Die Natur schafft nichts umsonst" — „Die Natur scheut das Unvollständige" — „Die Natur versagt nicht im Notwendigen". Wonach die Wesen in ihrer Naturanlage verlangen, das ist für sie auch geschaffen, und ohne diese Übereinstimmung ruft die Natur nichts ins Leben. Da Entwicklung in der Natur sein soll, finden sich auch die Bedingungen dazu. Es kommt nie vor, daß ein ursprüngliches Zielgut überhaupt unerreichbar, eine Anlage und ein Beruf von vornherein umsonst, an und für sich aufs Nichts gerichtet, von Grund aus gegenstandslos wäre. Natürlich gelangt oft da, wo Höheres und Allgemeineres erreicht werden muß, Niederes und Einzelnes nicht zu seinem eigenen Ziele; aber die Natur bringt solche Opfer um so sparsamer, je höher schon unterhalb des Menschen die Lebewesen stehen, und sie widerspricht dabei nie sich selbst, sie verbraucht nur folgerichtig als Mittel, was nicht Eigenwert, sie verschiebt von einer Stelle des Reiches der Unpersönlichkeit auf eine andere, was an jener ersten, untergeordneten Stelle nicht ein Verlangen ohne Bedingung ist. Mag die Natur Milliarden von Keimen in der Pflanzen- und Tierwelt um höherer Wirkungen willen sterben lassen, so liegt doch in ihnen allen weder die ewige Größe des menschlichen Unsterblichkeitsgedankens noch die unbedingte, ganz unumgängliche, jeder weiteren geschaffenen Zielsetzung entrückte, über alles allerhöchste Notwendigkeit der sittlichen Ordnung. Die Treue der wirklichen Naturzusagen ist lückenlos.

Da also wir Menschen die Unsterblichkeit verlangen kraft unseres Vollendungsstrebens, und da wir sie unbedingt fordern, und zwar für jeden einzelnen, kraft unseres Sittlichkeits- und Gerechtigkeitsstrebens, sie auch, damit die uns abgeforderte sittliche Leistung ganz und immer bei allen Verständigen zustande komme, voraussetzen müssen, und das alles im Krieg noch tausendmal ersichtlicher als im Frieden, so können wir an der Unsterblichkeit nicht zweifeln. Alle großen Philosophen, die mit dem Rätsel des Todes rangen, hat er mit Unsterblichkeit begeistert. Der Tod der Brüder draußen ist uns eine Prophetie, an die wir mit Gewißheit glauben. Die abgebrochenen Säulen werden durch ewiges Leben vollendet. Der Herbststurm, der grausam in die Kronen und Wipfel fuhr, hat schon sich in blühenden Frühling gewandelt. Jedem, der im Sterben die Prüfung bestand, hat die Leidensnacht den Tag der Seligkeit geboren. Da sie die

Heimat verließen, wohnen ſie nun in dem Lande, wo die hohen Ziele aller Geiſter und Herzen ihr Vaterland haben. Gerade den für ihr Land Gefallenen dachten die Germanen in der Walhalla, die Griechen im Elyſium ein auserwähltes Geſchick zu.

Doch gibt es noch tiefer als die Natur und die Rechtsanſprüche der Seele eine Unſterblichkeitsbürgſchaft, die der Urgrund der Seele und ihrer todbezwingenden Anlagen iſt: Gott.

Gott iſt die Unſterblichkeit ſelbſt. Er iſt der reinſte Geiſt, eine Einfachheit, die jede, auch die feinſte zerfallsmögliche Zuſammenſetzung, ſelbſt die von Möglichkeit und Wirklichkeit, von Weſen und Kraft, von Kraft und Tat ausſchließt, in unendlicher Fülle die einigſte Einheit, und dazu die ganz unbedingte Selbſtändigkeit und unvergängliche Notwendigkeit. Gott lebt durch ſich, und er muß leben. Als Unendlichkeit iſt Gott Ewigkeit; er lebt, was uns von Stunde zu Stunde Lebenden Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft iſt, ohne Gewinn und Verluſt in einem einzigen, göttlich ſtehenden Nun. Gott iſt Unſterblichkeit, und er liebt dieſes Göttliche, die Unſterblichkeit. Gott freut ſich des Dauernden; er liebt nicht den Tod, nicht den Untergang, nicht einmal der Stoffelemente.

Nun ſieht Gott auf die Gefallenen nieder. Er hat vor etwa einem Menſchenalter ihnen die unſterbliche Seele gegeben. Er hat dieſe Seele mit der Kraft geziert, in die Zukunft zu ſchauen und die Ewigkeit zu lieben. Er forderte von ihr Treue und Hingabe, unbedingte, auch wenn es Blut und Leben koſte; er ſenkte in ſie das Abbild ſeines Gerechtigkeitswillens, das Böſe zu ſtrafen und das Gute zu belohnen. Ja das Abbild: was die Seele an Ewigkeit erſehnt, was ſie fordert, das liebte Gott ſchon zuvor, von Ewigkeit her und in allen Tiefen ſeines göttlichen Weſens, das der Treue Urſtatt, der Liebe Quell und der Macht Inbegriff iſt.

Wie muß er jetzt die treuen Toten lieben! Da das Vaterland ſie in den Tod rief, kamen ſie und erlitten für ihre Pflicht den Tod. Wie herrlich haben ſie die Probe beſtanden! Einen harten Weg wies er ſie, damit ſie auf einzig erhabene Art ſich mit Siegeskronen zierten und des höchſten Gutes Ehre wirkten; aber nun kommen ſie heim als ſelige Sieger. Auch die Beſiegten kommen als Sieger; eben da ſie fielen, vollbrachten ſie das Strahlendſte. Auch die Getäuſchten, die von gewiſſenloſen oder betörten Gewalthabern in den Tod Gepeitſchten, auch ſie kommen als Sieger; auch ſie, die ihr blutiges Opfer für nichts, für Menſchenphantome bringen mußten, und ſie erſt recht, liebt ihr Vater und Schöpfer. Wie wird er

sie hegen und hüten, diese treuen Hüter der Pflicht; wie wird er sie aufbewahren und lieben, diese Kronjuwelen seiner Schöpfung!

Sie werden ewig bei ihm sein, siegreiche Söhne beim Vater, mit persönlicher Unsterblichkeit. Nicht so wird er sie behandeln, wie kurzsichtige Menschen meinen, die von einem pantheistischen Zergehen in die Gottheit träumen, die „Freiheit von den Fesseln, dem Materialismus der persönlichen Unsterblichkeitsidee" verlangen und daß „alle trennenden Begriffe in Rauch aufgehen". Auch wenn Gott es könnte, würde er solches, weil es für seine seligen Ewigkeitskinder zu wenig wäre, nicht wirken. Sie haben Recht auf reines, schattenloses Glück beim unendlichen, nicht durch Vermischung mit Endlichem zerstörten Gut; die Gläubiger der Unsterblichkeit wollen ruhen in der unendlichen, nicht durch Verschmelzung mit Vergänglichem herabgewürdigten Heiligkeit und Liebe. Aber er wird ihre Unsterblichkeit mit Seligkeit aus seiner Unendlichkeit füllen, daß sie mehr nicht zu fassen vermöchten. Seine Gerechtigkeit und Liebe werden seine Macht und Wissenschaft aufrufen, damit sie Wege und Weisen schaffen, wie sie anders, als engsinnige Menschen für unmöglich erklären, die Seelen auch ohne Körper selig machen. Wie seine eigene Unsterblichkeit erfüllt ist mit göttlichem Erkennen und Lieben, so soll die Unsterblichkeit seiner Getreuen erfüllt sein mit der Vollendung und Vergeltung, die ihrem Heldentode gebührt.

So treten wir denn wieder hinaus auf die Blutfelder und blicken dem Tyrannen Tod in die Augenhöhlen. Sein Würgen schreckt uns nicht mehr. Gerade da er am wütendsten mordet, erschauen wir das Leben. Nicht unsere Lieben tötet er, sondern sich selbst.

Die Soldaten draußen empfinden nicht anders. Es war die in Laon gedruckte „Kriegszeitung", die am 7. November schrieb: „Es gibt für einen rechten deutschen Soldaten kaum ein besseres Mittel zur seelischen Stärkung als ein nachdenklicher Gang über unsere Soldatenfriedhöfe. . . . Fromm wird man an diesen Gräbern. Man glaubt wieder. Nirgend vielleicht drängt sich der Glaube an ein Weiterleben der Seele nach dem Tode mit so zwingender Gewalt dem Menschen auf, wie angesichts des Grabes eines jungen Menschen, der mitten aus der Kraft, aus dem Wirken fortgerissen wurde. Hier muß man glauben, was alle großen Religionen lehren, und was unser größter deutscher Dichter einmal in die Worte gekleidet hat: ‚Unsere Seele gleicht der Sonne. Hier geht sie unter, um im selben Augenblick in einer andern Welt strahlend wieder aufzugehen.'"

Die Tapfern lieben die Ruhestätten ihrer toten Brüder. Keine schöneren Bilder schicken die feldgrauen Photographen nach Hause als die der Soldatengräber, an denen in frommem Ernste Kameraden stehen. Die erste Feuerpause haben sie benutzt, um hierher zu eilen und das Zeichen der Erlösung in die Hügel zu pflanzen. Aus zwei Stäben zusammengebunden oder wohlgezimmert, wenn möglich, auch mit Kränzen von Blumen, und als der Winter kam, von immergrünen Zweigen geschmückt, verkündet es den Glauben an die Unsterblichkeit derer, deren Namen es trägt. Die Krieger lassen keine Gräber ohne Kreuz und suchen, um sie damit zu zieren, auch die verborgenen in Wald und Gestrüpp. Zuweilen schreiben sie eine Inschrift: Auf Wiedersehen!

Die Soldaten mögen nicht alle Gräber finden, und nur Geringes steht in ihrer Kraft, um die gefallenen Kameraden zu ehren. Aber Gott, der ihnen ihre treue Liebe und ihren Glauben ins Herz gelegt hat, ist der allmächtige Herr der Unsterblichkeit und des Himmels. Er erfüllt, was er durch unsere Vernunft und über die Vernunft hinaus in seiner Offenbarung versprochen hat. „Ich glaube an ein ewiges Leben." „Ich bitte dich, Kind, schaue zum Himmel auf . . . werde deiner Brüder würdiger Genosse und nimm den Tod an, damit ich an jenem Gnadentage mit deinen Brüdern dich wieder gewinne" (2 Makk 7, 28 f). „Fürchtet nicht die, die den Leib töten, die Seele aber nicht töten können" (Mt 10, 28). „Wahrlich, ich sage dir, heute noch wirst du bei mir im Paradiese sein" (Lk 23, 43). „Der Tod wird nicht mehr sein, noch Trauer noch Klage noch Schmerz; denn das Frühere ist dahingegangen" (Offb 21, 4).

„Tod, wo ist dein Sieg?" (1 Kor 15, 55.) Du frohlockest, daß du ein Hochfest feierst. Du hieltest furchtbare Mahd unter der Blüte der Völker. Du schufst Witwen und Waisen, vereinsamte Eltern, Tränenvolle ohne Zahl. Du bist dennoch ein Ohnmächtiger. Wo du Leben löschest, da beginnt es erst zu leuchten. Da du niederwirfst, krönst du. Da du siegst, besiegt dich die Unsterblichkeit.

Otto Zimmermann S. J.

Die Weltpolitik und die Dreiverbandmächte seit 1871.

Als nach dem Frankfurter Frieden ein neues weltgeschichtliches Zeitalter anhub, gab es unter den Großmächten nur zwei, die man als Weltmächte ansah und bezeichnete. Durch die weltweite Ausdehnung ihrer Machtgebiete hatten Großbritannien und Rußland ihresgleichen nicht unter den Großmächten. Schon damals galt das eine als die Weltmacht zur See, das andere als die Weltmacht zu Land. Keine Großmacht war Großmacht in zwei Weltteilen wie Rußland, oder gar in vier Weltteilen wie England mit Kanada, Australien, Indien. Im fünften Weltteil hatte es zudem mit den besten Plätzen und der stärksten Stellung sich die Anwartschaft auf unabsehbares Hinterland gesichert. Frankreich ist von der Machtentfaltung dieser beiden Staaten weit entfernt gewesen, Machtentfaltung im räumlichen Sinn genommen. Indes stand Frankreich den zwei Weltmächten näher als irgend eine andere Großmacht; es hatte bereits deutliche Ansätze der Fortentwicklung von der Großmacht zur Weltmacht: seine überseeischen Interessen, den erheblichen Kolonialbesitz, den Fernblick in der Außenpolitik.

Heute zählt man sieben Weltmächte. Hinzu kamen zwei europäische, das Deutsche Reich und Italien; zwei außereuropäische, die Union und Japan. Sonach gibt es drei ältere Weltmächte, es sind die Dreiverbandmächte, und vier jüngere. Der Vorsprung der älteren mußte in dem nun beginnenden Zeitalter der Weltpolitik von Belang sein.

Überblickt man die Erde und das Treiben der Menschen innerhalb dieses Zeitraums wie aus geschichtlicher Vogelschau, so sagt man sich: wie ruhig sind die Weltmeere neben dieser Unruhe in allen Weltteilen! An tausend Stellen der Erdoberfläche wirkt ein weltgeschichtlicher Vorgang einziger Art in Unrast sich aus: die fortschreitende Aufteilung der Erdoberfläche im Wettbewerb der Weltmächte um Anteilstücke. Die sieben Weltmächte haben in 40 Jahren Erwerbungen gemacht etwa dreimal so groß als ganz Europa. Die drei älteren, die des Dreiverbandes, gewannen

dabei den Löwenanteil; viermal so viel als die vier andern haben sie ihren Reichen angegliedert. In dem Maß erfolgreich ist der Wettbewerb gewesen. Er arbeitete rastlos an restloser Weltaufteilung. In Afrika hat er sein Werk fast vollendet.

Versuchen wir in bündiger Kürze zu erörtern, was im heutigen Wortsinn Weltmacht und Weltpolitik bedeutet, was die Weltmächte gemein haben und was ihnen eigen ist; bemühen wir uns um die kennzeichnenden Umrißlinien vom Aufbau der französischen, vom Ausbau der englischen, von der Erstreckung der russischen Weltmacht seit den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts.

* * *

Man meint wohl, die Weltpolitik sei äußerst verwickelt, und oft genug ist das nur zu richtig. Sie kennt aber auch Leitsätze von unübertrefflicher Einfachheit. Derart ist die Formel, die ein kundiger Mann für den kolonialen Wettbewerb aufgestellt hat: man nimmt alles, was man nur irgend erraffen kann, und zwar so schnell als möglich. Bei der Aufteilung Afrikas und den Erwerbungen in der Inselwelt Ozeaniens ist zuweilen nach diesem Grundsatz verfahren worden. Stanleys Kongofahrt brachte den Wettbewerb um Afrika in Fluß. Das Ergebnis dieser Entdeckungsreise war ja überwältigend, die Durchführungsart sehr „imperialistisch", die Aufmachung schreiende Weltreklame. Lebhaft, fast stürmisch wurde im Anfang der achtziger Jahre die weltpolitische Bewegung. Der Wettbewerb drohte ins Regellose auszuarten, in ein Wettrennen um die besten Beutestücke. Als hochragender Markstein erscheint mitten darin die Berliner Kongokonferenz. Sie hat versucht, den Andrang in ein ruhigeres Bett zu leiten; es mit Erfolg angebahnt, daß die Aufteilung Afrikas unter die Weltmächte vorwaltend vertragsmäßig vor sich ging. Es wurden Grundsätze über Protektorate, Schutzgebiete, Interessensphären, Hinterländer aufgestellt. Die Verhandlungen, welche Grenzverträge anbahnen oder abändern, füllen seitdem ganze Bände französischer Gelb-, englischer Blaubücher. Im Jahrzehnt nach 1890 schlossen in afrikanischen Angelegenheiten England 15 Verträge mit Wettbewerbsmächten, Frankreich 9, das Deutsche Reich 7, von geringfügigeren Abmachungen abgesehen. Auch in andern Weltteilen fand dieses Verfahren Anwendung. Kaum ein Jahr verging ohne ein oder mehrere Kolonialabkommen. Manche Diplomaten mußten in ein paar Wochen mehr Geographie studieren als ihre Vorgänger im

ganzen Leben. Kannten doch viele Zeit- und Berufsgenossen Gortschakows, wie der Großmeister der Zunftkunst selbst, wissenschaftliche Erdkunde kaum vom Hörensagen, geschweige vom Lernenmüssen. Bei den Aneignungen kam man freilich kaum je mit friedlichen Mitteln aus, und häufig mußte das Geschäft mit kriegerischen Mitteln weitergeführt werden. Der Kolonialkriege war ja kein Ende. Beispielsweise führte zwischen 1880 und 1885 England Kriege in Transvaal, in Ägypten, im Sudan; Frankreich in Tunis und Senegambien, in Madagaskar und Tonkin; Rußland in Transkaspien und Turkestan. Fast jeder dieser Kriege verlangte mehrere Feldzüge und währte mehrere Jahre. Ein fränkischer Chronist schreibt zu einem Regierungsjahr in den Anfängen Karls des Großen als besondere Merkwürdigkeit: dieses Jahr war ohne Krieg. Der Chronist der Kolonialkriege seit 1871 käme nicht allzuhäufig in die Lage, gleiches zu buchen. Die jüngeren Weltmächte aber haben zudem durch Eroberungskriege großen Stils ihre Weltmachtstellung begründet; alle, mit Ausnahme des Deutschen Reiches. Japan durch den Krieg mit China (Friede von Schimonoseki 23. April 1895[1]); die Union durch den Krieg mit Spanien (Friede von Paris 10. Dezember 1898[2]); Italien durch den tripolitanischen Krieg (Friede von Lausanne 18. Oktober 1912[3]). Das Deutsche Reich hat durch den Krieg mit Frankreich sich seine Existenz erkämpft, nach innen politische Einigung, nach außen europäische Großmachtstellung. Die Fortentwicklung zur Weltmacht ist durch die Kolonialpolitik herbeigeführt worden, durch Okkupationen und Verträge. An Ausdehnung ist der Landgewinn des Deutschen Reiches und Italiens etwa siebenmal so groß als der Japans und der Union; sie beteiligten sich eben an der Aufteilung Afrikas, und dort waren die großen Lose zu gewinnen. Der nahe Kolonialbesitz der Union schließt aber ein Binnenmeer ab, durch das die Weltverkehrsstraße von Panama führt; ihr ferner Kolonialbesitz, die Philippinen, machte sie zum Anrainer der westpazifischen Küste, wo große Lose der Zukunft zu winken schienen. Dieser Umstand ist auch für die junge Weltmachtstellung Japans entscheidend. Sein Gegengestade ist einer der Knotenpunkte der Weltpolitik; seine Außenpolitik kann kaum einen Schritt tun, ohne da mittenhinein zu geraten, keinen Erfolg haben, dem nicht weltpolitische Bedeutung zukäme.

---

[1] Staatsarchiv 57 (1896) 10799. [2] Ebd. 63 (1900) 11989.
[3] Ebd. 83 (1913) 14476.

Schon daraus kann man abnehmen, wie verschieden geartet und gestaltet die Weltmächte sind. In der Tat ist es nicht so leicht herauszufinden, was ihnen gemeinsam, was als Merkmal dieser sieben Weltmächte anzusehen ist.

Große Kolonien sind dieses Merkmal nicht, noch auch in allgemeinerer Fassung überseeischer Besitz. Denn sowohl Belgien, als Holland, als Portugal haben weit größeren Kolonialbesitz als die Union oder Japan, selbst als Italien. Und doch gelten diese Staaten als Weltmächte, jene nicht. Zudem ist Rußland Weltmacht, wenn es irgendeine gibt, und entbehrt doch jeden Überseebesitzes, der weltpolitisch von Belang wäre. Rußlands Weltmachtstellung tritt am deutlichsten hervor, wenn erwogen wird, welch eine Großmacht es in zwei Weltteilen ist. Das aber läßt sich für andere Weltmächte nicht als Merkmal verwenden. Denn Japan z. B. gehört selbst zu Asien, seine auswärtigen Besitzungen desgleichen, das nächste Ziel seiner Weltpolitik ist, die Vormacht Ostasiens zu werden.

Was den sieben Weltmächten gemeinsam erscheint, betrifft zunächst ihr Gefüge und ihr Gewicht. Das Gefüge haben sie zwar auch mit Kolonialmächten gemein, die nicht als Weltmächte angesehen werden; allein es unterscheidet sie von Großmächten, die keine Weltmächte sind. Das Gewicht haben diese Großmächte mit ihnen einigermaßen gemein; es unterscheidet die Weltmächte aber von bloßen Kolonialmächten.

Dem Gefüge nach bestehen Weltmächte aus dem Stammland und aus Nebenländern. Da alle Weltmächte mit Ausnahme Rußlands Überseebesitz haben, springt dieser Unterschied in die Augen und bereitet keine Schwierigkeit. Muß man Rußland als Ausnahme ansehen und darauf verzichten, dieses Gefüge als gemeinsames Merkmal aller Weltmächte, als die Voraussetzung der Weltmachtstellung anzusehen? Weder Nord-Sachalin noch die Kurilen sollen als russischer Überseebesitz geltend gemacht werden, dazu sind diese Inseln und Inselteile zu unbedeutend. Wir wollen ebensowenig zum Beweise, daß das Russische Reich Nebenländer habe, auf das Emirat Bochara, das Khanat Chiwa uns berufen. Es kann zugegeben werden, daß vom rein geographischen Standpunkt man fragen könne, ob das asiatische Rußland nicht etwa das Stammland sei und das europäische als Nebenland erscheine. Es muß zugegeben werden, daß das Russische Reich von der Grenze bei Posen bis Kamtschatka verwaltungsrechtlich eine Einheit bildet. Allein das Stammland ist ein historischer Begriff, bezeichnet jenes Staatsgebiet, von dem die Weltreichsgründung ausging; es ist ein poli-

tischer Machtbegriff und bezeichnet jenes Land, in dem die Regierung ihren Sitz hat. Und danach wird nicht geleugnet werden können, daß das europäische Rußland als Stammland, das asiatische als Nebenland zu gelten hat.

Indes tritt damit ein weltpolitischer Umstand zu tage, der Rußland unter den Weltmächten die Arteinzigkeit der Weltlandmacht gibt. Der Umstand nämlich, daß die Fortentwicklung von der Großmacht zur Weltmacht sich nicht vollzieht durch die Erwerbung über Länder und Meere verstreuten Außenbesitzes, sondern daß sie ununterbrochen vor sich geht auf der Linie des territorialen Einheitsstaates. Daraus folgt, daß das Russische Reich die Wehrmacht nicht einer Großmacht, sondern einer Weltmacht und solcher Weltmacht an jedem Grenzpunkt sammeln kann. Ein Riesenmachtblock, wuchtet es auf zwei Weltteilen. Für das Gefüge einer Weltmacht ist die Machtüberlegenheit des Stammlandes über die Nebenländer von entscheidender Wichtigkeit. In einer Weltmacht, die zugleich territorial, militärisch, verwaltungsrechtlich Einheitsstaat ist, sind in der Zentrale alle Machtüberlegenheiten konzentriert.

Als Gegenpol dieser Arteinzigkeit der Weltlandmacht erscheint auf den ersten Blick die Arteinzigkeit der Weltseemacht, des Britischen Reiches. Da drängen sich vor allem Raum- und Zahlverhältnisse auf: daß Englands Nebenländer an Ausdehnung weitaus die Frankreichs und Rußlands zusammengenommen übertreffen, daß die Einwohnerzahl seiner Nebenländer etwa zehnmal so groß ist als die der russischen Nebenländer, sich also zu dieser verhält wie die Bevölkerungszahl des Deutschen Reiches zu der Böhmens, daß das Britische Reich nicht bloß eine europäische Großmacht ist, sondern durch seine Nebenländer zudem eine amerikanische, eine asiatische, eine afrikanische und die australische. Das Größenverhältnis des Stammlandes zu den Nebenländern wollte man durch das Wort von der auf die Spitze gestellten Pyramide veranschaulichen. Und in der Tat eignet der Bauart des britischen Reiches etwas bis zur Waghalsigkeit Kühnes: das Stammland hat Ausdehnungsmindestmaß im Vergleich zum Ausdehnungshöchstmaß der Nebenländer. Setzt sich aus diesen und ähnlichen Tatsachen die Arteinzigkeit des Britischen Reiches zusammen, so besteht der Gegensatz zur einzigen Art des Russischen Reiches einmal darin, daß das Britische nur Seezusammenhang, das Russische nur Landzusammenhang hat, daß das Britische nur Überseezuwachs, das Russische nur Überlandzuwachs kennt. Dazu kommt der Gegensatz im Reichsgefüge. Rußland hält seine Neben-

länder in der Hand wie der Kutscher seine Pferde; Englands Reichseinheit würde aber übertrieben, wenn man an einen Hirten dächte und seine Herde. Vergleiche hinken und legen Mißverständnisse nahe; wir wollten weder beim Kutscher an die Peitsche erinnern noch beim Hirten an die Schafschur. Während das Russische Reich, Stammland und Nebenländer, ein Einheitsstaat ist, besteht das Problem des britischen Imperialismus in der Frage, ob die Machtüberlegenheit des Stammlandes über die Nebenländer (Kanada, Australien, Südafrika vor allem) auf dem Vertragsweg gesteigert oder auch nur ausreichend gewährleistet werden kann.

Indes kann das Gefüge aus Stammland und Nebenländern als eine den Weltmächten gemeinsame Voraussetzung der Weltmachtstellung angesehen werden; ein Merkmal ist es nicht, da es allen Kolonialmächten zukommt, beispielsweise auch Dänemark. Es mußte aber etwas umständlich erörtert werden, weil es den Weltmachtsbegriff aufzuschließen geeignet erscheint. Alle sieben Weltmächte, und nur diese sieben Weltmächte, sind dem Stammland nach Großmächte. Die Weltmacht ist als eine höhere Entwicklungsstufe der Großmacht anzusehen. Weltmächte betreiben daher die Außenpolitik auch ihrer Nebenländer mit dem Gewicht von Großmächten.

Weil sie aus Stammland und Nebenländern bestehen, jedes dieser Gebiete aber sie in Beziehungen zu andern näheren oder ferneren Nachbarn bringt, hat ihre Außenpolitik zwei Sphären, zwei Schauplätze, spielt sich auf zwei oder mehreren Schachbrettern ab, und die Außenminister der Weltmächte müssen wie große Schachmeister mehrere Partien auf einmal spielen. Man kann auch an den Nahverkehr und Fernverkehr auf den Bahnhöfen denken. Dem Nahverkehr gleicht die kontinentale Politik, zunächst im Interesse des Stammlandes geführt; dem Fernverkehr gleicht die Weltpolitik, zunächst im Interesse der Nebenländer betrieben. Und doch sind sie nicht zweierlei, wie der Nah- und Fernverkehr. Denn ihre kontinentale Politik hat Weltmachtsgewicht und ihre Weltpolitik Großmachtsgewicht. Auch Mittelstaaten mit Kolonialbesitz betreiben die Interessen ihres Stammlandes und ihrer Nebenländer. Wenn man will, kann man letzteres Weltpolitik nennen. Weil sie es aber nicht mit dem Gewicht von Großmächten zu tun vermögen, haben sie minderen Rang als die Weltmächte und werden als solche nicht angesehen, mag ihr Kolonialbesitz wie immer groß sein. Die überlegene Macht ist das Entscheidende, nach ihr unterscheidet man ja auch Großmächte und Mittelstaaten; die überlegene wirtschaftliche, kulturelle Macht und vorab die überlegene Wehrkraft.

Es wird wohl nicht als anstößig befunden, wenn auf die Macht aller Nachdruck gelegt erscheint. Zwar hört man zuweilen reden, als ob die Menschen in ihren Werturteilen vor die Wahl zwischen Recht und Macht gestellt seien, wobei dann der anständige Mensch selbstverständlich das Recht wählt und auf die Macht als eine physische, brutale Tatsache herabzusehen geneigt ist. Brutal ist aber nur der Unsatz, Macht gehe vor Recht. An geschichtlicher Betrachtung geschulte politische Reife wird wissen, daß es sich nicht um eine Alternative, sondern um eine Synthese handelt, die Synthese von Recht und Macht. Die Erzwingbarkeit des Rechtes bildet zwar weder das Wesen noch einen Wesensbestandteil des Rechtes; allein eine naturnotwendige und unerläßliche Eigenschaft des Rechtes. Die Erzwingbarkeit des öffentlichen Rechtes wird durch die Wehrmacht verliehen und verbürgt. Man kann wohl die Behauptung wagen, politische Reife zeige sich in der richtigen Schätzung der Wehrmacht, welche dem Recht die Macht gibt.

Offensichtlich ist das Aufkommen der Weltmächte eine Parallelerscheinung zum Aufkommen der weltwirtschaftlichen Großbetriebe. Unter „Weltwirtschaft" ist da aber nicht eine irgendwelche Abstraktion oder Ideologie zu verstehen, sondern lediglich die weltwirtschaftlichen Handelsbeziehungen der Volkswirtschaft einzelner Staaten. Sie sind eine Betriebseinheit, die Volkswirtschaften der einzelnen Staaten, und der Staat vertritt sie nach außen, stellt seine auswärtige Politik in ihren Dienst, wenn er für „offene Türen" sorgt, für Absatzgebiete, für Bezugsstätten von Rohstoffen, für Siedelungsländer. Und in der Natur der Dinge liegt es nicht, daß dieses im ausschließlichen oder vorwaltenden Interesse von Großkapitalisten geschehe. Nach der Natur der Dinge fördert der Staat durch eine weise Weltpolitik die höchsten Wohlfahrtsziele der materiellen Kultur, die zugleich Gottesgebote sind: Volksvermehrung und Volksernährung, Volksernährung im weitesten Sinn genommen, als offene Möglichkeit auskömmlicher Existenz, die mit dem Bevölkerungszuwachs gleichen Schritt halten soll. Es würde zu weit und von der Weltpolitik der Weltmächte abführen, dies zu verfolgen. Die allgemeine Erörterung über die Eigenart der Weltmächte möge mit einer geographischen Erinnerung beschlossen werden.

Sieht man auf die Küstenverhältnisse der Stammländer, so gewahrt man fünf mögliche Typen: den insularen, den halbinsularen, den kontinental-ozeanischen, den kontinental-maritimen (mit Seeküsten, die nicht ozeanische sind), den rein kontinentalen. Wir nennen es nicht Arten, sondern Typen, weil sie nicht nach dem ausschließlichen, sondern nach

vorwaltendem Charakter bestimmt sind. Diese Typen sind unter allen Weltmächten vertreten, und jeder Einzelfall hat von neuem Eigenartiges. Den insularen Typ vertreten England und Japan, den halbinsularen Italien, den kontinental-ozeanischen Frankreich und die Union, den kontinental-maritimen das Deutsche Reich, den kontinentalen das Russische Reich. Daraus ergeben sich weitreichende Folgerungen und Forderungen. Die Vorzüge der insularen Lage sind oft weit überschätzt worden. Gewiß wird eine Inselgroßmacht eine gewaltige Kriegsflotte zu halten von ihrer Lage gedrängt, und es wird diese dann zum Küstenschutz ausreichen. Allein dem entspricht der Nachteil, daß eine Inselgroßmacht Landmächten gegenüber angriffunfähig, also aktiv wehrlos werden kann. Bismarck hat das einmal mit treffender Kürze zum Ausdruck gebracht. Noch bestand das Deutsche Reich nicht, Preußen war noch eine Binnengroßmacht ohne andere Küste als die der Ostsee. Als der englische Gesandte einmal (1864) nicht undeutliche Kriegsdrohungen vorbrachte, erwiderte Bismarck: „Ja, was wollen sie uns denn eigentlich tun? Schlimmstenfalls können sie ein paar Granaten nach Stolpmünde oder Pillau werfen; *das ist aber auch alles.*“ Weit ungünstiger aber ist weltpolitisch die halbinsulare Lage; sie hat von den Nachteilen der insularen und der kontinentalen mehr als von deren Vorteilen. Die günstigste Lage scheint die Frankreichs und der Union zu sein. Denn nicht bloß besitzen sie ozeanische Küsten, die Union sogar zwei, und zugleich die Wucht und Kraft von Kontinentalstaaten, sondern beide zudem Anteil an Mittelmeerküsten. Für die Überseeausdehnung eignet den Westmächten des Dreiverbandes eine unvergleichlich günstige Lage; so günstig, daß sie geborene Nebenbuhler sind, so günstig, daß sie, vereint oder verständigt, die Weltpolitik als Monopol anzusehen durch ihre Natur getrieben werden. Für die Überlandausdehnung fällt dem Russischen Reich eine wahre Monopolstellung zu. Weithin hat es leere Räume als Nachbarschaft, weltpolitisch leere Räume, und sein Wachstum findet offenes Feld. Die Dreiverbandmächte haben eine großartige Naturanlage, Weltmächte zu werden.

* * *

Die Weltpolitik der Dreiverbandmächte haben wir mit den Stichworten gekennzeichnet: Aufbau der französischen, Ausbau der englischen, Erstreckung der russischen Weltmacht. Wir erinnerten daran, daß die Dreiverbandmächte um 1871 die einzigen Weltmächte waren, sie sonach einen gewaltigen weltpolitischen Vorsprung hatten. Wir erinnerten ferner daran, daß

die Dreiverbandmächte im Zeitraum der ersten Erdaufteilung die größten Gewinne erlangten, viermal so viel Land erwarben als die andern zusammen. Unter den Dreiverbandmächten hat Frankreich die heutigen Partner weit überflügelt. Es begann mit einem verstreuten Außenbesitz, der neben dem Englands und Rußlands gar nicht in Betracht kam. Es erwarb in den folgenden vier Jahrzehnten erheblich mehr als England, ungemein viel mehr als Rußland. Allein die einzelnen Erwerbungen von Neuland, die schrittweise erfolgende Vergrößerung des Außenbesitzes darzulegen ist eine weitläufige Sache, sprengt den Rahmen einer Skizze. Episoden mögen vorbehalten bleiben. Hier sollen nur einige Umrißlinien der weltpolitischen Pläne, Ziele, Erfolge gezogen werden, die beim Aufbau, Ausbau und der Erstreckung dieser Weltmächte hervortreten.

Weitgreifende Weltpolitik will nicht bloß erwerben und vergrößern. Inmitten des erwerbenden und vergrößernden Wettbewerbes verfolgt sie zwei weitere wichtige Aufgaben. Das eine ist, großräumige, geschlossene Kolonialreiche begründen, also den kolonialen Streubesitz nach Möglichkeit „kommassieren", wie man mit unschönem Ausdruck vom Zusammenlegen bäuerlichen Streubesitzes sagt. Das andere ist, an neuen Weltverkehrswegen sich feste Stellungen sichern.

Der erstgenannten Sorge ist Rußland enthoben. Nie hatte es kolonialen Streubesitz. Alle seine Erwerbungen sind Zuwachs, wachsen von selbst an den riesigen Einheitsstaat. Deshalb ist da nur von Erstreckung zu reden. Dagegen mußte die Weltpolitik Frankreichs und Englands auf die Zusammenfassung verstreuter Nebenländer zu großen Kolonialreichen ihr Absehen richten. Die Aufteilung Afrikas bot dazu eine Gelegenheit, von der man meinen konnte, ist sie versäumt, kehrt sie nie wieder. In der Tat führten die fortschreitenden Aneignungen von afrikanischem Boden beide Staaten vor die glänzende Möglichkeit eines transkontinentalen Kolonialreiches. Frankreichs Afrikareich hätte sich in der Querachse des Weltteils von West nach Ost, vom Atlantischen Ozean bis zum Roten Meer, von Senegambien bis Djibuti erstrecken sollen; Englands Afrikareich in der Längsachse des Weltteils, von Süd nach Nord, vom Kap nach Kairo. Dort, wo die beiden Achsen einander schneiden, liegt Faschoda. Dort, wo die beiden Linien im rechten Winkel zusammenstoßen, stießen die Richtlinien der Weltpolitik Frankreichs und Englands aufeinander. Frankreich wich vor unmittelbar drohender Kriegsgefahr zurück (1898). War damit der Plan des Afrika durchquerenden Reiches dahin, so verblieb doch im Nordwesten

des Weltteiles ein zusammenhängendes Kolonialreich von außerordentlicher Ausdehnung, größer als der kleinste Weltteil. Rechnet man noch die weiteren afrikanischen Erwerbungen hinzu, so ergibt sich, daß der Anteil Frankreichs an der Aufteilung Afrikas fast ein Drittel des Weltteils beträgt. Die französische Weltpolitik hat noch ein zweites koloniales Großreich geschaffen, das indochinesische, dessen in einem andern Zusammenhang gedacht wird.

Frankreichs Verzicht auf Faschoda und das Weitere ist für das britische Reich um so wichtiger gewesen, als der Plan einer Herrschaft vom Kap bis Kairo in Englands Weltpolitik eine Bedeutung haben mußte, die über Afrika hinausreicht. Seit Disraëli mit dem Titel „Kaisertum Indien" ein Programm aufgestellt hat, wurde in Südasien eifrig Erwerbungspolitik getrieben. Still und stetig waren die Fortschritte des englischen Küstenbesitzes. Vom indischen Kaisertum nach Osten wird Birma (1885), nach Westen Belutschistan (1883) gewonnen; weiter nach Osten die malaiischen Schutzstaaten (letzte große Erwerbung 1909), weiter nach Westen die südpersische Interessensphäre, die Bahreininseln und El-Kuweit, die arabischen Schutzgebiete und Sokotra und Aden und Perim. Der Nordrand des indischen Ozeans ist fast lückenlos britisch oder unter britischer Oberhoheit. Im Osten schließt Australien den Ozean ab; im Westen hätte die Kap-Kairo-Linie das Küstenreich ergänzt, indem auch die afrikanische Ostküste wie die asiatische Südküste allmählich lückenlos britisch geworden wäre. Der Weltverkehr führe von Aden oder vom Kap bis Singapur durch eine britische See; der indische Ozean wäre ein britisches Mittelmeer geworden, was er ja im Grunde doch ist, wenngleich nicht alles so ging, wie es geplant war. Zur Rechten der Schiffahrt die küstenlose Unendlichkeit des Weltmeers, zur Linken der unendliche Küstenbesitz des Britischen Reiches.

Das Imperium Romanum umfaßte, als es ausgebaut war, die Randländer des südeuropäischen Mittelmeeres. In riesiger Vergrößerung wiederholt das britische Reich im indischen Ozean diese Bauweise, den Reichsbau aus Küstenländern. Naturnotwendig ist die schwache Seite solcher Staaten die Grenze landeinwärts, die kontinentale Grenze. Je schmäler die Küstengebiete, je drohender die Landeinwärtsnachbarn, um so mehr. Die cäsarische Politik versuchte dem abzuhelfen. Gallien brachte die Rheingrenze, die Alpenprovinzen die Donaugrenze, und dort verteidigte man durch vierhundert Jahre die mediterrane Reichseinheit, bis von dorther der Untergang kam. Das britisch-indische Reich würde wohl früher diesem Schicksal verfallen, wenn im asiatischen Kontinent kriegerische Nachbar-

mächte vorhanden wären. Indes ist eine Weltmacht doch da, die ebenso still und stetig ihre Grenzen erweitert. Eine Weltmacht zu Land, ein Einheitsstaat, der schier unbegrenzte Machtmittel an jedem einzelnen Punkt konzentrieren kann, z. B. an der Nordwestecke Indiens. Eine Seemacht, und wäre sie Weltseemacht, kann eigene Inseln verteidigen, fremde blockieren, Küsten beschießen; aber einer Landmacht gegenüber, die ihr Land vom Land aus angreift, ist sie vollkommen wehrlos; wehrlos in der Verteidigung, unfähig zum Angriff. Deshalb mußte die fortschreitende asiatische Erstreckung des Russischen Reiches wie ein Alpdruck auf der englischen Weltpolitik lasten und mußte diese alles daransetzen, unmittelbare Nachbarschaft zu vermeiden. Als in der Mitte der achtziger Jahre Rußland seine turkestanische Erstreckung immer näher an die Stadt Merw heranschob und die Einverleibung dieses wichtigen Platzes demnächst erfolgen konnte, steigerten sich die Beklemmungen. Jemand sagte damals zu einem englischen Staatsmann: „Ich kann die Nervosität der Engländer nicht begreifen." „Lieber Herr", ward ihm geantwortet, „sagen Sie Merwosität (mervousness), die ist sehr wohl begründet."

Die Erstreckungen des Russischen Reiches folgen drei Hauptrichtungen, deren jede wiederum sich in zwei Äste spaltet. Wir möchten es die Stoßlinien der russischen Weltpolitik nennen. Der Ausdruck, in der Erdbebenkunde üblich, wird sonst von blinden Naturkräften gebraucht, die Unheil verbreiten; er ist also zu bildlicher Benützung in diesem Fall wie geschaffen.

Die widertürkische Stoßlinie teilt sich in den europäischen, d. i. balkanischen, und den asiatischen, d. i. den kaukasischen und armenischen Zweig. Die transkaspische oder turanische Stoßlinie in den persischen und afghanischen. Die ostasiatische in den auf die Mongolei und den auf die Mandschurei gerichteten Zweig. Kleinere Stöße sind häufig und zahlreich und treten zuweilen gleichzeitig nach mehreren Richtungen ein. In den großen Vorstößen jedoch kann man Richtungswechsel beobachten. Alle aber, große und kleine, nach jeder der sechs Richtungen, sind geeignet, mittelbar oder unmittelbar die britische südasiatische Vorherrschaft in ihren Grundfesten zu erschüttern.

Unmittelbar nach dem Frankfurter Frieden erfolgten Vorstöße der turanischen Richtung. Ihr Ergebnis waren Hochdruckverträge mit Chiwa und Bochara, die diese Gebiete zu Vasallenstaaten machten. Bald folgte der gewaltige Vorstoß des Balkankrieges. Nach dem Berliner Kongreß setzten mächtige Vorstöße wiederum in Turkestan ein, welche die russische

Herrschaft über diese ganze Landschaft verbreiteten und den großen Konflikt mit England heraufbeschworen (1885). Im gleichen Jahr geriet die ostasiatische Stoßlinie in Unruhe. Mit dem fortschreitenden Ausbau der transsibirischen Bahn trat die ostasiatische Erstreckungspolitik in den Vordergrund.

Es hat den Anschein, als ob alle Weltmächte aus dem Krieg zwischen Japan und China nur die Schwäche Chinas abgenommen hätten, nicht, was weit wichtiger war, die Stärke Japans. Besonders verhängnisvoll wurde diese Einseitigkeit für Rußland. Mit der Gewinnung von Port Arthur stand die ostasiatische Politik Rußlands auf ihrer Höhe und vor ihrem Fall. In einem an den Außenminister Grafen Murawiew gerichteten Schreiben (13. Januar 1900 n. St.) hat Zar Nikolaus II. die Erwerbung von Port Arthur hochgepriesen und dabei von „den traditionellen Bestrebungen Rußlands" gesprochen, im äußersten Osten einen eisfreien Ausgang ins offene Meer zu gewinnen. Seitdem ist nun dieser Erfolg in den Schrecken des japanischen Krieges untergegangen. Daraufhin trat die balkanische Stoßlinie wieder in Wirksamkeit. Veröffentlichte Verträge[1] verkünden aller Welt die russische diplomatische Oberleitung beim Ausbruch des ersten Balkankrieges; weltkundige Tatsachen offenbarten Rußlands Ohnmacht, die gerufenen Geister zu bannen, den zweiten Balkankrieg zu verhindern. Inmitten des Weltkrieges kann nichts mehr erstaunen. Und doch staunte man, als in der Duma von höchsten und berufensten Stellen das Kriegsziel Rußlands enthüllt wurde: Konstantinopel.

* * *

Weitschauende Weltpolitik werde sich bemühen, so sagten wir, die auswärtigen Besitzungen nicht bloß auszudehnen, sondern auch zu großräumigen Kolonialreichen zusammenzuschließen. Das Zeitalter einheitlicher Großbetriebe verlangt einheitlichen Großbetrieb auch im Kolonialwesen. Rußland brauche sich zwar nicht darum zu bemühen, jede Erstreckung des Weltreichs vergrößere ohne weiteres den Einheitsstaat. Die andern Dreiverbandmächte dagegen mußten dieses Ziel verfolgen, so wurde weiter ausgeführt, und erzielten große Ergebnisse. Wir erinnerten aber auch an die Aufgabe, die Knotenpunkte der Weltpolitik in den Geschäftskreis einzu-

[1] Der serbisch-bulgarische Bündnisvertrag vom 29. Februar 1912, der bulgarisch-griechische vom 16. Mai 1912 nebst den Mil. Konv. vom 12. Juni und vom 22. September 1912 bei T. G. Djuvara, Cent projets de partage de la Turquie, Paris 1914, 560—573.

beziehen. Da verflechten sich die Interessen der Weltmächte zu einem Gewebe oder verschlingen sich gar zu einem Knäuel. Auch hier wird gelten, daß die Abwesenden unrecht haben, und die Großmacht, die eine solche Zentrale des Weltverkehrs beherrscht, kann dadurch allein eine Weltmachtstellung erlangen.

Im abgelaufenen Zeitalter vom Frankfurter Frieden bis zum Ausbruch des Weltkrieges sind es drei Mittelmeere der Erde gewesen, denen außerordentliche Bedeutung zufiel; das südeuropäische, das durch den Suezkanal eine Weltverkehrstraße geworden ist; das zentral-amerikanische, dem der Panamakanal die große Weltwichtigkeit geben wird; das ostasiatische, dessen Gestade als ein Welthandelsplatz ersten Ranges erscheint und dessen Hinterland, volk- und kohlenreich wie kein anderes, als Absatzgebiet und Bezugsstätte weltwirtschaftliche Begierden entzündet.

Im zentralamerikanischen Mittelmeer hat die Union sich die Vorherrschaft gesichert, die Monroedoktrin auch zu Wasser geltend gemacht und dadurch mit einem Schlag Weltmachtstellung erlangt.

Im ostasiatischen Mittelmeergebiet haben sich an der Zufahrtsstrecke von Westen her Frankreich und England feste Stellungen erworben; Frankreich eine gewaltige im indo-chinesischen Kolonialreich, England eine weit geringere im Nord-Borneo-Protektorat; freilich besaß es seit langem Hongkong; die Union erwarb die Philippinen, Rußland holte auf der mandschurischen Linie zu Vorstößen aus. Im Ergebnis des japanisch-chinesischen Krieges sah man, wie bemerkt wurde, nur die Schwäche des chinesischen Reiches. Es schien, als wäre Gefahr im Verzug, und wie die Taifune dieser Meere brach ein Wirbelwind von Wettbewerb über den innersten Golf des ostasiatischen Randmeeres herein. Ein Wirbelwind von Wettbewerb, dem der Wirbelwind des Boxeraufstandes folgte. Der russisch-japanische Krieg veränderte die Lage von Grund aus. Wie aus dem Kampf um das zentralamerikanische Mittelmeer die Union als Weltmacht hervorging und die Vorherrschaft in diesem Meer an sich gerissen hat, so ging Japan aus den Kämpfen um das ostasiatische Mittelmeer als Weltmacht hervor. Brennpunkt seiner Weltpolitik ist nun die Vorherrschaft an diesem Welthandelsplatz der Gegenwart und der Zukunft.

Noch größere Umwälzungen, als der gegenwärtige Weltkrieg sie schon brachte, müßten eintreten, wenn eine einzelne Weltmacht die ausschließliche Hegemonie im südeuropäischen Mittelmeer erlangen sollte. Nirgends sind so viele Interessen so vieler Mächte zu dichtestem Gewebe verflochten, und

die Schwierigkeit der Lage wird noch dadurch gesteigert, daß im Ostbecken des Mittelmeers die weltpolitischen Interessen des Weltverkehrs mit den kontinentalpolitischen Interessen der Balkanprobleme verknäult sind. Einst, als aus den Randländern dieses Meeres das römische Reich errichtet worden war, ist das Mediterranmeer ein Bindeglied gewesen, und der Genius der pax romana schwebte darüber. Nun reifen Zankäpfel an seinen Küsten, und Pessimisten mögen die Furien künftiger Weltkriege dem Ätna und dem Vesuv, den Inseln des Archipels, der syrischen und arabischen Wüste entsteigen sehen.

Noch während des deutsch-französischen Krieges hat Rußland die Neutralität des Schwarzen Meeres seinerseits gekündigt. Fünf Jahre später (25. November 1875) wurde England der größte Aktionär des Suezkanals. Vorbei die Zeiten, da Palmerston sagte, nie habe schlimmeres Schwindelunternehmen den Leuten Geld aus der Tasche gelockt. Wie gern ließ man sich nun vier Millionen Pf. St. aus der Tasche locken, um 177 000 Aktien mit einemmal zu erstehen. Mitten im Berliner Kongreß überraschte Disraëli seine Kollegen mit der Nachricht von der Erwerbung Cyperns (Vertrag vom 4. Juni 1878). Wurde schon damals vertraulich über die Erwerbung von Tunis durch Frankreich verhandelt, so erfolgte diese zur Überraschung Italiens im Jahre 1881 (Bardovertrag vom 12. Mai). Das folgende Jahr brachte das Eindringen Englands in Ägypten. Nilaufwärts wies nun die Weltpolitik Englands; glückliche Zufälle stellten sich ein; schwere Kriege wurden geführt, bis der „ägyptische" Sudan und Britisch-Ostafrika „kommassiert" waren. Bald tauchte die Kretafrage auf und zog sich endlos dahin. In ihr zumeist sind Balkanfragen und weltpolitische Fragen verflochten. Auch der Marokkostreit hat mediterrane Bedeutung, weil die Vorherrschaft Frankreichs im Scheriffischen Land seine Mittelmeermachtstellung stärkt. Kaum war er beigelegt (4. November 1911), erfolgte die Annexion von Tripolis und der Cyrenaica durch Italien (5. November 1911).

In alledem sprach man immer vom mediterranen Gleichgewicht und dessen Wahrung. Bestand es, wie andere ähnliche Gleichgewichtslagen, vorab darin, daß die stärksten Mächte, hier also England und Frankreich, sich gegenseitig in Schach halten und gelegentlich die andern Mächte gegeneinander ausspielen, so war dieser Gleichgewichtslage Eigentümlichkeit, daß sie mit dem Ausschluß Rußlands stand und fiel. Frankreich und England verriegelten die Tore durch den Krimkrieg und die Pariser Kongreßbeschlüsse.

Als Rußland 1870 die Riegel zu lockern versuchte, hat England durchgesetzt, daß die Londoner Konferenz dieses nicht zuließ. Als Rußland 1878 vor Konstantinopel stand, ergriff England Abwehrmaßregeln, und der Berliner Kongreß beließ es bei den verriegelten Toren. Als Aehrenthal in Buchlau seinerseits die Frage zur Erörterung zu stellen Bereitheit zeigte, verblieb England schroff auf dem nämlichen Standpunkt. Geschichtlicher Betrachtung der weltpolitischen Vorgänge kann es kaum zweifelhaft erscheinen, daß England und Frankreich am 18. März 1915 bei der Dardanellenbeschießung die eigene Mittelmeerstellung weit schwerer beschädigt haben als die türkischen Befestigungen.

Robert v. Nostitz-Rieneck S. J.

Die Eroberung Chinas.

Ein spanisches Kreuzzugsprojekt im 16. Jahrhundert[1].

1521 kamen die Philippinen, die Frucht der ersten Weltumseglung Magalhaens', in spanischen Besitz. Es war eine köstliche Eroberung, die erste spanische im Osten, und der reichsten Entwicklung fähig. Diese Entwicklung fiel indessen nicht nach spanischen Konquistadorenwünschen aus. Denn auf dem neu erworbenen Inselreich wurden die spanischen Schutzgesetze zu Gunsten der Eingebornen buchstäblich durchgeführt. Für diese erwies sich die Konquista diesmal fast restlos als Segen. Aber was bedeutete eine Kolonie ohne Silberbergwerke, ohne Mita und Leibeigenschaft für den spanischen Hidalgo? Kein Wunder, daß er vom schönen Inselande aus unbefriedigt Umschau nach andern Eroberungen hielt. Er brauchte nicht weit zu schauen. Ganz nahe im Osten lag das chinesische Wunderland, von dessen Reichtümern so märchenhafte Kunde zu ihm herüberdrang, dessen lockende Waren durch chinesische Dschonken auf dem Marktplatz von Manila vor ihm ausgebreitet wurden. Da war etwas, was spanische Eroberungslust wirklich locken konnte. Aber China fiel in eine fremde Interessensphäre. Es war mit dem ganzen Osten durch die Demarkationsbullen Alexanders VI. (1493) und die auf ihnen fußenden Verträge von Tordesillas (1494) und Saragossa (1529) feierlich dem portugiesischen Rivalen zugesprochen worden, und dieser wachte eifersüchtig darüber, daß keine spanische Galeone seine ostasiatischen Handelswege kreuzte.

Diese Sachlage änderte sich mit einem Male, als nach dem Tode (1580) des kinderlosen Heinrichs I. von Portugal dieses Reich 1581 mit Spanien unter einem Zepter vereinigt ward und bis 1640 vereinigt

[1] Hauptquellen: Labor evangelica: Ministerios apostólicos de los obreros de la Compañía de Jesús ... en las Islas Filipinas, por el P. Francisco Colin. Nueva edición ilustrada con copia de notas y documentos para la crítica de la Historia General de la soberanía de España en Filipinas, por el P. Pablo Pastells S. J. 3 tom. Barcelona 1900. The Philippine Islands 1493—1898, VI: 1583—1588, Cleveland O. 1903. Historic Macao by C. H. Montalto de Jesus, Hongkong 1902. Archivo del Bibliófilo Filipino, recopilación de documentos ... por W. E. Retana. III. Madrid 1897.

blieb. Dieses Interim von 60 Jahren hat, beiläufig gesagt, viel tiefer und verhängnisvoller auf die Kolonial- und besonders die Missionsgeschichte eingewirkt, als gemeiniglich zur Darstellung kommt.

Zwar hatte Philipp II. die portugiesischen Sonderrechte eidlich beschworen, und die Grenzregulierung der Handelsinteressen beider Reiche sollten unberührt fortbestehen[1]. Kaum jedoch war die Kunde von der Vereinigung beider Kronen nach Manila gelangt, als der Plan einer Eroberung Chinas dort aufblitzte. Es galt aber vorsichtig vorzugehen, um den Erbfolgekrieg zwischen beiden Nationen von Portugal und den Azoren nicht auch nach Ostasien herüberzuziehen[2].

In einer Beratung des Statthalters der Philippinen, Don Gonzalo Ronquillo de Penalosa, mit dem Bischof von Manila und den höheren Kronbeamten wurde beschlossen, einen geeigneten Mann nach Macao zu entsenden, der es verstünde, die dortigen Portugiesen auf friedlichem Wege zum Huldigungseide zu vermögen und ihnen die bittere Pille der spanischen Oberherrschaft zu versüßen. Denn Macao war der starke Stützpunkt der Portugiesen im fernen Osten und der Schlüssel zu einem eventuellen Vorstoß nach China[3].

Der Mann, der mit der heiklen und wichtigen Aufgabe betraut wurde, war P. Alonso Sanchez S. J., eine der merkwürdigsten Gestalten der gleichzeitigen Kolonial- und Missionsgeschichte des Ostens. Er gehörte zur kleinen Schar der ersten Jesuiten, die im Jahre zuvor (1581) auf Bitten und in Begleitung des ersten Bischofs von Manila, Dominico de Salazar O. Pr., von Mexiko nach den Philippinen herübergekommen waren. „Das seltenste Talent, das ich in meinem Leben gesehen", sagt von ihm ein Zeitgenosse, ein „ganz eigener Charakter" (carácter peregrino) nennt ihn der neueste Ordenshistoriker[4]. Für schwierige diplomatische Sendungen wie geschaffen, löste Sanchez seine Aufgabe mit großem Geschick. Er verstand es, die Union den Portugiesen in den gewinnendsten Farben zu zeigen und, wenigstens fürs erste, alle ihre Bedenken zu beseitigen[5]. Von

[1] Historic Macao 46.

[2] Siehe das Schreiben Philipps II. an den Statthalter der Philippinen. Labor evangelica I 265 not.

[3] Aquella ysleta y puerto y ciudad de los portugueses de Macau es ymportantisima para lo que su magestad puede pretender en aquellos reynos de la China, porque teniendo aquello, tiene ya, como dicen, el pie en ella, schreibt der Statthalter an den König. Siehe Labor evangelica I 266 not.

[4] A. Astrain S. J., Hist. de la Compañía de Jesús III 522 ff.

[5] Siehe Relacion del viage del P. Alonso Sanchez al Reyno de la China, in Labor evangelica I 288 ff.

den spanischen Konquistaplänen sagte er nichts. Sanchez selbst war ein überzeugter Anhänger der spanischen Missionsmethode, die Kreuz und Schwert zusammenband und dem Missionär den Soldaten beigesellte, nicht zwar, um die Glaubensbekehrung gewaltsam zu erzwingen, wohl aber um alle äußeren Schranken der Glaubenspredigt mit starker Hand zu durchbrechen und dem Christentum bedingungslose Freiheit zu sichern. Nach seiner Ansicht war die ganze im Osten befolgte Methode, das Evangelium bloß auf dem Wege der Predigt (por via de predicacion) zu verbreiten, zur Unfruchtbarkeit verurteilt. Großzügiger Erfolg war nur zu hoffen, wenn die Konquista ihr stürmend vorausging[1].

Sanchez' Versuch, die italienischen und portugiesischen Missionäre seines Ordens in China und Japan für seine Ideen zu gewinnen, fand schwachen Widerhall, zum Teil scharfe Zurückweisung[2].

Inzwischen orientierte sich der spanische Jesuit mit scharfem und geübtem Auge über die politischen, wirtschaftlichen, religiösen und kommerziellen Verhältnisse des großen Mittelreiches und vervollständigte zwei Jahre später diese Kenntnisse durch eine zweite größere Chinareise, die ihn diesmal bis Cochinchina und Malakka führte. Das Ergebnis seiner Beobachtungen[3] war für ihn völlig klar. Hier in China stand dem spanischen Wagemut ein wundersames Feld der Tätigkeit, dem König eine gewaltige Erweiterung seines Ost und West umfassenden Reiches, der Kirche Gottes eine einzigartige geistige Eroberung offen. Hier galt es zuzugreifen, je eher desto besser. In diesem Sinne erstattete Sanchez in Manila Bericht und goß dadurch Öl in die ohnehin hochzüngelnde spanische Eroberungslust.

Seine mündlichen und schriftlichen Darlegungen bildeten die Grundlage eifriger Beratungen. Briefe des Statthalters und Bischofs an den König malten bereits das glänzende Zukunftsbild und räumten zum voraus alle Zweifel bezüglich der Rechtsfrage aus dem Wege[4].

[1] Siehe den Brief Sanchez' an den Vizeprovinzial von Japan P. Gaspar Coelho S. J. bei Tacchi-Venturi, Opere storiche del P. Matteo Ricci S. J. II, Macerata 1911/13, 425 f; seine Kontroverse mit P. Volante O. P.: Labor evangelica I 390 ff.

[2] Siehe den Brief des Visitators P. Aless. Valignaud S. J. an den Ordensgeneral bei Tacchi-Venturi a. a. O. I 146 not. Vgl. Labor evangelica.

[3] Vgl. Sanchez, Apuntamientos breves de algunas cosas de la China, und seine Briefe an König Philipp II. in Labor evangelica I 365 n., 329 ff.

[4] El Obispo destas islas y todos los letrados de estas partes, schreibt der Statthalter vom 20. Juni 1583, dizen que an hallado raçones y causas por donde V. Magestad justamente puede hacer jornada à la China y poseherla y que sin

In feierlicher Ratssitzung des königlichen und bischöflichen Rates (19. und 20. April 1586) wurde beschlossen, einen fähigen Mann an den König zu senden, der als Sprachrohr und Anwalt der philippinischen Stände deren Wünsche und Vorschläge dort vertreten solle. Die Wahl fiel einstimmig auf P. Alonso Sanchez, den die mitgehenden Empfehlungsschreiben in den höchsten Tönen priesen[1].

Eine ausführliche Denkschrift (Memoria general de todos los Estados de las Islas Filipinas sobre las cosas de ellas, para su Magestad) faßte alle Wünsche und Reformpläne zusammen. Sie fordern eine gründliche Reform des gesamten Verwaltungswesens im Osten[2]. Was uns hier von dem kolonialgeschichtlich hochbedeutsamen Dokumente allein interessiert, ist der detaillierte Plan einer Eroberung Chinas (de la entrada de la China en particular)[3]. Er sei hier in seinen wesentlichen Bestandteilen kurz und übersichtlich dargelegt.

I. Die Gründe der Eroberung.

1. Über China selbst, seine Reichtümer an Bodenschätzen und Erzeugnissen des Gewerbefleißes werde, bemerkt einleitend das Memorial, der Abgesandte Sr Majestät auf Grund eigener Wahrnehmungen genauer berichten[4]. Der König könne daraus ersehen, daß es sich hier um „die günstigste Gelegenheit und das großartigste Unternehmen handele, das jemals, solange die Welt stehe, einem Monarchen angeboten wurde". Es bietet alles, was ein Menschenherz an Reichtum und Ruhm begehren und ein für Gottes Ehre und die Verbreitung seines Glaubens begeistertes Christenherz sich wünschen könne, handle es sich doch um die Rettung von Myriaden unsterblicher Seelen aus der Knechtschaft des Satans und aus der Finsternis des Heidentums.

---

ningun escrupulo se puedan poseer los demas reynos de las yndias (Lux evangelica I 310 n.). Noch stärker drückt sich der Bischof (Brief vom 18. Juni 1583) aus. Der König habe als Träger der Krone Portugals ein volles Recht auf China, die Nachbarreiche und ganz Ostindien und könne ohne Bedenken die Eroberung des großen Reiches unternehmen, vorausgesetzt, daß die Verbreitung des wahren Glaubens das eigentliche Ziel des Unternehmens bilde (Lux evangelica I 312 n.).

[1] Hombre muy docto, muy christiano y religioso y de mucha prudencia, rühmt ihn der Bischof. Siehe die Verhandlungen der Junta und die Stimmabgaben in Labor evangelica I 323 ff.

[2] Siehe Text Lux evangelica I 415. Englische Übersetzung in Philippine Islands VI 157—233. [3] Lux evangelica I 438 ff. Philippine Islands VI 197 ff.

[4] P. Sanchez arbeitete zu diesem Zwecke in Spanien eigens die schon genannten Apuntamientos breves de algunas cosas de la China für den König aus, die eine ungewöhnlich scharfe Beobachtungsgabe verraten.

Auf Grund alles dessen, was sie über die Sache wüßten und in Erfahrung gebracht, würden sie ihre heiligste Pflicht gegen Gott, ihren König und die Kirche verkennen, wenn sie Sr Majestät nicht mit allem Nachdruck zu dem Unternehmen rieten.

2. Doch müsse sich der König bald entscheiden, denn die günstige Gelegenheit, wie sie jetzt sich biete, werde nicht wiederkehren. Vor einigen Jahren hätte der Plan ohne Mühe und Kosten ausgeführt werden können, jetzt werde die Ausführung einigen Aufwand erfordern; binnen kurzem werde sie unmöglich sein. Denn bereits jetzt seien die Chinesen argwöhnisch geworden und träfen Vorkehrungen gegen einen Vorstoß, den sie von den Philippinen her befürchteten.

Werde China nicht bald christlich, so bestehe die größte Gefahr, daß es mohammedanisch werde, denn unaufhaltsam dringe der Islam im Osten vor und habe bereits in Malakka, auf den Sundainseln und Molukken und einem Teil der Philippinen sich festgesetzt.

Mit der Islamisierung Chinas aber schwände jede Hoffnung, es jemals christlich zu machen oder zu erobern, da die Chinesen durch die Mohammedaner mit Waffenhandwerk und Kriegskunst vertraut gemacht würden.

3. Was das Recht der Eroberung betreffe, so sei diese Frage von gewissenhaften und urteilsfähigen Männern eingehend erörtert und erwogen worden, und es bestehe in dieser Hinsicht gar kein Bedenken, wie P. Sanchez dies eingehend darlegen werde [1].

[1] Im Gegensatz zu unsern modernen Kolonialpolitikern untersuchen die alten spanischen Schriftsteller und Theologen der Konquistazeit die rechtliche Grundlage der kolonialen Eroberung mit großer Sorgfalt. Vgl. z. B.: J. de Solorzano, De Indiarum iure I, Lugo 1672, 1; J. Acosta S. J., De promulgatione evangelii inter barbaros I, Colon. 1596, 1; Franc. Victoriae O. P., Relectiones undecim, Salmanticae 1565, 164 ff. Was speziell die rechtliche Grundlage einer Eroberung Chinas durch die Spanier angeht, so waren die Ansichten darüber keineswegs ungeteilt. Aleff. Valignani S. J. weist die diesbezüglichen Anschauungen Sanchez' energisch zurück. Siehe Tacchi-Venturi, Opere storiche del P. Matteo Ricci I 146 not.; ebenso entscheidet sich der um sein Gutachten befragte P. J. Acosta S. J. in einer ausführlichen Darlegung gegen ihn (Tacchi-Venturi a. a. O 450 ff). Überhaupt war der Orden als solcher bei dem Eroberungsplane in keiner Weise beteiligt. Einen heftigen Gegner der „bewaffneten Missionsmethode" fand Sanchez in dem Dominikaner P. Juan Volante, den er umsonst zu bekehren sucht. (Siehe Labor evangelica I 388 A. 1, 392 ff.) Auch Bischof Dominico de Salazar O. P. von Manila, der anfangs eifrig das Recht der Eroberung Chinas vertrat, zog diese Ansicht später in einer ausführlichen Darlegung an den König (24. Juni 1590) zurück. Siehe Carta-Relacion de la China in Archivo del Bibliófilo Filipino III, Madrid 1897, 49 ff.

II. Die militärisch-strategische Seite des Unternehmens.

1. Bezüglich der **Truppenzahl**, die der Zug erfordere, glaube man, daß mit Berücksichtigung der militärischen Lage Chinas und seines Klimas 10000 bis 12000 Mann europäischer Truppen genügen würden. Es könnten dies Spanier, Italiener oder andere Untertanen Sr Majestät sein; am besten jedoch empfählen sich Biskayer.

2. **Oberbefehl und Offiziere.** Zwar fehle es in der Kolonie nicht an wackern Offizieren; für ein so großes Unternehmen seien ihrer doch zu wenige. Daher müßten aus Spanien Hauptleute und Heerführer von erprobter Tüchtigkeit kommen, die einer solchen Aufgabe gewachsen seien. Dieselbe könne nur einer Schar auserlesener Edelleute gelingen, die nicht von niedrigen Beweggründen der Habsucht geleitet würden, sondern ihren ganzen Ruhm darein setzen, durch große Taten für Gott und ihren König sich unsterblichen Ruhm zu erwerben.

Oberbefehlshaber müßte der Statthalter der Philippinen selber sein. Daher sei für diesen Posten ein Mann auszuwählen, der durch Geburt und Rang alle andern, gleichviel welcher Nationalität, die an der Expedition teilnähmen oder mit welchen er irgendwie zu verhandeln habe, überrage.

Im übrigen wären bei der Verteilung der Stellen und Chargen die spanischen und portugiesischen Veteranen zu bevorzugen, die sich hier im Osten durch ihre loyalen Dienste bewährt und sich Erfahrungen und Kenntnisse von Land und Leuten gesammelt hätten. Sie seien zudem ans Klima bereits gewöhnt und daher den Strapazen besser gewachsen. Ihr Rat und ihre Mitwirkung sei hoch anzuschlagen.

3. **Truppengattung und Hilfsmannschaft.** Die Truppen sollten vorwiegend aus Infanterie mit Hackenbüchsen, Harnischen und Picken bestehen. Zu denselben müßten dann noch einige Musketiere kommen. Desgleichen sei für eine auserlesene Bemannung von vier Galeonen und für erfahrene Maats und Vormänner Sorge zu tragen. Außerdem müßten aus Spanien drei bis vier Geschützgießer kommen.

Der König solle sodann den Vizekönig von Indien anweisen, 500 Sklaven für die Arbeit in den Gießereien und andere Arbeiter zu senden, da solche dort billig und zahlreich zu haben seien.

Sehr erwünscht seien einige tüchtige Maschinisten zur Bedienung der Kriegsmaschinen und Feuerwurfmaschinen und einige Handwerker, um Pech zu machen. Diese hätten gleich einen Vorrat mitzubringen; Material dafür sei im Lande selbst genug vorhanden.

Unerläßlich seien auch einige Schiffsbaumeister, um Galeonen und hochseitige Fregatten zu bauen, die besten Fahrzeuge für den beabsichtigten Zug. Empfohlen wird namentlich Meister Francisco de Gutierez auf Kuba, der Erbauer von Pero Menendez' Schiffen, die der Schrecken der Franzosen gewesen seien.

4. Japanische Hilfstruppen. Um die erwünschte Anwerbung japanischer Hilfstruppen zu erleichtern, solle der König einen eigens dazu bevollmächtigten Hauptmann dorthin vorausschicken. Dieser müsse eine schriftliche Vollmacht des Generals der Gesellschaft Jesu mitbringen, welcher die in Japan tätigen Jesuiten anweise, diese Sendung in jeder Weise zu unterstützen.

Der Hauptmann soll hinlänglich mit Geld versehen sein, um die Hilfstruppen zu bezahlen. 1 Dukat oder 12 Realen Monatssold dürfte genügen.

5. Was nun die Waffen, Munition und Vorräte u. dgl. betreffe, sollen die aus Spanien kommenden Soldaten außer der üblichen Ausrüstung in jedem Falle auch eine Anzahl Panzerhemden und Hackenbüchsen und vorab 500 Musketen und 3000—4000 Picken, 1000 Brustharnische und 1000 burgundische Morionen (Sturmhauben) aus Neuspanien mitbringen.

Gute Feuersteine und Schlösser für die Hackenbüchsen sind billig auf den Philippinen selbst zu haben, die Rohre jedoch müssen aus Spanien beschafft werden und sollten alle dieselbe Bohrung haben, damit dieselben Kugeln für alle paßten.

Kupfer, Salpeter und Kugeln können billig aus China bezogen werden; auch auf den Philippinen finden sich reiche Kupfer- und Schwefellager. Auch Zinn und Salpeter kann man dort oder aus den Nachbarländern beschaffen.

Frisches Tauwerk sei in Indien zu bestellen, wo 2000 Quintals (Zentner) bloß 2000 Pesos kosteten. Außer der bedeutenden Ersparnis habe das den Vorteil, daß die Ware nicht bereits halb zerrieben und unbrauchbar anlange, wie dies der Fall sei, wenn sie auf dem schwierigen Landtransport von Veracruz nach Mexiko und von dort nach Acapulco (dem Ausfahrtshafen nach den Philippinen) geschleppt werde. Anker und Enterhaken können ebenfalls samt den Sklaven aus Indien kommen.

6. Sonstige Requisiten. Das Tuch für die Truppen (grau oder andersfarbig) könne Neuspanien liefern. Die Soldaten müßten gut vor Regen und Sturm geschützt werden, da das Land (China) ziemlich kalt und sehr feucht sei. Item seien von Neuspanien die Leintücher und Decken

und was man sonst für die Kranken benötige, zu beschaffen. Se Majestät möge gleich 200 000 Pesos senden, teils zur Bezahlung der genannten und vieler anderer Dinge, teils zur Löhnung der Japaner und zur Bestreitung anderer Ausgaben.

Der Befehlshaber solle nicht vergessen, einige geeignete Geschenke mitzubringen, um durch sie die Mandarinen und andere einflußreiche Personen zu gewinnen. Dazu empfehlen sich spanischer Sammet und Purpurstoff, Spiegel, Glaswaren, Korallen, Schmuckfedern, Ölbilder, Erdgloben und ähnliche Kuriositäten, endlich ein Vorrat Rot- und Weißwein.

Selbstverständlich sei auch die Kolonie bereit, ihrerseits nach Kräften zu dem großen Unternehmen mitzuwirken. Sie habe trotz ihrer mißlichen finanziellen Lage bereits bedeutende Bestellungen in China und Malakka gemacht und auch die Anwerbung von 5000 Biscayas als Hilfstruppen in die Wege geleitet.

7. Reiserouten und Operationsbasen. Die aus Spanien kommende Flotte könne ihren Weg über Neuspanien oder um das Kap der guten Hoffnung über Malakka nehmen. Der kürzeste und sicherste Weg aber führe durch die Magelhaensstraße. Die Flotte würde dann am besten in Cagayan (an der Nordküste von Luzon) anlaufen, da der dortige Hafen eine leichte und sichere Zufahrt biete. Der Hafen würde sich zugleich als Ausgangspunkt der Expedition empfehlen, da er von China nur zwei Segeltage entfernt liege und auf dem Wege dahin eine Reihe Inseln sich folge, so daß die Fahrt in Booten gemacht, die Schiffe sich auf diesen Etappen abwarten, dort etwaige Schäden ausbessern und die Vorräte ergänzen könnten.

In Cagayan müßten Vorratsmagazine angelegt werden; die Umgegend selbst und die nahen Babuyanesinseln lieferten reiche Lebensmittel aller Art: Fleisch, Reis, Fische, Geflügel, außerdem trefflichen Palmwein usw.

Ebenso fände sich in der Umgebung reichlich gutes Schiffbauholz, und da die meisten Indios geschickte Zimmerleute und Schmiede seien, könnten unter Leitung spanischer Schiffswerkmeister leicht Schiffe von 400 bis 500 Tonnen für je nur 3000—4000 Pesos gebaut werden. Nägel und andere notwendige Dinge lieferte China für billigen Preis.

Die philippinischen Encomenderos seien überdies bereit, eine Anzahl Fregatten auf ihre Kosten zu stellen und zu bemannen.

8. Eine besondere Frage betreffe die Mitwirkung der Portugiesen. Dieselbe sei sehr wünschenswert, da sie dank ihrer großen Erfahrung in diesen Meeren und Ländern wichtige Dienste leisten könnten.

Daher solle Se Majestät sie zum Unternehmen mit heranziehen. In jedem Falle aber müßte die spanische und portugiesische Land- und Seemacht getrennt operieren und die Portugiesen von Kanton, die Spanier von Chinchio (Provinz Fokien) aus wo möglich gleichzeitig zum Angriffe vorgehen.

Der Befehlshaber des portugiesischen Heeres müsse durch seinen persönlichen Rang auch den Vizekönig von Indien überragen, damit derselbe nicht, wie sonst so oft, sich einmische und alles seinen Privat- und Familieninteressen unterordne. Weiter hätten die Vollmachten des portugiesischen Befehlshabers so weit zu reichen, daß er selbständig auch von Indien und andern portugiesischen Besitzungen her nach Bedarf Geld, Schiffe, Truppen, Munition u. dgl. heranziehen könne.

Damit die beiden Oberbefehlshaber der spanischen und portugiesischen Streitkräfte einheitlich zusammenwirkten und kein Streit zwischen ihnen entstehe, müßten die Anordnungen und Befehle des Königs so bestimmt lauten, daß sie jeden Zweifel ausschlössen.

9. Den japanischen Hilfstruppen müsse es freistehen, ob sie sich den Portugiesen oder Spaniern anschlössen. Erstere würden ihnen wohl genehmer sein, weil sie dieselben besser kennten und weil die Portugiesen sie mehr als ebenbürtig behandelten, in einem Grade, wie dies seitens der Spanier nicht üblich sei. Sollten sie aber vorziehen, mit den Spaniern zu ziehen, so müßten sie mit den Jesuiten, die sie als Führer begleiteten, sich nach Cagayan begeben.

10. Die Jesuiten in China und Japan. Wie bereits gesagt, sollte der König vom Ordensgeneral der Gesellschaft Jesu einen Befehl an die in Japan tätigen Patres erwirken, daß sie sich der Anwerbung japanischer Truppen und sonstiger Requisitionen nicht widersetzten. Am besten wäre, wenn ein italienischer Pater, mit allen nötigen Vollmachten ausgerüstet, eigens nach dem Osten entsendet würde.

In einem bestimmten Zeitpunkte, und zwar noch ehe etwas von der geplanten Expedition in China bekannt würde, sollten alle dort befindlichen Jesuiten[1] sich nach der Stadt Joaquin (Tschao-King) zurückziehen, um den Armeen über das Land, seine Macht, seine Streitkräfte, Befestigungen, Vorräte usw. nähere Auskunft zu geben und ihnen als Dolmetscher zu dienen. Vor allem aber sollten sie alles aufbieten, um die Chinesen für die

[1] Es waren damals 1586 u. a. die Patres Pasio, Ruggieri, Ricci, Almeida, Valignani, Cabral, Lor. Mexia. Letzterer war übrigens der einzige, den Sanchez für seine Pläne gewonnen hatte. Siehe Tacchi-Venturi, Opere Storiche I 146 n.

Spanier günstig zu stimmen. Das Volk müsse überzeugt werden, daß es von den Spaniern nichts zu fürchten, sondern nur Vorteile zu erwarten habe. Es werde durch die Eroberung nur von der harten Tyrannei seiner Mandarinen befreit und komme unter das milde Zepter Sr Majestät des Königs von Spanien und Portugal.

Zum Zwecke dieser Propaganda sollten die Patres möglichst viele in diesem Sinne gehaltene chapas oder Flugschriften verfassen und über das ganze Land hin verbreiten und auch sonst das Unternehmen mit ihren Kenntnissen und Erfahrungen in jeder Weise fördern. In diesem Sinne müsse die Instruktion lauten, die der Ordensgeneral dem nach Osten zu entsendenden Kommissär mitgebe.

11. Die beiden Flotten, so wird noch beigefügt, sollen für die Fahrt die günstige Jahreszeit abwarten und sie so einrichten, daß Portugiesen und Spanier möglichst gleichzeitig in Macao bzw. Cagayan einträfen. Gleich nach der Ankunft sollten sie an einem bestimmten Treffpunkt einen Eilboten entsenden, um sich gegenseitig zu verständigen.

So viel über die militärische und strategische Seite der Expedition. Wichtiger und noch interessanter ist, wie das Memorial sich über

III. den Charakter und den Zweck des Eroberungszuges

ausspricht. Es müsse alles vermieden werden, so wird betont, was dem Unternehmen den Charakter einer gewaltsamen Eroberung verleihen könnte. Daher dürfe

1. die nach China geführte Streitmacht nicht zu klein sein. Denn in diesem Falle würden die Chinesen sich über die wirkliche Stärke ihres Gegners täuschen und sich verleiten lassen, ihm siegesgewiß mit ihren an Zahl weit überlegenen Streitkräften entgegenzutreten. Die Folge wäre, daß die Spanier, die bekanntlich sehr kampflustig und tollkühn seien, schonungslos dareinhieben und ein furchtbares Blutbad anrichteten, wodurch dem fast nur Ackerbau treibenden Lande viele nützliche Kräfte entzogen würden. Daher müsse das Heer so zahlreich, so gut ausgerüstet, so trefflich geführt sein und den Chinesen durch sein bloßes Erscheinen so imponieren, daß sie von vornherein auf bewaffneten Widerstand verzichteten und alles unnötige Blutvergießen vermieden werde.

2. Aus demselben Grunde müsse bei der Anwerbung und Zusammensetzung des Heeres die sorgsamste Auslese stattfinden und nur gut disziplinierte und zuverlässige Truppen ins Feld geführt werden,

nicht bloß um des strategischen Erfolges sicher zu sein, sondern vor allem, um die gute Reputation der Spanier im Osten zu sichern.

3. Hier in China dürfe sich um keinen Preis wiederholen, was sich auf Kuba und bei andern Eroberungen ereignet habe, wo ganze Länder durch spanische Kampflust und zügellose Abenteurerpolitik entvölkert worden seien.

Würden die Spanier in altgewohnter Art nach China ziehen, so bedeute dies die Entvölkerung und den Ruin eines der volkreichsten und wohlhabendsten Länder, die man jemals gesehen. Dadurch würde aber die Eroberung entwertet, ähnlich wie dies bei so manchen Gebieten Amerikas der Fall gewesen; denn der Wert und Reichtum eines Landes bestehe vorab in einer zahlreichen, fleißigen Bevölkerung und sei ohne diese wertlos.

4. Seine Majestät müsse wissen, daß die Regierungsform in China geradezu wundervoll sei und nicht nur sich wirksam erweise, um ein so zahlreiches Volk in bester Ordnung zu halten, sondern diesem auch solchen Frieden, solche Ruhe und solchen Wohlstand verschaffe, daß es kaum wisse, was Krieg, Pest und Hunger sei und ihm zum vollen Glück nur der wahre Glaube fehle.

Dieses Regierungs- und Verwaltungssystem dürfe also nicht vernichtet, sondern müsse nach Möglichkeit erhalten bleiben. Sonst würden sich auch hier wieder die traurigen Geschicke Mexikos und Perus wiederholen zum zeitlichen und ewigen Schaden ungezählter Seelen und zum Nachteil der Glaubensverbreitung. Auch der König habe den größten Schaden an einer solchen Eroberungsweise; denn was helfe ihm ein Land zu besitzen, das verödet liege und höchstens einen einmaligen vorübergehenden Gewinn abwerfe.

5. Was oben von den kriegerischen Vorbereitungen gesagt worden, dürfe in keiner Weise die Vorstellung wecken, als wolle man hier vorgehen, gleich als hätte man es mit Türken und Mauren oder sonst erklärten Feinden des Glaubens oder der Spanier zu tun. Das trifft hier gar nicht zu. Das Volk sei durchaus friedfertig und auch dem Glauben, den es ja gar nicht kenne, durchaus nicht feindselig gesinnt.

Vielmehr habe die bewaffnete Expedition hier nur den Zweck, dem Glauben und der Glaubenspredigt freie Bahn zu brechen und die einheimische Regierung an feindseligen Maßnahmen gegen die Missionäre und diejenigen zu hindern, welche die christliche Religion anzunehmen gewillt seien. Erzwingen dürfe man die Bekehrung in keinem Falle, da solche erfahrungsmäßig doch nicht standhielte.

6. Mit armen Söldnertruppen könne man keine Eroberungszüge im christlichen Sinne machen, da für dergleichen zügellose Scharen die so weisen königlichen Verordnungen ein toter Buchstabe blieben. Sollen sie zur Ausführung gelangen, so muß der Oberbefehl in die Hand eines echten Christen gelegt werden, der frei von aller Habsucht und eitler Ruhmsucht einzig und allein darauf bedacht ist, Gott und seinem König zu dienen. Dieselben Eigenschaften sollten sich in den übrigen Führern und Beratern finden. Es müßten Männer sein, die vor Scham in die Erde sänken, wenn man sie einer eines Christen und Edelmannes unwürdigen Tat beschuldigte.

Im Gesagten liege die wesentliche Grundbedingung eines guten Erfolges. Werde sie nicht erfüllt, so würde der König für all die gebrachten Opfer und Mühen nur Schande und Kummer ernten. Besser, die Schiffe, Truppen und Waffen blieben im Königreiche, wo sie gerade jetzt so sehr benötigt würden, als daß sie nach dem Osten kämen, bloß um ein Volk und Land zu ruinieren, das an zeitlichen Gütern und an geistlichen Aussichten mehr biete als irgend ein anderes, das bisher erobert worden oder erobert werden könne[1].

IV. Aussichten und Früchte der Eroberung.

Würde nach den angedeuteten Grundsätzen und Vorschriften verfahren, so eröffne das Unternehmen ganz außerordentlich günstige Perspektiven:

1. Der schönste Gewinn würde sein, daß die Kenntnis des wahren Gottes und seines eingebornen Sohnes in diesem großen Reiche Eingang finde. Zwar habe die christliche Mission dort bereits eingesetzt, sei aber noch auf einen sehr engen Wirkungskreis beschränkt und schwebe zwischen Tod und Leben. Die Eroberung werde mit einem Schlage die Pforten Chinas der Glaubenspredigt öffnen und dem Christentum eine beherrschende Stellung in Ostasien sichern. Handle es sich doch um ein Volk von Millionen und ein solches, das abgesehen von seinem heidnischen Aberglauben und den damit notwendig gegebenen sittlichen Verirrungen von Natur gutmütig, ehrenhaft, zufrieden, lenksam, geistig regsam und sehr verständig sei, so daß die Einführung christlichen Glaubens und christlicher Sitte keinen großen Schwierigkeiten begegne und dem Christentum in dem ganz zivilisierten und vortrefflich regierten Lande eine glänzende Zukunft winke.

[1] El mas rico y opulento de tesoros temporales que se podia poseer y de espirituales que se podia ganar.

Ein Hindernis biete die chinesische Sprache und Schrift. Letztere sei so schwierig, daß die Chinesen auf ihre Erlernung fast ihr ganzes Leben verwenden müßten, so daß für andere notwendige Kenntnisse keine Zeit übrig bleibe, weshalb die Wissenschaft sich nicht entwickeln könne. Es müßten daher gleich von Anfang an möglichst viele Schulen errichtet werden, in welchen die Chinesen die spanische Sprache und Schreibweise erlernten. Sie würden dies als eine wahre Erlösung empfinden und einmal im Besitze einer vernünftigen Schrift und Sprache, dank ihres angebornen Talentes und großen Lerneifers, rasche Fortschritte in allen Wissenschaften machen.

Ebenso müßten gleich von Anfang an zahlreiche Kirchen und Klöster entstehen als ebenso viele Mittelpunkte, von denen aus Christentum und christliche Kultur sich verbreiteten. Die große Mehrzahl der Bevölkerung bestehe aus schlichtem Landvolk, und dieses sei um so leichter zu gewinnen, da es gegenwärtig von den Mandarinen sehr bedrückt werde. Bei der Frauenwelt werde das Christentum ganz besonders gute Aufnahme finden, da die Chinesin nach allgemeinem Zeugnis äußerst sittsam und tugendhaft sei und, einmal Christin, allen als Muster dienen könne.

2. Ein weiterer Gewinn sei, daß durch die Eroberung der Islam aus China ferngehalten werde[1], der bereits die meisten Nebenländer angesteckt und bei der stark sinnlichen Natur der Chinesen große Aussicht auf Verbreitung habe. Mit ihm aber würden alle Hoffnungen für das Christentum und eine Eroberung schwinden.

Überhaupt würde, wenn man jetzt nicht zugreife, eine Gelegenheit verpaßt, wie sie für das Werk der Glaubensverbreitung und eine Ausdehnung der spanischen Herrschaft nie günstiger gewesen.

3. Die zeitlichen Vorteile der Eroberung Chinas seien enorm. Sein Besitz sichere dem König einen Zuwachs an Macht, der ihn ohne weiteres allen andern Seemächten und Rivalen überlegen mache. Das Land könne jährlich ohne jede Schwierigkeit und ohne finanziellen Druck fünf neue mit Artillerie und allem Kriegsbedarf ausgerüstete Galeonen von Stapel bringen. Die Chinesen würden bei ihrer Geschicklichkeit sie rasch selber zu bauen imstande sein. Auch sei, wie die Erfahrung lehre, es leicht, aus ihnen tüchtige Seeleute zu bilden. Weiterhin könne das Land jährlich ganze Schiffsladungen voll der köstlichsten Waren: Gold, rohe Seide

[1] Er hat seither, zumal im 19. Jahrhundert, in China stark Eingang gefunden und zählt dort heute 20—30 Millionen Anhänger.

und Seidenstoffe, feine Kunstarbeiten aller Art, Linnen und andere Gewebe usw. nach Spanien ausführen, so daß das Königreich nicht länger gezwungen sei, diese Dinge mit schwerem Gelde aus andern Ländern zu beziehen.

Weiterhin werden aufgezählt die ungeheuern Schätze an gemünztem und ungemünztem Gold und Silber, die reichen, noch fast unberührten Bergwerke, die riesigen Einnahmen an Zöllen und Steuern, die durch gute Verwaltung leicht gemehrt werden könnten.

Das Land sei so groß und reich, daß der König hier zahlreiche verdiente Männer durch einträgliche Kommenden belohnen und viele seiner treuen Vasallen in einflußreichen Zivil- und Militärstellen im ganzen Lande unterbringen könne, wodurch zugleich die spanische Herrschaft gesichert werde.

4. Mehr noch. Nichts stehe hier einer *engeren Verbrüderung und Vermischung beider Rassen* entgegen. Im Gegenteil. Das chinesische Volk habe nichts mit den häßlichen Indianern gemein. Es sei klug und verständig, ehrenhaft und wohlhabend, zudem von weißer Hautfarbe und wohlgestaltet, somit dem Spanier, wenn man von der Gnade des wahren Glaubens und der Kriegstüchtigkeit absehe, ebenbürtig, wenn nicht überlegen. Insbesondere zeichneten sich die Frauen nicht bloß durch große Tugend, Züchtigkeit, Bescheidenheit, Treue und Lenksamkeit aus, sondern überträfen an Schönheit und Grazie selbst die spanischen Frauen. Es stehe also nichts entgegen, daß sich die Offiziere und Beamten, kurz die Spanier aller Klassen, einheimische Frauen zu Gattinnen nähmen und sich bleibend in China niederließen.

„So werden die beiden Völker sich mischen, ein neues Geschlecht entstehen und sich ausbreiten und *alle ein einiges Volk von Brüdern und Christen werden*." Das würde etwas ganz Neues sein, wie es in den bisherigen spanischen Kolonien unmöglich gewesen. Denn die Völker Amerikas seien zu barbarisch und niedrig, zu armselig und häßlich, um die Mischung mit der edlen spanischen Rasse zu empfehlen und glücklich zu gestalten. Daher seien auch die Spanier dort nie recht heimisch geworden, und bis heute gähne zwischen ihnen und der einheimischen Bevölkerung eine Kluft des Argwohns und gegenseitiger Abneigung, woraus sich die vielen traurigen Mißstände erklären. Das alles sei in China ganz anders. Mit einem so schönen, tugendhaften, reichen, klugen Volke sei eine Mischung leicht und wünschenswert.

5. Überdies sei das Land reich, so daß man leicht eine Familie gründen und standesgemäß erhalten könne. So wäre bald ein starker Nachwuchs

beider Rassen zu erwarten und damit die Notwendigkeit und Vorbedingung einer allgemeinen Schulbildung gegeben. Zu den Volksschulen müßten Lateinschulen und Universitäten kommen, wo alle Sprachen und schönen Künste, Philosophie und Theologie gelehrt würden, da die Chinesen für solche Studien sehr begabt seien, ein treffliches Gedächtnis und einen klaren Verstand besäßen. Dazu hätten sie von Haus aus gute Manieren, seien liebenswürdig, höflich, würdevoll in ihrem Benehmen und mäßig, und demzufolge fähig, jede Stellung und jedes Amt mit Würde und Ansehen zu bekleiden.

6. Es werde aus demselben Grunde auch leicht sein, einen einheimischen Ordens- und Weltklerus und einen tüchtigen Beamtenstand für die Zivil- und Militärverwaltung heranzuziehen, und all diese, die Chinesen, Mischlinge und die mit ihnen durch starke Bande des Blutes und der Freundschaft verbundenen Spanier würden einträchtig und sich gegenseitig ergänzend zum Besten des gemeinsamen Vaterlandes zusammenwirken.

Gerade das habe im übrigen „Indien" gefehlt. Dort würden alle Ämter und Stellen in Staat und Kirche fast ausschließlich von Vollblutspaniern verwaltet, die immer vom Mutterlande aus nachgeschoben werden müßten. Die Spanier, meist gering an Zahl, ohne Kenntnis des Landes, ohne Liebe zu seiner Bevölkerung, hätten das Land nur für sich regiert, einzig darauf bedacht, sich zu bereichern und dann in ihr Vaterland zurückzukehren. Die einheimische Bevölkerung habe man aus ihren ursprünglichen Lebensbedingungen herausgerissen, ohne dafür einen Ersatz zu bieten. So sei sie verkümmert und zum Teil ausgestorben[1].

In China dagegen seien alle Bedingungen zu einer vollen und harmonischen Amalgamierung beider Rassen und damit die Bedingungen zu einer eigentlichen Siedlungskolonie in hervorragender Weise gegeben. So öffne die friedliche Eroberung Chinas dem Christentum, der spanischen Nation und mit ihr der ganzen christlichen Welt eine großartige glänzende Zukunft.

V. Die Eroberung, die katholische Kirche und die spanische Weltherrschaft.

Noch einmal wird die Verbreitung des christlichen Glaubens als das Hauptziel des großen Unternehmens betont.

---

[1] Wohl nie sind die Fehler der spanischen Kolonialpolitik von Spaniern selber so scharf und ungeschminkt verurteilt worden, als hier in ausführlicher Darlegung geschieht.

1. Daher sei in China gleich wie einst in Europa die kirchliche Hierarchie zu begründen, das Land in Erzbistümer und Bistümer einzuteilen und ihre Hirten unter einen Patriarchen zu stellen.

2. Weiterhin könne man auch in China geistliche Militärorden gründen oder die alten Ritterorden von Santiago, Calatrava, Alcantara und S. Juan mit reichen Einkünften dorthin übertragen, namentlich wenn dieselben, wie zu erwarten stehe, bei der Eroberung in hervorragender Weise mitwirkten.

3. Ebenso könne und solle dort ein einheimischer Erbadel: Herzöge, Grafen, Marquis usw. mit entsprechend reichen Lehen geschaffen werden, was zur Festigung der Eroberung nicht wenig beitragen werde.

4. Auch könne der König vier bis sechs Vizekönige einsetzen, deren jetzt fünfzehn, je einer für jede Provinz, beständen, welche dieselbe Macht besäßen wie anderswo die Landeskönige.

5. Dadurch daß man mit den Tataren und den andern Ländern zwischen China und dem Orient Frieden schließe, gewinne man zugleich eine starke Stellung im Rücken der Türken und könne diese zwischen zwei Feuer nehmen.

6. Selbstverständlich müßten zu den bestehenden noch neue und bessere Verbindungswege mit Spanien hergestellt werden.

7. Einmal Herr von China, werde der König leicht auch die Nachbarländer Cochinchina, Cambodscha, Siam, Patan, Malakka, Sumatra, Java, Burney (Borneo) und die Molukken usw. unter sein Zepter oder seinen Einfluß bringen können.

8. Damit sei auch der Besitz Indiens gesichert und die Möglichkeit eines regelmäßigen Schiffs- und Handelsverkehrs unter den genannten Ländern und mit Peru und Mexiko gegeben.

9. All dieser teils auf Eroberung teils auf freundschaftlicher Verbindung mit andern Reichen beruhende politische Machtzuwachs sei zugleich die Vorbedingung, dem christlichen Glauben überallhin die Wege zu öffnen und Eingang zu verschaffen.

10. Bei seiner Übervölkerung könne China leicht Kolonisten abgeben, die sich überall auf den genannten Inseln niederließen und sie zur Entwicklung brächten.

11. Durch den Besitz Chinas würde ein für allemal die Gefahr beschworen, die der spanischen Weltmacht und Seeherrschaft von seiten Frankreichs, Englands und anderer nordischen und nichtkatholischen Reiche drohe.

„Dies sind", so schließt das Memorial, „die vielen abzuwendenden Übel und einige der zahllosen Vorteile — alle aufzuzählen wäre zu lang, ja einfach unmöglich —, die sich ergeben, falls Se Majestät sich entschließt, an ein so großes Unternehmen Hand zu legen. Möge Gott der Herr die Gnade und Kraft dazu verleihen!"

Es folgen die Unterschriften des Statthalters Dr Santiago de Vera, des Bischofs und der hervorragendsten Männer aus dem geistlichen und weltlichen Stande in Manila, im ganzen fünfzig Namen.

Das ist, kurz skizziert, der Inhalt dieses denkwürdigen Aktenstückes, das man trotz seines zweifellos hohen kolonialgeschichtlichen Wertes umsonst in den landläufigen Darstellungen dieser Gattung suchen wird. Und doch spiegelt es den Geist der spanischen Konquista außerordentlich treffend wider. Man mag den Plan abenteuerlich finden, seiner großzügigen Kühnheit und der Art, wie hier die Idee eines christlichen Weltreiches als letztes hohes Ziel aller kolonialen Eroberung betont wird, kann man seine Bewunderung nicht versagen.

Was ist nun aus diesem Plane geworden?

Wir wissen das eine, daß sein Überbringer, P. Alonso Sanchez, ihn bei seinen Audienzen bei Philipp II. im Januar 1588 gleich den übrigen kolonialen Reformplänen mit Geschick und Eifer vertrat. Allein abgesehen von allen andern Bedenken, die der rey prudente diesem kühnen Vorstoß im Osten entgegenstellen mochte, war die Zeit für ein derartiges Unternehmen nichts weniger als günstig, stand doch der König gerade vor der entscheidenden Abrechnung mit dem mächtig aufstrebenden England, das Spaniens Seeherrschaft bedrohte. Durch einen vernichtenden Schlag sollte „die unbezwingliche Armada" den britischen Rivalen und mit ihm die übrigen Feinde Spaniens niederstrecken. Nur wenn dies gelang, konnte man an eine Ausdehnung der spanischen Weltherrschaft im fernen Osten denken.

Bekanntlich entschied in dem entscheidenden Kampfe das grausame Geschick gegen Spanien, und mit der Armada sank endgültig auch der Plan einer Eroberung Chinas. Er wäre zweifelsohne die Krone aller bisherigen Eroberungen geworden und hätte die ganze Kolonial- und Missionsgeschichte in neue Bahnen gelenkt.

Anton Huonder S. J.

Die ethiſchen Wirkungen der Verſicherung.

Über die privat- und volkswirtſchaftlichen Wirkungen der Verſicherung iſt in den einſchlägigen Werken viel geſchrieben worden[1]. Nicht alle ökonomiſch günſtigen Wirkungen können nun als unmittelbarer ethiſcher Gewinn gebucht werden, wenn auch die ökonomiſche Beſſerſtellung in der Regel die Grundlage für eine reichere und freiere Entfaltung des ſittlichen Lebens ſchafft. Wir werden daher auch unſere Ausführungen vielfach an die guten wirtſchaftlichen Folgen anzuſchließen haben. Ein ſittlicher Einfluß der Verſicherung iſt bei Individuum, Familie und Volksgemeinſchaft unſchwer nachzuweiſen.

Die Verſicherung iſt, wie früher ſchon dargelegt wurde, ökonomiſch in mancher Hinſicht dem Sparen gleichzuachten. Jedenfalls legt ſich derjenige, der die Verſicherung eingeht, einen Sparzwang auf, den er das ganze Leben oder doch einen großen Teil des Lebens durchzuführen hat, wofern er des Segens der Verſicherung teilhaft werden will. Der Entſchluß und noch mehr die Durchführung koſtet mancheinen viel Energie; denn er muß ſeine Ausgaben beſchränken, ſeine Lebensanſprüche herabſetzen, von ſeinem Einkommen alljährlich eine beſtimmte Quote wegnehmen. Das wirkt aber auch erzieheriſch, nährt den haushälteriſchen Sinn, hält ab von unnützen Ausgaben, ſchränkt den Luxus ein, ſpornt an zu Fleiß und ſorgfältiger Wirtſchaftsführung; das ganze Leben wird unter die Deviſe vernünftigen Maßhaltens geſtellt.

Die Verſicherung ſtärkt das Gefühl der Ruhe und Sicherheit. Roſcher ſieht den weſentlichen privatwirtſchaftlichen Nutzen der Verſicherung in der „Elimination des Zufalls“. Die Furcht vor dem Zufall, d. h. vor jenen Mächten, die unſerer Berechnung und Beeinfluſſung wenig oder gar nicht unterſtehen, liegt über dem Menſchenleben wie eine unheilſchwere

[1] Vgl. insbeſondere Th. Saski, Die volkswirtſchaftliche Bedeutung des Verſicherungsweſens, Leipzig 1865; A. Wagner, Verſicherungsweſen, in Schönbergs Handbuch[4] 376 ff; Makowiczka, Art. Verſicherungsanſtalten, in Bluntſchlis Staatswörterbuch XI; Roſcher-Pöhlmann, Syſtem der Volkswirtſchaft I[28] 700 ff; A. Manes, Verſicherungsweſen[2] 34 ff; G. Wörner, Allgemeine Verſicherungslehre[2], Leipzig 1910, 45 ff.

Wolke. Die Befürchtung, daß die Früchte jahrelanger Arbeit durch ein plötzliches Geschick zerstört werden können, die quälende Sorge, daß eines Tages bittere Not für die eigene Person oder nach dem Tode für die Angehörigen entstehen könne, wirkt niederdrückend auf das ganze Seelenleben und läßt auch die sittlichen Kräfte der Seele nicht recht zur Geltung und Entwicklung kommen. Hier liegt ein Grund jener Unruhe und übertriebenen Besorgtheit, die ein ruhiges, festes Ringen nach höheren ewigen Zielen unmöglich macht, und vor der darum der Herr im Evangelium warnt. Nun ist die Versicherung zwar nicht im stande, den Zufall aus dem Leben zu verbannen. Gefahren und Verluste bleiben nach wie vor unvermeidlich. Was dabei verloren geht, ist als solches nicht wieder einzubringen. Aber die Versicherung stellt einen materiellen Ersatz zur Verfügung und läßt den Betroffenen leicht und ohne erheblichen Schaden über den Unglücksfall hinwegkommen. Die Furcht vor dem Zufall ist eliminiert. An ihre Stelle tritt die Sicherheit, das Lebensschifflein ohne merkliche Verluste über alle Klippen und Untiefen hinwegzusteuern. Diese Sicherheit ist ein Gut, das dem Versicherungsnehmer auf jeden Fall als Entgelt für seine gezahlten Prämien zu teil wird, auch wenn es zur Auszahlung einer Versicherungssumme niemals kommen sollte. Und sie ist ein Gut, das nicht zu teuer erkauft sein kann. Sie schafft die feste Grundlage für ein geordnetes wirtschaftliches Arbeitsleben; sie befähigt zu ruhigem, besonnenem, mutigem Vorwärtsstreben. Ruhe und Sicherheit im wirtschaftlichen Leben gibt auch dem sittlichen Leben einen sichern Halt. Wer über die schweren Sorgen des Lebens hinauswächst, vermag seine sittlichen Kräfte für höhere, außerhalb dieses Lebens liegende Ziele einzusetzen. Wer für die Sicherstellung seiner Zukunft getan hat, was er vernünftigerweise tun kann, ist — nach früher gehörten Darlegungen des hl. Thomas von Aquin — zu einem starken Gottvertrauen berechtigt. Damit ist sein sittliches Leben auf einem unverrückbaren Grunde verankert.

Als eine Folge des Versicherungswesens hat man auch in weiteren Kreisen zunehmenden Mut und Unternehmungsgeist beobachtet. Durch die Versicherung gewinnt die Einzelwirtschaft an Produktions- und Verkehrsfähigkeit, vor allem weil ihr Kredit steigt; dem Personalkredit kommt die Versicherung zu statten, weil sie plötzliches Armwerden verhütet, dem Realkredit, weil sie alle sachlichen Grundlagen des Kredits ihrem ökonomischen Werte nach erhält. Die Feuerversicherung hat den Immobiliarkredit, soweit der Hausbesitz in Betracht kommt, überhaupt erst ge-

schaffen. Die Beleihungsmöglichkeit der Lebensversicherungspolice hat den Kredit ungemein verbreitet. Auch Mindervermögende erfreuen sich, falls sie versichert sind, in der Geschäftswelt und bei der Allgemeinheit eines höheren Kredits und können zu Unternehmungen schreiten, die sonst ein Monopol der Reichen zu werden drohen. Mut und Arbeitslust sind starke Mächte im täglichen Kampf des Lebens, und wenn sie gefördert und gesteigert werden, so bedeutet das einen außerordentlichen Gewinn in einer Zeit, wo es zahllosen Existenzen an sittlicher Kraft gebricht, im Kampf des Lebens auf ihrem Posten auszuharren.

Die Versicherung ist eine Art organisierter Selbsthilfe, zu der der Versicherte aus eigener Kraft und eigenen Mitteln tätig ist; was ihm geboten wird, ist das rechtliche Entgelt für seine persönlichen Leistungen. Die Versicherung, die in weitem Umfange an Stelle der Armenpflege getreten ist, ist darum dieser gegenüber als ein Fortschritt anzusehen, auch in sittlicher Hinsicht. Es entspricht viel mehr dem natürlichen Zweck des Einzelmenschen, daß er — soweit als möglich — aus eigener Kraft sein Dasein friste, als daß er für gewisse Lebensabschnitte lediglich auf die Wohltätigkeit seiner Mitmenschen angewiesen ist. Dieses Bewußtsein erhöht die Selbstachtung und Selbstverantwortung, führt zu einer vollkommeneren Auffassung der Berufspflichten und treibt an zu unablässiger Arbeit. „In dem Bewußtsein der Selbstverantwortlichkeit", sagt Makowiczka (a. a. O.), „liegt die reichste Quelle sittlicher Erhebung. Das Versicherungswesen, da es auf einem weiten Gebiete die Wege zu einer wirksamen Selbsthilfe eröffnet, gestaltet sich somit zu einer sittlichen Bildungsschule und zugleich zu einer politischen, indem ein freies Staatswesen, wenn es von Dauer sein soll, notwendig selbstverantwortliche, sich selbst helfende Bürger voraussetzt." Anderseits ist die Versicherung durchaus nicht geeignet, den absoluten Individualismus zu fördern und den Einzelmenschen unabhängig auf sich selbst zu stellen. In ihrem Wesen auf Solidarität und Gemeinschaftsarbeit beruhend, enthält sie neben dem Ansporn zu selbsttätigem Ringen die Mahnung, daß in der Gemeinschaft die Vollendung des menschlichen Lebenszweckes liegt, sie ist somit eine Förderin echt sozialer Gesinnung.

Noch in einem andern Sinne steigert die Versicherung die Verantwortlichkeit, indem sie die Menschen zu einer behutsameren Lebens- und Wirtschaftsführung anleitet. Versicherung, Meidung und Unterdrückung müssen stets harmonisch zusammenwirken, und zwar in der Richtung, daß durch

vorbeugende Tätigkeit die Schädigung immer geringer und die Notwendigkeit eines Schadenersatzes für die Versicherung immer seltener wird. Schon im eigenen geschäftlichen Interesse wird die Versicherung die Zahl der Schädigungsfälle nach Kräften zu verringern suchen. Sie empfiehlt den Versicherten gewisse Maßnahmen zur Verhütung der in Frage kommenden Gefahr, sie schreibt die Anwendung von Maßnahmen unter Androhung von Nachteilen vor, ermäßigt die Prämiensätze bei guter Befolgung der Schutzvorschriften. Massiver Hausbau, hartes Dach, Beseitigung von Explosivstoffen sind häufig Bedingungen bei der Feuerversicherung, solide Lebensweise bei der Lebensversicherung; mehrere Lebensversicherungen, namentlich in England, Nordamerika, Skandinavien gewähren den Abstinenten Prämienrabatte. Wenn nun auch solch einschränkende Klauseln in neuester Zeit bei den Lebensversicherungen infolge der Konkurrenz der Versicherungsunternehmungen stark zurückgegangen sind, so ist doch der erzieherische Einfluß des Versicherungswesens in weiten Volkskreisen unverkennbar. Die Menschen werden sich stärker ihrer Verantwortung für die Erhaltung der materiellen Güter und ihrer eigenen Lebenskraft bewußt, sie suchen rechtzeitig Schutz vor Gefahren, auf die sie früher niemand aufmerksam machte, sie meiden die Fahrlässigkeit, ihre ganze Lebens- und Arbeitsweise wird in mancher Hinsicht rationeller und gewissenhafter.

Die Privatversicherung hat sich stets mit Stolz dieses „sozial-pädagogischen" Einflusses gerühmt. Deutlicher noch und in weiterem Umfange tritt er hervor bei der Sozialversicherung, die ihre Lehren, Anleitungen und Warnungen gerade in jene Volkskreise hineintrug, die bisher einer hygienisch-vorbeugenden Erziehung fast völlig entbehrten und bei denen deshalb auch bezüglich der Erhaltung des eigenen Lebens viel erstaunlicher Leichtsinn angetroffen wurde. Die deutsche Sozialversicherung, ursprünglich für Entschädigungszwecke ins Leben gerufen, ist jetzt vornehmlich von dem Grundsatze beherrscht, „daß die letzten Ziele dieser Versicherung nicht in der Überwindung von Schadenwirkungen gipfeln, daß der Schutz gegen Arbeitsunfähigkeit wichtiger ist als die Sorge für die Arbeitsunfähigen, und daß jedes vorbeugend erhaltene Arbeiterleben ein nationales Guthaben bedeutet" [1]. Vorbeugende Maßnahmen zur Erhaltung des Lebens seitens der Versicherungsträger sind in Menge getroffen, aber ebenso sucht man die ernste Mitwirkung von Arbeitern und Arbeitgebern zu fördern. Durch

[1] P. Kaufmann, Schadenverhütendes Wirken in der deutschen Arbeiterversicherung, Berlin 1913, 9.

die Krankenversicherung ist zahlreichen Arbeitern ärztliche Behandlung und Krankenhauspflege überhaupt erst möglich geworden; sie haben dadurch die Kenntnis elementarer, Krankheit verhütender und heilender Maßregeln gewonnen und haben ein Interesse an der selbsttätigen Erhaltung ihrer Arbeitskraft bekommen. Das großartig ausgebaute Heilverfahren der Invalidenversicherung schickt die Kranken frühzeitig in Kurorte, Genesungsheime, Heilstätten, wo ihnen — abgesehen von den oft sehr erfreulichen unmittelbaren Heilerfolgen — eine systematische Erziehung zu vernünftiger gesunder Lebensweise als wertvolles werbendes Kapital mit auf den Weg gegeben wird. Die staatliche Unfallversicherung hat ein ganzes System von Unfallverhütungsvorschriften geschaffen, die von kurzsichtigen Arbeitern wie Arbeitgebern oft genug als Last empfunden werden mögen. Aber der Erfolg ist nicht ausgeblieben. Die Verhältniszahl der Unfälle, der schwereren und in letzter Zeit auch der leichteren, ist von Jahr zu Jahr zurückgegangen[1]. Unfälle mit tödlichem Ausgang zählte man in den Jahren 1897 bis 1907 0,80 auf 1000 Vollarbeiter, im Jahre 1911 0,68. Auf 1000 Vollarbeiter entfielen in dem Zeitraum von 1897 bis 1902 0,10 Unfälle mit dauernd völliger Erwerbsunfähigkeit, im Jahre 1911 nur mehr 0,05. Auch bei den Unfällen mit dauernd teilweiser Erwerbsunfähigkeit sank die Verhältniszahl von 4,18 in den Jahren 1897 bis 1902 auf 3,97 in dem Zeitraum 1903—1908 und auf 2,64 im Jahre 1911. Unfälle mit vorübergehender Erwerbsunfähigkeit mehrten sich zwar in den ersten Jahren der Versicherung (vielleicht weil sie jetzt zahlreicher zur Anmeldung gelangten), dagegen fiel ihre Zahl für je 1000 Vollarbeiter von 4,93 in 1909 auf 4,81 in 1910 und 4,77 in 1911. Diese Erfolge mögen zum Teil der feinen Mechanik der stets vervollkommneten Unfallverhütungsvorschriften zuzuschreiben sein. Aber ebenso ist auch, wie Kaufmann (a. a. O.) hierzu bemerkt, der erziehliche Einfluß der Vorschriften auf Unternehmer und Arbeiter in Rechnung zu stellen. Auf beiden Seiten sind für eine höhere Wertschätzung des Arbeiterlebens neue Erkenntnisse gewonnen. Vor allem ist erfreulich, daß auch die Unternehmer sich für die Erhaltung eines in ihrem Dienste stehenden Arbeiterlebens in stärkerem Maße verantwortlich fühlen. Nach den gewerblichen Unfallstatistiken von 1897 und 1907 war die Zahl der durch Schuld der Arbeitgeber eingetretenen Unfälle von 16,81 auf 12,06 vom

[1] Ebd. 34. Vgl. Laß und F. Zahn, Einrichtung und Wirkung der deutschen Arbeiterversicherung[2], Berlin 1902, 161 ff.

Hundert, also um etwa ein Viertel, zurückgegangen. Wenn auch geschäftliche Erwägungen zunächst diesen Wandel in den Anschauungen veranlaßt haben, so ist doch jetzt auch die Überzeugung verbreitet, daß eine ethisch richtige Bewertung der Person des Arbeiters einen geschäftlichen Erfolg verbürgt und daß diese Bewertung die Grundlage des ganzen Verhältnisses zwischen Unternehmer und Arbeiter sein muß.

Nun werden der Versicherung auch sehr schlimme Wirkungen nachgesagt, die oft geradezu das Gegenteil von dem darstellen, was sie vorhin als ethischen Gewinn bezeichneten. Die Versicherung soll, weit entfernt die Selbstverantwortung zu verstärken, durch die Aussicht auf den bestimmten Ersatz etwaiger Verluste lähmend auf die Vorsorge und Schaffenskraft des Versicherten einwirken. Die Fahrlässigkeit werde gefördert, da etwaige dadurch entstehende Schäden doch gedeckt würden. Die Versicherungssumme reize den Versicherten in so hohem Grade, daß er das Ereignis, das Bedingung der Auszahlung ist, durch grobfahrlässige oder dolose Handlung selbst bewirke. Auf denselben Motiven beruhe die in der modernen Sozialversicherung als unerwünschte Folge massenhaft beobachtete Simulation und Rentenhysterie.

Die Versicherung kann auch — das ist nicht zu leugnen — ein falsches Gefühl der Sicherheit hervorrufen, allerdings in der Regel wohl nur bei solchen, die ohnehin wenig Schaffensdrang und Arbeitsfreude empfinden und von der Versicherung das erwarten, was ihr eigener Fleiß erzeugen sollte. Im Wesen der Versicherung liegen aber solche Erwartungen nicht begründet. Sie will grundsätzlich nicht bereichern, sondern nur Schaden ersetzen, und zwar war bisher allgemein die Regel maßgebend, daß nur wirklicher Schaden (damnum emergens), nicht auch Gewinnentgang (lucrum cessans) entschädigt würde. Erst in jüngster Zeit ist die Gesetzgebung, zuerst in Frankreich, dann auch in Deutschland zu Gunsten der Mietverlustversicherung von dieser Auffassung hinsichtlich des Gewinnentgangs abgewichen. Die Versicherung leistet also nicht dasselbe wie regelmäßige Einkommenquellen und hat für eine ausreichende Wirtschaftsführung nicht entfernt jene Bedeutung wie etwa Arbeitskraft und investiertes Kapital. Von ihr ähnliches erwarten heißt darum nichts anderes, als den Versicherungsgedanken verkennen und überspannen.

Derartige Überspannungen können befürchtet werden, wenn die Versicherung durch Staatszwang bei großen Volksmassen eingeführt wird, denen die volle Einsicht in die Versicherungszwecke fehlt. Mit Recht warnte

darum auch der frühere Staatssekretär Graf von Posadowsky in einer vielbeachteten Reichstagsrede vom 2. März 1905 vor einer unbeschränkten Ausdehnung der Versicherung auf immer weitere Kreise, die schließlich ganz Deutschland in eine große Versicherungsanstalt umwandle. Daß aber die bisher in die Sozialversicherung einbezogenen deutschen Arbeiter allgemein infolge davon weniger regsam und strebsam geworden seien, daß der Sparsinn, die eigene Vorsorge und Schaffenskraft bei ihnen erschlafft sei, würde mit Unrecht behauptet. Das Gegenteil läßt sich erweisen[1]. Die Vorsorge für die Zukunft findet ihren Ausdruck im Sparen und in der Privatversicherung. Ein Zurückgehen der Spartätigkeit und der Beteiligung an privaten Versicherungen wurde auch in der Tat von Pessimisten als unausbleibliche Folge der Arbeiterversicherung vorausgesagt. In Wirklichkeit aber hat das Volk infolge der Leistungen der Arbeiterversicherung den Wert der zurückgelegten Spargroschen mehr schätzen gelernt und hat sich mit erneutem Eifer aufs Sparen verlegt. In den Jahren 1900—1910 ist die Zahl der Sparkassenbücher von 14,8 Millionen auf 21,5 Millionen und die Summe der Einlagen von 8838 auf 16780 Millionen gestiegen. An diesen Ersparnissen sind vorzugsweise die Arbeiter beteiligt, während die besitzenden Klassen ihre Gelder mehr in ertragreicheren Staats- und Kommunalpapieren, Pfandbriefen der Hypothekenbanken und Landschaften, in Aktiengesellschaften, Genossenschaften usw. anlegen. — Weiterhin hat die Arbeiterversicherung die richtige Kenntnis und Schätzung der Versicherung überhaupt verbreitet, und die Arbeiterkreise haben sich für die neu aufgekommene Volksversicherung in weit stärkerem Maße aufnahmefähig gezeigt, als meistens erwartet wurde. Die durch die Volksversicherung garantierten Versicherungssummen sind von $62\frac{1}{2}$ Millionen im Jahre 1888 auf $1749\frac{1}{4}$ Millionen im Jahre 1911, also um mehr als das Zwölffache gestiegen. Mit einer tatkräftigen Sorge für die Zukunft wird es also in Arbeiterkreisen ernster genommen als ehedem. — Daß die Zwangsversicherung den deutschen Arbeiter überhaupt moralisch geschwächt und seiner Initiative und Arbeitsfreudigkeit beraubt habe, ist eine Anklage, die nie vereinbar ist mit dem ungeahnten Aufschwung der deutschen Industrie, die zeitlich mit der Ausbildung und Auswirkung der deutschen Arbeiterversicherung zusammenfällt. Mit welchen Armeen hat denn die deutsche Industrie die großen Schlachten auf dem Weltmarkte geschlagen? Das waren doch

[1] Vgl. F. Hitze, Zur Würdigung der deutschen Arbeitersozialpolitik 120 ff.

keine entkräfteten Arbeitermassen. Und was anders hat in den letzten Jahren eine Großmacht nach der andern bewogen, die deutsche Versicherung in größerem oder geringerem Umfange nachzubilden, als die gesteigerte Konkurrenzkraft der deutschen Arbeiterschaft?

Die sichere Aussicht, daß die Versicherung im Schädigungsfalle eine Geldsumme zahlt, kann für moralisch schwache Menschen eine schwere Versuchung sein, das schädigende Ereignis selbst herbeizuführen. Viele sind der Versuchung erlegen. Die Geschichte des Versicherungsbetrugs ist so alt wie die Versicherung selbst. Zwar wählen die Versicherungen ihr Objekt grundsätzlich in der Weise aus, daß das schädigende Ereignis für den Betroffenen „Zufall" ist[1]. Damit soll gesagt sein: das schädigende Ereignis muß möglichst gar nicht von ihm selbst bewirkt werden können, wie bei der Hagelversicherung, oder es muß doch die Bewirkung des Ereignisses möglichst gegen das Interesse des Betroffenen sein. So übertrifft — hinsichtlich der Lebensversicherung auf den eigenen Todesfall — die Liebe zum eigenen Leben in der Regel jedes beim Eintritt des Todes realisierbare Vermögensinteresse des Versicherten wie auch der nächsten Angehörigen. Die Verwandtenliebe wird für gewöhnlich als stark genug vorausgesetzt, um von der Tötung derjenigen Person abzuhalten, deren Tod die auszuzahlende Versicherungssumme bedingt. Doch beschäftigen Gatten- und Verwandtenmord aus Anlaß einer Lebensversicherung immer wieder von Zeit zu Zeit den Strafrichter. In England und Amerika sollen solche Kriminalfälle früher häufig gewesen sein. In den letzten Jahrzehnten wollen Statistiker und Nationalökonomen den Kindsmord als einen düstern Schatten beobachtet haben, welcher der neuerdings eingeführten Kinderversicherung (einer Kapitalversicherung auf den Todesfall des Kindes) folgt[2]. Wo diese Kinderversicherung unbeschränkt gestattet ist und betrieben wird, wird immer wieder der Nachweis zu erbringen versucht, daß die Sterblichkeit versicherter Kinder weit höher sei als die der unversicherten, weil die Eltern durch die in Aussicht stehende Versicherungssumme zur Vernachlässigung oder gar zur absichtlichen Tötung der Kinder veranlaßt würden. Wir haben Statistiken, welche diesen Nachweis zu führen suchen, aber auch andere, welche das gerade Gegenteil beweisen. Jedenfalls kann bei herzlosen und notleidenden Eltern die Versuchung sehr stark werden, und verschiedene

[1] Vgl. Wagner, Versicherungswesen 366 ff; Manes, Versicherungswesen[2] 6.
[2] Vgl. Manes a. a. O. 277 ff.

Gesetzgebungen haben gut daran getan, Schranken aufzurichten. In Frankreich ist die Todesfallversicherung von Kindern unter zwölf Jahren, in Belgien von Kindern unter drei Jahren verboten. Das englische Gesetz bestimmt, daß beim Tode eines Kindes unter fünf Jahren nicht mehr als 120 Mark, beim Tode eines Kindes unter zehn Jahren nicht mehr als 200 Mark ausgezahlt werden dürfen. Nach dem deutschen Reichsgesetz über den Versicherungsvertrag wird die Zustimmung des Vormundschaftsgerichts verlangt, wenn die Versicherung auch für den Fall abgeschlossen wird, daß das Kind vor Vollendung des siebten Jahres stirbt und die Versicherungssumme die gewöhnlichen Beerdigungskosten übersteigt. Außerdem hat das Aufsichtsamt bestimmt, daß für das erste bis dritte Lebensjahr höchstens 50 Mark, für das vierte höchstens 100 Mark, für das sechste und siebte höchstens 200 Mark, und in besonders gearteten Fällen ausnahmsweise bis 300 Mark ausbezahlt werden. — Die Gefahr eines verbrecherischen Eingreifens ist noch größer bei der Versicherung auf ein fremdes Leben. Nach deutschem Gesetz ist darum hier die schriftliche Zustimmung des Dritten erforderlich, um spekulativen, in verbrecherischer Absicht eingegangenen Versicherungen vorzubeugen.

Hinsichtlich der Sachversicherung sind Brandstiftung und Sinkenmachen eines Schiffes besonders gefürchtete Arten des Versicherungsbetrugs. Gegen diese beiden Delikte haben daher auch die Strafgesetzbücher der meisten Länder schwere Strafen bestimmt. So ist im Deutschen Reich festgesetzt, daß, wer in betrügerischer Absicht eine gegen Feuersgefahr versicherte Sache in Brand setzt oder ein Schiff, welches als solches oder in seiner Ladung oder in seinem Frachtlohn versichert ist, sinken oder stranden macht, mit Zuchthaus bis zu zehn Jahren und zugleich mit Geldstrafe von 150 bis 6000 Mark bestraft wird. — In der Viehversicherung scheint die fahrlässige oder absichtliche Herbeiführung des Versicherungsfalls stets sehr leicht gewesen zu sein. Hier soll die Kontrolle der nachbarlichen Mitversicherten als Gegenwehr dienen, weshalb in der Viehversicherung auch vorzugsweise lokale Vereine auf Gegenseitigkeit anzutreffen sind.

Überall, wo der Versicherungsbetrug nicht von Natur aus ermöglicht ist, sucht man Schranken dagegen aufzurichten. Die Furcht vor Versicherungsbetrug, insbesondere vor betrügerischer Herbeiführung des Versicherungsfalls ist allgemein. Es müssen also in der Versicherung gewisse Anreize verborgen liegen, die willensschwache Individuen immer wieder zu böser Tat drängen.

Der kanadische Schriftsteller Campbell[1] betont mit Recht, daß die Versicherung, weil einen Grad der Ungewißheit in sich schließend, schon hierdurch mehr als andere Geschäfte zum Betrug reizt. Bei einem einfachen Kaufgeschäfte, das sich Zug um Zug vollzieht, ist die Möglichkeit des Betrugs äußerst gering. Sie wächst in dem Maße, als das Geschäft komplizierter wird, als zwischen Leistung und Gegenleistung Zeit, Raum, Bedingungen und allerlei Ungewißheiten sich einschieben. Dies ist aber wohl nirgends mehr der Fall als bei großen Versicherungen, die insofern Betrügereien Vorschub leisten. Hier wirkt indes noch ein anderes Moment verstärkend mit, namentlich soweit es sich um böswillige Herbeiführung des Versicherungsfalls handelt. Wer ruhig und objektiv Natur und Leistung des Versicherungswesens beurteilt, wird sich nie zu solcher Handlungsweise hinreißen lassen. Denn die Versicherung bereichert nicht. Abgesehen von einigen Fällen der Lebensversicherung und einigen abnormen Fällen der Sachversicherung, wird grundsätzlich nur Ersatz für den entstandenen Schaden geboten, und dazu oft noch recht unzulänglich. Es steht also kein blühendes Geschäft in Aussicht. Was aber auf gewisse Menschen einen unwiderstehlichen Reiz ausübt, ist die blanke Summe Geldes, die mit einem Schlage in den Besitz des Versicherten eingeht, sobald die drohende Gefahr Ereignis wird. Geldbesitz ist nach ihrer Schätzung das höchste irdische Gut und stellt in ihrem Leben eine starke suggestive Macht dar. Die auri sacra fames im buchstäblichen Sinne, die Geldgier ist bei Brandstiftungen, Verwandtenmorden und andern Verbrechen anläßlich der Versicherung das Hauptmotiv der Tat.

In derselben Richtung wirkt noch verstärkend eine recht oberflächliche, aber sehr verbreitete Auffassung von der Versicherung. In echt individualistischem Sinne betrachten viele jede Versicherung lediglich als einen privatrechtlichen Vertrag, der nach dem Grundsatze Do ut des beiderseitig zu erfüllen sei. Sie übersehen dabei den ökonomischen Charakter der Versicherung, sie übersehen, daß die Versicherung einen Gefahrenausgleich bezweckt und daß auf solidaristischer Grundlage die ungünstigen Risiken durch die günstigen gedeckt werden sollen. Hat nun ein Versicherter jahrelang seine Prämien entrichtet, so glaubt er einen Anspruch auf eine Gegenleistung der Versicherung zu haben und sucht die Verwirklichung dieses Anspruchs sogar herbeizuführen oder zu fördern. Daß die Versicherung

[1] Vgl. Manes, Versicherungswesen 175.

ihre Verpflichtung der Gesamtheit der Versicherten gegenüber durch Ersatz in Schadenfällen erfüllt hat, wird übersehen, ebenso daß ein Versicherungsbetrug letzten Endes ein Unrecht gegen die Gesamtheit der Versicherten darstellt. Solche Mißstände können nur bekämpft werden durch die Wahrheit, durch genügende Aufklärung der beteiligten Kreise über die volkswirtschaftlichen und ethischen Grundlagen der Versicherung. „Wenn nicht viele Anzeichen täuschen", schreibt Manes (a. a. O. 45), „so nehmen die Versicherungsbetrügereien in allen ihren Arten in dem Maße ab, in welchem der Gedanke der Versicherung verbreitet wird. Mit der Aufklärung der Menschen über die sozialen Vorteile der Versicherung, über den hohen Wert gegenseitigen Beistandes, muß die Achtung vor dieser Einrichtung zunehmen und das Pflichtgefühl jedes einzelnen allen andern Versicherungsteilnehmern gegenüber wachsen."

Solange die Zwangsversicherung der deutschen Arbeiter besteht, wurde die Befürchtung ausgesprochen, daß die Versicherungsbetrügereien jetzt zunehmen würden, da die Arbeiter einer aufgezwungenen Versicherung gegenüber feindlicher gesinnt und mehr Rechte geltend machen würden als bei einer frei gewählten Versicherung, die zudem noch auf dem reinen Gegenseitigkeitsprinzip beruhe. Die Befürchtungen verdichteten sich allmählich zu lauten Klagen über allerlei betrügerische Methoden der Arbeiter, sich in den Besitz einer Rente zu setzen; schließlich glaubte man den Einfluß einer allgemeinen Rentengier zu beobachten, die auf dem Wege der Massensuggestion die Arbeiterschaft infiziere. Den schärfsten Angriff dieser Art unternahm Anfang 1913 der Berliner Universitätsprofessor Ludwig Bernhard, der im wesentlichen die verschiedenen aus Unternehmer- und Ärztekreisen erhobenen Vorwürfe zu einer schweren öffentlichen Anklage gegen die Sozialversicherung zusammenfaßte [1]. Vorwiegend richtete er seine Vorwürfe gegen die Unfallversicherung, aus der ihm besonders reichliches Material vorlag, ohne jedoch ähnliche Zustände in der Kranken- und Invalidenversicherung in Abrede zu stellen. Nach Bernhards Darstellung hat das Unfallversicherungsgesetz zu unberechtigten Ansprüchen, zu Mißbrauch in weitestem Umfange

[1] L. Bernhard, Unerwünschte Folgen der deutschen Sozialpolitik, Berlin 1912. — Aus der Reihe der Gegenschriften seien hier erwähnt: Fr. Hitze, Zur Würdigung der deutschen Arbeiter-Sozialpolitik (mit Beiträgen von Dr Wuermeling und Dr Faßbender), M.-Gladbach 1913; H. Stursberg, Unerwünschte Folgen deutscher Sozialpolitik? Bonn 1913; L. Stephinger, Versicherung und Gesellschaft, Jena 1913; F. Lenz in den Preußischen Jahrbüchern CLI (1913) 543 ff.

Veranlassung gegeben. Der versicherte Arbeiter, der einen Unfall erlitten, sucht unter allen Umständen in den Besitz einer Rente, d. h. eines mühelosen Einkommens zu gelangen. Zu diesem Zweck übertreibt und simuliert er Schmerzen und Beschwerden, unterstützt nicht das Heilverfahren. Ja das Verlangen nach Rente und der fortwährende Gedanke an das Unfallversicherungsgesetz und die von ihm verliehenen Rechte beherrscht das Innenleben des Arbeiters in so starkem Grade, daß seine Psyche in einen geradezu krankhaften Zustand gerät; es ist dies der Zustand der „Unfallgesetzneurose", die ihre ätiologische Erklärung nicht etwa, wie die traumatische Neurose, unmittelbar in dem erlittenen Unfall findet, sondern in dem Unfallgesetz bzw. den psychischen Einflüssen dieses Gesetzes. Bernhard nennt diese neuzeitliche Krankheitserscheinung auch Rentenhysterie und Rentensucht, die zwar keinen direkten und bewußten Betrug enthält wie die Simulation, aber doch eine ganz außerordentliche Willensschwäche verrät. Die Schwere der Anklage liegt vor allem darin, daß die hier von Bernhard geschilderten Zustände als typisch für die ganze Arbeiterschaft hingestellt werden, und daß der Verfasser aus dieser Anschauung heraus von einer „Volksseuche", einem „Krebsschaden am Organismus unserer gesamten Arbeiterschaft" spricht. Hätte er recht, so hätte die Versicherungsgesetzgebung tatsächlich einen „depravierenden Einfluß" auf das sittliche Leben unserer Arbeiterschaft ausgeübt, der durch keine noch so segensreichen Wirkungen ausgeglichen würde.

Nun sind aber die Anklagen, vor allem soweit sie in Verallgemeinerungen sich ergehen, in ebenso unwissenschaftlicher wie ungerechter Weise übertrieben. Daß die Arbeiter seit Einführung des Unfallversicherungsgesetzes eine gewisse Begehrlichkeit nach der Rente zeigten, kann nicht geleugnet werden. Es entspricht das allgemein beobachteten Vorgängen im gesamten Versicherungswesen, auch innerhalb der höheren gesellschaftlichen Kreise. Aber daß nun der Gedanke an die Rente allgemein einen bestimmenden Einfluß auf das ganze Seelenleben des Arbeiters besitzt, ist durch nichts zu beweisen. Es ist doch nur eine phantastische Konstruktion, daß der Gedanke an die Entschädigungsberechtigung ein „Gemeingut der Masse", ein „Dogma in der Volksseele" ist, das nach den Gesetzen der Psychologie der Massen eine allgemeine „seelische Infektion" hervorruft[1]. Der Arbeiter, der noch ein bißchen nachdenkt, wird dieses Dogma der Volksseele nicht akzeptieren.

[1] Bernhard, Unerwünschte Folgen der deutschen Sozialpolitik 74.

Er weiß ſehr gut, daß die Unfallverſicherung die Folgen des Unfalls durchaus nicht voll entſchädigt, ſondern daß ſie bei voller Erwerbsunfähigkeit regelmäßig nur zwei Drittel des Arbeitsverdienſtes gewährt, bei teilweiſer Erwerbsfähigkeit nur einen entſprechenden Teil davon. Die Entſchädigungsleiſtungen der Sozialverſicherung bleiben überhaupt grundſätzlich unter dem Exiſtenzminimum, um von betrügeriſcher Erlangung der Renten von vornherein zurückzuſchrecken. Der Verletzte ſtellt ſich, wenn er wieder erwerbsfähig wird und wieder den regelmäßigen Lohn erhält, meiſt weit beſſer als bei der Rente. Das finanzielle Intereſſe des Verletzten an der Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit und Arbeitskraft iſt alſo größer als dasjenige am Bezuge der Unfallrente auf Grund des Verluſtes der Erwerbsfähigkeit. Dieſer einfache Gedankengang, der jedem Arbeiter klar vor Augen liegt, muß gegenüber den ſuggeſtiven Einflüſſen eines Maſſendogmas über die Rentenberechtigung mäßigend wirken und iſt geeignet, die allgemeine Rentenſucht zurückzudämmen.

Daß Simulation und Übertreibung im Gefolge der Verſicherung auftreten, iſt eine allerdings unleugbare Tatſache. Und zwar kommen nicht bloß zahlreiche kleine unwahre Darſtellungen vor, wie ſie im geſchäftlichen Leben leider vielfach üblich ſind, mit großem Geſchick werden auch zuweilen Beſchwerden maßlos übertrieben oder Symptome ſimuliert, wie ſie der Arzt zur Konſtatierung eines beſtimmten Falles oder Zuſtandes benötigt. Ganz vereinzelt wird mit großem Raffinement auch ein ganzes Krankheitsbild ſimuliert. Indeſſen iſt das Simulantentum noch keine Volksepidemie. Praktiſche Ärzte, wie C. Faßbender und Mittelhäuſer, ſind der Anſicht, daß die Simulation durchweg nur von moraliſch minderwertigen, arbeitsſcheuen Individuen geübt wird, für die das Nichtstun die Quinteſſenz des irdiſchen Lebens ausmacht[1]. „Der größte Teil unſerer Arbeiter hat keinen ſehnlicheren Wunſch, als in ungeſchwächter Kraft und im Vollbeſitz der Geſundheit der Arbeit nachgehen zu können, denen die Arbeit ein ebenſo nötiges Lebenselement iſt wie Licht und Luft, und die ſelbſt auf ganz gerechte Anſprüche an die Kaſſe verzichten, um nicht von irgend einer Seite des Ausnutzens der Kaſſe bezichtigt werden zu können.“ Wenn jetzt neben die redliche Arbeit die Simulation ſich drängt, um von dem großen Volkseinkommen einen Anteil zu erhaſchen, ſo iſt das im Volksleben eine ähnliche Teilerſcheinung, wie wenn früher profeſſionelle Nichtstuer ſich auf einen geſchäftsmäßigen Bettel verlegten.

[1] Vgl. C. Faßbender in dem erwähnten Buche von Hitze 71 ff.

Die statistischen Untersuchungen, die den wachsenden Umfang der Simulation darzustellen suchen, sind übrigens mit Vorsicht aufzunehmen. Wie Bernhard selbst gesteht, lassen sich motorische Schwächezustände und Schmerzen leicht so simulieren, daß der Nachweis der Täuschung versagt. Sehr schwer zu entdecken ist auch die „Simulation des ursächlichen Zusammenhangs", die in einer wissentlich falschen Datierung der Krankheitserscheinungen besteht, so daß also Beschwerden auf den Unfall zurückgeführt werden, die bereits vor demselben bestanden haben. Und gerade diese Art Simulation soll die häufigste sein.

Noch unsicherer sind die Angaben über die vielgenannte *Rentenhysterie* oder *Unfallgesetzneurose*. Die Statistik kann hier schon um dessentwillen keinen starken Glauben beanspruchen, weil sie für ihre Beobachtungen durchaus keinen einheitlichen Begriff der Krankheitserscheinung zu Grunde legt. Die hervorragendsten medizinischen Autoritäten haben für derartige krankhafte Vorgänge auf den äußersten Grenzgebieten des Seelenlebens noch keine scharfe Definition gefunden, „es handelt sich hier — nach Bernhards Worten — um ein Krankheitsgebiet, auf dem unter den Ärzten die größte Unsicherheit herrscht". Die Beobachtungsresultate weichen denn auch ganz erheblich voneinander ab[1]. Während Hoche, v. Strümpell und Quincke die Rentenhysterie bereits als Massenerscheinung wahrnehmen wollen, können praktische Ärzte und die Bonner Professoren Fr. Schultze und Stursberg unter den Unfällen nur sehr wenig Neurosen, und unter diesen erst recht wenig Unfallgesetzneurosen feststellen. Nach einer Statistik fielen auf 10000 bis 20000 Unglücksfälle nur 7 bis 24 Unfallneurosen. Eine andere, von dem Direktor der Bochumer Knappschaftsberufsgenossenschaft verfaßte Statistik, die von Beamten und Ärzten der Genossenschaft gemeinsam durchgesehen ist, stellt unter 40530 gemeldeten Unfällen nur 48 Fälle fest, die unter die sogenannte Rentenhysterie subsumiert werden konnten.

Angesichts solcher Zahlen ist es *ungerecht, von einem depravierenden Einfluß des Gesetzes zu sprechen*. Man soll aber auch sein Auge nicht verschließen gegenüber den wirklichen Gefahren, die einer allgemein segensreichen Wirksamkeit der Versicherungsgesetze und der Sittlichkeit unseres Volkscharakters drohen. Zunächst können hier die Ärzte mit der heilenden auch eine erziehende und bessernde Tätigkeit verbinden.

[1] Vgl. C. Faßbender in dem erwähnten Buche von Hitze 68 ff.

„Durch vernünftige sachgemäße Begutachtung und auch Behandlung derartiger Unfallkranker ist es sicherlich möglich, die schlimmsten Mißstände zu beseitigen. Leider wird aber heutzutage noch gerade von ärztlicher Seite nach dieser Richtung viel gesündigt.“ [1] Vor allem aber haben die Faktoren, die erzieherisch und aufklärend in der Arbeiterschaft tätig sind, eine wichtige Aufgabe zu erfüllen. Es muß immer mehr gemeinsame Überzeugung der Arbeiter werden, daß die Versicherung auf einem sittlichen Fundamente, auf dem solidarischen Zusammenwirken des ganzen Standes beruht, daß der Endzweck der Versicherung das Wohl der hilfsbedürftigen Arbeitsgenossen, nicht die Aufspeicherung von Schätzen ist, daß jede Art betrügerischen Versuches sich letztlich gegen die gesamte Arbeiterschaft richtet, und daß Reinerhaltung und Ehre des ganzen Standes auf dem Spiele steht.

[1] A. Cramer und F. Eichelberg, Die funktionellen Neurosen, im Lehrbuch der Arbeiterversicherungsmedizin, Leipzig 1913, 517.

† Heinrich Koch S. J.

Anaſtaſius Grün

(Anton Alexander Graf Auersperg).

In den öſterreichiſchen Kriegsliedern, wie ſie jetzt pilzartig am Schreibtiſch entſtehen, klingt vielfach ein Unterton durch, den vor mehr als achtzig Jahren ein „Wiener Poet“ in ſeinen „Spaziergängen“ mit dem begeiſterten Frohruf „Rieſin Auſtria!“ angeſchlagen hat. Derſelbe Dichter wird gegenwärtig in literaturgeſchichtlichen Aufſätzen, die das Verhältnis der Dichtkunſt zu den zeitgenöſſiſchen politiſchen Strömungen behandeln, als führender Geiſt einer beſondern Gruppe der „Jungdeutſchen“ nicht ſelten genannt. Endlich findet ſich der Name des ſonſt faſt vergeſſenen Sängers in rein politiſchen Darlegungen erwähnt, wenn die ſo glücklich gewordene Waffenbrüderſchaft zwiſchen Deutſchland und Öſterreich in ihrem geſchichtlichen Werden entwickelt wird. Es ſcheint ſonach nicht ganz unzeitgemäß, das beinahe verblaßte Bild dieſes einſt nicht unberühmten Mannes aufzufriſchen, um daran zu erkennen, wie ſich in den letzten fünfzig Jahren die Lebensanſchauungen auf allen Gebieten gewandelt haben. Dieſe Aufgabe läßt ſich nunmehr ziemlich leicht und annähernd vollkommen löſen, ſeit die „Goldene Klaſſiker-Bibliothek“ die Werke des Dichters mit dem nötigen wiſſenſchaftlichen Zubehör neu herausgegeben hat[1].

Zu dieſen wünſchenswerten Hilfsmitteln gehört zunächſt die den Werken des Dichters vorausgeſchickte ausgiebige Darſtellung ſeines Lebens und Wirkens — ſie umfaßt 161 Seiten. Daraus hat der verdiente Herausgeber ſpäter in dem jüngſt abgeſchloſſenen zweiten Band der öſterreichiſchen Literaturgeſchichte einen kurzen Abriß zuſammengeſtellt (S. 758—766 901—903 und 947—951) und damit zugleich für Anaſtaſius Grün einen beſtimmten Platz am öſterreichiſchen Dichterhimmel feſtgelegt. Nur bedauert Caſtle, daß ihm weder der handſchriftliche Nachlaß des Dichters zugänglich

[1] Grüns (Anaſtaſius) Werke. (Vollſtändige Ausgabe.) Herausgegeben, mit Biographie, Einleitungen und Anmerkungen verſehen von Prof. Dr Eduard Caſtle. Berlin, Bong. 6 Teile in 3 Leinenbänden *M* 6.— = *K* 7.20. In 3 Halbfranzbänden *M* 9.— = *K* 10.80. Prachtausgabe in 3 Leinenbänden *M* 9.— = *K* 10.80. Prachtausgabe in 3 Luxus-Halbfranzbänden *M* 12.— = *K* 14.40.

war, noch eine Einsicht in seinen Briefverkehr verstattet wurde, und er begründete später bei Veröffentlichung der „Briefe von A. Grün an K. J. Schröer" (Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft 1910) sein Bedauern mit dem Hinweis auf die Schwierigkeit, die durch Vorenthaltung wichtiger Quellen „dem ernsten und redlichen Forscher erwachsen, der ein wahrheitsgetreues Bild von Auerspergs Persönlichkeit, seinem poetischen und politischen Wirken entwerfen will".

Ein ähnlicher Gedanke war schon zu Lebzeiten des Dichters laut geworden, bei Gelegenheit seiner 70. Geburtstagsfeier (1876). Der damals noch jugendliche Professor Schönbach stimmte mit in den weithin schallenden Jubel ein, nur in etwas gedämpfterem Tone, „indem er sich dem Dichter gegenüber noch nicht zu prüfen getraut, welche Art Zinken der Goldreif führt, den wir im deutschen Dichterheere auf seinem Haupte funkeln sehen"; er verweist erwartungsvoll auf „viel Schönes, das des Dichters Schrank bewahre", und spricht den Wunsch aus: „Möchte er es uns nicht zu lange vorenthalten!" (Schönbach, Gesammelte Aufsätze S. 174—186.) Der Wunsch hat sich nicht erfüllt. Auersperg hat bekanntlich seinen Ehrentag nur wenige Monate überlebt, und der geheimnisvolle Schrank ist bis heute nicht eröffnet worden. Ob er Schriften birgt, die das Bild des Dichters, wie es aus den vorhandenen Werken in ziemlich sichern Umrissen entworfen werden kann, wesentlich änderten, mag billig bezweifelt werden. Grün hat alles, was ihm irgendwie der Veröffentlichung wert und würdig schien, auch wirklich herausgegeben, das erhellt aus dem Briefwechsel mit Schröer in aller Klarheit; es könnten höchstens die Schatten am Bilde des Dichters durch Veröffentlichung seines Nachlasses nur noch dunkler werden.

Dasselbe gilt wohl auch von dem Briefverkehr Auerspergs, und da vielleicht in noch höherem Maße. Dr Castle meint freilich, um die Herausgabe der Briefe Grüns an Schröer zu rechtfertigen, „jede Veröffentlichung von Briefreihen Auerspergs erscheine wertvoll, weil es immer ein Blick in einen Ehrenspiegel sei, in dem es keine blinde Stelle gebe". Das sehr günstige Urteil mag sich allenfalls von diesem geistigen Verkehr des Dichters mit „dem befreundeten Literarhistoriker" rechtfertigen lassen, dürfte aber schwerlich in einer Verallgemeinerung wahr bleiben.

Den Rahmen des Charaktergemäldes bilden die Jahre vom 11. April 1806 bis zum 12. September 1876. Als Hintergrund mag eine aus Stadt und Land gebildete Aussicht genommen werden: Laibach, Wien, Graz und

das stille Thurn am Hart. Die Grundzüge am Bilde selbst werden nicht durch hervorragende äußere Geschehnisse geführt, gestalten sich vielmehr aus der Zeitlage heraus, ohne große Einwirkung auf sie: Staatsdienst, mehr oder weniger freiwillig übernommen, aber nicht in führender Stellung, und damit vielfach innig verquickte Beschäftigung mit der Dichtkunst, also zumeist „politische Poesie". Beides stimmt mit der Familienüberlieferung des uralten deutschen Herrengeschlechtes der Auersperge insofern überein, als Anastasius sowohl Schriftsteller als Politiker zu seinen Vorbildern in der einflußreichen Familie zählen konnte. Sein Vater selbst, Graf Maria Alexander, war im Verwaltungsdienst tätig, dichtete zwar nicht, konnte aber „stundenlang in Reimen sprechen". Wichtiger und nachhaltiger als die ererbte Anlage waren die Einflüsse der Erziehung für die spätere Entwicklung des Dichters. Daß der eben Siebenjährige schon nach Wien an die Theresianische Ritterakademie geschickt wurde, hatte seinen Grund in den äußeren Verhältnissen seines engeren Heimatlandes Krain, das 1813 unter französische Verwaltung kam.

„Um also sein Kind nicht nach Frankreich vergeiseln zu müssen", entschloß sich der Vater, der „ein guter österreichischer Patriot bleiben wollte", zu diesem Ausweg. Allein hier zeigten sich die verderblichen Folgen der verfehlten Anfänge bei der Erziehung im Elternhause. „Knabenzucht braucht harte Hände", sagt der Dichter von „Dreizehnlinden"; aber solch wohltätige Härte fehlte auf dem stattlichen Erbsitz der Familie. Von Natur aus „eigenwillig und stets zur Opposition geneigt", wurde der Liebling vom Vater verwöhnt und von dem bestellten Hofmeister, einem alten Exfranziskaner aus der josefinischen Zeit, auch nicht gebändigt. Schon im zweiten Jahre des Wiener Aufenthaltes am Theresianum wird über die „Stützigkeit" des Zöglings geklagt, und als sich diese Untugend im folgenden Jahre zu unbotmäßiger Störrischkeit steigert, wird die Entlassung aus der Anstalt angedroht. Auersperg hat später selbst diese ersten Entwicklungsjahre in den Aufzeichnungen für seinen Freund Bauernfeld in folgender Weise geschildert: „Die geistlichen Pädagogen dieser Anstalt (Theresianum) erklärten schon nach zwei Jahren mich, damals neunjährigen Buben, für unverbesserlich; warum? weiß ich noch nicht. So bin ich denn aus ihrer Anstalt ausgetreten — worden und trat in die k. k. Ingenieurakademie, aus welcher mich der Tod meines Vaters abberief. . . . Die Privaterziehungsanstalt eines ehemaligen Kunstjüngers, nun eifrigen Konvertiten, Friedrich von Klinkowström, Schwager Pilats, nahm mich

jetzt auf, bis mich der Übertritt in die philosophischen Studien daraus befreite. Fleiß und Erfolg in meinen Lehrgegenständen zeichneten mich in der Anstalt vor meinen Mitschülern aus; aber die finstere klösterliche Zucht, der überspannte Eifer für Andachts- und Bußübungen und der düsterzelotische Geist des Hausherrn und seiner ab und zu schwärmenden geistlichen Gäste, vorzüglich Liguorianer, widerten mich erklecklich an und geben zu manchen meiner späteren Richtungen die Aufklärung" (Werke Bd VI, S. 9 f). Diese Auslassungen über die damals berühmte Klinkowströmsche Erziehungsanstalt bedürfen wohl keiner Richtigstellung; jedenfalls hatte Auersperg der „wahrhaft väterlichen Zucht des Hausherrn" mehr zu verdanken, als er selbst zugestehen will, wie es Dr Castle in der einleitenden Lebensskizze (S. xxi—xxiv) quellenmäßig darlegt. Da wird auch noch die Anknüpfung einer Freundschaft erwähnt, die für den späteren Herausgeber slowenischer Volkslieder von Bedeutung wurde, nämlich mit seinem Landsmanne und Gesinnungsgenossen Franz Prešeren, „nachmals Krains bedeutendstem Dichter", der kurze Zeit als Hofmeister bei Klinkowström angestellt war. Den Abschluß seiner Bildung gaben nach Auerspergs eigenem Bericht „die philosophischen und Rechtsstudien, die er, mit Ausnahme zweier Jahrgänge in Graz, an der Universität zu Wien hörte. In diese Zeit fallen die ersten poetischen Versuche".

Damit sind die inneren Voraussetzungen, wenigstens soweit religiöse Dinge in Betracht kommen, vom Dichter selbst klar ausgesprochen. Es muß noch ein aufklärendes Wort über Auerspergs politische Ansichten und Grundsätze hinzugefügt werden. Doch auch hier, so meint Castle, „sei leider nicht immer mit wünschenswerter Sicherheit zu scheiden, wieweit die ererbte Anlage, die Einflüsse der Erziehung, beider wechselseitiges Zusammenwirken beigetragen haben, die Eigenschaften dieses Mannes auszuprägen". Auersperg selbst hat seinen politischen Standpunkt wiederholt genau umschrieben; „er sei nicht revolutionär, sondern oppositionell, man dürfe die Begriffe Opposition und Demagogie nicht miteinander verwechseln".

Für die Charakterschilderung des Dichters dürfen die drei größeren Arbeiten im fünften Band der Neuausgabe füglich übergangen werden: es sind Übersetzungen, deren literarischer Wert zum größten Teil von dem Urtext abhängt. Danach beanspruchen die „Volkslieder aus Krain" als ein ganz bodenständiges Werk die meiste Beachtung; sie waren unter Mitwirkung seines Jugendfreundes und früheren Lehrers Prešeren gesammelt worden, und ihre Übertragung wird als eine „Meisterleistung" gerühmt,

weil die Arbeit nach Herders und Goethes Grundsätzen „mit größter Treue gegen die Urdichtung und möglichst vollständiger Beibehaltung der Wortstellung und zartester Einfühlung in Stil und Ton der Vorlage gemacht wurde". Weniger gelungen dagegen erscheint die deutsche Bearbeitung der altenglischen Volkslieder über „Robin Hood", nicht bloß wegen der allzu großen Schwierigkeit, ja geradezu „Unübersetzbarkeit" der Urschrift, als vielmehr deshalb, weil der Bearbeiter „von dem Seinigen, das ist von seiner bekannten, holden und kräftigen Stimmungsfülle reichlich hinzugetan habe". Die kleine Geschichte endlich „Der Eremit auf der Sierra Morena, nach dem Französischen frei erzählt" soll einzig der Vollständigkeit wegen hier erwähnt sein.

Auch der sechste Teil der neuen Ausgabe, Aufsätze und Reden, hat nur eine mehr ergänzende Bedeutung, indem die mitgeteilten Proben zeigen, daß der Politiker die Grundsätze des Dichters nicht verleugnet, insbesondere die religiösen, wie das noch heute nicht vergessene Wort von dem „gedruckten Canossa" in der ersten Rede wider das Konkordat zur Genüge beweist.

Es bleiben sonach bloß die vier Bände zur Würdigung übrig, die Grüns selbständige Dichtungen enthalten. In ihnen ließe sich vom reinen Standpunkte der literarischen Beurteilung aus eine besondere Gruppe eigentlich politischer Dichtung kenntlich machen, wodurch Auersperg der Stimmführer dieser Gattung in Österreich und somit auch in Deutschland wurde. Allein die ganze Richtung Grüns in seinem Empfinden und Denken ist so von seinem eigenartigen Freiheitssinn erfüllt, daß eine glatte Scheidung nicht leicht angeht.

Ein Mithelfer der vorliegenden Neuausgabe, Stefan Hock, hatte früher zur Feier des 100. Geburtstages Auerspergs eine kurze Erinnerung an den Dichter geschrieben (Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft 1906, 237 bis 244), die mit dem folgenden sehr freimütigen Geständnis schließt: „Dreißig Jahre sind seit der 70. Geburtstagsfeier des Dichters verstrichen, und Anastasius Grün ist vergessen. Es wäre Heuchelei, wollte man es leugnen. Wer liest heute noch seine Werke? Wer weiß von seiner großen politischen Tätigkeit? Er ist vergangen mit dem Liberalismus, dem er als Dichter und Staatsmann gedient hat. Nun *feiert* man seinen 100. Geburtstag. Das heißt: ein paar Menschen, die von ihm wissen, die ihn lieben, erzählen von ihm dem staunenden, dem ungläubigen Volke." Was war denn, so muß man neugierig fragen, jener Liberalismus, dem Grün in all seinem Dichten und Trachten gedient hat und der in den letzten

dreißig Jahren „vergangen" ist? Das läßt sich in zwei Worten sagen: Kampf gegen die „Pfaffen" und „Sturmlauf gegen das ewig Gestrige" in der Staatsregierung. Eine Zusammenstellung der erregt geschriebenen Ausfälle gegen die katholische Kirche und ihre Diener, angefangen vom Papst bis zum armen Kapuzinerbruder „mit dem leeren Quersack um die Schultern", füllt ganze Blätter. Gerade hierin offenbart sich am meisten der Einfluß Heines, mit der Einschränkung jedoch, daß Grün nicht seines Vorbildes Geist besaß. Zur Erklärung dieser Art von Berserkerwut mag auf seinen „Unglauben" schon in frühester Jugend hingewiesen werden, der sich später in seiner Umgebung und im Kreise seiner Freunde eher verdichtete als aufklärte. In dem „Stückelepos" „Der letzte Ritter" findet sich wenig Anlaß zu unmittelbaren gehässigen Anwürfen und kirchenfeindlichen Auslassungen; höchstens könnte in den beiden Romanzen „Die Wallfahrt" und „Ulrich von Hutten" der Ton etwas verletzen. Dagegen macht sich die Bitterkeit, womit die „Spaziergänge eines Wiener Poeten" durchtränkt sind, in den beiden Gedichten „Priester und Pfaffen" und „Die Dicken und die Dünnen" doppelt empfindlich fühlbar, weil sich Grün darin den Anschein gibt, als wolle er nur die Übergriffe des kirchlichen Einflusses im Staate bekämpfen, nicht aber den religiösen Beruf des Priesters antasten. Das Gehässigste indes, was je aus Grüns der Kirche nicht wohlwollender Feder geflossen ist, enthält der vierte Abschnitt im „Schutt". „Eine Fensterscheibe", einst von einem Bettler für eine Klosterkirche gestiftet, gibt dem Dichter den äußern Anlaß zu dem bittersten „Spott mit den Symbolen des Höchsten und Heiligsten", wie selbst sein sehr wohl gesinnter Freund Schwab scharf tadelte. Der Neuherausgeber urteilt nirgends hart über Anastasius, aber diese niedrige Schöpfung der Dichterphantasie muß auch er zurückweisen und zugestehen, „daß vor allem Protestanten Anstoß nahmen an der gehässigen Schärfe, mit der das Klosterleben gezeichnet wird, an der unvermittelten Vermischung des Burlesken mit dem Ernsten und Sentimentalen, die hier in verletzender Weise Platz greift"; ja sogar der Dichter, in religiösen Dingen wahrhaftig nicht bedenklich oder ängstlich, habe es für nötig gefunden, in den späteren Auflagen mehrfach zu mäßigen und zu mildern.

Nach dieser Probe erübrigt es sich, noch auf das dritte Buch in dem „ländlichen Gedicht — der Pfaff vom Kahlenberge" näher einzugehen. Wohl „streifen die Schwänke des Pfaffen in ihrer burlesken Verspottung kirchlicher Gebräuche mitunter an Blasphemie", allein man könnte zur Entlastung des Dichters auf die Neidhartschwänke und die Geschichten des

Kalenbergers in den altdeutschen Gedichten aufmerksam machen und es wohlwollend als Grundgedanken der Dichtung annehmen, „daß das Recht, oder wie wir lieber sagen wollten, die Idee heilig und ewig, entstellbar, doch unverlierbar, anfechtbar, doch unbesiegbar sei". So aufgefaßt, läge in dem Werke der Glaube an das Gute ausgedrückt — und Glauben in diesem Sinne sei eines der Losungsworte Grüns auch im Leben gewesen. Noch weniger lohnt es sich endlich weiter der Mühe, ähnlichen Gehässigkeiten gegen jedes religiöse Empfinden in einzelnen Gedichten, wie etwa „Quersack" oder „Friedel mit der leeren Tasche" u. a., nachzuspüren. Der Gesamteindruck von Grüns Dichtungen in ihrem Verhältnis zur Religion kann leider nur tief bedauerlich sein, und das viel nachgesprochene Urteil Kraliks, „die schönsten Gestalten und Eingebungen Grüns seien durch den Zopf pedantischer Aufklärung verunstaltet", klingt doch etwas zu glimpflich. Richtiger lautet die Fortsetzung der Würdigung: „Dort aber, wo Grün sich mit rückhaltloser Wärme seinen trefflich gewählten romantischen, österreichischen Stoffen hingibt, erweist er sich als glänzender Darsteller, als echter Heimatkünstler, an dem wir alle unsere Freude haben können, welcher Partei wir auch angehören."[1] Das leitet zu Grüns politischer Dichtung über, in der er mittelbar und unmittelbar, offen und versteckt das „System" bekämpft.

Während Dr Castle die religiösen Entgleisungen in Grüns Werken zumeist nur mit einem kurzen Wort streift, geht er den politischen Anschauungen sehr sorgsam nach. Das ist ja von seinem Standpunkte aus leicht begreiflich, wenn auch nicht ganz gerechtfertigt. Im übrigen verdient seine Arbeit der Neuausgabe alles Lob und volle Anerkennung sowohl in Herstellung des Textes als insbesondere durch die trefflichen Einleitungen. Als am sorgfältigsten und besten herausgearbeitet muß die allgemeine Einführung in das Leben und Wirken des Dichters gerühmt werden[2]. Einige Andeutungen daraus auch über die späteren Lebensverhältnisse Auerspergs erscheinen notwendig, um den politischen Dichter zu verstehen.

[1] Ein Zeitgenosse und politischer Gegner des Dichters, der streitbare Sebastian Brunner, hat in seinem „Don Quixote und Sancho Pansa auf dem liberalen Parnasse" etwas schärfer geurteilt, wohl im Lichte der Tatsachen, aber der Form nach leider zu — Brunnerisch.

[2] Nur ist das Urteil über A. W. Schlegel (S. XXXVIII) zu hart, wenn auch vielleicht übernommen, und zuweilen fällt der etwas weniger gewählte Ausdruck, der sonst geradezu musterhaft die ganze Darlegung auszeichnet, merklich auf, wenn es sich um „klerikale Kreise" handelt.

Schon während ſeiner Studienjahre in Wien und Graz ſuchte der junge Altadelige Anſchluß an die damaligen Dichterkreiſe. Die Namen ſind in der Literatur bekannt: Caſtelli, Joſef v. Hormayr und der vielgenannte Vermittler orientaliſcher Geſchichte und Poeſie, Joſef v. Hammer; Bauernfeld und Lenau gehörten wie Grün ſelbſt zu den Jüngeren. Von beſonderer Bedeutung für ſeine politiſchen Anſchauungen wurde eine Reiſe nach Schwaben mit den freundſchaftlichen Beziehungen zu Schwab, Kerner, Mayer und beſonders Uhland. Eine italieniſche Reiſe gehörte ſeit Goethe notwendig zur Dichterbildung, und zwei Jahre ſpäter (1837) brachte Paris die nähere Bekanntſchaft mit Heine. Der Dichter „des letzten Ritters", „der Spaziergänge" und des „Schutt" war mittlerweile eine berühmte und zugleich gefürchtete Perſönlichkeit geworden und mußte allmählich daran denken, auf ſeinem einſamen Edelſitz Thurn am Hart einen Hausſtand zu gründen (1839). Jetzt beginnt ein neues Leben, geteilt zwiſchen Poeſie und Politik, bis ſchließlich — etwa von 1860 an — die hohe Politik den Dichter beinahe erdrückte.

Aus dem äußeren Lebensgange läßt ſich ſchon, ähnlich wie bei Uhland, ein ziemlich ſicherer Schluß auf die Entwicklung des Dichters wagen: das muß eine beſondere Art der politiſchen Muſe werden, die man als „antibureaukratiſch, im übrigen aber konſervativ und von tiefſter Liebe zum Vaterland beſeelt" bezeichnet hat. Wie verkünſtelt dieſe nicht leicht verſtändliche Erklärung auch lauten mag, ſie muß wohl nicht ganz unrichtig ſein, wenigſtens wäre es ſonſt nicht zu begreifen, wie im Mittelpunkte der ſchärfſten Dichtung gegen die Regierung, in den „Spaziergängen", die ſchwungvollſte, jedem Öſterreicher aus dem Herzen geſungene „Hymne an Öſterreich" ſtehen könnte: „Rieſin Auſtria, wie herrlich glänzeſt du vor meinen Blicken!" Noch eine weitere Beſonderheit zeigt Grüns ſo begeiſtert ausgedrückte Vaterlandsliebe: ſie iſt deutſch-national im urſprünglichſten Sinne der Bezeichnung. Wie der Dichter ſeine Geſinnung aufgefaßt hat, ſteht in manchem ſeiner Lieder ausgeſprochen, am deutlichſten in dem bekannten Gedichte aus den „Zeitklängen": „Nach dem Schützenfeſte", deſſen Schlußſtrophe faſt wie eine Vorausſage klingt, die wir jetzt erfüllt ſehen:

„So kommt der deutſche Chriſttag einſt, die große Weiheſtunde,
Da klingt ein heilig Weihnachtslied aus aller Deutſchen Munde;
Heil dieſem Tag, da alles Korn in Garben aufgeſchoſſen
Und alle Funken in ein Licht, in eine Glorie floſſen!"

Der Inhalt des heiligen Liedes iſt im Gedicht ausgeſprochen: „Wir waren eins, wir bleiben eins!" So kann man ſich mit dieſer Sonderart

von Vaterlandsliebe in etwa versöhnen; leider fehlt dem Dichter auch auf diesem Gebiete mitunter das ihm sonst eigene Feingefühl im Ausdrucke, wie das schon in der Aufschrift vergriffene Gedicht „Menagerie" aus der „letzten Nachlese" am gröbsten offenbart. Zwei größere erzählende Dichtungen in Romanzenform „Prinz Eugenius" und „Der Tambour von Ulm" rechtfertigen ohne Einschränkung Kraliks sehr anerkennendes Urteil. Der Bearbeiter der Neuausgabe drückt sich am Schluß seiner allgemeinen Einleitung in der kurz zusammenfassenden Würdigung viel vorsichtiger aus, sodaß man ihm beizupflichten imstande ist. Vom Dichter sagt er: „Es ist kein Zweifel: die Tendenz hat den dauernden poetischen Wert der Dichtungen Auerspergs geschädigt" — und der Politiker wird noch niedriger eingeschätzt: „Auersperg ist kein großer Politiker gewesen. Es fehlte ihm an schöpferischen staatsmännischen Ideen. Sein doktrinärer Liberalismus, der im Sinne der Aufklärungszeit an den Idealen Freiheit und Bildung festhält, steht den nationalen und religiösen Problemen des 19. Jahrhunderts ratlos gegenüber. Großdeutscher in der deutschen Frage, deutscher Zentralist in Österreich, deutsch gesinnt, aber nicht national, religiös, aber nicht konfessionell, muß er am Ende seines Lebens erkennen, wie sich hüben und drüben die Wirklichkeit ganz im Gegensatz zu seinen Vorstellungen entwickelt. . . ." Am besten hat der Dichter seine Kampfnatur selbst geschildert in dem geistvollen Streitgedicht „Kopf und Herz", dessen kurzen Inhalt die dritte Strophe wiedergibt:

„Es spinnt im obern Raume
Der Grübler und Prophet,
Und unten singt im Traume
Der Schwärmer und Poet."

A. Scheid S. J.

Besprechungen.

Theologie.

Des heiligen Kirchenvaters Aurelius Augustinus Bekenntnisse. Aus dem Lateinischen übersetzt von Gymnasialoberlehrer Dr Alfred Hoffmann. [Band XVIII der Bibliothek der Kirchenväter.] 8° (X u. 378) Einzelpreis *M* 4.—; geb. in Leinw. *M* 4.80, in Halbpergament *M* 5.30. — Des heiligen Kirchenvaters Augustinus Vorträge über das Evangelium des hl. Johannes. Übersetzt und mit einer Einleitung versehen von Professor Dr Thomas Specht. III. Band (Vorträge 55—124). [Ebenda.] (XIII u. 392) Kempten u. München 1914, Kösel. Einzelpreis *M* 4.50; geb. in Leinw. *M* 5.30, in Halbpergament *M* 5.80

„Die dreizehn Bücher meiner Bekenntnisse über mein Böses und mein Gutes preisen Gott, den Gerechten und Gütigen, und erheben Geist und Gemüt des Menschen zu ihm." Wenn Augustinus selbst mit diesen Worten Inhalt und Zweck seines unsterblichen und weltberühmten Werkes Confessiones andeutete, so hat er doch schwerlich geahnt, von welch unabsehbaren heilsamen Wirkungen diese demütige, offene Beichte seines Innern vor der Welt sein würde. Die Zahl der Ausgaben und Übersetzungen des merkwürdigen Buches ist ja Legion. Weil es das Seelenleben einer so hoch begabten Natur in ihren schmerzlichen Verirrungen, in ihrem unvertilgbaren Suchen und Sehnen nach wahrem Glück und in ihrem glückseligen Finden des höchsten Gutes mit unübertrefflicher Wahrheit, Feinheit und Innigkeit widerspiegelt, darum erkennt sich jeder mehr oder weniger selbst in dem Werke und schöpft daraus erneute Selbstkenntnis, Trost und Vertrauen. Mithin mag man auch der neuen Verdeutschung der Confessiones den gebührenden Ehrenplatz in der „Bibliothek der Kirchenväter" gönnen und ihr eine recht freundliche Aufnahme wünschen. Sie verdient es umsomehr, weil der Übersetzer keine Mühe gespart hat, die Sprache Augustins, die, wie er mit Recht bemerkt, „oft gar nicht so einfach ist", den Lesern von heute mundgerecht zu machen. Er erlaubte sich keine allzufreie, nur den Gedanken berücksichtigende Wiedergabe des Originaltextes und hat doch dem gewaltig pulsierenden Innenleben des bald von Reueschmerz zerknirschtem bald in seliger Gottesliebe aufjauchzenden Heiligen den geeigneten Ausdruck geliehen. Den vielzitierten Satz fecisti nos ad te (I, 1) erfaßt man wohl besser in der Form: „Zu dir hin hast du uns geschaffen" statt „Geschaffen hast du uns im Hinblick auf dich".

Prof. Dr Thomas Specht hat mit dem vorgelegten dritten Bande die Vorträge des hl. Augustinus über das Johannesevangelium zum Abschluß gebracht. Was schon in früheren Besprechungen über die schöne und umfangreiche Arbeit,

die hier geleistet ist, anerkannt wurde, das gilt auch vom Schlußbande. S. 1180 finden wir die Bemerkung des heiligen Predigers am Ende des 124. Vortrags: Davon würde ich ausführlicher handeln, wenn ich nicht, da der Evangelist sein Evangelium schließt, gleichfalls genötigt wäre, meine Rede zu schließen." Klingt es nicht aus den Worten wie ein „Gott sei Dank, daß die lange Arbeit vollendet ist"? Auch dem Übersetzer mag es ähnlich zu Mute gewesen sein, als er den letzten Satz niederschrieb, und wir gratulieren zu dem guten Ende. Wem es vergönnt ist, die drei Bände dieser Vorträge aufmerksam durchzulesen, der wird in der geistlichen Gedankenwelt des großen Kirchenlehrers nicht bloß für sich selber heimisch werden, sondern auch andern, auf die er homiletisch und pädagogisch einwirken darf, vom Reichtum eines Augustinus mitzuteilen wissen.

Joseph Stiglmayr S. J.

Der katholische Glaubensinhalt. Eine Darlegung und Verteidigung der christlichen Hauptdogmen für Lehrer und Katecheten. Von Dr J. Klug. 8° (X u. 520) Paderborn 1915, Schöningh. *M* 5.50; geb. *M* 6.80. — Heiland und Erlösung. Sechs Vorträge über die Erlösungsidee im Heidentum und Christentum. Von Dr Engelbert Krebs. 8° (VIII u. 160) Freiburg 1914, Herder. *M* 1.80; geb. *M* 2.40. — Die Freundschaft mit Christus. Von Mgre Robert Hugh Benson, übersetzt von J. Schoetensack. 8° (172) Regensburg 1914, Pustet. — Leidensschule. Von Dr Paul Wilhelm v. Keppler, Bischof von Rottenburg. 1.—25. Tausend. 8° (X u. 156) Freiburg 1914, Herder. *M* 1.50; geb. in Leinw. *M* 2.40, in Pergament *M* 5.60

Nach dem Haupttitel, den der bekannte Apologet Dr Klug seinem neuesten Werk gegeben hat, möchte man eine Art Lehrbuch der katholischen Religion erwarten. Das Buch ist aber im wesentlichen eine Apologetik. Außer der Darstellung der Glaubensvoraussetzungen und Glaubensgründe in dem gebräuchlichen Schema unserer apologetischen Lehrbücher werden auch die Hauptdogmen in leichter Anlehnung an die Reihenfolge des apostolischen Glaubensbekenntnisses apologetisch eingeführt. Ihr Inhalt wird dargelegt, ihr tiefer Sinn und ihre innere Wahrheit und Schönheit wird geschildert, oft unter recht geschickter und wirksamer Anknüpfung an Erscheinungen und Erfahrungen des Lebens, die mehr oder weniger bedeutenden Einwände und Bedenken, besonders von moderner Seite, werden zurückgewiesen.

Das Buch will nicht systematische Vollständigkeit bieten, sondern nur eine Auswahl von Themen aus dem weiten Gebiet der kirchlichen Apologetik, Dogmatik, Kirchen- und Dogmengeschichte, und der biblischen Einleitungswissenschaften. Dementsprechend ist auch die Ausführlichkeit und Gründlichkeit, welche den einzelnen Stoffgebieten gewidmet wird, eine verschiedene. Bestimmend für die Auswahl war die Absicht, besonders den Lehrpersonen für den Religionsunterricht ein Hilfsmittel zu bieten in dem Sinne, daß zunächst „die persönliche Glaubensüberzeugung des Lehrenden" gestärkt und befestigt werde: „wovon dessen Herz voll wird, davon wird sein Mund dann überströmen". —

Eine Synthese von Religionsgeschichte, Apologetik und Dogmatik ist in hervorragendem Maße gelungen in den sechs Vorträgen, die Dr Engelbert Krebs im Anfang des Jahres 1914 in Freiburg gehalten und unter dem Titel „Heiland und Erlösung" herausgegeben hat. Die Vorträge behandeln die Zentraltatsache des Christentums. In den ersten drei Vorträgen wird religionsgeschichtlich und religionsphilosophisch die ganze Wucht und Tragweite des Erlösungsproblems dargelegt. Darauf folgt im 4. bis 6. Vortrag die Lösung, wie sie vorliegt in der kirchlichen Lehre über die „Erlösungsbedürftigkeit", die „Erlösungstat" und die „Zuwendung der Erlösungsgnade an die Menschenseele".

Es ist vollberechtigt, wenn der Verfasser diese drei letzten Vorträge, welche die dogmatische Darlegung mit einer feinsinnigen und verständnisvollen Apologie verbinden, als „eine kleine Laiendogmatik" bezeichnet, „welche den gebildeten Kreisen einen Einblick in den Reichtum und den Lebenswert des katholischen Glaubens gewähren möchte". Die Darstellung ist einfach und würdevoll, warm und sachlich zugleich. Die drei ersten Vorträge sind ein gutes Beispiel, wie die Ergebnisse der Religionsgeschichte gesammelt, philosophisch verarbeitet und für die Verwertung durch die kirchliche Apologetik und Dogmatik bereitgestellt werden können. Besonders die „philosophische Erörterung des menschlichen Erlösungssehnens" (im 3. Vortrag) ist prachtvoll klar und sicher durchgeführt und wirkt durch diese Klarheit geradezu erschütternd.

Wir brauchen noch mehr derartig synthetische Darstellungen der christlichen Dogmen. —

Auch das Buch Bensons kann als Apologie gelten, als eine Apologie des Zartesten, was es im Christentum gibt, des Lebens in Christus, der auf heilige Vertraulichkeit mit Gott gegründeten Aszese. Ein Konvertit kann niemals mehr den schmerzlich-seligen Weg vergessen, den er gekommen ist von vielen Vorurteilen her zum heiß erkämpften Besitz der Wahrheit. Und so ist auch in dieser kleinen aszetischen Schrift viel offene und verdeckte Rücksicht genommen auf die Einsprüche derer, die „draußen sind". Trotzdem ist die Absicht des Buches nicht eigentlich apologetisch. Die hier gesammelten Aufsätze sind Auszüge aus Predigten von verschiedenen Zeiten und Orten und wollen aszetisch wirken; sie wenden sich an Seelen, die im Glauben und in der Liebe fortschreiten wollen.

Im Aufbau des Buches sind die Nähte noch recht sichtbar geblieben. Man merkt die Zusammenstellung von Themen, die ursprünglich getrennt waren. Immerhin ist in den beiden ersten Teilen eine gewisse Einheitlichkeit der Entwicklung zu stande gekommen: „I. Christus im innerlichen Leben." Das innerliche Werden und Geläutert-werden, das Wachsen und Erstarken der Freundschaft mit Christus wird hier geschildert, unter geistvoller Übertragung des Entstehungsprozesses einer menschlichen Freundschaft. „II. Christus im äußerlichen Leben", „in der Eucharistie, in der Kirche, im Priester, in den Heiligen, im Sünder, im Durchschnittsmenschen, im Leidenden". Diese Partien sind besonders reich an eindrucksvoller Schönheit. Der III. Teil, der eine Betrachtung über die sieben Worte am Kreuz und eine Osterbetrachtung bringt, fügt sich weniger glatt in den Rahmen.

Und so ist das Wertvollste am Buch nicht ein zusammenhängendes System, sondern der einzelne Essay, und der einzelne, brillant geschliffene, paradox zugespitzte und treffsicher gezielte Satz. Ein paar Beispiele: „Ich kann mir die wahre Kindheit nur dann erhalten, wenn ich beständig kindische Dinge ablege." „Fast alle großen Irrlehrer haben sich eines hohen Grades innerlicher Erkenntnis erfreut, sonst hätten sie keinen einzigen der schlichten Freunde Christi auf Abwege führen können." „Schmerz ist ein merkwürdiger Zauberer, wenn die Gnade dahinter steht, ein Einführer in Geheimnisse, ein Hoherpriester, der Mysterien handhabt und austeilt, die denen unbekannt sind, die nicht gelitten haben." „Es ist eine äußerst traurige Tatsache, daß wieder und wieder diejenigen, welche rühmen, sich der innigsten Freundschaft mit Gott zu erfreuen, durch Selbstsucht und Mangel an liebevoller Gesinnung gegen ihre Nächsten ausgezeichnet sind. . . . ‚Sie ist beim Beten und darf nicht gestört werden'; ‚er bereitet sich auf die Sakramente vor, darum ist es begreiflich, daß er etwas verdrießlich und zerstreut ist' . . ."

Msgre Benson behauptet in dem eben besprochenen Büchlein, der Hauptgrund, warum der Verstand dem Leidensproblem gegenüber versagt, sei der, daß die Lösung durch den Verstand niemals beabsichtigt war; das ganze Problem werde zweckmäßig und befriedigend gelöst durch ein *williges* Opfer; „denn die Worte ‚ein *willig Leidender*' sind nur eine Redewendung, um eine Seele zu beschreiben, die das Problem gelöst hat". Diese These des geistvollen Engländers ist in dem neuesten Buche des Bischofs v. Keppler praktisch angewandt; mit etwas andern Worten, aber mit gleichem Sinne und vor allem mit praktischer Hilfe zu ihrer Verwirklichung lautet sie hier so: „Des Leidens bester Trost heißt: recht leiden."

Die einzelnen Kapitel der „Leidensschule" von *Keppler* gehen den psychologischen Differenzierungen des Leidens nach; jedes von ihnen ist tatsächlich abgestimmt auf eine besondere Art von Leiden, auf die kleinen und verdrießlichen, auf die ärgerlichen und die lächerlichen, auf die brennenden und zermalmenden, auf die erbitternden und betäubenden Leiden; auf die vergangenen, gegenwärtigen oder noch drohenden, auf die schuldbewußten und reuevollen oder die sich trotzig aufbäumenden, auf die skeptischen und die frommgläubigen, auf die daniederliegenden Ölbergstunden und auf die standhaften, aufrechtstehenden Gerichtsstunden, auf die Kriegsleiden eines ganzen Volkes und auf das Hauskreuz eines armen Einzelindividuums und auf viele, viele andere ist da in feinberechneter Weise hingewiesen. Für jede Seelenverfassung ist ein Kapitel oder wenigstens ein Absätzchen in besonderer Weise abgestimmt, und nur an dieser Stelle und in dieser Stunde wird es wirken. Darum die Einteilung in lauter kurze, aphorismenartige Absätze. Das Buch ist eigentlich eine Sammlung von erprobten Leidensregeln. Und es ist von entscheidender Bedeutung, beim Lesen des Buches dieses in besonderer Weise passende Heilkräutlein zu finden. Doch nein! Nicht beim Lesen, sondern beim Gebrauch! Denn wie eine Hausapotheke muß es gebraucht werden, und immer gebrauchsfähig bereit stehen. Wie eine Sammlung von Hausmitteln, erprobt in langer, reifer Erfahrung. Alle guten Kräfte, die in Vernunft und Glaube, in zarten Stimmungen und scharfen Überlegungen, in der Natur und in der Gesellschaft

sich finden, sind da zusammengetan zu heilkräftigen Mixturen. Selbst das intellektuelle Leiden, das Leiden des Verstandes im Angesicht des Leidensproblems, findet hier auf mancher Seite seine lindernde Kur, indem dieses dunkelste und schwerfälligste aller Probleme durchdrungen wird mit Geist, geadelt durch eine geistvolle Auffassung und verschönert durch eine ästhetische Verklärung.

Der hochwürdigste Herr Verfasser wollte seinem Buch „Mehr Freude" „einen Gefährten und Gehilfen" geben in diesem Buch vom Leide. Und es ist in der Tat der rechte Gefährte geworden; denn auch die „Leidensschule" ist ein Freudenbringer. Gleich dem milden Tröster auf dem Emmauswege und „in seinem Namen richtet an die Leidenden unserer Tage dieses Büchlein die Frage: ‚Und ihr seid traurig?' Es möchte nichts, als sie alle an ihn weisen und zur Annahme eines Trostes bewegen." P. Lippert S. J.

Philosophie.

Einleitung in die Philosophie. Von Wilhelm Windelband. gr. 8° (XII u. 442) Tübingen 1914, Mohr. *M* 7.50

Wilhelm Windelband ist in der heutigen wertphilosophischen Bewegung einer der anerkannten Führer. Die neue „Einleitung in die Philosophie", die er zu dem von Fritz Medicus unternommenen „Grundriß der philosophischen Wissenschaften" beisteuert, beabsichtigt zwar in erster Linie, in die Philosophie überhaupt einzuführen; erst in zweiter Linie soll die eigene Stellungnahme des Verfassers erkennbar werden. Aber Windelband ist mit seiner ganzen Philosophie so persönlich verwachsen, daß das zweite weit stärker, als er gewollt haben mag, hervortreten mußte. Insbesondere gilt dies, wie zu erwarten war, eben von der Wertphilosophie; sie gibt dem Buche die eigene Note, die von Anfang bis zu Ende immer herrschender herausklingt.

Wert ist nach Windelband das, was ein Bedürfnis befriedigt oder ein Lustgefühl hervorruft. Weder das Gefühl allein noch der Wille allein sei Träger der Wertung. Aber nie komme unabhängig von ihnen einem Gegenstande Werthaftigkeit, Wert oder Mißwert zu; hebe man die Beziehung auf ein wertendes Bewußtsein auf, so gebe es keine Werte mehr. Jedoch sei hierbei nicht an das individuelle Werten allein zu denken, sondern auch an das normative Allgemeinbewußtsein: in seiner empirischen Gestaltung das Gesamtbewußtsein irgend eines historischen Gebildes der menschlichen Geschichte, in seiner idealen Form die Kultureinheit der gesamten Gattung, in seiner metaphysischen Bedeutung eine über alle Erfahrung hinausreichende Vernunftgemeinschaft geistiger Urwirklichkeit.

Zur Wertlehre oder Axiologie im engeren Sinne stellt Windelband, wie die obige Definition nahelegt, zunächst die Ethik, die dem Wollen, und die Ästhetik, die dem Fühlen entspreche. Zwar führt er oft neben dem Guten und Schönen auch das Wahre oder Logische, das dem Vorstellen entspreche, als Wert auf, offenbar insofern es wahre Erkenntnis im Erkennenden besagt; doch scheidet er sonst das theoretische Urteilen, wohl in Bezug auf den Gegenstand genommen, von dem praktischen Beurteilen und weist das erste dem Wissen, nur das zweite

dem Werten zu: wertfreie Seinslehre und werthafte Lebenslehre machen zusammen die Philosophie aus. Dagegen wird in der Axiologie noch das Religiöse oder „Heilige" behandelt, nicht als ob es neben dem Wahren, Guten, Schönen eine besondere Klasse allgemeingültiger Werte bedeutete; es sei vielmehr die Beziehung jener drei Werte auf eine übersinnliche, d. h. übererfahrbare Ordnung, der drei Werte „metaphysische Färbung".

Die Behandlung des „Heiligen" ist der Lehrpunkt, wo sich der Wert der vorgetragenen Wertphilosophie entscheiden muß; alle andern Bedenken wegen Begriffsbestimmungen, Einteilungen, Darstellung mancher Einzelheiten können zurücktreten.

Wo liegt der Rechtsgrund, zu einer überweltlichen, überempirischen Wirklichkeit aufzusteigen? In dem allgemeingültigen Wesen des Wertens. Es gibt Wert in sich, auch abgesehen von aller empirischen Wertung, und umgekehrt ist alle empirische Wertung, auch die durch die Gesamtheit vollzogene, mur nichten das Feste und Absolute, das allein unbedingtes Wertprinzip, letzter Maßstab alles Wertens sein kann.

„Wenn es unumgänglich erforderlich ist, von der Relativität in den individuellen Wertungen und in den Sitten der Völker zum Ergreifen absoluter Werte aufzusteigen, so scheint es nötig zu sein, über die historischen Formen des menschlichen Gesamtbewußtseins hinaus ein Normalbewußtsein zu denken, für welches diese Werte eben die Werte sind. Darin steckt ganz dieselbe Nötigung, der wir in der Erkenntnistheorie begegneten. Da es Gegenstände nur für ein vorstellendes und erkennendes Bewußtsein gibt, so wies der Gegenstand, der die Norm der Wahrheit bilden sollte, auf ein ‚Bewußtsein überhaupt' als auf dasjenige hin, für das er Gegenstand sein sollte. Genau wie beim Ding-an-sich steht es bei dem Wert-an-sich. Wir müssen ihn suchen, um aus der Relativität des tatsächlichen Wertens herauszukommen, und da es Wert nur in Beziehung auf ein wertendes Bewußtsein gibt, so deutet auch der Wert-an-sich auf dasselbe Normalbewußtsein hin, das der Erkenntnistheorie als Korrelat zu dem Gegenstand-an-sich vorschwebt" (S. 254).

Durch tiefgreifende Verschiedenheiten hindurch werden hier altvertraute Gedankengänge fühlbar: die der ideologischen Gottesbegründung. Es gibt trotz der Zeitlichkeit, Zufälligkeit, Vergänglichkeit aller Dinge Ewiges, Notwendiges, Allbeherrschendes: nur Gottes Dasein erklärt es letzthin. „So hat Augustin davon gesprochen, daß die Unterscheidung von wahr und falsch, die unser Urteilen ermöglicht, eine Realität der höchsten Wahrheit als der Prinzipien dieser Beurteilung voraussetzt" (S. 391).

Was ist dieses Überweltliche, der Wert aller Werte? Augustinus und seine Nachfolger lehrten den persönlichen, unendlich vollkommenen Gott. Windelband drückt sich nicht sehr bestimmt aus. Wir hören nach Feststellung jener übergreifenden Vernunftordnung nur: „Sobald man nun diese Ordnungen als Inhalte eines realen höheren Bewußtseins in Analogie zu dem in uns erlebten Verhältnis des Bewußtseins zu seinen Gegenständen und Werten denken will, müssen sie als die Inhaltsbestimmungen einer absoluten Vernunft, d. h. Gottes

vorgestellt werden" (S. 254 f). Gott wäre das überempirische Normalbewußtsein, das Prinzip einer Totalität der übersinnlichen Welt, der übererfahrungsmäßige Lebenszusammenhang der Persönlichkeiten. Von unserem Verhältnis zu ihm erfahren wir auch nur, daß wir mit der wertbestimmten Überwelt einen Zusammenhang haben.

Welche Gewißheit besteht für das Dasein des überweltlichen Normalbewußtseins? Windelband behauptet: keine theoretische. Als Neukantianer kritisiert er die Gottesbeweise in der seit Kant üblich gewordenen Art. Es erübrigt sich, das zu dieser „Zermalmung der Gottesbeweise" so oft wiederholte noch einmal zu sagen, oder gar die Meinung zu widerlegen, daß zum frommen Grundgefühl die Unbestimmtheit seines Gegenstandes durchaus gehöre, somit Unbeweisbarkeit einen unersetzlichen Vorteil für die Religion darstelle! Was Windelband festhalten möchte, ist das „Postulat", glücklicherweise wenigstens nicht in der Form des „Als-ob" — wir haben nicht bloß so zu denken, „als ob" das Überweltliche wäre — sondern als etwas real Begründetes und unabweislich im Wesen des Wertens Enthaltenes. „Das reine und wahre Sein ist das, was sein sollte, sei es nach Forderungen des Wertbewußtseins, sei es nach Postulaten des begrifflichen Denkens — was sein sollte, aber in der empirischen Wirklichkeit nicht ist und deshalb hinter ihr als die metaphysische Wirklichkeit gedacht wird und gedacht werden muß" (S. 38). Der Mensch, und vor allem der Philosoph, leidet unter der Wertdualität, dem Antinomismus alles Lebens, unter dem Riß zwischen Wert und Wirklichkeit, zwischen Sollen und Sein, Sollen und Müssen, unter der Unerfülltheit, die unser ganzes Wertleben beherrscht, und er kann es nicht lassen, nach einer Welt auszuschauen, wo die obersten Wertbestimmungen des Geistes Wirklichkeit sind. Aber vor der theoretischen Vernunft zerrinnt alles und wir bleiben im Stadium des „Problematizismus". So endet auch diese Wertphilosophie mit der unerträglichen Kantschen Zerreißung des Menschen. Schade um die schönen Ansätze zu Erfreulicherem. **Otto Zimmermann** S. J.

Il metodo degli equivalenti. Par Ag. Gemelli. Contributo allo studio dei processi di confronto. gr. 8° (344) Firenze 1914, Libreria Editrice Fiorentina. *L.* 10.—

Vorliegende Arbeit behandelt dem Anschein nach eine kleine Spezialfrage der experimentellen Psychologie. Schon lange war bekannt, daß eine auf der Haut aufgelegte Berührungsstrecke je nach Umständen verschieden groß erscheint, größer auf einem Hautgebiet mit feinerer Raumempfindlichkeit, wie der Hand, als etwa auf dem Arm. Man sah darin ein Mittel, die verschiedene Raumempfindlichkeit der Hautregionen unmittelbar zu vergleichen. Aber genauere Nachprüfung stellte fest, daß das Verhältnis der als gleich beurteilten Berührungsstrecken (das Äquivalenzverhältnis) nicht konstant bleibt. Je länger man vielmehr die Strecken wählt, um so mehr entspricht der Gleichheitseindruck der Wirklichkeit, das Äquivalenzverhältnis nähert sich dann der Einheit. Deshalb gab man die Äquivalenzmethode auf. Gemelli will nun zeigen, daß diese Handlungsweise voreilig war und die Methode noch großen Nutzen gewähren kann. Wenn man auch nicht einen bestimmten Wert für das Verhältnis der Raumempfindlichkeit feststellen kann,

so kann man doch recht wohl den Wechsel der Raumschätzung unter verschiedenen Bedingungen messen.

So fand Gemelli mit Hilfe verbesserter Instrumente unter anderem, daß Äquivalenzverhältnis nicht ohne weiteres mit zunehmenden Strecken gegen 1 abnimmt. Das gilt bloß bis zu einer gewissen Länge; jenseits derselben nimmt es wieder zu. Ferner ist die Beurteilung dann richtiger, wenn man die Spitzen mit größerem Druck aufsetzt. Das Gemeinsame dieser Resultate wie auch vieler anderer ist, daß unter ungünstigen Bedingungen für die Auffassung der Strecken die Vergleichung disparater Hautstellen ungenauer wird in der Richtung, daß dann auf der unempfindlicheren Hautstelle eine Unterschätzung eintritt, weshalb das Äquivalenzverhältnis zunimmt. Eine Bestätigung ist, daß auch im Zustand der Unaufmerksamkeit oder Ermüdung das Äquivalenzverhältnis zunimmt; es war schon früher bekannt, daß unter diesen Umständen die Beurteilung von Raumstrecken gestört wird.

Ihren Hauptwert erhält die Untersuchung durch die psychologische Durchforschung des ganzen Vergleichsvorganges, welcher aus den gegebenen Selbstbeobachtungen konstruiert wird. So erfahren wir, was für den Beobachter die Einstellung auf die Leistung bedeutete; ferner, daß man die erste dargebotene Taststrecke nicht bloß passiv hinnimmt, sondern eine positive Arbeit zu leisten hat, um sie in der gewünschten Hinsicht aufzufassen; und das kann in sehr verschiedener Weise, sinnlich oder begrifflich geschehen. Erscheint dann die zweite Vergleichsstrecke, so beginnt der dunkelste Teil des Prozesses, die eigentliche Vergleichung. Wenn das Verhältnis beider Strecken sehr offenbar ist, hat man für den subjektiven Eindruck eine eingliedrige Relation, wie sie Gemelli im Anschluß an Brunswig nennt: nur der zweite Terminus scheint gegenwärtig; nach dem ersten latent vorhandenen zielt nur ein Richtungsbewußtsein hinüber. Ist das Verhältnis weniger evident, so treten die vielerlei Nebenprozesse ein, die schon von früheren Forschern bei der Vergleichung beschrieben worden sind, die Benützung eines Nachbildes, visuelle Symbole, Nebeneindrücke usw. Gerade seine Methode erlaubte Gemelli, sie alle der Reihe nach zu erzielen und so ihre relative Bedeutung für den Vergleich klarzustellen.

Die Untersuchung bestätigt den besonders von der Külpeschen Schule im Gegensatz zum herrschenden Sensismus gelieferten Nachweis, daß wir in der Vergleichungstätigkeit etwas Neues, von den bloßen Empfindungen Verschiedenes haben. In dieser Wiederanknüpfung des Zusammenhanges mit den wertvollsten Resultaten der älteren Psychologie liegt sicher ein Hauptwert dieser Arbeit. Dem Leser werden vielleicht die überaus vielen und großen deutschen Zitate verwunderlich erscheinen; die Fachausdrücke werden geradezu regelmäßig auf deutsch gegeben. Der Verfasser versichert, eine derartige Kenntnis der deutschen Sprache bei den psychologischen Lesern voraussetzen zu dürfen. Die experimentelle Psychologie ist eben nicht bloß ihrem Ursprung nach, sondern in der großen Masse der grundlegenden Arbeiten eine wesentlich deutsche Wissenschaft. Für Deutschland allein zählt beispielsweise das neue Zentralblatt für Psychologie über 30 Zeitschriften und Sammlungen auf, die ausschließlich oder vorwiegend psychologische und psychologisch pädagogische Arbeiten bringen. Joseph Fröbes S. J.

Deutsche Literatur.

Sisto e Sesto. Eine Erzählung aus den Abruzzen. Von Heinrich Federer. 16° (116) Heilbronn 1913, Salzer. Geb. *M* 1.— u. *M* 2.50. — Das letzte Stündlein des Papstes. Umbrische Reisegeschichtlein von Heinrich Federer. 16° (96) Heilbronn 1914, Salzer. Geb. *M* 1.— u. *M* 2.50. — Von ewiger Liebe. Novellen und Skizzen. Von Isabella Kaiser. kl. 8° (240) Köln 1914, Bachem. *M* 3.40; geb. *M* 4.40. — Was die Alster rauscht und andere Skizzen, Studien und Novelletten. Von Johannes Mayrhofer. Zweite Auflage. kl. 8° (100) Regensburg 1915, Pustet. *M* 1.40; geb. *M* 2.40. — Durch Länder und Meere. Reisebilder. Von Johannes Mayrhofer. kl. 8° (124) Regensburg 1915, Pustet. *M* 1.80; geb. *M* 3.—

Auch die ehemals naturalistische Kritik hat längst eingesehen, daß Kunst nicht einfache Wiedergabe der Natur, sondern Darstellung des in der Natur liegenden Gedankens ist. Der Künstler hat also am Stoff eine schöpferische Arbeit zu leisten — dann aber muß er die Spuren seiner Mühe so sorgsam verwischen und seine Darstellungsmittel so bescheiden verbergen, daß dem Beschauer des Werkes eine in sich selber ruhende Welt unmittelbar entgegenleuchtet. Für den Dichter heißt das: nicht aus dem Leben „Literatur" machen, sondern durch Literatur Leben schaffen. Darum findet Heinrich Federer kaum den Mut, die Geschichte von Sisto und Sesto auf das leblose Papier zu bringen. „Denn bei so einem Abenteuer", sagt er, „muß man mit beiden Händen mitsprechen, muß leise und laute Worte wechseln, muß sich zusammenducken und plötzlich in einer scharfen Schicksalswendung emporschrecken . . ." Wenn Federer schreibt, macht er all das wahr. Er ist dem Leben so ganz nahe und dem Papier so völlig fern, daß er wie von selber seinen Hausierer Marcote sagen läßt, die papiernen Stadtmenschen könnten überhaupt nicht erzählen: „Ihr könnt euch wohl denken, wo es keine Bäche und Felsen und Bergwinde hat und auch keine Aussicht weit über Himmel und Erde wie hier oben, wie will man da Geschichten erzählen? Etwa aus einer Schachtel heraus? Ich bedanke mich."

Wohl muß das erste der zwei kleinen Bücher, das Sixtus V. in seelischem Kampfe zwischen Bruderliebe und starrer Gerechtigkeit zeigt, von Hofleben und städtischem Getriebe sprechen, aber der Dichter taucht auch das in Duft und Farbe jener wilden Abruzzen, in denen Sixtus einst ein armes Hirtenbüblein gewesen ist, und aus denen man ihm nun — so will es die Sage — den Bruder und den Neffen als Räuber einliefert. So füllt sich die Erzählung ganz mit den herben Schönheiten, die auch im zweiten Büchlein um das Sterbelager Innozenz III. versammelt und durch Spiele drolliger Ziegen, durch das Feilschen, Beten und Lieben unverbildeter Menschen immer neu entfaltet werden. Auf ein kunstgerechtes Gefüge wird an einer Stelle ausdrücklich verzichtet, anderswo ist es wenigstens tatsächlich nicht erreicht. Denn daß z. B. ein Hauptmann an der Spitze seiner bewaffneten Schar, als ihm der riesenhafte Küster und Räuber den vollen Weihwasserkessel über den Kopf schlägt, daß die Hirnschale kracht, bloß das gesegnete

Wasser aus den Hutkrempen schüttet und dann „kurz und höflich" einen Befehl verlesen läßt, das bringt die Geschichte zwar glücklich vorwärts, ist aber trotz der gezückten Räuberdolche sagenhaft seltsam. Für solche Mängel entschädigt reichlich eine lustige, an neuen und greifbar deutlichen Bildern unerschöpfliche Schilderkunst, die nicht selten die tiefsten Zusammenhänge ahnungsvoll enthüllt.

So heiter und so tief blickt Isabella Kaiser nicht in die Welt. Sie erzählt von echter Liebe in allen Formen, von Treue und Entsagung, von Wohltun und Dankbarkeit und kaum je von sonniger Freude. Denn ihr Buch, sagt sie, sei ihrem Leid entsprossen. Die kranke Dichterin schaut von ihrer Klause am Vierwaldstätter See in die Länder, die sie einst gesehen hat, und in die viel weitere Welt ihrer Studien und Erinnerungen. Wie ihr Landsmann Federer hat auch sie für die wahren Werte des Lebens ein offenes Auge; beide schildern das Aufflammen der Sinnlichkeit, aber auch die Überlegenheit des Geistes. Meistens bleibt Isabella Kaiser allerdings in einer Art literarischer Entfernung vom Leben. Sie rührt an alles mit gütiger und leichter Hand wie an Saiten, die sie zu zerreißen fürchtet, und denen sie doch einen Nachhall jener vollen Klänge entlocken möchte, die für immer verrauscht sind. Dabei kann es dann geschehen, daß etwas so bloß „Literatur" wird wie dieses:

Aber auf der Fläche des Sees, die wie ein schimmerndes Bahrtuch all die im Laufe der Zeiten entschlummerten Opfer bedeckt, hatte der kleine jüngst ertrunkene Jakobli Amstad doch eine glorreiche Grabschrift, durch die Pfeile der Sonne gestochen, auf den Furchen des Mondes mit den Diamanten der Sterne in mystischen Hieroglyphen niedergeschrieben: C—P—A—S, die die trauernde Mutter und der aufschluchzende vorüberziehende Wind allein entziffern konnten: Casu periculoso aquis submersus. Hier ruht Jakobli Amstad, durch gefährlichen Zufall im Wasser versunken.

Es wird schwer, das zu verstehen, und noch schwerer, darin die „ganze Seele" zu finden, die doch nicht nur in jedem kleinen Liede, sondern in allem wohnen sollte, was sich Dichtung nennt. Aber vielleicht wollte die Dichterin diesem Vorwurfe dadurch begegnen, daß sie das Wort „Skizzen" in den Untertitel setzte.

Dann ist Johannes Mayrhofer doppelt und dreifach geschützt: „Skizzen, Studien und Novelletten" vereinigt er in einem Bändchen, und da auch „Reisebilder" darunter sind, darf das andere Bändchen ohne weiteres angefügt werden. In beiden Büchern verrät sich ein vielgewanderter und belesener, die Torheit der Welt mit bitterem Lächeln vergeltender Beobachter. Er kann sich zu Bildern voll dichterischer Stimmung erheben, aber zu oft bewegt er sich im ersten besten „Journalistenstil" — „hochinteressante Profanbauten", „Effekt machen", „seinen Meyer konsultieren" usw. Mit mancher überraschenden und selbst geistreichen Wendung wird berichtet, was einem so zwischen Tunis und dem Nördlichen Eismeer begegnet und in den Sinn kommt. Viele werden da mit Genuß Dinge vernehmen, die ihnen neu sind, und die schönen, scharfen Abbildungen fremder Gegenden und Bauten werden ihnen den Reiz der flotten Plaudereien erhöhen. Wenn einem nur nicht immer die roten oder gelben Randeinfassungen in die

Augen stächen, und wenn Mayrhofer doch — trotz großer (vergangener) Vorbilder — nicht jeden Augenblick schreiben wollte: „Was er so gefürchtet, traf nicht ein", sondern: „Was er so gefürchtet hatte, traf nicht ein"! Vielleicht sind solche Kleinigkeiten mit schuld daran, daß Mayrhofer noch nicht den Erfolg gehabt hat, den seine literarische Befähigung und die Klarheit und Festigkeit seiner Grundsätze verdienen. Jakob Overmans S. J.

Ums Reich der Luft. Modernes Märchen von Emil Frank. gr. 8° (84) Paderborn 1915, Bonifacius-Druckerei. Geb. *M* 2.— Im Ringen um das Luftmeer. Ein Fliegerroman von Emil Frank. 8° (306) Köln 1915, Bachem. *M* 4.—; geb. *M* 4.80. — Der Flieger. Ein Buch aus unsern Tagen von Leonhard Adelt. 8° (212) Frankfurt a. M. 1913, Rütten & Loening. *M* 3.—; geb. *M* 4.—

Die beiden Büchlein von E. Frank und das von L. Adelt behandeln denselben Stoff, das Werden der Luftfahrt, aber in verschiedenartiger künstlerischer Verklärung. Frank kleidet ihn in ein Märchen und einen Roman, Adelt in eine lyrisch gehaltene Selbstbiographie.

Emil Frank verdanken wir schon eine Reihe gediegener Erzählungen und Romane. Mit dem Büchlein Ums Reich der Luft wagt er sich auf das Gebiet des Märchens. Der arme Waisenknabe Klemens Brink kommt in das unterirdische Reich der grauen Erdmännlein und kann dort seinen Lieblingsgedanken, ein Luftschiff zu bauen, ausführen. Mit diesem holt er die zwei Königskinder der Zwerge, die von deren Feinden auf einer Insel gefangen gehalten wurden, glücklich zurück. Das alles wird in schlichter, einfacher Sprache erzählt. Da das Werkchen mit sinnigen Zeichnungen und passendem Buchschmuck ausgestattet ist, kann es für die Kleinen eine sehr geeignete Einführung in das Luftfahrtgebiet bilden; auch die Großen werden es schon wegen der offensichtlichen Beziehung zur Gegenwart mit einigem Interesse lesen. Die Gestalt des „Weihnachtsmannes" wäre besser weg geblieben. Diese sonderbare Schöpfung flachen Philistertums hat nichts zu tun mit dem Zauber, der ein Märchen durchwehen soll.

Höheren Wert besitzt ohne Zweifel der Roman Im Ringen um das Luftmeer, der zuerst als Feuilleton in der „Köln. Volkszeitung" erschien. Dem ebenso begabten wie sittlich hochstehenden Ingenieur Wiesener gelingt es trotz mancher Unglücksfälle und erbitterter Feindseligkeit, einen ausgezeichneten Motor und ein besonders stabiles Flugzeug zu bauen und damit sich Stellung, Ruhm und Eheglück zu erringen. Anschauliche Schilderungen, lebenswahre Gestalten, eine in ruhigem, epischem Tone dahinfließende und doch spannende Handlung mit geschickt eingeflochtenen Belehrungen über Geschichte und Wesen der Luftfahrt, das sind ebensoviele Vorzüge des gut ausgestatteten Werkes. Dabei kann man es — heutzutage ein seltener Vorzug — wohl jedem unbedenklich in die Hand geben, da auch das Häßliche sehr taktvoll behandelt ist.

Der Flieger von Adelt hat verschiedene Beurteilung gefunden. Jedenfalls stellt das Werkchen etwas Außerordentliches dar. Selten habe ich etwas gelesen,

wo Sprache und Inhalt sich so deckten. Die von Begeisterung durchglühte, zwischen Fürchten und Hoffen und Staunen schwankende Zeit der Fluganfänge ist meisterhaft wiedergegeben. Meisterhaft ist auch die Naturschilderung. Adelt ist ein Sprachgewaltiger. In einzelnen knappen Abschnitten, die manchmal fast den Charakter visionärer Bilder annehmen, läßt er den Entwicklungsgang eines jungen Mannes von den ersten spielenden Flugversuchen bis zum wirklichen Fluge und zur Begründung eines Heimes an uns vorüberziehen. Sehr zu bedauern ist, daß dazwischen manche Erwägungen über Weib, Menschheit, Schicksal eingeschoben sind, welche eine unklare, verschwommene, wenn nicht monistische Weltanschauung erkennen lassen, so daß das Buch nur ganz reifen und klaren Lesern empfohlen werden kann. — Adelt hatte das Glück, als Berichterstatter auf den Kriegsschauplatz zu gelangen. Möge es ihm gelingen, reiche Beobachtungen und Erlebnisse in Schriften niederzulegen, die man allen empfehlen kann. Gerade die Jugend würde an solcher packenden Sprache ihre helle Freude haben.

Lieber noch als durch den Schleier der Dichtung wird heute mancher die Luftfahrer im nüchternen Lichte der Wirklichkeit sehen. Diesem Wunsche kommt das Taschenbuch der Luftflotten von F. Rasch und W. Hormel (München 1015, Lehmann. *M* 4.—) glücklich entgegen. Die Herausgeber verdienen großen Dank, daß sie trotz der Kriegswirren ihrem in dieser Zeitschrift [1] besprochenen 1. Jahrgange einen zweiten folgen ließen. Die Angaben über die Luftstreitkräfte Deutschlands, Österreich-Ungarns und der Türkei mußten natürlich wegbleiben. Doch dürften schon früher veröffentlichte Abbildungen von Luftfahrzeugen dieser Länder gebracht werden. Das ist sehr zu begrüßen, da ja doch manche traurige Verwechslungen vorgekommen sein sollen. Die Angaben über die andern Länder sind sehr eingehend und reich illustriert. Dazu kommen viele praktische Tabellen. So ist das Werkchen, das die ausnehmende Sauberkeit des Lehmannschen Verlags zeigt, nicht nur Kriegern, sondern auch Schriftstellern, Rednern und Zeitungslesern zum raschen Zurechtfinden sehr zu empfehlen.

[1] Bd LXXXVII (1913/14) 345.

B. Wilhelm S. J.

Umschau.

Aberglaube und Volksvermehrung.

In den letzten Jahrzehnten wurde über die auffallende Tatsache des Geburtenrückganges bei den Kulturvölkern viel geschrieben und gesprochen[1]. Am erschreckendsten zeigte sich der Rückgang der Geburtenzahl in Frankreich. Während bei Beginn des deutsch-französischen Krieges Frankreich und Deutschland ungefähr die gleiche Bevölkerungszahl aufwiesen, betrug die Einwohnerzahl vor Beginn des gegenwärtigen Krieges in Frankreich nur 39¾ Millionen, in Deutschland dagegen rund 68 Millionen.

Aber auch in Deutschland macht sich der Geburtenrückgang deutlich bemerkbar. Auf je hundert Einwohner des Deutschen Reiches kommen Lebendgeborene:

1872—1875	= 4,00	1896—1900	= 3,60
1876—1880	= 3,95	1901—1905	= 3,43
1881—1885	= 3,70	1906—1910	= 3,17
1886—1890	= 3,65	1911	= 2,86
1891—1895	= 3,63	1912	= 2,83

Und es ist mit allem Ernst die Tatsache zu unterstreichen, daß dieser Rückgang mit der Abnahme der Religiosität Hand in Hand geht[2]. Heute, wo der ungeheure Weltbrand so unzählige Opfer an jungem, blühendem Leben verschlingt, wo wir vor Zehntausenden und Hunderttausenden von frischen Gräbern erschüttert stehen: heute müssen wir uns um so nachdrücklicher ins Gedächtnis zurückrufen, daß der Neomalthusianismus die Kulturvölker Europas viel stärker und rücksichtsloser dezimiert hat als selbst der grausamste und blutigste Krieg.

---

[1] Siehe die wichtigste Literatur über diesen Gegenstand aus den letzten Jahren bei H. Rost, Geburtenrückgang und Konfession, Köln 1913, und H. A. Krose, Zur Frage des Geburtenrückganges, in dieser Zeitschrift LXXXVI 394—401.

[2] Belege bei H. Rost a. a. O. und Julius Wolf, Der Geburtenrückgang. Die Rationalisierung des Sexuallebens in unserer Zeit, Jena 1912. Letzterer z. B. widerlegt an der Hand statistischen Materials die Ansicht der modernen Bevölkerungstheorie, als bestehe zwischen Geburtenfrequenz und religiösem Bekenntnis kein Zusammenhang, und kommt zu dem bemerkenswerten Ergebnis: Die statistische Übersicht „stellt außer jeden Zweifel, daß die Völker griechisch-orthodoxen Bekenntnisses zur größten Fruchtbarkeit neigen . . ., daß hinter ihnen zunächst die Völker katholischen Bekenntnisses von anerkannter Kirchlichkeit rangieren, mit einer Fruchtbarkeit, die für das Gros derselben zwischen 30 und 35 schwankt, daß die Völker protestantischen Bekenntnisses eine um mindestens 10 pro Tausend geringere Fruchtbarkeit als die katholischen ausweisen, und daß die Nation, welche das Tischtuch zwischen Kirche und Staat in aller Form zerschnitten hat, zu unterst steht" (a. a. O. 80).

Deutschland allein hat ein jährliches Minus von mehr als 700000 Geburten, das hauptsächlich auf das Konto der Geburtenverminderung zu setzen ist[1]. Und dabei ist nicht zu vergessen, daß im Kriege das Menschenleben für ideale, höhere Güter sich in die Schanze schlägt, während der Neomalthusianismus das Leben den scheußlichen Götzen der Bequemlichkeit, Eitelkeit, Sinnlichkeit, Habsucht und Gottlosigkeit opfert.

Es ist äußerst lehrreich, was ein französischer ungläubiger Philosoph vor einigen Jahrzehnten bereits über diese Frage gesagt hat. Im Jahre 1887 erschien Jean Marie Guyaus Hauptwerk: L'irreligion de l'avenir, étude sociologique. Guyau war in Deutschland nicht gerade sehr bekannt geworden; erst in den letzten Jahren begann ein regeres Interesse für den fähigen, aber sehr jung verstorbenen Dichter-Philosophen; und eine bei Werner Klinkhardt in Leipzig 1912—1914 in sechs Bänden erschienene deutsche Gesamtausgabe der Guyauschen Werke hat ihn auch bei uns weiteren Kreisen zugänglich gemacht.

„Eine der wichtigsten Fragen", so leitet Guyau seine Untersuchung über die Beziehungen des Glaubens und Unglaubens zur Fruchtbarkeit und Zukunft der Rassen ein (WW. III 289), „durch die fortschreitende Abnahme des religiösen Gefühls aufgeworfen, ist das Problem der Bevölkerung und der Fruchtbarkeit der Rassen. Fast alle Religionen haben die Wichtigkeit eines kräftigen Wachstums der Familien betont. Wird mit der Schwächung des Einflusses der Religionen bei den Kulturvölkern nicht zugleich auch ein wichtiger Faktor ihrer Erneuerung und Vermehrung ausgeschaltet?" Trotz seiner ausgesprochensten Abneigung gegen jede positive Religion muß Guyau gestehen: „Aus dem Umstande, daß die Religionen jüdischen Ursprungs das Wachsen der Familie begünstigen und absichtliche Unfruchtbarkeit der ehelichen Beziehungen untersagen, folgt, daß ein aufrichtig christliches oder jüdisches Volk unter gleichen Wohlstandsbedingungen sich schneller als ein dem Freidenkertum ergebenes vermehren wird" (S. 290). „In Frankreich lassen sich fast nur noch gläubige Katholiken, Protestanten und Juden die Aufrechterhaltung der Rasse angelegen sein" (S. 296). „In manchen Gegenden Frankreichs sind die Bezeichnungen Bruder und Schwester bereits fast außer Gebrauch" (S. 297). Guyau schließt seine Untersuchung mit den Worten, die um so schwerer wiegen, als sie aus der Feder eines ausgesprochenen Ungläubigen fließen: „Alles in allem ist die Beziehung der Religiosität zur Aufrechterhaltung des Fortschrittes der Rassen eines der ernstesten Probleme, die die Schwächung des Christentums heraufgeführt hat. Wir haben bei seiner Betrachtung länger verweilt, weil es fast das einzige Gebiet betrifft, auf dem weder Moral (Guyau meint hier die unabhängige oder Laien-Moral) noch Politik bisher ernstlich versucht haben, die Religion zu ersetzen. Die Moral hat bis jetzt vor diesen Fragen eine Furcht bekundet, die sie bei ihnen nicht hat verweilen lassen. Die Politik aber hat sich ihnen gegenüber unverzeihlicher Nachlässigkeit schuldig gemacht. Die Religion allein hat vor nichts Furcht gehabt und nichts vernachlässigt" (S. 321).

[1] Siehe den angeführten Beitrag von H. A. Krose S. 399.

Aus diesen Ergebnissen müßte man nun vernünftigerweise den Schluß ziehen: Wenn der Unglaube die Völker verzehrt, so müssen wir zurück zur lebendigen, praktischen Religion. Davon will aber Guyau nichts wissen.

„Der Wissenschaft liegt nun als Pflicht ob, was die Religion einst geleistet hat. Sie hat sowohl für die Fruchtbarkeit der Rasse als für deren gute physische, moralische und wirtschaftliche Erziehung einzutreten" (S. 322). Als ob jeder Wissende zugleich die Kraft besäße, gegen die kurzsichtigen, egoistischen, aber dafür um so mächtigeren Triebe niedriger Leidenschaften anzukämpfen! Muß doch Guyau selbst gestehen, daß das Einkind- oder Keinkindsystem gerade in den Schichten der Gebildeten, also der Wissenden, praktisch geübt wird! Das Wissen um die traurigen Folgen besitzen wir schon lange; ist es aber mit dem Können und Wollen seither besser geworden? Eher noch schlimmer!

Die staatliche Gesetzgebung soll dem Malthusianismus energisch entgegentreten. Die legalen Reformen, meint Guyau, müßten sich vor allem auf folgende Punkte beziehen: 1. auf das Gesetz der Kindespflichten (Unterhalt und Ernährung der Eltern); 2. auf das Erbschaftsgesetz; 3. auf das Militärgesetz zum Zweck der Begünstigung der vielköpfigen Familien und der Auswanderung nach den französischen Kolonien (S. 307—318). Außerdem habe der Staat in der Volkserziehung das große Mittel in der Hand, um auf die Rassen einzuwirken (S. 318—321). Guyau bringt hier in der Tat manche sehr wertvolle Vorschläge und deckt manche Schwächen der französischen Gesetzgebung rücksichtslos auf. Und es läßt sich nicht leugnen, daß durch eine kluge, umsichtige und konsequent durchgeführte Reform der Gesetzgebung manch guter Erfolg erzielt werden könnte. Ob aber damit das Übel an seiner Wurzel gepackt wird? Guyau selbst scheint es nicht im Ernste zu glauben, da er die vorgeschlagenen Mittel nur „Palliativmittel" (S. 322) nennt. Er muß unbewußt gegen sich selbst Zeugnis ablegen. Und in der Tat: was könnte uns zwingen, den Zweck von Gesetzen aufrichtig zu wollen, die übrigens niemals die Mittel haben werden, in die intimsten und delikatesten Sachen des Gewissens erfolgreich einzugreifen? Der Gesetzeskodex wird, auch in seiner idealsten Vervollkommnung, ein Netz bleiben, durch dessen Maschen durchtriebene Leidenschaft stets straflos hindurchschlüpfen kann. Ohne religiöse Sanktion steht das Staatsgesetz auf schwachen Füßen. Wie soll es da raffinierten Leidenschaften gegenüber einen festen Halt bieten?

Manche trösten sich damit, daß die Unfruchtbarkeit der Rassen eine naturnotwendige Folge der fortschreitenden Geisteskultur sei und auf einer stärkeren Entwicklung des Gehirns beruhe. Mit beißender Kritik vernichtet Guyau diesen Trost: „Auch spiegelt sich keine geringe Eitelkeit in der Vorstellung, das Gehirn sei bei dem französischen Volke bis zu dem Maße entwickelt, um in gewissen Provinzen nicht nur eine Abnahme der Fruchtbarkeit, sondern die Gefahr völliger Entvölkerung hervorzurufen. Allerdings hat man die Mitglieder des Instituts einer Zählung unterzogen, die gezeigt hat, daß bei ihnen durchschnittlich nicht mehr als ein oder zwei Kinder zu finden sind. Dieses statistische Ergebnis beweist aber nichts weiter, als daß die Institutsmitglieder sich nicht mehr Kinder

gewünscht haben und sie ihre Eheführung, im allgemeinen von religiösen Ideen wenig beeinflußt, diesen ihren Wünschen angepaßt haben" (S. 298). Gilt diese Kritik nicht auch für Deutschland und Österreich? Manche Stimme hat sich in den letzten Jahren erhoben: „Zurück! Ihr seid auf dem Wege nach Paris." Nun bringt uns der menschenmordende Krieg eine neue, lautere Warnung: möge sie wenigstens nicht ungehört verhallen! Mit Guyau müssen wir sagen: Traurig stimmt der Gedanke, daß eine Nation, die in der Chancenrechnung des allgemeinen menschlichen Fortschrittes eine beträchtliche Summe repräsentiert, mutwilligerweise an ihrer eigenen Vernichtung arbeitet. „Uns freiwillig aus dem zukünftigen Menschheitsbilde zugunsten von Kosaken oder Türken streichen, wäre selbst vom Malthusschen Standpunkte aus eine Absurdität" (S. 293 294). Fr. Klimke S. J.

Katholische Kriegscaritas in der Reichshauptstadt.

In edlem Wettstreit der Liebe haben sich gleich bei Kriegsausbruch allerorts alle Kräfte gerührt, um dem Vaterland auch dann zu dienen, wenn es nicht vergönnt war, in Wehr und Waffen oder doch pflegend und helfend mit hinauszuziehen. Auch unsere katholischen Hilfstruppen der Liebestätigkeit standen nicht zurück. Späterer Zeit muß es vorbehalten bleiben, alles, was Großes in diesen Wochen und Monden geschehen, einmal zu sammeln und der Mit- und Nachwelt zu überliefern. Doch auch jetzt schon ist es nicht nur erfreuend, erbauend zu hören, was alles geschieht, sondern vor allem auch anregend, anspornend zu neuem, verstärktem Schaffen, zum Aushalten in den begonnenen Werken. Einen höchst wertvollen Beitrag in dieser Richtung bietet der eben erschienene „Tätigkeitsbericht des Katholischen Caritasverbandes für Berlin und Vororte über das Jahr 1914".

Der vorliegende 13. Jahresbericht des blühenden Caritasverbandes Berlin und Vororte hat mit Recht der Kriegsarbeit besonderes Augenmerk geschenkt. Das katholische Groß-Berlin braucht sich seiner Arbeit auf diesem Gebiet nicht zu schämen. Überall im Einvernehmen mit den öffentlichen und privaten Unternehmungen jeder Art war es gelungen, der katholischen Eigenart stets den gebührenden Einfluß und Anteil zu erlangen. Der Jahresbericht gibt einen Überblick über die Kriegsarbeit der einzelnen Pfarreien, der caritativen Anstalten und der katholischen Vereine. Meist bildeten sich gleich zu Beginn des Krieges in den Pfarreien Kriegsausschüsse der Pfarrvereine, die für Daheimgebliebene wie Krieger die Sorge übernahmen. Die Verbindung mit den allgemeinen Unterstützungskommissionen des Nationalen Frauendienstes wurde teilweise durch Personalunion auf sehr glückliche Weise erreicht. Die Pfarrarbeit vollzog sich naturgemäß vor allem in den Männer- und Frauen-Vinzenzkonferenzen. Obwohl auch hier der Krieg viele tätige Mitglieder hinausgerufen hatte, zeigten sie sich doch den Aufgaben einer selbst drei- und vierfachen Arbeit gewachsen. Namentlich der Arbeitsbeschaffung wurde trotz der Zeiten Ungunst große Sorgfalt zugewandt. So vermittelte St Matthias 318 Personen, das Pfarramt Oberschöneweide 100 Personen allein bei der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft Arbeit. Eine Hauptaufgabe der Pfarreien und der einzelnen Pfarrvereine bestand in der Überleitung der Arbeit an die einzelnen Gemeinden, in

der organisatorischen Verteilung und Gewinnung der Hilfskräfte und Hilfsmittel in Groß-Berlin. Die Verbindung der katholischen Kräfte untereinander wie auch die Verbindung mit den Trägern der allgemeinen Liebestätigkeit in Berlin, dem Nationalen Frauendienst und dem Roten Kreuz, wurde in die Hände des Katholischen Frauenbundes gelegt. Dieser stellte gleich nach Kriegsausbruch 450 Damen für den Dienst der Kriegscaritas bereit. 105 von diesen arbeiteten in den 23 Hilfskommissionen des Nationalen Frauendienstes. In jüngster Zeit veranstaltete der Bund mit Hilfe der Pfarrämter etwa 20 große Versammlungen zur Erörterung der Ernährungsfragen während der Kriegszeit. Im Einverständnis mit dem Kriegsausschuß für warme Unterkleidung richtete er in verschiedenen Pfarren insgesamt 27 Wollausgabestellen ein, in denen bis zum 1. Februar 300 Zentner Wolle verarbeitet, insgesamt 56000 Mark Löhne vermittelt und 75000 Paar (durchschnittlich täglich 1200—1500 Paar) Strümpfe hergestellt wurden. Ähnlich wie der Frauenbund arbeitete der Verband katholischer erwerbstätiger Frauen und Mädchen. Von den 6000 Mitgliedern im Bezirk Berlin waren 734 ehrenamtlich in der Kriegsfürsorge tätig. Durch das Bezirkssekretariat wurden über 700 Personen Arbeitsstellen vermittelt. Mit Recht werden auch die aufopfernden Dienste der kleineren Vereine katholischer Lehrerinnen und katholischer weltlicher Krankenpflegerinnen eigens erwähnt. Eine eigenartige Arbeit war dem katholischen Mädchenschutzverein gleich zu Beginn des Krieges zugefallen. Zahllose Mädchen und Frauen waren ja plötzlich stellenlos geworden. Es kam eine große Zahl Flüchtlinge, Obdachloser hinzu. Das Klubheim des Vereins gewährte allein 100 mal freies Nachtquartier, das Bahnhofshospiz 240 mal freies Nachtquartier und 220 freie Verpflegungstage. Vor allem aber hatte der Verein die Tätigkeit des Roten Kreuzes am Schlesischen Bahnhof unterstützt und die Pflege am Ostbahnhof sogar ganz selbständig, und da das Rote Kreuz jeden Zuschuß ablehnte, auch völlig auf eigene Kosten übernommen. Es wurden dabei bis 1. Februar 60000 Mann aus eigenen Mitteln gespeist, darunter 3985 Verwundete und Krankenpfleger. Weitere 20000 Mann wurden auf Kosten der Intendantur verpflegt. Die Mithilfe der Männervereine mußte sich begreiflicherweise vor allem auf Geldbeiträge beschränken, da ja die zurückgebliebenen in erhöhtem Maße beruflich in Anspruch genommen sind. Trotzdem wurde aber, wie schon erwähnt, die Arbeit z. B. der Vinzenzkonferenzen in erweitertem Umfang aufrechterhalten. Dasselbe gilt von den Vormundschaftsvereinigungen. Die katholischen Arbeitervereine haben namentlich Arbeitsstellen vermittelt. Eine besondere caritative Kriegstätigkeit in enger Verbindung mit dem Caritasverband entwickelt der „Arbeitsausschuß katholischer Vereinigungen zur Verteilung von Lesestoff im Felde und in Lazaretten, Berlin SW 48, Wilhelmstraße 37". Hunderttausende von Drucksachen kamen schon zum Versand. Eine eigene Wochenschrift „Heimatgrüße an unsere Krieger" wird seit Neujahr unentgeltlich versandt (März in etwa 25000 Stück).

Hervorragenden Anteil an der Kriegsfürsorge nahmen insbesondere die katholischen Anstalten Groß-Berlins. Das Reservelazarett im katholischen Gesellenhaus und 15 Vereinslazarette haben bis 1. Februar 4863 Verwundete in

186 475 Pflegetagen aufgenommen. Sie stellten 1862 Betten zur Verfügung, von denen durchschnittlich 1567 belegt waren. Von fünf weiteren Angeboten mit zusammen über 200 Betten wurde bis jetzt überhaupt noch kein Gebrauch gemacht. Aber auch die Waisenhäuser, Bewahrschulen und Horte haben ihren Teil an der Kriegsarbeit. Hier handelt es sich vor allem um Aufrechterhaltung des Betriebes trotz verminderten Personals, trotz hoher Lebensmittelpreise, trotz verminderter Einnahmen aus Pflegegeldern und bei Vermehrung der Freiplätze. Ein gesteigertes Aufnahmebedürfnis machte sich nur für die geschlossene Pflege in größerem Umfang bemerkbar, aber gerade hier war in Berlin schon in Friedenszeiten fast das letzte Plätzchen besetzt, so daß es nicht möglich war, erheblich mehr Kinder in die Waisenhäuser aufzunehmen. Insgesamt beherbergten die Waisenhäuser 1290 Kinder bis zu 14 Jahren, dieselbe Zahl aber auch die Anstalten für sittlich gefährdete Mädchen. Zur Kriegstätigkeit ist auf dem Erziehungsgebiet auch die ungeschmälerte Aufrechterhaltung der vormundschaftlichen Tätigkeit des Caritasverbandes zu rechnen. Durch die Einberufung zahlreicher Mündelväter erhielt auch hier die vermehrte Arbeit das Kriegsgepräge. Von großer Wichtigkeit namentlich für die kommenden Aufgaben zum Schutze der vielen heranwachsenden Halbwaisen als Pfleger oder Helfer ist es, daß es gelang, in der vor Jahresfrist begründeten Vormundschaftsorganisation bis Ende des Jahres 1914 ungeachtet des Krieges 1280 Kräfte, darunter 367 Damen, aufzustellen, die alle bereit sind, unter Anleitung des Caritasverbandes Vormundschaften und Pflegschaften zu übernehmen. Diese „organisierte Einzelvormundschaft" führte durch ihre Mitglieder bereits 223 Vormundschaften und hatte in 122 Fällen Helfer zur Verfügung gestellt. Mit Einrechnung der organisierten Einzelvormundschaft des Frauenbundes und der vom Caritasverband beaufsichtigten städtischen Mündel in Schöneberg wurden insgesamt 2390 Mündel von katholisch-caritativer Seite betreut. Freilich erst ein Bruchteil! Aber auch hier ging es trotz des Krieges voran. Daß sich die Zahl der Auskünfte und Ermittelungen des Caritasbüros der Rechtsauskunftsstellen gewaltig mehrte, ist ja selbstverständlich.

Alles in allem sehen wir ein reiches, erfreuliches Bild. Viel Hilfsbereitschaft ist geweckt worden. Nach Kräften haben alle beigetragen. Manche alte katholische Gemeinde wird mehr tun als die Diasporagemeinden Berlins. Aber dieser kurze Überblick zeigt, daß auch mit verhältnismäßig geringen Mitteln, einem starken Anteil der minderbemittelten Volksschichten, mit vereinten Kräften Großes im Dienste der christlichen Liebe und des Vaterlandes geleistet werden kann.

Constantin Noppel S. J.

Ein geopfertes Leben.

Als der Krieg anfing, erschien in den Zeitungen neben den großgedruckten Berichten über ungeheure Geschehnisse auch die kleine, anscheinend wenig bedeutende Notiz, daß der Bischof von Linz — manche kannten ihn schon als edlen Priester und hinreißenden Redner —, daß Bischof Hittmair inmitten von Barmherzigen Brüdern sich der Pflege der Verwundeten widme. Diese Nachricht weckte hier und dort ein kurzes, vielleicht auch überraschtes Aufmerken. Und über manches

harte Gesicht glitt da ein warmer Strahl. War das nicht wie ein ferner Glockenklang? Wie eine tröstliche Botschaft klang es, daß auch in der Zeit des wildesten Völkerhasses und des größten Völkerkrieges die Liebe Christi nicht erloschen ist, sondern sich anschickt zu einem neuen und größeren Heldentum, wie es eben dieser neuen, größten Not entspricht.

„Im Spital der Barmherzigen Brüder", so berichtet die Wiener „Reichspost" (6. März 1915, Nr 108), „lernte der Bischof die Krankenpflege, unterzog sich selbst auch den niedrigsten Aufgaben dieses Berufes und war den Verwundeten und Kranken ein liebevoller Pfleger. Noch im Vorjahre äußerte er gegenüber Freunden, er wäre als junger Mann am liebsten Barmherziger Bruder geworden. So sehr war sein Herz erfüllt von Samaritergeist. Jetzt in der Kriegszeit opferte er selbst die Nachtruhe seinen ‚lieben Soldaten'. Einfach als Priester gekleidet, ohne Abzeichen seiner bischöflichen Würde sah man ihn, wie er die kranken Krieger in den Straßen von Linz herumführte, wie er mit den Rekonvaleszenten kleinere Spaziergänge machte, wobei er selbst auf der Fahrbahn ging, damit seine Schützlinge guten Weg hätten. Zum Mittag- und Abendessen, zur Jause lud er Soldaten zu sich, die er bediente."

Und nun, am 5. März 1915, in der 31. Kriegswoche, hat der Bischof sein Werk gekrönt mit der Hingabe seines Lebens. Seinen liebreichen Besuch bei den gefangenen, in schwerer Krankheit daniederliegenden Feinden hat er mit dem kostbarsten Preis bezahlt. Als nun dieses zweite Mal eine Nachricht über den Linzer Bischof in das Getöse des unabsehbaren Weltkrieges hinausdrang, da war es wiederum einen Augenblick lang, als ob eine milde, beruhigende Glockenstimme über die feindselige Welt hinläute, als ob Friedensengel hinüber und herüber schwebten, Boten künftiger Versöhnung, Frohboten der beglückenden Tatsache, daß die Menschheit immer noch nicht bis auf den Grund gespalten ist, daß es immer noch eine heilige, bis in die tiefsten Kriegsgreuel hinabreichende Bruderliebe gibt, die alle Völker umspannt und alle vereint, die sich aller Elenden erbarmt. Unsere ritterlichen Armeen draußen in den Schützengräben haben ja dieses Bewußtsein nie verloren und darum befleckende Barbarei von sich ferngehalten. Sie durften sich mit dem gefallenen Bischof nicht bloß stammverwandt, sondern auch geistesverwandt fühlen. Aber jenseits der eisernen Front, bei den Gegnern mag die Kunde von dem Martyrium der Liebe, das zu Linz in Oberösterreich vollendet wurde, wie eine gütig ernste Mahnung und Einladung geklungen haben, und wohl auch wie ein erschütternder, die Gewissen aufweckender Vorwurf.

Der Bischof von Linz ist nur einer von den Hunderttausenden, die in diesem Krieg aus bester, heiliger Liebe ihr Leben hingaben. Und jedes von diesen geopferten Leben hat eine wundersame Macht in sich, die verloren gegangenen Menschenherzen wieder zu gewinnen, den lange gestorbenen Frieden wieder aufzuerwecken.

Darum haben selbst solche Kreise, welche der Kirche des Bischofs nicht ohne Widerspruch gegenüberstanden, doch der Predigt seiner Liebe sich gefangen gegeben. Sie hatten es wohl noch nicht gewußt, daß der Glaube eines christlichen Bischofs eins ist mit seiner Liebe, einer todesmutigen Liebe. Als Beispiel dieser versöhnenden Wirkung — eines aus vielen — sei hier aus dem schönen Bericht der „Neuen Freien Presse" (7. März 1915, Nr 18153, Morgenblatt) das Wesentliche wiedergegeben:

„Der Weltkrieg hat ein neues Opfer gefordert. Zwar keinen Kämpfer in Waffen, der dem blutigen Ringen einer Schlacht erlegen wäre, aber einen jener stillen Helden, die mit leuchtendem Beispiel vorangingen auf dem mühselig harten Pfade liebreichen Samaritertums.

„Der Bischof von Linz, Dr Hittmaier, ist von einer tückischen Krankheit dahingerafft worden, deren verderblichen Keim er sich in einer Stunde geholt hatte, da edelste Menschenliebe ihn hinauszog in die verseuchten Baracken von Mauthausen, zu den ärmsten und elendesten unserer gefangenen Feinde. . . .

„Wohl rieten Freunde flehend ab, sich dieser Gefahr auszusetzen, wohl warnten die Ärzte dringend vor diesem Wagnis, aber seine blauen Augen, die so seltsam hell aus dem offenen, klugen, frischgefärbten Gesicht blickten, lächelten zu all der Besorgnis, und mit der ihm eigenen leisen, frohgütigen Stimme sagte er nur: ‚Es sind meine Brüder — ich muß auch zu ihnen!'

„Und er fuhr hinaus in das sonst so gern besuchte, jetzt ängstlich gemiedene Städtchen an der Donau, ging mit dem Kaplan von Mauthausen durch all die Säle und Zellen der stattlichen Baracken, sprach den siechen Serben und Russen Trost zu und beschenkte sie.

„Er ließ sich alle Einrichtungen zeigen, wollte sich selbst von dem Stand der Dinge genau unterrichten, denn er hatte die Schwestern zur Pflege hierherzusenden. Man sagt, daß er alle gebotenen Vorsichtsmaßregeln befolgt, sich desinfiziert, Kleider und Schuhe gewechselt habe — dennoch ereilte ihn das furchtbare Schicksal, dem keine Kunst der Ärzte ihn zu entreißen vermochte.

„Aber er ahnte es nicht gleich. Er ging noch tagelang in das Spital der Barmherzigen Brüder, in dem fast nur Schwerverwundete liebreiche Aufnahme finden, und beteiligte sich, wie er dies durch Monate getan, aufopferungsfreudig an der Pflege der tapfern Krieger. Tag für Tag und zweimal wöchentlich auch nachts war der Bischof von Linz dort tätig, assistierte bei allen Operationen, half verbinden, saß oft stundenlang mit liebreichem Zuspruch an dem Bette eines vor Schmerzen Stöhnenden, hielt dessen Hand in der seinen, tröstete, half bei allen nötigen Handgriffen, hob manch einen der Verwundeten selbst empor und trug ihn auf seinen Armen zur Tragbahre oder von dort wieder ins Bett. Reichlich beschenkte er alle, besuchte regelmäßig auch andere Spitäler, brachte in all die Traurigkeit den warmen, aufrichtenden Glanz seiner sonnigen, sympathischen Persönlichkeit, der jeder Hochmut ferne lag und die es in wahrhaft rührender, schlichter Weise verstand, das Vertrauen der Menschen zu gewinnen.

„Wenige Tage vor seiner Erkrankung assistierte er noch der Operation, welche an Hauptmann Dragotin vorgenommen ward, und hier, als er den Fuß hielt, der exenteriert werden sollte, überfiel ihn zum erstenmal ein leichtes Unwohlsein. Man beschwor ihn heimzugehen und sich zu schonen, aber erst wollte er dem kleinen Karli, der am Blinddarm operiert ward und den er fürsorglich betreute, das versprochene Ringlein an den zarten Finger stecken, ein gar feines Ringlein aus des Bischofs Besitz, auf das sich der Bub schon freute, daß er alle Schmerzen über dieser schönen Erwartung vergaß. . . .

„Es war die letzte Liebestat, die er vollbringen konnte. Von da ab hielt ihn die Todeskrankheit unerbittlich umklammert. Vielleicht hätte seine sonst gesunde Natur dem furchtbaren Fieber widerstanden, aber er war geschwächt, übermüdet von der Krankenpflege, und sein Herz hatte vor Wochen an einem kalten Wintertag Schaden genommen. Das war damals, als er, der so gern wanderte, mit seinem

Sekretär über die schneeigen Hügel schritt und oben auf dem Bauernberg, wo das Eis durch Übergießen hoher Gerüste gewonnen wird, eben dazu kam, als ein einsamer Eisarbeiter sich im Gebälk plötzlich krank fühlte und um Hilfe rief. Da kletterte auch der Bischof auf die vereisten Latten, half den Arbeiter herunterbringen, dann rannte er den steilen Weg hinüber zum Jesuitenkirchlein, um das Allerheiligste zu holen, und kam noch atemlos zurecht, um dem Sterbenden die letzte Wegzehrung zu reichen. . . .

„Die Stadt ist voll von kleinen und großen Geschichten über den toten Bischof. Es sind Geschichten, die ihm Ehre machen, lauter Geschichten, die durchsickert sind von seiner reinsten, edelsten Menschenliebe und von der warmen, rückhaltlosen Verehrung aller Kreise der Bevölkerung, ohne Unterschied des Glaubens, des Ranges, der politischen Richtung.

„Dr Hittmair war ein Oberösterreicher — sein Vater war Bezirkshauptmann von Mattinghausen — und innig hing der Kirchenfürst an seiner schönen Heimat. Er war ein passionierter Tourist, ein Naturfreund, der sich in Wald und Feld, vor allem aber auf Bergeshöhen weitaus wohler fühlte als in städtischer Gesellschaft, die er nur selten aufsuchte. Gern verkehrte er mit den Barmherzigen Brüdern, mit Ärzten, mit Leuten des Volkes. Der Krieg, dessen verheerende Wirkungen er schmerzbewegt lindern half, erfüllte ihn aber auch mit hoher Begeisterung für unsere tapfere Armee, die nach seiner Meinung der weitestgehenden Anerkennung und dankbarsten Rücksichtnahme von seiten aller Behörden und Einzelmenschen würdig war. . . .

„Strömender Regen rieselt an dem Gemäuer des Domes nieder, dessen stolze Silhouette mir zum Fenster hereingrüßt. Strömender Regen durchnäßt ringsum die schwarzen Fahnen, die trauernd von allen Häusern hangen. Linz weint um seinen Bischof. Linz und ganz Oberösterreich. Vielleicht hat ganz Österreich Ursache, um ihn zu trauern, denn er war einer der besten und edelsten seines Standes."

P. Lippert S. J.

Frankreich und seine „Priester-Soldaten".

Im Jahre 1889 setzten die Frankreich beherrschenden antiklerikalen Triebe das Gesetz durch, das die Geistlichen zum Waffendienste zwang; unter dem Deckmantel des Eifers für die allgemeine republikanische Gleichheit wiegte man sich in der Hoffnung, dem geistlichen Stande, zumal seiner Erziehung, empfindlich zu schaden. Die Erwartungen der Kirchenfeinde wurden nach anfänglichem, bis 1895 andauerndem Rückgang der Berufe zu nichte, als diese in den folgenden Jahren wieder anstiegen und 1899, also zehn Jahre nach dem Erlaß des Gesetzes, mit der Ziffer 4681 nahe an die 4700 von 1889 herangekommen waren. Da brachten von 1901 an die kirchenpolitischen Geschehnisse unter dem Ministerium Waldeck-Rousseau und den folgenden neue Rückschläge, bis 1907 der tiefste Stand erreicht war. Doch eine Reihe allseitiger Bemühungen um die „Priesterrekrutierung" (le recrutement sacerdotal), denen auch eine gleichbenannte Zeitschrift diente, bewirkten abermals einen so erfreulichen Aufschwung, daß man vor Ausbruch des Weltkrieges hoffen konnte, über vier oder fünf Jahre dem Priestermangel abgeholfen zu haben. Die Berufe wurden zahlreich, und die Seminarien hoben sich.

Es ist ergreifend, im Februarheft der Etudes die Klage eines der Männer zu lesen, die an das Werk der „Priesterrekrutierung" Kraft und Mühe mit so

schönem Erfolge gesetzt hatten. „Darüber ist", schreibt Josef Delbrel, „der Krieg gekommen. Er hat Seminare und Noviziate, Pfarrhäuser und Klöster geleert. Er nahm, um Soldaten zu schaffen, nicht bloß die jungen Leute weg, die wir in den letzten Jahren ausgewählt und herangezogen hatten, um etwas ganz anderes daraus zu machen, sondern auch weit über die Vierzigjährigen hinaus die meisten unserer Priester, Ordensleute, Missionäre, die bereits ausgebildet und in der vollen Ausübung ihres heiligen Amtes begriffen waren." Viele hat der Krieg schon getötet, andere wird er noch töten, und von denen, die wiederkehren, wird ein großer Teil durch Verstümmelung oder Krankheit zu ihrer Berufspflicht untauglich sein. „Der Krieg hat in sehr weitgehendem Maße nicht nur unsere, sondern auch die Anstrengungen unserer Vorgänger in zwei oder drei Menschenaltern nutzlos gemacht."

Zu gleicher Zeit schreibt in den holländischen Studiën J. Derks über De priester-soldaat. Derks wie Delbrel geben zu, daß der Kriegsdienst der Priester auch einige Vorteile habe, die freilich keineswegs in der Zielrichtung der Kirchenhasser liegen. Die Priester und jungen Seminaristen haben das, was nun einmal ihre Aufgabe geworden war, mit vorbildlicher Hingabe ergriffen, durch Tapferkeit und Todesverachtung sich ausgezeichnet, immer zu den schwierigsten Befehlen sich herangedrängt, dem antiklerikalen Gerede von Mangel an Patriotismus oder Mut heldenmäßige Tatsachen entgegengesetzt. Auch ermöglichte ihre Anwesenheit im Heere geistliche Dienstleistung, wie sie sonst kaum denkbar gewesen wäre. Des Schwerverwundeten Nachbar im Schützengraben, des Fallenden Kamerad auf dem Sturmfelde, des in verlassener Nacht Liegenden Schmerzensgefährte war ein Priester. Er konnte, obwohl oder weil selbst verwundet, da helfen, wohin der bestellte Feldkaplan unmöglich vordrang; er konnte, wenn eine Kampfpause eintrat, rasch die Gelegenheit zu gottesdienstlichen Handlungen ausnützen. Auch in englischen Berichten aus dem Felde fanden wir eine Menge schöner Züge aus dem Wirken der soldier priests.

Dennoch beklagen Delbrel wie Derks, der Franzose wie der Neutrale, das Kampfleben der Geistlichen tief, selbst abgesehen von dem Kirchengesetz und den ihm zu Grunde liegenden Erwägungen. Das religiöse Leben der Heimat ist durch die Aushebung der Geistlichen seiner Führer beraubt, gerade zu einer Zeit, wo es vielerorts aus bedauerlichem Schlaf aufwacht und Paul Bourget von einem „atheistischen Mutismus" sprechen kann, wo auch so viel Elend und Trauer nach Trost und Hilfe verlangen. Die „Apologetik des Krieges" müßte vertieft und zugleich geleitet, geklärt und auf ernste Ziele gerichtet werden, auf gereinigtere Frömmigkeit, Gerechtigkeit und Liebe; sie müßte einer aufrichtigen Erneuerung der Sitten, einer wirklichen Wiedergeburt der Gesellschaft dienstbar gemacht werden. Dazu bedürfte es aber der Priester, vieler Priester. Wie wird es ferner nach dem Kriege sein, wo viele Pfarreien der Hirten beraubt sind und erst recht nicht neue Pfarreien, selbst nicht bei der schreiendsten Not der großen Städte, errichtet werden können? Wer füllt die Lücken im Ordensklerus und die besonders schmerzlichen in den Missionen aus? Was wird aus so vielen caritativen, sozialen, apologetischen und andern wissenschaftlichen Unternehmungen, durch die sich die

französische Geistlichkeit in den letzten Jahren immer mehr auszeichnete, was aus den von Geistlichen geleiteten Mittelschulen, aus den Universitätsseminarien, den freien Universitäten (Instituts catholiques), denen man vielleicht weder Lehrer noch Schüler wird überlassen können, wenn die Geistlichkeit unter dem Druck der unmittelbaren Seelsorgsarbeit auf die Erstrebung wissenschaftlicher Ziele verzichten muß? Solche Erwägungen und Tatsachen zeigen, mit wieviel Recht bei den Verhandlungen, die der neuesten Regelung der spanischen Militärgesetzgebung vorangingen, der Grundsatz betont wurde, die Freiheit der Geistlichen vom Waffendienst sei nicht als ein Vorrecht, sondern als Ersatz eines Dienstes durch einen andern zu betrachten. Das spanische Gesetz vom 12. Februar 1912 nimmt, wie soeben im Märzheft von Razón y fe José M. García Ocaña eingehend darlegte, die Geistlichen vom eigentlichen Militärdienst aus und weist ihnen dafür standesentsprechende Dienstleistungen für Heer und Vaterland an.

Es werden keine Zahlen genannt, wieviele Geistliche gegenwärtig in der französischen Armee stehen. Zu Anfang des Krieges sprach man von 25 000, mittlerweile werden noch viele nachberufen sein. Die Verlustziffern, die aus einzelnen Orden schon bekannt sind, lassen auf erschreckende Verluste im Gesamtklerus schließen, die für das religiöse und sittliche Gedeihen Frankreichs ein schweres Unglück bedeuten. Delbrel muntert sich und seine Leser wider die Versuchung zur Niedergeschlagenheit auf durch das tapfere: „Fangen wir von neuem an!" womit er seinen Aufsatz überschreibt und das er durch trostreiche Rückblicke auf manchen Neuanfang in der Geschichte des französischen Klerus begründet. Eines braven Seminaristen, der als Korporal im 43. Infanterieregiment den Soldatentod fand, letzte Worte waren: „Ich bringe mein Leben zum Opfer dar für die Priesterrekrutierung und für die Bekehrung der Sünder."

Otto Zimmermann S. J.

Der hl. Alfons M. von Liguori und die Gesellschaft Jesu.

Wer etwa das Verhältnis zwischen Redemptoristen und Jesuiten nur aus ihrer Kontroverse über Probabilismus und Äquiprobabilismus kennen sollte, wird durch eine kleine Festgabe angenehm überrascht werden, die der bekannte holländische Moraltheologe P. J. L. Jansen C. SS. R. zum Jubiläum der Wiederherstellung des Jesuitenordens unter obigem Titel erscheinen ließ. (38 S. Holländisch-Nijmegen 1914, Malmberg.). Man weiß aus seinen früheren Schriften, wie entschieden der Verfasser im übrigen die Schulmeinung vertritt. Aber diesmal hat ihm lautere Freundschaft die Feder geführt, um zu zeigen, daß die Wertschätzung und Liebe, die seinen heiligen Stifter gegen die Gesellschaft beseelte, und die von den Jesuiten jener Zeit mit nicht geringerer Verehrung und Hingabe erwidert wurde, auch heute noch auf beiden Seiten fortbesteht.

Als Einleitung macht P. Jansen in sinniger Weise auf einige äußere Umstände aufmerksam, welche die Schicksale des hl. Alfons Maria zu Anfang und zu Ende in eine merkwürdige Verbindung mit den Jesuiten brachten. War es doch z. B. ein Jesuit, der große neapolitanische Volksmissionär Franz von

Hieronymo, der in den letzten Tagen des September 1696 an der Wiege des neugebornen Liguori erschien und der erstaunten Mutter die überragende Wirksamkeit ihres Sohnes, seine Bischofsweihe und sein ungewöhnlich hohes Alter von 90 Jahren vorherverkündigte. Derselbe Papst ferner, Pius VII., der am 7. August 1814 die Gesellschaft Jesu wiederherstellte, hat am 3. September 1816 den hl. Alfons Maria selig gesprochen. Seine Heiligsprechung aber erfolgte durch Gregor XVI. am 26. Mai 1839 zugleich mit der des hl. Franz von Hieronymo, der einst seine große Zukunft vorausgesagt hatte. Wie sehr man endlich in der Gesellschaft Jesu die Heiligkeit und Gelehrsamkeit des Gründers der Kongregation des allerheiligsten Erlösers schätzte, beweist das herrliche Schreiben, in dem sich der Jesuitengeneral P. Petrus Beckx am 27. August 1867 den zahlreichen Bischöfen anschloß, die von Pius IX. die Erhebung des Heiligen zur Würde eines Kirchenlehrers erbaten. P. Jansen bringt es im Wortlaut.

Mit ganz besonderem Interesse wird man aber die nun folgenden Angaben über die wissenschaftlichen Beziehungen des hl. Alfons Maria zu den Jesuiten lesen. Im Jahre 1748 erschien als sein erstes großes Moralwerk der Kommentar zur Moraltheologie des deutschen Jesuiten Busenbaum. Viele andere Jesuiten wurden darin beifällig angeführt. P. Zaccaria S. J., der die dritte Auflage als Zensor durchgesehen hatte, schrieb dafür auf Bitten des Verfassers den einleitenden Traktat über Kasuistik. Wie man weiter aus der Korrespondenz mit seinem Verleger Remondini in Venedig ersieht, suchte der Heilige wo möglich immer Jesuiten zu Zensoren zu bekommen. So schreibt er am 15. Februar 1756: „Ich empfehle Ihnen nochmals, mein Buch nicht durch einen Theologen strenger Richtung prüfen zu lassen. . . . Denn ich gehöre nicht zu dieser Richtung, ich halte mich an den Mittelweg. Ein Jesuitenpater, der würde am besten dafür sein, denn wirklich, das sind Meister in der Moral. Und wissen Sie, die Jesuiten haben in Neapel mein Buch öffentlich gelobt." (Corrisp. spez. n. 9.) Bald darauf heißt es in einem Briefe an denselben aus Neapel 30. März: „Ich bin wirklich froh, daß Sie die Prüfung meines Werkes einem Jesuiten anvertraut haben. . . . Denn ich halte mich meistens an die Meinung der Jesuiten, da dieselbe weder zu lax noch zu streng ist, sondern so, wie sie sein soll. Und wenn ich gegenüber einem jesuitischen Schriftsteller einer strengeren Ansicht folge, so stütze ich mich dabei fast immer auf die Autorität anderer Jesuiten, von denen ich das Wenige, was ich schrieb, gelernt zu haben bekenne. Denn ich sage es immer, sie waren und sind noch die Meister der Moral. Es ist übrigens nicht wahr, was einige Rigoristen behaupten, daß die Jesuiten einander wie Schafe nachgefolgt sind, denn in vielen Meinungen steht ein Autor gegen den andern. Ich habe getan, was mir das Gewissen als das Beste vorstellte. . . . Lassen Sie also das Buch durch einen Jesuiten nachsehen, es wird ihm gut gefallen." (Corrisp. spez. n. 10.) In einem Postskriptum vom 30. April 1753 aber bittet Liguori: „Wenn die Patres Jesuiten Achtung vor meinem Werke zeigen, so sagen Sie ihnen in meinem Namen, was ich von der Moral wisse (die Frucht meiner mehr als dreißigjährigen Studien), hätte ich von ihnen gelernt." (Corrisp. spez. n. 11.) — Erst in späteren Jahren, so fügt P. Jansen be-

merkenswerterweise bei, als der wüste Sturm, der sich gegen die Gesellschaft Jesu erhoben hatte, auch seine kleine Kongregation ernstlich bedrohte, sah sich Alfons Maria gezwungen, in seinen Büchern und wissenschaftlichen Korrespondenzen mehr dasjenige hervorzuheben, worin er von der Gesellschaft abwich, als das, worin er mit ihr übereinstimmte. Er mußte dafür sorgen, daß seine Kongregation nicht wegen „Jesuitenähnlichkeit" mit in den Wirbel hineingerissen würde. „Diese Beobachtung löst jeden Widerspruch, den man bei oberflächlicher Lesung zwischen Alfons' Zeugnissen aus früheren und späteren Jahren sehen könnte" (P. Jansen S. 19).

Volle Übereinstimmung herrschte stets auf aszetischem Gebiete, auf dem sich Liguori unverkennbar den Jesuiten anschloß. In Betreff der öfteren heiligen Kommunion, der Kinderkommunion, der Andacht zum göttlichen Herzen, des inneren Gebetes, der Gewissensrechenschaft, der geschlossenen Exerzitien folgte er den großen Meistern der Gesellschaft, „und sicher würde er in dem Streite, der gegenwärtig aus Anlaß der liturgischen Bewegung in einigen Gegenden gegen die Gesellschaft geführt wird, auf ihrer Seite stehn" (S. 22). Die Jesuiten haben es ihrerseits niemals an der nachdrücklichsten Empfehlung seiner erbaulichen Schriften fehlen lassen.

Weiterhin erzählt der Verfasser anmutende Einzelheiten über den persönlichen Verkehr des hl. Alfons Maria mit den Jesuiten. Es fehlte dabei nicht an launigen Zwischenfällen. Ein Beispiel: „Wie in allem, so übte Alfons auch in der Kleidung große Armut. Als er nun 1759 einmal von den Neapolitaner Jesuiten zu Tisch geladen war, boten diese ihm für sein abgenutztes Zingulum ein neues an, zugleich in der geheimen Absicht, auf diese Weise ein kleines Andenken an den hochverehrten Mann zu gewinnen. Aber der Heilige hatte die fromme List bald durchschaut. Dankbar empfing er den neuen Gürtel, aber auch den alten nahm er wieder mit" (S. 33). — Großen Schmerz bereitete dem Heiligen die Vertreibung der Jesuiten aus Neapel. Und als die völlige Aufhebung der Gesellschaft drohte, ergriff ihn ihr Schicksal, als ob es sein eigenes wäre. Die von P. Jansen mitgeteilten Briefe, die er um diese Zeit in Sachen der Jesuiten schrieb, beweisen, wie er nicht bloß zu trösten, sondern auch nach Kräften zu helfen suchte.

Bald sollte ja auch seine eigene Kongregation von dem gleichen Schicksal bedroht werden. Am 13. Januar 1777 forderte der Fiskalprokurator des Königreichs Neapel in einem ausführlichen Memorandum ihre Aufhebung, weil sie durch ihre ganze Regel nichts anderes als die Fortsetzung der unterdrückten Jesuiten sei. Seitdem ist die Rede von der Verwandtschaft der beiden Ordensgenossenschaften nicht mehr verstummt. Selbst bis in die niederländischen Wörterbücher ist die „Jesuitenähnlichkeit" gedrungen (S. 60). Im deutschen Kulturkampf hat sie die Redemptoristen mit den Jesuiten aus dem Vaterland getrieben. Nachdem jedoch die ersteren wegen ihrer offenbaren Ungefährlichkeit schon längst wieder zurückgerufen wurden, möchte man wünschen, daß nun auch den letzteren einmal ihre „Redemptoristenähnlichkeit" zugute käme und endlich auch für sie die Grenzschranken fielen.

Konrad Kirch S. J.

Das Kopernikanische Weltsystem im Vatikan einst und jetzt.

In der Hof- und Staatsbibliothek zu München wird ein griechischer Kodex[1] aufbewahrt, der folgende bemerkenswerte Eintragung aufweist: Clemens VII. Pont. Max. hunc codicem mihi dono dedit anno MDXXXIII Romae postquam ei, praesentibus Fr. Ursino, Joh. Salviati cardinalibus, Joh. Petro episcopo Viterbiensi et Mathaeo Curtio Physico, in hortis vaticanis Copernicanam de motu terrae sententiam explicavi. Albertus Widmanstadius cognomine Lucretius, serenissimi dmi secretarius domesticus et familiaris[2].. Also 1533 schon, zehn Jahre vor dem Erscheinen des Druckwerkes De revolutionibus und hundert Jahre vor dem festen Eintreten Galileis für das neue Weltsystem, hat Clemens VII. im zehnten Jahre seines Pontifikates durch den gelehrten Widmanstadt das Kopernikanische System sich und einem kleinen Gefolge, aus dem zwei Kardinäle namentlich aufgeführt werden, erläutern lassen. Seine Befriedigung hat er zum Ausdruck gebracht durch das Geschenk einer wertvollen griechischen Handschrift[3]. Widmanstadt, geboren zu Nellingen bei Ulm (1506), betrieb, von Reuchlin ermuntert, gelehrte Studien, insbesondere der griechischen, hebräischen und syrischen Sprache. Sowohl Lehrer als Mitschüler, die seinen Eifer bewunderten, beschenkten ihn öfter mit herrlichen orientalischen Handschriften, von denen eine schöne Reihe heute die Münchener Hof- und Staatsbibliothek ziert. Tätig war Widmanstadt zuerst als Geschäftsträger der bayerischen Herzöge, später ging er in österreichische Dienste, wurde Rat des Kaisers Ferdinand I. und zuletzt Kanzler von Niederösterreich[4].

Dieser historisch wichtige Vorgang einer ersten und genauen Erläuterung des Kopernikanischen Weltsystems vor dem damaligen Oberhaupte der katholischen

---

[1] Es ist der C. gr. CLI, der eine griechische Schrift des Alexander Aphrodisias enthält. An späterer Stelle steht die Anmerkung: Vidit Pius VI. Pont. Max. 30 aprilis 1782 cum Vindobona redux Monachii adesset. Steigenberger Bibliothek. „Dieses hat Pius VI. Pont. Max., als er von Wien zurückkam und in München weilte, eingesehen am 30. April 1782."

[2] „Papst Clemens VII. hat mir diese Handschrift zum Geschenk gegeben zu Rom 1533, nachdem ich zuvor ihm und den Anwesenden, den Kardinälen Fr. Ursino und Joh. Salviati, dem Bischofe Joh. Peter von Viterbo und dem Physiker Mathäus Curtius, in den Vatikanischen Gärten die von Kopernikus über die Bewegung der Erde aufgestellte These erklärt hatte. Albert Widmanstadt, zugenannt Lucretius, unseres erlauchtigsten Herrn Haus- und Privatsekretär."

[3] Specola Astronomica Vaticana, Inaugurazione, Romae 1912, 10: „e l'onorava dei titoli di suo segretario domestico e famigliare." Wenn die Verleihung dieses auffallenden Titels allein aus der im vorgedachten Kodex befindlichen Namensunterschrift Widmanstadts erschlossen ist, bleibt zu überlegen, daß Widmanstadt diese Eintragung vielleicht später zur Zeit seiner Kanzlertätigkeit vollzogen hat und zufügt: „serenissimi dni nostri . . ."

[4] Historisch-politische Blätter 1869, I. Bd, S. 497, Anm. 1. Steigenberger, Historisch-literarischer Versuch von der Entstehung und Aufnahme der kurfürstlichen Bibliothek in München 1784.

Christenheit ist nunmehr verewigt worden[1]. Beim Aufsteigen zur neuen Vatikanischen Sternwarte liest man an der Wand des Treppenhauses die in Stein gegrabenen Worte:

Johannem Vidmanstadium
Austriae. Cancellarium
De. Motu. Terrae. Circa. Solem
In. Hortis. Vaticanis. Disserentem
Clemens VII. P. M.
Pretioso. Codice. Donavit
Anno. Pont. X.[2]

Was einst dem deutschen Gelehrten und späteren österreichischen Kanzler Widmanstadt[3] die doppelte Ehrung seitens Klemens' VII. einbrachte, die lichte Einfachheit des neuen Weltsystems, ist jetzt nach neuen Experimenten lichtvoll dargestellt und erwiesen von einem deutschen Astronomen[4] an der neuen Vatikanischen Sternwarte. Bei diesen Experimenten handelt es sich zwar nur um die erste der drei Bewegungen der Erde, aber um greifbare und quantitative Nachweise der Schnelligkeit ihrer Achsendrehung. In Kürze hat früher diese Zeitschrift[5] zwei der angewandten Methoden besprochen, ausführlicher hat der Direktor der päpstlichen Sternwarte seine Arbeiten erläutert zuerst 1910 auf der Astronomen-Versammlung zu Breslau, dann 1912 Ende August zu Cambridge beim 5. internationalen Mathematiker-Kongresse. Was zu Frauenburg deutscher Gelehrtenfleiß teils beim Studium der antiken Astronomie vorgefunden[6] teils durch Forschung und stete Beobachtung des Himmels neu aufgeschlossen hat, das haben zwei andere Deutsche von den Ufern des Bodensees: einst 1533 Widmanstetter vor Klemens VII. erläutert und jetzt Hagen aus Bregenz vor Pius X. nachgewiesen und gemessen. Aus dem Bodenseegebiet entstammt auch Georg Joachim von Lauchen, geboren 1514 in Feldkirch in Rätien[7], der 1539 in Wittenberg seine Mathematikprofessur

[1] Spec. Astron. Vat. Inaugurazione 17. Novembre MCMX, Romae 1912, 16.

[2] Johannes Widmanstadt, den österreichischen Kanzler, der die Bewegung der Erde um die Sonne in den Vatikanischen Gärten auseinandersetzte, hat Papst Klemens VII. mit einer wertvollen Handschrift beschenkt im zehnten Jahre seines Pontifikates.

[3] Über Leben und Arbeiten des gelehrten Orientalisten Joh. Alb. Widmanstetter berichten die Histor.-polit. Blätter 1878, 513—531 739 f; vgl. L. v. Pastor, Geschichte der Päpste IV 2 (1907), 550, wo auf Marini II 351, Prowl I 2, 273 und Costanzi, La chiesa e le dottrine cop., Roma 1893, verwiesen ist.

[4] J. G. Hagen S. J., La Rotation de la Terre, ses preuves mécaniques anciennes et nouvelles, réd. en fr. par P. de Vergille S. J., Romae 1911, 179, VI.

[5] LXXIX 461 und LXXXIII 590.

[6] Gerland, Geschichte der Physik von den ältesten Zeiten bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts, München-Berlin 1913, 259. A. Nokk, Aristarchos über die Größen und Entfernungen der Sonne und des Mondes, Freiburger lit. Progr. 1854.

[7] Von Joachim Rätikus besitzen wir in Vorarlberg noch Dokumente, in denen sein Silberzeug — wohl zur Zeit seiner auswärtigen Studien — dem Stadtmagistrat

niederlegte, um Kopernigk in Frauenburg aufzuſuchen. Rhetikus brachte das vollendete Werk des Meiſters, deſſen Narratio prima de Libris Revolutionum Copernici 1540 in Danzig in erſter Auflage erſchienen war, nach Nürnberg, wo es gedruckt wurde. Auf ſeinem Sterbebette erſt konnte Kopernigk[1] das erſte Exemplar ſeines Werkes De revolutionibus vorgelegt werden im Jahre 1543; 1533 bereits hatte Klemens VII. durch Widmanſtetter deſſen Inhalt de triplici motu terrae, „von der dreifachen Bewegung der Erde", kennen gelernt und den eifrigen Verbreiter des neuen Weltſyſtems geehrt und belohnt; 1536 erſuchte der deutſche Kardinal Nikolaus von Schönberg O. Pr. (1472—1537) von Capua aus durch einen dringenden Brief den großen Aſtronomen um baldige Veröffentlichung des neuen Syſtems; wenigſtens möge er ihm eine auf ſeine Koſten anzufertigende Kopie zugehen laſſen.

Vom Kardinal Nikolaus von Cuſa (1401—1464) iſt 1874 durch Prof. Clemens aus einem Manuſkript der Spitalbibliothek von Kues bei Trier folgende Stelle bekannt geworden[2]: Consideravi quod terra ista non potest esse fixa, sed movetur ut aliae stellae. Quare super polis mundi revolvitur, quasi semel in die ac nocte[3]. Vielleicht handelt es ſich, wie Gerland anmerkt, nicht um die Umdrehung der Erde um ihre eigene Achſe noch um jenen Umlauf, den die Erde um die Sonne ausführt, ſondern um eine Drehung, welche mit der Erde auch die Sonne und der Fixſternhimmel — wenn auch verſchieden ſchnell (ut) — um die Pole der Weltachſe vollziehen.

---

zur Bewahrung überantwortet wird. — Rätikus war der erſte Beſitzer des nun in der Bibliothek des hochgräflich Noſtitzſchen Majorates zu Prag aufbewahrten Originalmanuſkriptes (Wolf, Geſch. d. Aſtron. [1877] 242; zit. Sirius VI, 111).

[1] Gigalſki, Nicolaus Coppernicus und Allenſtein, Allenſtein 1907, wendet eine andere Schreibweiſe des Namens an. Nach Wohlwill, Verhandlungen der Geſellſchaft deutſcher Naturforſcher und Ärzte, 74. Verſammlung zu Karlsruhe, II 2, Leipzig 1903, 130, iſt „Copernicus" richtig. Curtze (Wohlwill a. a. O. 130) ſchreibt den Namen des Vaters „Nikolaus Kopernigk". Der Aſtronom Kopernikus iſt 1473 in Thorn geboren, wohnte von 1516 bis 1525 im Allenſteiner Schloß als Statthalter ſeines Kapitels (Frauenburg) für die Ämter Allenſtein und Mehlſack, lebte von 1525 bis 1543 in Frauenburg.

[2] Bellino Carrara S. J., La s. Scrittura i. ss. Padri e Galileo sopra il moto della terra ossia il Sistema Copernicano e la santa Scrittura al tempo di Galileo, Milano, sec. ed. 1914, 24. Vgl. Opera Cusani, ed. Basileae 1565, 213; Gerland, Geſchichte der Phyſik 223; Adolf Müller S. J., Nikolaus Kopernikus, der Altmeiſter der neueren Aſtronomie, in dieſer Zeitſchrift Erg.-Heft 72; A. Heller, Geſchichte der Phyſik I, Stuttgart 1884, 253 ff.

[3] Ich habe darüber nachgedacht, daß die Erde nicht feſt ſtehen kann, ſondern in Bewegung iſt wie die andern Sterne. Sie dreht ſich alſo um die Pole der Welt, ungefähr einmal innerhalb eines Tages und einer Nacht. — Der Brief, den Kepler am 28. März 1605 an Hans Georg Herwart von Hohenburg (nicht Hohenwarth) richtet, ſpricht Lob der römiſchen Kirche, welche die Aſtrologie verworfen, die Kopernikaniſche Philoſophie der Diskuſſion frei belaſſen habe (Copernici philosophiam in medio suspensam reliquit. I. Kepleri Op. Omn. ed. Frisch, II 87).

Was Leo XIII. und Pius X. angefangen, unterhalten und gefördert haben, die Aufrichtung wie die instrumentale und literarische Ausstattung der Vatikanischen Sternwarte, das alles dient heute mit erfreulichem Erfolg und anerkannten Resultaten[1] zur Begründung und Mehrung unseres astronomischen Wissens. Hierfür zeugen die beiden Serien der bisherigen Veröffentlichungen der Specola Astronomica Vaticana 1911, 1912, 1913, die wir den PP. Hagen, Stein, de Mauroy, Sestini, de Vergille verdanken. Jos. Pasfrath S. J.

Kriegerdenkmale und künstlerische Kriegsandenken.

Denkzeichen an große Ereignisse entspringen dem menschlichen Drang, die Dunkel der Vergangenheit zu lichten und sich auszuweiten in die Zukunft. Die Steine müssen reden. Prägnanter als Bücher künden sie kommenden Generationen die Hauptzüge der Geschichte ihrer Vorfahren, wecken die Liebe zu Heimat und Vaterland und lassen in der Stille ein Heldentum heranreifen, das jederzeit bereit ist, sein Blut für die Ideale hinzugeben, für die es die Vorväter geopfert haben.

Unter den großen Zeiten der profanen Geschichte ist die unsere wohl die größte und an keinem Maßstab der Vergangenheit zu messen. Kaum gibt es mehr ein Dorf in unserem weiten Vaterlande, ja kaum in der ganzen zivilisierten Welt, das nicht unter dem Donnern naher oder ferner Kanonen erschauert und seine besten Söhne zum Siegen oder Sterben ausgesandt hat.

Diese Zeit muß verewigt werden in Schrift und Stein, in Buch und Bild, in Dichtungen und Liedern. Der Dank an unsere tapfern Helden soll sich nicht nur in begeisterten Worten und innigen Gebeten aussprechen, in Stein und Erz eingegraben soll er sich weiter vererben bis in die fernsten Geschlechter und ihnen inmitten der Segnungen des Friedens von den fast übermenschlichen Opfern erzählen, die wir für sie gebracht haben. Das schöne Wort, das ein braver Landsturmmann bei Beginn des Krieges an den Eisenbahnwagen geschrieben hat: „Auf daß unsere Kinder es gut haben", soll ihnen wie eine stete Mahnung zu Dank und gleichem Opfermut im Ohr klingen.

Nun sind wir ja nach menschlichem Ermessen noch weit vom Frieden entfernt, und doch regt sich bereits in Stadt und Land ein geschäftiges Interesse für Errichtung von Kriegerdenkmälern. Und das ist gut so. In bello para pacem. Diese Friedensvorarbeit gibt eine heilsame Ablenkung von dem ewigen Brennen und Morden, das uns die Tageszeitungen berichten. Es ist aber nötig, daß diese Vorarbeiten planmäßig geschehen, sonst wird das teure Geld für wertlose Dinge ausgegeben. Auch nach dem 1870er Kriege war ja eine große Anzahl von Kriegerdenkmälern entstanden, aber das damalige ästhetische Empfinden war so verflacht, daß nur weniges sich über den gewöhnlichen Kitsch erhebt und das meiste ein unangenehmes, hohles und pathetisches Wesen zur Schau trägt. Da sind die einfachen Steinplatten mit den Namen der Gefallenen immer noch besser.

---

[1] B. Latour, Nouvelle démonstration expérimentale de la rotation de la terre: Cosmos 59 [1910] n. 1364, p. 546—551, 3. fig.

Damals fehlte es auch an großen Organisationen, die sich von echt künstlerischem Geiste getragen der Sache angenommen hätten und weniger erfahrenen Auftraggebern mit Rat und Tat beigestanden wären. Heute ist es um vieles besser geworden. Der durchschnittliche Geschmack hat sich gehoben, und große leistungsfähige Vereinigungen, wie in München die Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst, in Köln die Ars sacra, haben Konkurrenzen ausgeschrieben und eine große Reihe tüchtiger Künstler für die Mitarbeit an diesem schönen Werke begeistert. Wer sich darum an sie wendet, hat die Gewähr, daß er für sein Geld eine gute künstlerische Arbeit erhält. Beide Vereinigungen sind gern bereit, unentgeltlich Auskünfte in einschlägigen Fragen zu erteilen. So hat niemand mehr eine Entschuldigung, wenn er seine Aufträge an ungeprüfte Kräfte abgibt.

Es dürfte auch den Lesern unserer Blätter nicht unerwünscht sein, einige Leitgedanken in der Kriegerdenkmalfrage zu vernehmen. Sie sind ja nicht originell und meist schon in den Konkurrenzausschreiben der genannten Vereinigungen enthalten[1]. Aber diese Gedanken sollen in die weitesten Kreise dringen, damit geschäftshungrigen Leuten, die das Land durch minderwertige Ware überschwemmen möchten, von vornherein die Türen versperrt werden. Möchte namentlich auch der Klerus darüber wachen, daß eine so ausgezeichnete Gelegenheit, den Volksgeschmack zu heben und zu veredeln, nicht ungenutzt bleibe.

Denkmäler profanen Charakters wollen wir im folgenden gänzlich beiseite lassen. Wir können es doch nicht verhüten, daß sich da und dort geschmacklose und heidnische Motive breit machen, wenn die Kommunalbehörden nicht Rücksicht nehmen auf den christlichen Sinn des Volkes. Aber von solchen Ungehörigkeiten ganz abgesehen, verschweigen solche rein profanen Denkmale gerade die Grundstimmung, aus der heraus unser Volk den Krieg führt. Sie unterschlagen der Nachwelt gerade eines der schönsten und erhebendsten Momente. Der Wahlspruch des Kaisers „Mit Gott für König und Vaterland" wird durch solche Denkmale seiner Krone beraubt. Es ist ungleich schöner und der Wirklichkeit entsprechender, mit dem Denkmal den Hinweis auf die Ewigkeit zu verbinden und es zugleich als Anreger frommer Fürbitte auszugestalten.

Das schönste Denkmal wäre wohl eine Gedächtniskapelle, sei es an isoliertem Platz oder in Form eines Anbaues an die Hauptkirche. Vielleicht wäre es gut, die heilige Messe dort nur für gefallene Soldaten oder später sterbende Kriegsteilnehmer zu lesen. Die erste Zweckbestimmung würde durch ein solches Reservatrecht kräftig betont. Auch die Innenausstattung einer solchen Kapelle müßte nach einem einheitlichen, alle Details dem Grundgedanken unterordnenden Plane ausgeführt werden, für begabte Künstler eine Aufgabe von hohem Reiz. Man möchte glauben, daß in größeren Gemeinden doch leicht die Mittel für eine solche Gedächtniskapelle aufgebracht werden könnten. Auch die heimkehrenden Krieger würden gewiß gern ihr Scherflein für den schönen Zweck beitragen.

[1] Vgl. auch die Aufsätze von Staudhamer im 7. Jahrgang des „Pionier" und von Dr Andreas Huppertz in der „Kölnischen Volkszeitung" Nr 965 vom 8. November 1914.

Billigere und doch recht wirkungsvolle Denkmale ließen sich in Form der in Süddeutschland gebräuchlichen Bildstöcke und Feldkreuze herstellen. Sie wirken am besten auf offenem Felde und geben einer Landschaft meist ein recht anheimelndes Gepräge.

Mit Recht macht Dr Huppertz auf die schöne Sitte der mittelalterlichen Epitaphien aufmerksam. Unsere Künstler finden in den Schätzen der Vergangenheit herrliche Muster für Neuschöpfungen. Ausführungsmöglichkeiten bieten sich mannigfaltige in Freiplastik, Relief, Mosaik, in Materialien wie Holz, Stein, Kupfer, Erz. Sehr passend wäre es auch, einen Erinnerungsaltar an den Krieg zu errichten oder ein gemaltes Kirchenfenster zum Gedächtnis der Gefallenen anzubringen. Gerade die Glasmalerei steht technisch heute außerordentlich hoch und verdient jegliche Förderung. Der Künstlerbund für Mosaik und Glasmalerei hat unlängst eine Reihe von Entwürfen herausgegeben, die manche aussichtsreichen Richtlinien weisen.

Natürlich ist auch der Friedhof ein sehr geeigneter Ort für ein religiöses Kriegerdenkmal. Hier spricht ja die Vergänglichkeit alles Irdischen am lautesten zum Herzen, und Ewigkeitsgedanken ziehen in die Seele und drängen sie zum Gebet.

Als kleinere Gedächtnisgegenstände für öffentliche Zwecke dürften sich Votivleuchter und Votivtafeln, Ampeln, Fahnen und ähnliche kirchliche Gebrauchsgegenstände empfehlen, auch schwarze Kaseln mit entsprechenden Stickereien, die für Krieger-Seelengottesdienste verwendet werden könnten.

Schon jetzt zeigt sich eine lebhafte Nachfrage nach Kriegsandenken für Haus und Familie. Hier ist besonders Wachsamkeit nötig, damit nicht allerlei Schundwaren eine unverdiente Verbreitung finden. Denkmünzen, Erinnerungsblätter, Weihwasserbecken und ähnliche Dinge lassen sich ja um billigen Preis in Massen reproduzieren. Um so wichtiger ist es, daß nur vollwertige Originale hierfür benützt werden. Von besonderem persönlichen Wert sind künstlerische Einfassungen feindlicher Geschosse und Granatsplitter; sie regen die Erinnerung an Kriegserlebnisse und glücklich überstandene Gefahren besonders mächtig an. Ich erinnere mich noch gut, wie ich in jungen Jahren mit Vorliebe an einem Bauernhaus vorbeiging, in dessen Giebel etliche französische Kanonenkugeln aus der Zeit der Befreiungskriege in symmetrischer Anordnung eingemauert waren. Damals gab es noch manches alte Männlein oder Weiblein, dem der Anblick dieser Kanonenkugeln stets eine Reihe selbsterlebter Episoden aus jener harten Zeit entlockte.

Unterdessen konnte die Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst bereits die eingelaufenen Konkurrenzarbeiten im Studiengebäude des bayrischen Nationalmuseums der Öffentlichkeit vorführen. Die Zahl der eingereichten Entwürfe dürfte das Tausend wohl überschritten haben, ein Beweis von der regen Anteilnahme der Künstlerschaft. Auch die Zahl der Besucher war eine außergewöhnlich hohe. Die Leistungen waren zum weitaus größten Teile vorzüglich, so daß die Preisrichter gewiß keine leichte Aufgabe hatten, obwohl sie mit Auszeichnungen und Anerkennungen nicht sparten. Es finden sich denn auch unter den nicht preis-

gekrönten Arbeiten noch viele, die hohen Lobes wert sind. Hypermoderne Versuche fanden erfreulicherweise keinen Platz. Das süddeutsche Barock, allerdings in origineller Umformung, war sehr stark vertreten, und es läßt sich auch nicht leugnen, daß gerade für Süddeutschland das Barockempfinden viel tiefer im Volke sitzt als im Norden. Die Gotik wirkt hier kalt und gewinnt kein rechtes Verhältnis zu den Menschen. Die Kölner Ausstellung der Ars Sacra wird zweifellos ein anderes Bild ergeben bei gleichem inneren Wert. Am stärksten waren Plastik und Architektur vertreten, verhältnismäßig schwach, auch in der Qualität, die Malerei. Besonders hätte man mehr von Mosaik und Glasmalerei erwarten können; das Wenige war aber recht gut.

Die Ausstellung hat somit den Beweis erbracht, daß man am besten tut, wenn man alle seine Aufträge durch die Vermittlung so weit verzweigter und von künstlerischem Geiste getragener Vereinigungen erledigt. Man hat sich daran gewöhnt, zu einer Zeit, wo man mit dem Notwendigsten sparen muß, die Kunst als etwas Überflüssiges zu betrachten, und dachte nicht, daß man durch solche Sparsamkeit die Existenz so vieler Künstler in Frage stellt. Diese brauchen ihr tägliches Brot ebensogut wie andere Leute, und es bewiese wenig sozialen Sinn, die Künstlerwelt hungern zu lassen und sein Geld in übertriebener Vorsicht in den Schrank zu schließen. Möchten darum möglichst viele Bestellungen den Eifer unserer Künstler anspornen und lohnen. Auch das ist eine vaterländische Tat.

Joseph Kreitmaier S. J.

UT TESTIMONIUM PERHIBEAM VERITATI

Gegründet 1865 von deutschen Jesuiten

Stimmen der Zeit, Katholische Monatschrift für das Geistesleben der Gegenwart. Herausgeber und Schriftleiter: Hermann Muckermann S. J., München, Giselastraße 31 (Fernsprecher: 32749). Mitglieder der Schriftleitung: J. Kreitmaier S. J., H. A. Krose S. J., R. v. Nostitz-Rieneck S. J. (zugleich Herausgeber und Schriftleiter für Österreich-Ungarn), J. Overmans S. J., M. Reichmann S. J., O. Zimmermann S. J.

Verlag: Herdersche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau (für Österreich-Ungarn: B. Herder Verlag, Wien I, Wollzeile 33).

Von den Beiträgen der Umschau kann aus jedem Heft einer gegen Quellenangabe übernommen werden; jeder anderweitige Nachdruck ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet.

Eine Stunde der Entscheidung für die katholische Caritas.

Der 16. und 17. April sah im Plenar-Sitzungssaal des deutschen Reichstags die „Allgemeine deutsche Tagung über soziale Fürsorge für Kriegerwitwen und Kriegerwaisen", einberufen vom Deutschen Verein für Armenpflege und Wohltätigkeit. Unter Anteilnahme vieler Regierungen fanden sich dort die Vertreter der bekanntesten Wohlfahrtsverbände Deutschlands ein. Auch die verbündete Donaumonarchie war durch Namen von gutem Klang vertreten. Am Schlusse der Tagung wurden vom Vorsitzenden des Deutschen Vereins Justizrat Dr Ruland in Kolmar i. E. folgende fünf Richtlinien zur Annahme vorgeschlagen:

I. Den Kriegerwitwen und Kriegerwaisen ist neben der gesetzlichen Rente eine soziale Fürsorge zu leisten.

II. Diese Fürsorge ist unter tunlichster Zusammenfassung der bestehenden Organisationen durch eine vom Staate geleitete Stelle auf das ganze Deutsche Reich auszudehnen.

III. Als örtliche Vertretung dieser Fürsorge ist ein Organ der Gemeindeverwaltung geeignet, dessen Aufgabe es sein wird, die Zersplitterung der örtlichen Hilfskräfte zu vermeiden.

IV. Die Tagung beauftragt einen Arbeitsausschuß mit dem Rechte der Zuwahl, einleitende Schritte zur Organisation einer solchen allgemeinen sozialen Fürsorge für die Kriegerwitwen und -waisen zu tun.

V. Der für die gegenwärtige Tagung zusammengetretene Ausschuß wird als Arbeitsausschuß mit dem Auftrag eingesetzt, sich möglichst aus allen in Betracht kommenden Organisationen zu ergänzen und sich mit den Behörden in Verbindung zu setzen.

Diese Sätze wurden ohne Widerspruch angenommen. Sie waren, um dies zu erzielen, wohl absichtlich weit gehalten und vom Einbringer ausdrücklich nicht als Leitsätze, sondern als Richtlinien bezeichnet worden. Es ist aber immerhin bemerkenswert, daß von den elf Referaten keines die in den Richtlinien ausgesprochene Zusammenfassung zum Gegenstand hatte und von den im Druck vorliegenden Leitsätzen zu den Berichten keiner diese

Richtlinien unmittelbar vorbereitete. Ein einziger Berichterstatter ging, über seine Leitsätze hinausgreifend, kurz auf Organisationsfragen ein. Auch die Aussprache konnte deshalb diese Fragen nur gelegentlich streifen; nach Einbringung der Richtlinien verlangte die vorgerückte Stunde und die einsetzende Abwanderung der Teilnehmer gebieterisch nach Schluß der Tagung. So stehen wir vor der eigenartigen Tatsache, daß die von der Tagung gut geheißenen Richtlinien eigentlich nichts weniger als ein Ergebnis der Verhandlungen darstellen. Um so mehr aber sind sie als Willensausdruck der führenden Kreise auf dem Gebiet der Wohlfahrtspflege anzusprechen. Mag die Einbringung der Richtlinien im Zusammenhang der Tagung überraschend gewesen sein; die Ausführung derselben darf die katholische Caritas nicht überraschen. Wo es not tut, muß sie sich noch in elfter Stunde rüsten und bereiten, mit im Bunde sein zu können beim großen Werk der Hilfe.

Langsam, aber stetig und sicher sah das kundige Auge die in den Richtlinien niedergelegten Organisationsgedanken heranreifen. Wie über Nacht hat die Gluthitze des Kampfes sie zunächst für die Kriegsfürsorge hart vor die Reife gebracht. Gewaltig und gebieterisch tritt die große Zeit an jede Richtung der Wohlfahrtspflege und Liebestätigkeit heran. Sie verlangt von ihnen ausgebaute Organisationen, geeignet zu planmäßiger und dadurch ersprießlicher Arbeit. Sie stellt sie vor die Entscheidung, entweder als festgefügter Organismus mit den öffentlichen Verbänden Hand in Hand zu arbeiten oder aber in kleinlicher Zersplitterung und Vielköpfigkeit vom großen Getriebe der öffentlichen und halböffentlichen Organisationen beiseite geschoben, wenn nicht völlig aufgesogen zu werden.

Die Richtlinien fordern eine Ausdehnung der organisierten Kriegsfürsorge über das ganze Reich mit örtlichen Vertretungen, sie verlangen eine Zusammenfassung der Einzelorganisationen unter Führung der öffentlichen Organe. Die erste Forderung drängt das Leid, das dem Krieg folgt, von selbst auf. Dieses Leid kennt nicht den Unterschied von Stamm noch Stand. Es trifft Stadt und Land. Die Hilfe muß überall gegenwärtig sein, ausgedehnt über das ganze Reichsgebiet, leicht zu erreichen an jedem Ort für jedermann. Die Kriegsfürsorge stellt manche neue Aufgaben, fordert rasches Handeln, Kenntnis und Nützung zahlreicher Gesetzesbestimmungen, Verwaltungsverordnungen, der Hilfsmittel und -quellen verschiedenster Art. Nicht jeder kann sich selbst all diese Kenntnisse erst erarbeiten. Austausch der gegenseitigen Erfahrungen, Aufklärung und Unterricht durch Zentral-

stellen ist notwendig. Dies alles bedingt wieder Zusammenfassung der einzelnen Fürsorgestellen zunächst innerhalb der einzelnen Gruppen und Verbände; weiter dann, wenn schon weniger straff, eine Verbindung der gesamten Wohlfahrtspflege. Ein Faktor von nicht geringerer Bedeutung kommt noch hinzu. Kriegszeit bedeutet eine Zeit höchster Machteinheit, geradezu diktatorischer Gewalt. Die furchtbaren Wunden sind geschlagen unter der Herrschaft eines so vollkommenen Organismus, wie ihn unser Heerwesen darstellt. Derselbe Organismus ist berufen und fühlt sich auch berufen, an erster Stelle an der Heilung jener Wunden mitzuwirken. Die freie Liebestätigkeit kann hier nur an seiner Seite arbeiten. Die enge Zusammenarbeit mit den Behörden, militärischen wie zivilen, können aber die Verbände am leichtesten ausführen, die über eine jenen Behörden ähnliche Organisation möglichst in deren ganzem Wirkungsbereich verfügen. So sehen wir es z. B. jetzt bei den Vereinen vom Roten Kreuz. Will eine Organisation überall auf gebührende Berücksichtigung rechnen, so muß sie Sorge tragen, daß alle Behörden und Instanzen ihre entsprechenden Organe leicht angehen können. Sie muß sich innerhalb des Reichsverbandes in Landes- bzw. Bezirks- und Ortsverbände gliedern. Dem kirchlichen Charakter der Caritasverbände gemäß treten hier an die Stelle der Landes- und Bezirksvereine die Diözesanverbände.

Dagegen birgt die Forderung einer Zusammenfassung der bestehenden Organisationen unter staatlicher und kommunaler Leitung manch schwieriges Problem in sich. Die Richtlinien der deutschen Tagung sprechen allerdings nur von Kriegsfürsorge, von sozialer Fürsorge für Kriegerwitwen und Kriegerwaisen. Auf diesem anscheinend scharf und eng begrenzten Gebiet soll den aufgestellten Sätzen gemäß eine Zusammenfassung der Kräfte stattfinden. Wäre damit die Bedeutung der Tagung erschöpft, so würde man wohl verhältnismäßig leicht zu einem allseitig befriedigenden Ergebnis gelangen. Doch wie die Grundgedanken der Richtlinien weit in die Zeit vor dem Kriege zurückreichen, so geht ihre Tragweite auch weit über die Kriegsfürsorge hinaus. Schon auf der außerordentlichen Tagung der Deutschen Vereinigung für Krüppelfürsorge am 8. Februar hatte der Schriftführer dieser Vereinigung, Professor Dr Biesalski, dem Gedanken Ausdruck gegeben, daß sich aus dem Zusammenarbeiten der Behörden und freien Vereinigungen in der Kriegsbeschädigten-Fürsorge das von vielen geforderte Wohlfahrtsamt entwickeln könne. Auf der vom Deutschen Verein für Armenpflege einberufenen Tagung forderte der einzige Berichterstatter,

Amtsgerichtsrat Dr Köhne in Berlin, der auf die Organisationsfragen näher einging, nicht etwa Kriegsfürsorgeämter, sondern ganz allgemein unter Nutzung des Augenblicks Jugendämter bzw. Wohlfahrtsämter, die auch die Jugendfürsorge in ihr Arbeitsgebiet einbeziehen sollen. Wie eine Beschränkung auf Kriegsfürsorge allein geradezu unmöglich ist, ergab sich unmittelbar aus der Behandlung des Themas: Kriegerwitwen. Immer und immer wieder standen allgemeine soziale und caritative Fragen zur Erörterung. Die Fürsorge für die Hinterbliebenen wie auch für die dauernd Kriegsbeschädigten und deren Familien wird eben noch auf Jahrzehnte hinaus sich in fast allen Zweigen der Liebestätigkeit bemerkbar machen.

Es muß somit ernstlich mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß die Kriegsfürsorgeämter oder Zentralen sich zu allgemeinen Wohlfahrtsämtern auswachsen. Dann aber ist jetzt die Entscheidungsstunde für die Gestaltung der sozialcaritativen Tätigkeit auf absehbare Zeit hinaus gekommen. Was sich jetzt nicht behauptet, wird später sich nur schwer durchsetzen können. Dies fühlten auch die leitenden Persönlichkeiten der alten Wohlfahrtsverbände. Die Organisations- und Zentralisationsgedanken der Kriegsfürsorge liegen gleichsam in der Luft. Neue Organisationspläne tauchten auf. Organisationen, die bisher in der Fürsorgetätigkeit kaum bekannt waren, traten plötzlich mit großen Mitteln und weitgehendem Einfluß auf den Plan. Es kam so weit, daß Dr R. v. Erdberg im Organ der Zentralstelle für Volkswohlfahrt, der „Concordia" vom 15. März 1915, schreiben konnte: „Der Dilettantismus feiert förmliche Orgien, und das weite Gebiet der Volkswohlfahrt scheint ihm hierzu der geeignete Tummelplatz." Über einen der neuen Pläne urteilt er: „Was an seinen Gedanken durchführbar ist, ist nicht neu, und was an ihm neu ist, ist nicht durchführbar." So konnte man es nur begrüßen, daß der Vorstand des Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohltätigkeit die alt bekannten und bewährten Verbände zu einer Tagung in Berlin zusammenrief und den Satz aufstellte, die bestehenden Organisationen zusammenzuschließen. Tatsächlich erbrachte die Fülle der vertretenen Verbände und Vereine auch den Nachweis, daß es durchaus keiner Neuschöpfungen bedarf. Wohl aber müssen die alten Verbände sich für die Aufgaben der Kriegsfürsorge rüsten und ihnen anpassen.

Dasselbe Recht der Selbstbehauptung, dieselbe Aufgabe für die Zukunft wie die Gesamtheit der bestehenden Verbände hat auch jeder einzelne Verband. Dieses Recht und diese Auf-

gabe hat auch unsere katholische Caritas, vertreten durch die Caritasorganisationen. Wir verlangen und müssen verlangen, daß der katholischen Caritas überall der Vortritt bei der Liebestätigkeit unter unsern Glaubensgenossen uneingeschränkt anerkannt und auch tatsächlich eingeräumt wird, daß dort, wo Behörden und freie Tätigkeit zusammenarbeiten, die Behörden sich in der Sorge für Katholiken zunächst an katholische Verbände wenden. Dagegen können wir nicht verlangen, daß, falls wir dennoch die Hände in den Schoß legen, die Arbeit überhaupt unterbleibt und keine andern dann unsere Stelle einnehmen. Verlangen wir deshalb das Recht, für uns selbst zu sorgen, so haben wir auch die Pflicht, diese Sorge tatkräftig zu leisten. Dies schulden wir der großen Vergangenheit unserer Caritas, wir schulden es unsern Glaubensgenossen, unserem eigenen Gewissen. Wir schulden dies aber auch unserem ganzen Volk, der gesamten Wohlfahrtspflege unseres Vaterlandes.

Die Caritas spendet einen wichtigen, in seiner Eigenart unersetzlichen Beitrag zur Gesamtleistung. Geheimrat Dr Beutler, Oberbürgermeister von Dresden, kleidete in seiner Begrüßung des 16. Caritastages diese Eigenart in die schönen Worte: „Wir werden durch Pflege der Gesundheit allein den Menschen nicht glücklich und zufrieden machen, wenn wir nicht auch seine Seele retten und ihn mit der Liebe umgeben, die er so notwendig braucht wie die Lebensluft." Diesen Geist zu erhalten, will er das Beispiel der christlichen Organisationen nicht missen. Die Aufgabe, die unserer Caritas im Rahmen der allgemeinen Wohlfahrtspflege zufällt, ist sonach vor allem eine geistige. Diese Aufgabe wird sie aber auf die Dauer und vollkommen nur dann leisten können, wenn die katholische Caritas überall ihre eigenen Organe besitzt. Die katholische Caritas hat ihre ureigenen Lebensquellen. Ihr Wurzelboden liegt in einem Reich, das nicht von dieser Welt ist. Sie schöpft ihre Kraft aus den Worten und Lehren des Heilandes, sie schöpft sie aus dem Gnadenquell der heiligen Sakramente. Die katholische Caritas hat in der glanzvollen Reihe der Heiligen ihre Vorbilder; in den geistlichen Genossenschaften eine Schar von Berufsarbeitern, die nur auf dem Boden der Kirche erwachsen kann.

Unsere Fürsorgearbeit rühmt sich gewiß nicht, als einzige Seelendienste zu leisten, aber sie sieht in der Seelenarbeit das Vornehmste, Höchste ihrer Arbeit. In dieser Seelenarbeit aber müssen sich notwendig unsere Wege und Mittel von jenen anderer trennen. Um ihre volle Kraft und Stärke entfalten zu können, wird deshalb die katholische Caritas nach dem Worte

des hl. Paulus allen Gutes tun — gewiß —, besonders aber auch den Glaubensgenossen. Es müssen sich zunächst die Gleichgesinnten, die allerwegen zusammengehen können, zu gemeinsamer Arbeit zusammenschließen. Je kräftiger dann das eigene Leben quillt, um so reichlicher wird es auch andere befruchten und unterstützen können. Es kann deshalb auf keinen Fall genügen, nur in den allgemeinen neutralen Verbänden, Kriegsausschüssen usw. sich zu betätigen. Der Anschluß hat vielmehr als geschlossene Körperschaft stattzufinden. Nur dann wird die Caritas ihre segensreiche Kraft voll entfalten können, nur dann können die Kräfte zweckentsprechend verteilt und angewandt werden. Aus dieser Kenntnis heraus und auf Grund alter Erfahrung und Übung wünschen auch die Richtlinien nicht eine Verschmelzung der einzelnen Organisationen, sondern deren korporativen Zusammenschluß.

Die katholische Caritas darf deshalb, wenn sie bestrebt ist, im zeitgemäßen organisatorischen Ausbau fortzuschreiten, des Wohlwollens und auch Entgegenkommens weiter Kreise von Behörden und Zentralstellen sicher sein. Aber es wäre eitle Selbsttäuschung zu glauben, daß ihr nirgends entgegengearbeitet würde. Sie hat sich nicht nur gleich den andern bestehenden Organisationen allerhand Neugründungen gegenüber zu behaupten; sie hat vor allem zwei Strömungen im Auge zu behalten, die bereits vor dem Kriege eingesetzt hatten und nach dem Kriege wohl auch weiter wirken werden. Die erste dieser Strömungen trachtet danach, möglichst weite Gebiete der Wohlfahrtspflege und Fürsorge unter Leitung der Gemeinde zu bringen, und richtet sich insofern gegen alle selbständigen Wohlfahrtsorganisationen. Die zweite geht auf eine Entchristlichung der gesamten Fürsorgetätigkeit aus. Auch diese Bewegung trifft andere Organisationen der christlichen Liebestätigkeit zugleich mit der katholischen Caritas. Es läßt sich zwar nicht verkennen, daß durch den Krieg der Einfluß und die Bedeutung der freien Liebestätigkeit gewaltig gehoben wurden. Aber ebenso haben auch kommunal- und staatssozialistische Gedanken neue Nahrung erhalten. Es bleiben darum die Leitsätze, die der Vorstand des Caritasverbandes der 61. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Voraussicht der kommenden Entwicklung zu Münster vergangenen Sommer vorlegen wollte, auch für die neue Kriegsfürsorge und ihre Organisationsformen in Geltung. Die katholische Caritas betrachtet hiernach die Bildung städtischer Wohlfahrts-, Armen- und Jugendämter als eine innere Angelegenheit der städtischen Verwaltung. „Insofern jedoch

das städtische Wohlfahrtsamt sich als Mittelpunkt der gesamten öffentlichen und privaten Wohlfahrtspflege darstellt . . ., erklärt sich auch die katholische Caritas an diesen Bestrebungen interessiert." Die Leitsätze betonen die Eigenart der Caritas in ihren Beweggründen, Arbeitsweisen und letzten Zielen. „Deshalb ist für sie eine Unterordnung unter die Leitung einer städtischen Zentrale oder ein Aufgehen ihrer Tätigkeit in der öffentlichen Armenpflege ebensowenig möglich wie eine grundsätzliche Beschränkung ihrer Arbeitsgebiete und eine Verkürzung ihrer Selbständigkeit. Dagegen wird sie die von dieser Seite gebotenen gesetzlichen und materiellen Hilfsmittel, die technische Vervollkommnung der Arbeitsmethoden und deren wissenschaftliche Leistungen dankbar anerkennen und annehmen." Sie ist zu planmäßiger vertrauensvoller Mitarbeit in der öffentlichen Armenpflege, in der gesetzlichen Jugendfürsorge bereit. Sie erklärt aber insbesondere die Linderung der sittlichen, geistigen und religiösen Notstände unter ihren Glaubensgenossen als ihr bevorzugtes Gebiet. Als notwendige Vorbedingung einer ersprießlichen Wirksamkeit wird für die caritative Erziehungstätigkeit wie die Jugendpflege überhaupt die konfessionelle Grundlage verlangt. Die hier gegebenen Gesichtspunkte werden auch bei der Ausführung der in Satz 3 der Richtlinien gegebenen Maßnahmen Berücksichtigung finden müssen. Wir dürfen nicht zulassen, daß sich auf dem Umweg über die Kriegsfürsorge Organisationsformen festsetzen, die der kirchlichen und freien Liebestätigkeit selbständiges Schaffen unterbinden, sie auf Gnade und Ungnade den öffentlichen Verbänden verschreiben. Die Erfahrung aber lehrt bis zur Stunde, daß dort, wo die freie Liebestätigkeit, auch die katholische, selbst über eine gute Organisation verfügt, die im einzelnen gewiß oft recht schwierige Frage des Zusammenarbeitens mit der öffentlichen Fürsorge und andern Verbänden am leichtesten eine allseits befriedigende Lösung findet.

Vielerorts begegnet sich diese kommunalsozialistische Strömung mit einer andern, die alles Caritative ausmerzen möchte und nur noch von „sozialer" Fürsorge und Tätigkeit redet. Schon seit Jahren versuchten weite Kreise, vielfach in agitatorischer Absicht, jegliche Liebestätigkeit in Verruf zu bringen. Man nannte frischweg so ziemlich alles „sozial", was irgendwie zugleich auch dem Volksganzen dient. Und welch echtes Caritaswerk tut dies nicht? Man entleerte den Begriff des Wohltuns und der Liebestat aller edlen und brauchbaren Merkmale und ließ ihm dafür nur Schlacken und Abfall zurück. So war es vielfach gelungen

zwischen sozialem und caritativem Tun, das sich in Wahrheit doch so innig und glücklich ergänzt, einen häßlichen Widerspruch herauszupressen. Aus solch verstiegenen Selbstkonstruktionen heraus vermochte eine Frau mit Namen selbst angesichts der Wunden des Krieges zu schreiben: „Schon an diesem Problem (der Arbeitslosigkeit) hätte der Verband der Landesfrauenvereine vom Roten Kreuz scheitern müssen, wenn ihm allein die Aufgabe seiner Lösung zugefallen wäre. Denn auf Grund seiner ganzen Organisation und bisherigen Tätigkeit wirkt er, vom Gefühl christlicher Barmherzigkeit, nicht von der Erkenntnis sozialer Schäden ausgehend, wesentlich im Sinne des Wohltuns, statt in dem sozialer Fürsorge. Ganz abgesehen davon, daß Wohltätigkeit, die notwendig die herablassende Gebärde des Gebenden und die Demut des Empfangenden zur Voraussetzung hat, etwas innerlich Überwundenes ist und die Zeit nicht mehr fern sein dürfte, wo der Wohltäter vor dem Armen erröten wird — nicht umgekehrt! —, wirken Almosen gegenüber der Arbeitslosigkeit entweder als eine Prämie auf die Faulheit oder wie eine Brotattrappe auf den Verhungernden. Die hl. Elisabeth wird dieses Sphinxrätsel der kapitalistischen Wirtschaftsweise niemals auch nur für Augenblicke lösen können." [1] Es würde an sich genügen, diesen Zeilen, deren Schreiberin offenbar sich über den Unterschied einer Gewerkschaft und eines Vereins vom Roten Kreuz nicht klar ist, die Worte einer andern Frau, der Leiterin der Berliner sozialen Frauenschule, Dr Alice Salomon, auf der deutschen Tagung gegenüberzustellen: „Ströme der Liebe müssen lebendig werden, wenn wir mit der Absicht nahen zu helfen." Wie zu keiner andern Zeit gilt es, in der Fürsorge jetzt „Seelsorgsarbeit" zu leisten, brauchen wir Diener der fürsorgenden Liebe. Aber leider bleiben Worte, wie wir sie oben lasen, nicht leere Worte. Weite Kreise stehen unter ihrem Banne. Und gerade diese Kreise kamen in unsern großen Städten im Gefolge des Krieges zu Einfluß. Es sind doch bedenkliche Sturmzeichen, wenn in einer deutschen Hauptstadt sich das Bestreben offenbart, die Unterbringung der auf städtische Kosten unterhaltenen Kinder in konfessionellen Anstalten möglichst zu bekämpfen und zu beschränken, und in einer andern deutschen Hauptstadt nach glaubwürdigen Mitteilungen die Mehrheit der „nationalen Frauen" es nicht zuließ, daß in einem Flugblatt an die Kinder das Brot eine Gabe Gottes genannt wurde. Solche Vorkommnisse zeigen deutlich, daß man nicht nur

[1] Lily Braun, Die Frauen und der Krieg (Sammlung: Zwischen Krieg und Frieden, 17), Leipzig 1915, 14.

für die christliche Barmherzigkeit, sondern für das Christentum und jede positive Religion überhaupt kein Verständnis mehr besitzt. Diese Vorkommnisse lehren aber auch, daß die katholische Caritas mit solchen Bestrebungen sich nicht vermengen darf, geschweige in ihnen aufgehen. Sie darf keinen Fuß breit ihres Bodens an sie abtreten. Die Zusammenarbeit kann nur eine äußerliche, in mehr geschäftsmäßigen Dingen gelegen sein. Aber auch hier wird nicht durch Proteste geholfen werden, sondern nur dadurch, daß wir unsere Arbeit in innigem Zusammenschluß zu wahrer Elisabetharbeit erheben. Wir müssen selbst zur Stelle sein, stark genug, überall unsern Glaubensgenossen wenigstens die persönliche Hilfe zuteil werden zu lassen.

Auf der Allgemeinen deutschen Tagung der Wohlfahrtsverbände hatten die bestehenden Verbände den ernsten Willen bekundet, die Sorge für die Hinterbliebenen unserer Krieger und mit ihnen wohl auch anderer Kriegsnot auf sich zu nehmen und zu diesem Behuf gemeinsam sich zu rüsten. An den Verhandlungen hat die katholische Caritas sachlich-wertvollen Anteil genommen. Es liegt nun an ihr, sich ebenfalls zu rüsten, damit sie auch an der Ausführung den entsprechenden Anteil nehmen könne. Bezüglich dessen, was zu geschehen hat, befindet sich unsere Caritas in einer der gesamten deutschen Wohlfahrtstätigkeit ähnlichen Lage. Wie diese erklärt, unsere bestehenden Einrichtungen und Vereine genügen, sie brauchen nur noch überallhin ausgedehnt und vor allem zu gemeinsamer Arbeit verbunden zu werden, so kann auch die katholische Caritas dasselbe für sich und den katholischen Volksteil erklären. Gewiß muß hier dieses, dort jenes Hilfswerk noch geschaffen werden. Aber wenn sich nur einmal überall alle Kräfte zusammengetan haben, wird man staunen, wie vieles schon mit den vorhandenen geleistet werden kann. Unsere Aufgaben liegen also ganz genau in der Richtung der vom Deutschen Verein für Armenpflege aufgestellten „Richtlinien": Ausdehnung der Organisation über das ganze Reich unter Anschluß an eine amtliche Stelle. Für uns handelt es sich dabei um Ausbau unserer Reichsorganisation, des Caritasverbandes über das ganze Reich hin, im Anschluß an das kirchliche Amt, also in Form von Diözesanverbänden mit möglichst ausgedehnter örtlicher Vertretung dieser Fürsorge. Während in kleineren Orten Vertrauensleute und Mitglieder der Diözesanverbände hierfür genügen, sind in größeren Städten eigene örtliche Caritasverbände notwendig. Es muß die katholische Caritas an jedem Orte, wo Katholiken wohnen, sichtbar in Erscheinung treten, ein

berufenes Organ besitzen. Die Gesamtorganisation muß dabei, wie bereits angeführt wurde, in ihrem Aufbau dem Aufbau der Staats- und Selbstverwaltung einigermaßen entsprechen. Bestehende Vereine, Fürsorgevereine, Vinzenzkonferenzen, Gruppen des Frauenbundes usw. sind als Arbeiter auf einem Einzelgebiet als solche nicht ein Ersatz für die Zentralorganisation. Aber sie bilden den Ausgangspunkt, die Grundsteine, die für die örtliche Organisation somit bereits fast überall vorhanden sind. Durch Zuwahl von Vertretern der übrigen caritativ-interessierten Kreise wird sich im Einvernehmen mit der kirchlichen Behörde in allen bedeutenderen Plätzen leicht ein Caritasverband oder doch -ausschuß bilden können. Besitzt einer der Vereine bereits eine eigene Geschäftsstelle, so wird es sich empfehlen, die Geschäftsstelle des Caritasverbandes mit ihr zu verbinden. Es soll ja kein sprunghaftes Neugründen stattfinden, sondern ein möglichst organisches Entwickeln und Wachsen gefördert werden. Eine Geschäftsstelle bzw. ein Sekretariat bildet erfahrungsgemäß die Grundlage des Gedeihens. Seine erste Aufgabe ist Regelung der kirchlichen Armenpflege, daran schließen sich je nach den örtlichen Verhältnissen und vorhandenen Organisationen Leitung der Zentralpfarrkarthotek, Redaktion des Gemeindeblattes und Fürsorge auf Einzelgebieten[1]. Hauptarbeit der Diözesanverbände sind die Aufgaben, die sich mehr über das Land verteilen, ähnlich jenen der Provinzial- und Kreisverbände. Es würde ihnen wohl ein Großteil der Sorge für die Kriegsbeschädigten und Hinterbliebenen auf dem Lande zufallen.

Leider hatte gerade der Ausbau des Caritasverbandes durch Diözesan- und Ortsverbände bisher sehr langsame Fortschritte gemacht. Diözesanverbände zählte man in Breslau, Ermland, Freiburg, Metz, München und Straßburg; Ortsverbände oder Sekretariate bzw. Ausschüsse in 30 Städten. Von den 47 deutschen Großstädten der Zählung von 1910 mit über 100 000 Einwohnern besitzen heute erst 14 einen eigenen Caritasverband. Dabei arbeitet der Berliner Verband allerdings auch in drei anliegenden Großstädten. Während Diasporastädte wie Stettin und Altona ihren Caritasverband besitzen, ist in mancher seit alters katholischen Stadt mangels geeigneter Vertretung gerade in der Kriegsfürsorge die katholische Caritas völlig in den Hintergrund geschoben worden. Deshalb dürfen wir in der Förderung der katholischen Caritas nicht rasten. Im Gegenteil! Ist die Kriegsnot und das Kriegsleid in der Heimat Gott

[1] Vgl. hierzu die Berichte der einzelnen Caritasverbände in den Jahrbüchern I—VII des Caritasverbandes Freiburg i. Br., Caritasverlag.

sei Dank auch lange nicht so groß, wie es manchem schien, die Not ist doch groß genug, um in jedes Herz mit Gewalt zu greifen. Der Todesmut unserer Söhne und Brüder auf dem Schlachtfeld muß neue Tatkraft und Opferfreude auch in der Heimat auf dem weiten Feld der Liebestat erwecken. Wir alle hoffen, daß in schwerer Zeit der Grund gelegt wird zu einer Zukunft unseres Vaterlandes reicher, größer, edler noch als die Zeit zuvor. Jetzt wird die Saat gesät. Das gilt auch für unsere Caritas. Eine Edelranke soll sie sein zur Zier dem deutschen Heim der Zukunft. Nur wenn sie jetzt ringsum Wurzeln schlägt, wird sie sich Heimatsrecht erwerben und bewahren. Die Zeit nach dem Kriege kann viele, schwere Aufgaben bringen, Aufgaben, deren endgültige Lösung nicht Sache der Caritas ist, deren Schwere und Bedrängnis zu lindern aber nicht genug Vinzenz- und Elisabethgestalten erstehen können. Jetzt, da es in der Heimat still und friedlich ist, müssen wir die Zeit zur organisatorischen Vorbereitung nützen, damit dann, wenn die Massen der Krieger zurückströmen, wenn die Leidenschaften wieder erwachen, der Burgfriede verstummt und der Kampf ums tägliche Brot wieder tobt, unsere Caritas bereit sei, versöhnend, helfend, friedenbringend durch die Reihen zu schreiten, zu mahnen an die Zeit, da alle eins waren, da die Stände zusammen standen, da aller Kniee sich demütig beugten vor dem allmächtigen Vaterwillen Gottes, des einzigen Herrn. Mag kommen, was will. Eins steht fest: Die Caritas muß unserem Vaterland erhalten bleiben. Und alle Zeichen deuten es: Ihre Zukunft wird heute entschieden.

Constantin Noppel S. J.

Tapferkeit.

Kaum etwas liegt uns zur Zeit des Krieges näher als der Gedanke an die Tapferkeit der Soldaten, die draußen auf dem Schlachtfeld ihre Kraft, ihre Gesundheit, ihr Leben einsetzen für die Erhaltung und das Wohl des Vaterlandes. Tapferkeit gehört gewissermaßen zum Begriff des Soldaten. Feig und Soldat geben miteinander verbunden ein Unding, das jeden Menschen mit Abscheu erfüllt.

Die Tapferkeit ist eine Soldatentugend. Da wir nun als Christen Soldaten Christi sind (2 Tim 2, 3), so hat Gott uns bei der Taufe mit der heiligmachenden Gnade und den übrigen Tugenden auch die übernatürliche Tugend der Tapferkeit eingegossen. Wir pflegen diese Tugend in der deutschen Sprache gewöhnlich „Starkmut" zu nennen. Damit wird aber weniger bestimmt hervorgehoben, worauf es bei dieser Tugend eigentlich ankommt. Das in der theologischen Schulsprache gebräuchliche Wort fortitudo, Tapferkeit, ist ausdrucksvoller und zutreffender.

Bei der Erklärung des Wesens und der Eigenart der Tapferkeit sagt der hl. Thomas von Aquin: Tugend nennen wir eine bleibende geistige Veranlagung, die den Menschen und sein Handeln sittlich gut macht. Gut ist, was den Forderungen der vom Glauben erleuchteten Vernunft entspricht. Stets der Vernunft gemäß zu handeln hat aber seine Schwierigkeiten; denn zuweilen ist das Angenehme der Feind des Guten und zuweilen das Unangenehme. Die Lust lockt uns zu Dingen, die von Gott verboten sind; Schmerz, Entbehrung und Gefahr schrecken uns oft, wenn es gilt, den Willen Gottes zu erfüllen. Gegen die Lockungen der Lust schützt uns die Tugend der Selbstbeherrschung oder Mäßigung (temperantia), gegen die Schrecken der mit dem Dienste Gottes verbundenen Schwierigkeiten waffnet uns die Tapferkeit.

Wenn es sich bloß um kleine Schwierigkeiten handelt, die jeder leicht überwinden kann, so bedarf es dazu keiner besondern Tugend; wenn es sich aber um große Schwierigkeiten handelt, die sich überdies vielleicht noch unvermutet einstellen, dann hält nur der wirklich Tugendhafte stand.

Unter den Schrecken nun, die über den Menschen kommen können, ist keiner größer als der Todesschrecken. Wen also selbst die drohende Todesgefahr nicht so schreckt, daß er um ihretwillen vom Pfade der Pflicht abweicht, der hat in Wahrheit die Tugend der Tapferkeit.

Es gibt aber Todesgefahren, die an sich nicht gegen unser Tugendstreben gerichtet sind. Jeder Mensch muß schließlich sterben, nicht weil er tugendhaft, sondern weil er ein Adamskind ist. Kein Ablassen von der Tugend kann ihn vor dem Sterben bewahren. Wenn jemand vom Blitz getroffen wird, so wird er nicht wegen seiner Tugend vom elektrischen Schlag getötet, sondern aus ganz andern Gründen. Die natürlichen Unglücksfälle gehören nicht der sittlichen Ordnung an, sondern liegen auf dem Gebiet notwendig wirkender Gewalten. Man kann ihnen gegenüber nur sittlich handeln, indem man nach den Regeln der Klugheit die Gefahren meidet, soweit es möglich ist, und seine Geistesruhe bewahrt, sofern sie unvermeidlich sind.

Ganz anders aber verhält es sich mit jenen Gefahren, denen wir gerade deswegen ausgesetzt werden, weil wir unsere Pflicht erfüllen wollen, wo es heißt: entweder die Pflicht verletzen oder bereit sein zu sterben. Der Soldat, der aus Liebe zum Vaterland und aus Treue gegen seinen Fahneneid dem Feind entgegengeht, obschon dieser ihn mit Tod und Verderben bedroht, übt die Tugend der Tapferkeit. Größere Pflichttreue kann der Mensch nicht bewähren, als wenn er um der Pflicht willen auch das Opfer seines Lebens nicht scheut. Die Tugend aber wird nach ihrer Höchstleistung bestimmt und bewertet. **Also ist Tapferkeit jene Tugend, die den Menschen befähigt, selbst aus Furcht vor dem drohenden Tode von der Erfüllung seiner Pflicht nicht abzugehen.** Wer dauernd so gestimmt ist, der wird sich durch kleinere Schwierigkeiten um so weniger von seiner Pflicht abwendig machen lassen.

Die Tapferkeit ist eine kriegerische Tugend; denn gerade im Kriege droht dem Soldaten Lebensgefahr, weil er aus Pflichtbewußtsein das Gemeinwohl des ganzen Vaterlandes gegen den Feind verteidigt[1].

[1] Für diejenigen, die es interessiert, setze ich die Worte des hl. Thomas, in denen er obige Sätze ausspricht, hierher: Oportet, quod fortitudo animi dicatur, quae firmiter retinet voluntatem hominis in bono rationis contra maxima mala, quia qui stat firmus contra maiora, consequens est, quod stet firmus contra minora. ... Et hoc etiam ad rationem virtutis pertinet, ut respiciat ultimum. Maxime autem terribile inter omnia corporalia mala est mors, quae tollit omnia corporalia bona. ... Et ideo virtus fortitudinis est circa timores periculorum

Und dieſe kriegeriſche Tugend ſoll bei der übernatürlichen Rechtfertigung allen Menſchen eingegoſſen, d. h. vom Heiligen Geiſt als eine beſondere himmliſche Gabe der Seele mitgeteilt werden? Greiſe, Frauen und Kinder, überhaupt bei weitem die meiſten Menſchen brauchen doch nicht in den Krieg zu ziehen. Wozu ſoll in ihnen alſo durch eine geheimnisvolle Wirkung Gottes eine Tugend hervorgebracht werden, die ſie niemals gebrauchen?

Darauf antwortet der hl. Thomas: Es gibt zwei Arten von Krieg: einen allgemeinen Krieg, den ein Volk mit einem andern führt, und einen Einzelkrieg, den eine Privatperſon zu beſtehen hat, wenn von ihr unter Androhung des Todes etwas Pflichtwidriges verlangt wird. Beide Arten haben das miteinander gemeinſam, daß man die Todesfurcht überwinden muß, um der Pflicht treu zu bleiben. Darum iſt ſowohl der Soldat tapfer, der auf dem Felde der Ehre für das Vaterland kämpft, wie jeder andere, der den guten Kampf für die Tugend auch unter Todesgefahr ausficht.

Die heiligen Väter führen als Vorbild der Tapferkeit die makkabäiſchen Brüder mit ihrer Heldenmutter an, die mit Abſcheu das Anſinnen des Königs Antiochus zurückwieſen, als er ſie unter Androhung der grauſamſten Qualen und des Todes aufforderte, ihren vaterländiſchen Sitten und Geſetzen abzuſchwören und heidniſche Gebräuche anzunehmen. Da der Älteſte ſich weigerte, ließ der König ihm die Kopfhaut abziehen, die Zunge ausſchneiden, Hände und Füße verſtümmeln und ihn langſam am Feuer braten, wobei die andern zuſehen mußten. Sie ſollten dadurch in ihrer Standhaftigkeit wankend gemacht werden. Aber einer nach dem andern erduldete die gleichen Qualen und den gleichen Tod. Als der Jüngſte noch übrig war, forderte der König die Mutter auf, ihr Kind zum Abfall zu bewegen. Sie aber ſagte in ihrer Mutterſprache, die der König nicht verſtand: „Mein Kind, ſchau Himmel und Erde an und alles, was darin iſt. Bedenke, Gott hat dies ſowie das Menſchengeſchlecht aus nichts erſchaffen. Darum fürchte nicht den Henker. Sei ein würdiger Gefährte deiner Brüder. Nimm den Tod an. Dann werde ich dich zugleich mit deinen

---

mortis. . . . Pericula autem mortis, quae sunt ex aegritudine vel ex tempestate maris vel ex incursu latronum, vel si qua sunt alia huiusmodi, non videntur alicui directe imminere ex hoc, quod prosequatur aliquod bonum. Sed pericula mortis, quae sunt in bellicis, directe imminent homini propter aliquod bonum, in quantum videlicet defendit bonum commune per iustum bellum. . . . Et secundum hoc concedendum est, quod fortitudo proprie est circa pericula mortis, quae est in bello (S. th. 2, 2, q. 123, a. 4 et 5).

Brüdern durch die Barmherzigkeit Gottes wieder erhalten." Als auch ihr Jüngster gestorben war, folgte ihm die Mutter in den Tod (2 Makk 7).

Bei diesem Anblick ruft der hl. Ambrosius aus: „Da steht sie unbezwungen, die Kohorte der sieben Knaben, inmitten der Legionen des Königs. Die Qualen richteten nichts aus, die Henker mußten aufhören, die Märtyrer wurden nicht schwach" (De offic. 1, 41). Das war in der Tat kriegerischer Heldenmut. Selbst der Soldat auf dem Schlachtfeld braucht kaum je einen solchen Beweis der Tapferkeit zu erbringen. Die Durchschnittschristen freilich noch weniger. Trotzdem muß die gleiche tapfere Gesinnung jeden Christen beseelen.

Das Christentum ist nun einmal ein Kriegsdienst, in dem auch das Opfer des Lebens nicht verweigert werden darf. Christus ist gekommen, um Satan, „den Fürsten dieser Welt", aus seinem Reich hinauszutreiben (Jo 12, 31). Das ging nicht ohne Kampf; denn Satan bewachte wie ein bewaffneter Starker sein Haus, bis Christus als der Stärkere über ihn kam und ihn seiner Herrschaft beraubte (Lk 11, 21 f). Freilich endete der Kampf für den Heiland mit dem Aushauchen seiner Seele am Kreuze; aber gerade hier feierte die Tapferkeit ihren höchsten Triumph; das Holz der Schmach und des Todes wurde zum Zeichen des Sieges und des Lebens, wie die Kirche in der Präfation der Passionszeit singt: Gott hat das Heil des Menschengeschlechts an das Holz des Kreuzes gebunden, damit dort, wo durch die Sünde Adams der Tod seinen Ursprung nahm, auch das Leben wiedererstehe, und Satan, der am Holze des Paradieses siegte, auch am Holze des Kreuzes besiegt werde durch Jesus Christus, unsern Herrn.

Christus kämpft in seiner Kirche noch fort. „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert. . . . Wer sein Leben gewinnt (durch Abfall von seiner Pflicht), wird es verlieren; wer es aber um meinetwillen verliert, wird es gewinnen" (Mt 10, 34 39). In keinem Kampfe verlieren alle Krieger das Leben, aber todesmutige Tapferkeit muß alle beseelen. So brauchen auch nicht alle Christen ihr Leben für die Sache ihres himmlischen Königs daranzugeben; aber kämpfen müssen sie alle mit einer Gesinnung, die auch vor dem Todesopfer nicht zurückscheut, wenn die Pflicht es verlangt.

Die Kirche hier auf Erden heißt die „streitende Kirche" im Gegensatz zur „triumphierenden Kirche" im Himmel. Der Catechismus Romanus (I 10, 5) sagt darüber: „Es gibt zwei Bestandteile der Kirche, von denen

der eine triumphierend, der andere streitend genannt wird. Triumphierend ist jene glorreiche und glückliche Schar der seligen Geister und der Menschen, die über die Welt, das Fleisch und den Teufel triumphiert haben und frei und ungefährdet von den Beschwerden dieses sterblichen Lebens sich der ewigen Seligkeit erfreuen. Die streitende Kirche aber ist die Gesamtheit der Gläubigen, die noch auf Erden leben. Sie wird streitend genannt, weil die Gläubigen in beständigem Krieg mit den schlimmsten Feinden, der Welt, dem Fleische und dem Satan, leben."

Der gleiche Gedanke findet sich schon bei den Kirchenvätern. So sagt der hl. Augustinus zu den Worten des Psalmisten: „Du schirmst sie in deinem Zelte" (Ps 30, 21): „Was ist das für ein Zelt? Es ist die Kirche hier auf Erden. Sie wird Zelt genannt, weil sie noch auf Erden wandelt. Denn das Zelt ist die Wohnung der Soldaten auf einem Feldzug. Diese nennt man Zelt, aber ein Haus ist kein Zelt. Kämpfe fern vom Vaterland während des Feldzugs, damit du im Zelt glücklich bestehst und dann glorreich in das Haus des Himmels aufgenommen wirst" (In Ps. 30, n. 8).

Deutlicher noch redet die Heilige Schrift von diesem Kampfe. „Es wurde ihm (dem Teufel) gestattet, Krieg zu führen wider die Heiligen und sie zu besiegen", d. h. sie in Gefangenschaft zu führen und zu töten. Dann wird hinzugefügt: „Hierin bewährt sich die Geduld und der Glaube der Heiligen" (Offb 13, 7 10). Gemeint sind offenbar die heiligen Blutzeugen, die siegten, indem sie besiegt wurden, die das Leben gewannen, weil sie es für Christus verloren.

Märtyrer werden nur wenige, aber Soldaten Christi sind alle Gläubigen, sie alle müssen ausharren im Kampfe bis zum Ende, sie alle müssen die Gesinnung der Märtyrer haben. Darum haben sie alle die eingegossene Tugend der Tapferkeit empfangen. Wenn sie sich gegen diese Tugend durch Feigheit verfehlen, dann werden am Tage des Gerichtes die Märtyrer als Zeugen gegen sie auftreten, auch die Märtyrer unserer Tage; denn man darf nicht glauben, daß das Martyrium in der Kirche jemals aufhören wird. Im Jahre 1886 wurden in Uganda eine Anzahl neugetaufter Christen, darunter viele Knaben, zu langsamem Feuertode verurteilt, weil sie ihren Glauben nicht verleugnen wollten. Sie haben freudig den Tod erduldet in Kraft der ihnen von Gott verliehenen Tugend. Dürfen wir hinter diesen jungen Christen an Pflichttreue zurückstehen?

Ist nicht jetzt im Kriege reichlich Gelegenheit geboten, diese Pflichttreue bis zum Tode zu bewähren? Gewiß ist an sich der Tod in der

Schlacht kein Martyrium im eigentlichen Sinne des Wortes; denn der Märtyrer stirbt leidend, der Soldat fällt kämpfend. Trotzdem kann der Soldat von wahrer Märtyrergesinnung beseelt sein.

Der hl. Thomas von Aquin wirft die Frage auf, ob bloß derjenige ein Märtyrer sei, der den Tod erduldet, weil er den Glauben nicht verleugnen will. Er antwortet: Im Begriff des Martyriums liegt es, für die durch Christus geoffenbarte Wahrheit in den Tod zu gehen. Die Wahrheit muß man aber nicht nur mit dem Herzen umfassen, sondern auch mit Mund und Tat bekennen, wie es bei Jakobus (2, 18) heißt: „Ich will dir aus meinen Werken den Glauben zeigen." Darum sind alle Tugendwerke, insoweit sie auf Gott bezogen werden, ein Bekenntnis des Glaubens und können Grund des Martyriums sein. Die Kirche verehrt den hl. Johannes den Täufer als Märtyrer, obschon er den Tod erduldete, nicht weil er den Glauben nicht verleugnen wollte, sondern weil er die Unzucht tadelte.

Der hl. Thomas läßt sich den Einwurf machen: „Unter den Tugenden sind jene die vorzüglichsten, die sich auf das allgemeine Wohl beziehen; denn das Wohl des ganzen Volkes geht dem Wohl der Einzelnen vor. Wenn also ein anderes sittliches Gut als der Glaube Grund des Martyriums sein könnte, dann dürften doch wohl hauptsächlich diejenigen Märtyrer sein, die für die Verteidigung des Vaterlandes sterben. Das stimmt aber nicht mit der Gepflogenheit der Kirche, diejenigen nicht als Märtyrer zu verehren, die auch in einem gerechten Kriege fallen." Die Antwort lautet: „Das Wohl des Vaterlandes ist das vorzüglichste unter den menschlichen Gütern. Das göttliche Gut aber, das der Grund des Martyriums ist, steht höher als das menschliche Gut. Indessen kann auch das menschliche Gut zum göttlichen Gut werden, wenn es auf Gott bezogen wird; und unter dieser Rücksicht der Beziehung auf Gott kann auch das menschliche Gut Grund des Martyriums sein" (S. th. 2, 2, q. 124, a. 5).

Mit andern Worten: Der Tod auf dem Schlachtfelde kann unter einer zweifachen Rücksicht betrachtet werden, entweder lediglich als eine Folge des Kampfes um irdische Güter oder als ein Erweis der Pflichttreue gegen Gottes Gebot. Wer bloß stirbt, weil er irdische Güter gegen Angreifer verteidigt, der ist gewiß kein Märtyrer. Wer aber stirbt, weil er die von Gott ihm auferlegte Pflicht der Treue gegen Vaterland und Fahneneid nicht verletzen will, der hat in der Tat die rechte Märtyrergesinnung und kann

vor Gott des ganzen Ruhmes und Verdienstes eines Märtyrers teilhaftig werden. Vielfach brauchte er ja nur zum Feinde überzulaufen, um sein Leben zu retten. Aus Pflichttreue tut er es nicht und erduldet lieber den Tod. Mehr kann auch ein Märtyrer nicht tun. Ob andere Bedingungen des Martyriums fehlen, die vom Willen des Soldaten nicht abhängen, brauchen wir hier nicht zu untersuchen; denn für die sittliche Wertschätzung seiner Handlungsweise ist das nicht von Belang.

Aus dem Gesagten ergibt sich noch eine weitere Folgerung. Nicht bloß vor den Gerichtshöfen der Glaubensverfolger, nicht bloß auf den Schlachtfeldern droht dem Pflichttreuen der Verlust des Lebens; die Ärzte, Priester und Wärter, die in Lazaretten mit Typhus-, Cholera- und Pockenkranken ihre Pflicht getreulich erfüllen, müssen sehr oft dem Tode ins Auge schauen. Wenn sie bei ihren gefährlichen Beschäftigungen wirklich aus Pflichttreue die Todesfurcht überwinden und allen Obliegenheiten ihres Amtes unverdrossen und ohne Zagen nachkommen, so wird ihnen niemand Heldenmut und sittliche Tapferkeit mit Recht absprechen können. Fallen sie ihrer Pflichttreue zum Opfer, so verdienen sie den Titel „Märtyrer der Nächstenliebe", mit dem man sie zu ehren pflegt.

Das stille, unverzagte, geduldige Aushalten in der Treue gegen das sittliche Gebot auch unter den härtesten Umständen ist oft noch viel schwerer als der voranstürmende Kampf. Es wäre überhaupt keine echte Tapferkeit, wenn jemand nur im Aufwallen der ersten Begeisterung sein Leben aufs Spiel setzte, dann aber, falls der erwartete Erfolg nicht sofort eintritt, mutlos würde und von den Forderungen der Pflicht abfiele. Die Tapferkeit ist, wie jede wahre Tugend, keine Gefühlsaufwallung, sondern ein vernunftgemäßes Handeln, eine auf richtige Erkenntnis gegründete Willensfestigkeit. Tapferkeit unterscheidet sich von Berserkerwut.

Das unentwegte Aushalten ist der beste Teil der Tapferkeit[1]. Es ist ja unter Umständen nicht schwer, sich in einen gewissen Taumel zu versetzen und in diesem Zustande Schmerzen und Gefahren nicht zu achten. Aber Tag um Tag die gleichen Entbehrungen zu dulden, die gleiche Pein zu fühlen, den gleichen Schrecken ausgesetzt zu sein, und trotzdem fest wie ein Fels auf dem Boden der Pflicht zu stehen, das ist sehr schwer. Ausharren und durchhalten muß der Tapfere. Was nützt

[1] Principalior actus fortitudinis est sustinere, i. e. immobiliter sistere in periculis (S. Thomas, S. th. 2, 2, q. 123, a. 6).

der mutige und ungestüme Anfang, wenn der Wille durch die Dauer der Beschwerden schwach und unfähig wird, das anfangs so begeistert angestrebte Ziel auch wirklich zu erreichen? „Wer ausharrt bis zum Ende, wird das Heil erlangen" (Mt 10, 22).

Der größte Feind der Tapferkeit ist nicht eine augenblickliche, schnell vorübergehende Gefahr, sondern das unaufhörlich belästigende Übel, das uns immer wieder ungeduldig, zaghaft, überdrüssig machen und das Beharren bei der Pflicht verleiden möchte. Wer vor diesem Feind nicht zurückweicht, der beweist, daß sein Kampfesmut nicht ein plötzlich aufflackerndes und ebenso schnell erlöschendes sinnliches Ungestüm ist, sondern daß seine Tapferkeit jene Eigenschaft hat, ohne die sie keine Tugend wäre: unerschütterliche Ausdauer.

Die Soldaten, die in den Schützengräben fast bewegungslos in unbequemer Lage alle Unbilden der Witterung, Mangelhaftigkeit oder Unregelmäßigkeit der Ernährung, Feuchtigkeit der Behausung, lange dunkle Nächte und viele andere Unbequemlichkeiten unter beständiger Todesgefahr erdulden und trotzdem mit eisenfestem Willen wochen- und monatelang aus Pflichtbewußtsein treu ausharren, verdienen das Lob der Tapferkeit ebensogut wie ihre Kameraden, die im Kugelregen gegen den Feind gehen.

An diesem Lob haben aber auch Anteil alle jene, die in der Heimat das Elend des Krieges in reichem Maße zu kosten bekommen, den tagtäglichen sich erneuernden Schmerz der Angst und Sorge um die Angehörigen, die vor dem Feinde stehen oder verwundet und krank in den Lazaretten liegen, die Not und Entbehrungen, die der Krieg besonders den minder Begüterten auferlegt, die bange Frage: Was wird die Zukunft bringen? — und die bei all diesem Leid sich doch nicht dumpfem Schmerz hingeben, sich nicht gewissermaßen an ihrer Untröstlichkeit trösten und an dem Gefühl ihres Elends weiden, sondern die im Vertrauen auf Gott den Kopf hochhalten und sich der Tätigkeit nicht weigern, die ihre eigene Stellung und die Lage des gesamten Vaterlandes von ihnen verlangt, die nicht durch nutzloses Jammern das Leid der andern noch vermehren, sondern in dem lebhaften Gefühl ihrer eigenen harten Lage einen Grund des Mitgefühls mit dem herben Schicksal ihrer Mitmenschen finden und dieses nach Kräften zu lindern suchen.

Wer die Augen öffnet, kann Beispiele dieser Tapferkeit in allen Schichten der Bevölkerung sehen: in den Lazaretten, wo die Verwundeten ihre grausamen Schmerzen mit mannhafter Geduld ertragen, wie in den Wohnungen

der kleinen Leute, die von ihrem kärglichen Besitz noch freudig Opfer bringen zur Linderung fremder Not und für das allgemeine Wohl, und die darum das Lob der Witwe im Evangelium verdienen: „Diese hat mehr gegeben als alle; denn alle gaben von ihrem Überfluß, diese aber von ihrer Dürftigkeit" (Mk 12, 43 f). Wie reich wird der Krieg, der so viele irdische Güter vernichtet, die Menschen an himmlischen Gütern machen, wenn die großen Opfer in der rechten Weise gebracht werden!

In der rechten Weise; denn wer äußerlich noch so tapfer ist, aber innerlich wegen seines Sündenzustandes mit Gott in Feindschaft lebt, vergeudet sein Gut und sein Leben in unnützer Weise. Was er tut, mag an sich noch so preiswürdig sein, die Art, wie er es tut, verdirbt alles. Er verdient nicht nur keinen Lohn bei Gott; seine Tapferkeit hat auch nicht das Wesen, sondern nur den Schein der Tugend. Zur Tugend ist äußeres Tun nicht genügend, sondern es wird vor allem die rechte innere Willensstimmung erfordert. Sonst könnte auch ein Räuber die Tugend der Tapferkeit haben; denn er erträgt oft große Strapazen und setzt sein Leben aufs Spiel; die Tugend der Tapferkeit hat er darum doch nicht, seine verbrecherische Gesinnung drückt seinen Handlungen den Stempel der Verwerflichkeit auf.

Jede wahre Tugend muß in der Gottesliebe ihre Wurzel haben. Gott sei Dank! unsere katholischen Männer haben das sehr gut verstanden, als sie vor dem Auszug ins Feld zu Tausenden und Tausenden zum Beichtstuhl und zur Kommunionbank eilten; sie verstehen es noch, wenn sie auf dem Kampffeld jede Gelegenheit benutzen, die heiligen Sakramente zu empfangen und am Gottesdienst teilzunehmen. So wird für viele, die von feindlichen Kugeln dahingerafft werden, der Krieg ein kurzer und sicherer Weg zum Himmel. Die übrigen aber, denen Gottes Vorsehung es beschert, in den Schoß ihrer Familie zurückzukehren, werden geistig reicher heimkommen, als sie ausgezogen sind; und wenn sie dann der Lehre stets eingedenk sind, die der Krieg ihnen in so eindringlicher Weise ans Herz gelegt hat, so wird das Unheil ihnen zum Heil geworden sein. Das gilt für Sieger und Besiegte; denn die Güter, die ewig bleiben, hängen gar nicht von äußerem Erfolg oder Mißerfolg ab, sondern von dem übernatürlich guten tapfern Willen, der, vom Glück nicht berückt und vom Unglück nicht gebeugt, ausharrt bis zum Ende.

Die Tugend und das Verdienst der Tugend hängt auch nicht vom Gefühl ab. Tapferkeit fordert keine Gefühllosigkeit und

keinen Stumpfsinn. Wer sich in eine Gefahr stürzte, weil er sie nicht kannte, wäre gar nicht tapfer. Wer sich aus Verwundungen nichts macht, weil er keinen Schmerz fühlt, verdient dafür kein Lob. Der Tapfere sieht die Gefahr und hält trotzdem stand; er fühlt den Schmerz, aber er bricht nicht in Jammern aus. Es kann wohl geschehen, daß der Tapfere unwillkürliche Schmerzenslaute ausstößt; aber er läßt sich zu keinen unvernünftigen Handlungen hinreißen, der vernünftige Wille behält die Oberhand. Nicht einmal Tränen verbietet die Tapferkeit; denn in den Tagen seines Leidens hat Christus, der Tapferste aller Menschenkinder, „unter starkem Rufen und unter Tränen seine Bitten und Flehen demjenigen dargebracht, der ihn vom Tode erretten konnte" (Hebr 5, 7). Auch den Mann schändet die Träne nicht, die aus Mitleid, Herzensgüte, Übermaß der Schmerzen oder großem Seelenleid hervorquillt. Aber der tapfere Mann bleibt Herr seiner selbst und gibt sich keiner unmäßigen Trauer und keiner kindischen Wehleidigkeit hin.

Warum sehen wir, daß trotz der eingegossenen Tugend der Tapferkeit manche furchtsam und feige handeln? Zuerst eine Gegenfrage: Woher kommt es, daß Personen, die ihrer natürlichen Veranlagung nach schüchtern und furchtsam sind, mutvoll auftreten, wenn es gilt, ihren Glauben und ihre Tugend zu verteidigen? Woher kam es, daß zarte Frauen und Kinder die schrecklichsten Martern für Christus nicht weniger tapfer bestanden als starke Männer? Es gibt also Fälle, in denen der Einfluß einer übernatürlichen Kraft unleugbar in die Erscheinung tritt. Diese Kraft wirkt nicht immer gleich offensichtlich; aber wenn so viele Christen unter den größten Schwierigkeiten und Gefahren ihrem Gott und Heiland treu bleiben bis zum Ende ihres Lebens, obschon sie dafür oft heldenmütige Opfer bringen müssen, so kann das durch keine rein natürliche Willensstärke erklärt werden. Manche erfüllen ihre täglichen Standespflichten unter so drückenden Verhältnissen, daß ihr Leben ein fortwährendes Martyrium ist. Das ist Tapferkeit.

Viele benehmen sich in dem Kampf auch feig, gewiß. Aber dafür kann es verschiedene Gründe geben. Die Tugend der Tapferkeit wird zwar bei der Rechtfertigung eingegossen; aber es bleibt der freien Mitwirkung und dem freien Willen des Menschen überlassen, die Gottesgabe zu gebrauchen. Genötigt wird niemand durch die Gnade. Wer will, kann sie durch eine schwere Sünde wegwerfen. Äußerlich bleibt er dann, wie er war; aber innerlich ist seine Kraft gebrochen, seine natürliche Ohnmacht

den schlechten Trieben gegenüber macht sich geltend; er wird ein Feigling auf sittlichem Gebiete, der aus einer Niederlage in die andere stürzt.

Aber auch wenn es nicht zu diesem Äußersten kommt, so bringt doch feiges Handeln bei Schwierigkeiten, die uns von der Erfüllung unserer Pflicht in kleineren Dingen abschrecken, eine Neigung zu unmännlichem Nachgeben hervor, und diese Neigung kann mit der Zeit zu einer Gewohnheit werden, die sich der Ausübung der Tugend überall hemmend in den Weg stellt. Gott schenkt uns seine übernatürlichen Gaben nicht, damit wir uns der Trägheit überlassen, sondern damit wir zum rechten, ausdauernden Handeln gekräftigt werden. Das übernatürliche Können verleiht Gott; aber das Können in die Tat umzusetzen, ist des Menschen Sache. Auch auf sittlichem Gebiete macht erst Übung den Meister, bringt Fertigkeit und Leichtigkeit.

Daher kommt es, daß harte Zeiten dem sittlichen Aufschwung oft viel förderlicher sind als ruhiges Dahinleben, das keine besondern Anforderungen an die Willenskraft der Menschen stellt. In einer langen Reihe von guten Tagen verkümmert nur allzuleicht die sittliche Entschlossenheit. Gott weiß, warum er das große Kriegsleid zuläßt. Geht das deutsche Volk aus der Prüfung geläutert und sittlich stärker hervor, dann sind auch die schwersten Opfer kein zu hoher Preis für diesen Gewinn. Einem großen, sittlich gesunden, einigen, tapfern Volke gehört auch eine große Zukunft. Tapfer in der Erfüllung der Pflicht, die Gott uns auferlegt, und im Vertrauen auf seine Hilfe ausdauernd bis zum Ende ohne Wanken, dann wird Gott mit uns sein, und wenn er mit uns ist, wer vermag dann etwas wider uns?

Christian Pesch S. J.

Henri Bergson, der Philosoph des Lebens.

Wenn ein großer Dichter, ein genialer Künstler auf seine Zeit einen hinreißenden, begeisternden Einfluß ausübt, so wundern wir uns nicht. Denn der Dichter, der Künstler packt den ganzen Menschen in seinem Tiefsten, Innersten, Persönlichsten; er greift mit mächtigen Akkorden in die Saiten, die am leichtesten ertönen und am stärksten mitklingen: die Phantasie, das Gefühl, die Stimmung. Die großen Gedanken, die ewig gültigen Probleme des Lebens gewinnen unter seiner künstlerischen Gestaltung unmittelbar greifbare Wirklichkeit, packende, zündende Realität.

Demgegenüber erscheint weiteren Kreisen die Gedankenarbeit eines Philosophen, auch des größten und tiefsten, wie etwas Blutleeres, Blasses, Lebensfremdes, wie die Schatten des Hades. Während die Schöpfung des Künstlers in der Wirklichkeit und der fühlenden Seele wurzelt, mag auch das Haupt in die Ruhe der Ewigkeit ragen, erscheint uns das Werk des Philosophen ganz der Zeit und dem Raume entrückt, eine ätherische, nebelhafte Gestalt, die kaum mit flüchtigem Schritt den Boden der Erdgebornen berührt. Nicht jedem ist es gegeben, sie zu sehen, zu begreifen, sich mit ihr in innigeres Einvernehmen zu setzen.

Und doch hat Henri Bergson, der Philosoph, durch seine Vorlesungen und seine wenigen Schriften einen Einfluß ausgeübt, wie man ihn sonst nur bei großen Künstlern zu finden gewohnt ist. Vielleicht, weil er ebensosehr Künstler wie Philosoph ist. Ja fast bin ich versucht zu sagen, er ist mehr Künstler als Philosoph. Wie der Künstler aus einer einzigen Intuition heraus sein Werk schafft, aus einer seelengebornen, unteilbaren Anschauung heraus in Raum und Zeit gestaltet, so baut Bergson aus einer tief persönlichen Intuition heraus sein ganzes System. Wie der Künstler mit dem Auge des Geistes eine Idealgestalt erblickt, der er in mühsamer Arbeit eine greifbare Form zu geben sucht, so sieht Bergson die gesamten weltbewegenden Probleme der Philosophie in einem einzigen Bilde, das sich nur mühsam, nur annäherungsweise in Worten und Begriffen beschreiben, andern mitteilen läßt. Wie der Künstler mit

fest umrissenen, kristallklar geschliffenen Begriffen und Definitionen nichts anzufangen weiß, da sie gerade dasjenige nicht auszudrücken vermögen, was an seiner Schöpfung individuell, neu, eigenartig und persönlich ist, so flieht auch Bergson klare Begriffe und verstandesmäßige Definitionen; sie sind ihm ein Bleigewicht, das seinen Geistesflug immer wieder in die raumerfüllende Materie hinabzuzerren sucht; ein ausgespanntes Netz, zwischen dessen Maschen die intuitiv geschaute, „absolute" Wirklichkeit immer wieder entschlüpft; ein geistloses Werkzeug, das höchstens praktischen Lebenszwecken, aber nicht eigentlichem Erkennen, ich meine philosophischem Erkennen dienen kann. Und darum will er sich ein neues Werkzeug bauen, das seine Anschauung zu gestalten vermöchte: „geschmeidige, bewegliche, fast flüssige Vorstellungen, die immer bereit sind, sich den flüchtigen Formen der Intuition anzubilden" (Einführung in die Metaphysik, Jena 1912, Diederichs, 13). Darum besteht seine Philosophie „nicht darin, zwischen den Begriffen zu wählen und Partei für eine Schule zu ergreifen, sondern darin, eine Intuition, die einzig ist, zu suchen, von der man zu den verschiedenen Begriffen gleich gut wieder hinabsteigen kann, weil man sich über die Scheidungen der Schulen gestellt hat" (S. 23). Wie daher der Künstler nicht mit theoretischen Schemen arbeiten kann, sondern seine Intuition in immer neuen Bildern zu gestalten sucht, so kann und will auch Bergson sich keinem philosophischen, begrifflichen Schema anpassen; in immer neuen Bildern, immer neuen Vergleichen soll die Intuition, die die absolute Wirklichkeit ergreift, eine annähernde sprachliche Gestalt erhalten. Oder vielmehr: diese Masse von oft allzu kühnen Bildern, von mitunter hoch künstlerischen, originellen Vergleichen soll nur dazu dienen, den Zuhörer und Leser auf jene Bahn zu weisen, wo er dann durch eigene, „mühevolle, ja schmerzhafte Anstrengung" im stande sei, „die von Natur abwärts geneigte Ebene der Gedankenarbeit wieder heraufzusteigen, sich sogleich durch eine Art geistiger Ausdehnung in die Sache zu versetzen" (S. 34), durch eine „Art von intellektueller Einfühlung, kraft deren man sich in das Innere des Gegenstandes versetzt, um auf das zu treffen, was er an Einzigem und Unausdrückbarem besitzt" (S. 4). Und wie auch der genialste Künstler, und gerade er, immer wieder enttäuscht sein Werk betrachtet, unzufrieden, weil es bei weitem nicht die Vollkommenheit der intuitiv geschauten Schöpfung erreicht, so gesteht auch Bergson immer wieder den unendlichen Abstand der ausgesprochenen oder niedergeschriebenen Gedanken von der einen, inneren, unteilbaren Intuition.

Bergſon unterſcheidet zwei weſentlich verſchiedene Weiſen, einen Gegenſtand zu erkennen. Die erſte ſetzt voraus, daß man um dieſen Gegenſtand herumgeht, die zweite, daß man in ihn eindringt. Die erſte hängt von dem Standpunkt ab, auf den man ſich begibt, und von den Symbolen, durch die man ſich ausdrückt. Die zweite geht von keinem ſog. Geſichtspunkt aus und ſtützt ſich auf kein Symbol. Von der erſten Erkenntnis wird man ſagen, daß ſie beim Relativen haltmacht, von der zweiten, daß ſie, wo das möglich iſt, das Abſolute erreicht (S. 1). Der erſte Weg der Erkenntnis geht durch Begriffe, durch Analyſe und Syntheſe, durch Induktion und Deduktion; der zweite Weg iſt nur möglich durch Intuition, wie ſie oben beſchrieben iſt.

Die Analyſe und Syntheſe, mit andern Worten die relative, begriffliche Erkenntnis, bohrt entweder unter der Wirklichkeit einen tiefen Tunnel oder ſchlägt über ſie eine prächtige Brücke, während der lebendige Strom der Dinge zwiſchen dieſen zwei kunſtvollen Bauten hindurchgleitet, ohne ſie zu berühren (S. 50). Nur die Intuition, ſie, das eigentliche und einzige Werkzeug der echten Metaphyſik, ſucht den lebendigen Strom der Wirklichkeit weder in jenem unterirdiſchen Tunnel noch auf der luftigen Brücke zu ergreifen; durch einen gewaltſamen Akt, durch den der Geiſt gewiſſermaßen ſich ſelbſt überwindet, ſtürzt ſie ſich mitten hinein in das ſprudelnde, eilende Leben.

Iſt nun eine ſolche Intuition überhaupt erreichbar?

Bergſon antwortet, es gibt wenigſtens eine Realität, die wir abſolut erkennen, die wir von innen heraus, durch Intuition und nicht durch bloße Analyſe ergreifen. Es iſt unſere eigene Perſon, unſer eigenes Ich, das durch die Zeit hindurch dauert. Dieſe Dauer in allen ſich verſchiebenden Vorgängen iſt das eigentliche Weſen des Ich. Während nun die Analyſe nach Bergſon in der Dauer nichts weiter ſieht als eine Einheit des Subjekts und eine Vielheit aufeinanderfolgender Zuſtände, dringt die Intuition vor bis zum eigentlichen Weſen dieſer Dauer und ergreift ſie in ihrem abſoluten Sein, das unvergleichlich mehr iſt als Einheit und Vielheit, woraus ſich jedoch ſofort die Einheit und Vielheit ableiten läßt. Dieſe Dauer, das Weſen des Ich, iſt auch, wie Bergſon in ſeinem Hauptwerke „Die ſchöpferiſche Entwicklung“ zu begründen ſucht, das Weſen der ganzen Wirklichkeit, der ganzen Welt.

Und was iſt nun das Abſolute, das die Intuition hier erkennt? Durch Begriffe, d. h. durch abſtrakte oder allgemeine oder einfache Ideen

läßt es sich nicht darstellen (S. 9). Nur durch Bilder läßt sich ein annähernder Ausdruck erreichen.

„Es ist, wenn man so will, das Abrollen einer Rolle, denn es gibt kein lebendes Wesen, das nicht fühlte, wie es allmählich an das Ende seiner Rolle gelangt; Leben besteht darin, daß man altert. Aber ebensogut ist es auch ein fortwährendes Aufwickeln wie das eines Fadens auf einen Knäuel; denn unsere Vergangenheit folgt uns nach, vergrößert sich beständig um das Gegenwärtige, das sie auf ihrem Wege aufnimmt, und Bewußtsein bedeutet Gedächtnis.

„In Wahrheit ist es weder ein Auf- noch ein Abwickeln, denn jene beiden Bilder rufen die Vorstellung von Linien oder Oberflächen hervor, deren Teile einander homogen sind und sich decken können. Nun gibt es aber nicht zwei identische Augenblicke bei demselben bewußten Wesen. . . .

„Man wird sich also das Bild eines tausendfarbigen Spektrums mit unmerklichen Abstufungen, die von einer Nuance zur andern führen, vergegenwärtigen müssen. Ein Gefühlsstrom, der das Spektrum durchliefe, würde, indem er sich der Reihe nach an jeder seiner Nuancen färbte, gradweise Veränderungen erleiden, deren jede die folgende ankündigen und in sich die vorhergehenden zusammenfassen würde. Allein die einander folgenden Nuancen des Spektrums werden immer noch außereinander bleiben. Die eine steht neben der andern. Sie nehmen Raum ein. Die reine Dauer dagegen schließt jeden Gedanken an Nebeneinanderstellung, an ein gegenseitiges Außereinander und an Ausdehnung aus.

„Stellen wir uns also lieber das Bild eines unendlich kleinen Gummibandes vor, wenn es möglich wäre, in einen mathematischen Punkt zusammengezogen. Ziehen wir es allmählich auseinander, so daß aus dem Punkt eine Linie wird, die immerfort anwächst. Richten wir unsere Aufmerksamkeit nicht auf die Linie als Linie, sondern auf die Tätigkeit, die sie zieht. Beachten wir, daß diese Tätigkeit trotz ihrer Dauer unteilbar ist, vorausgesetzt, daß sie sich ohne Unterbrechung vollzieht, daß man, wenn man eine Unterbrechung dazwischenschiebt, zwei Tätigkeiten statt einer daraus macht und daß jede dieser Tätigkeiten dann die unteilbare sein wird, von der wir sprechen; daß nicht die bewegende Tätigkeit selbst jemals teilbar ist, sondern die unbewegliche Linie, die sie unter sich als eine Spur im Raum zurückläßt. Machen wir uns endlich vom Raum frei, der die Unterlage der Bewegung ist, um uns nur von der Bewegung selbst Rechenschaft zu geben, von dem Akt der Spannung oder Ausdehnung, kurz von der reinen Bewegtheit. Diesmal werden wir ein treueres Bild von der Entwicklung unseres Ich in der Dauer haben.

„Und dennoch wird auch dieses Bild noch unvollständig sein, wie übrigens jeder Vergleich ungenügend sein wird, weil das Sichabrollen unserer Dauer von bestimmten Seiten her der Einheit einer fortschreitenden Bewegung, von andern einer Vielheit sich entfaltender Zustände gleicht, und weil kein Gleichnis eine der beiden Ansichten wiedergeben kann, ohne die andere zu opfern. Wenn ich mir ein tausendfarbiges Spektrum vergegenwärtige, so habe ich ein fertiges Ding vor mir, während die Dauer kontinuierlich entsteht. Wenn ich an ein sich verlängerndes

Gummiband, an eine sich an- oder abspannende Feder denke, so vergesse ich den Reichtum der Färbung, der für die gelebte Dauer charakteristisch ist, um nur noch die einfache Bewegung zu sehen, durch die das Bewußtsein von einer Nuance zur andern geht. Das innere Leben ist alles dies zugleich, Mannigfaltigkeit von Qualitäten, Kontinuität von Fortschritten, Einheit der Richtung. Es läßt sich nicht durch Bilder darstellen.

„... Zweifellos wird kein Bild völlig das ursprüngliche Gefühl wiedergeben, das ich von dem Verlauf meines Selbst habe. Aber es ist nichtsdestoweniger notwendig, daß ich versuche, es wiederzugeben. Dem, der nicht fähig wäre, sich selbst die Intuition der sein Wesen ausmachenden Dauer zu geben, würde nichts sie je geben können, weder Begriffe noch Bilder. Die einzige Aufgabe des Philosophen muß hier sein, zu einer bestimmten Bemühung anzuregen, welche bei den meisten Menschen durch die dem Leben nützlicheren Geistesgewohnheiten gehemmt wird. Das Bild nun hat wenigstens den Vorteil, daß es uns im Konkreten hält. Kein Bild wird die Intuition der Dauer ersetzen, aber viele verschiedene Bilder, die ganz verschiedenen Sachreihen entlehnt sind, werden durch das Konvergieren ihrer Wirkungen das Bewußtsein genau auf den Punkt lenken können, an dem eine bestimmte Intuition erreichbar wird. Indem man die Bilder so auseinanderliegend wie möglich wählt, wird man verhindern, daß irgendeines von ihnen die Stelle der Intuition, die es aufrufen soll, usurpiert, da es dann sogleich durch seine Rivalen verdrängt werden würde. Indem man bewirkt, daß sie alle, trotz der Verschiedenheiten ihres Aspektes, von unserem Geist dieselbe Art von Aufmerksamkeit und gewissermaßen denselben Grad von Anspannung fordern, wird man das Bewußtsein allmählich an eine ganz besondere und ganz bestimmte Disposition gewöhnen, an eben die, deren es bedarf, um sich selbst ohne Schleier zu erscheinen." (Einführung in die Metaphysik 7—10.)

Man begreift, daß eine derartige Darstellungsweise, welche die abstraktesten und subtilsten philosophischen Gedankengänge durch immer neue, kühne, geistreiche Bilder auch dem durchschnittlich Gebildeten näherzurücken versteht, eine Darstellungsweise, die sich oft in vollendeter gedanklicher Disposition und ausnahmslos in vornehmer, gewählter Sprache fortbewegt, auf den Leser oder Zuhörer einen erwärmenden, anziehenden, ja begeisternden und hinreißenden Eindruck auszuüben im stande ist, auch wenn er nicht alles klar versteht. Denn das muß gesagt werden: Bergson ist keineswegs leicht verständlich. Seine Art der Auffassung und Darstellung ist oft von der gewöhnlichen der Philosophen sehr verschieden. Nicht selten entdeckt man erst bei gespanntester Aufmerksamkeit, daß es ein ganz einfacher, bekannter Gedanke ist, den Bergson auszudrücken versucht; und oft genug ist die schärfste, rücksichtsloseste logische Analyse notwendig, um zu erkennen, daß manche glänzende Partien nichts weiter sind als ein mit Absicht auf die Spitze getriebenes Paradoxon.

Darin zeigt sich, wie mir scheinen will, ein wesentlicher Charakterzug des französischen Geistes: Bergson hat eine unleugbare Vorliebe für das Blendende, Überraschende, Unglaubliche. Es liegt darin ein Vorzug und ein Mangel zugleich. Die trockensten philosophischen Probleme gewinnen dadurch ein merkwürdiges Interesse; man denke nur an die Analyse der Begriffe Ordnung und Unordnung (Schöpferische Entwicklung 225 ff); Sein und Nichtsein (S. 279 ff), oder die feinsinnige Darstellung der ästhetischen Gefühle in „Zeit und Freiheit" (S. 10 ff). Aber darin liegt zugleich eine große Gefahr, der Bergson keineswegs immer entgangen ist, die Gefahr, einer blendenden Sophistik zur Beute zu fallen. Gerade die beiden ersten der soeben angeführten Beispiele liefern hierfür den schlagendsten Beweis.

Es ist fesselnd zu beobachten, wie der Pariser Philosoph das Paradoxe, ich meine ganz wörtlich das, was gegen den gesunden Menschenverstand, gegen die bestbegründeten philosophischen Lehren ist, geradezu mit Vorliebe aufsucht. Er treibt das Problem auf die schärfste Spitze, um es hoch oben balancieren zu lassen, bis dem Leser fast bange wird. In demselben Augenblick, wo man nun meint, der Akrobat werde sich durch eine sichere Evolution aus der gefährlichen Lage befreien, überrascht er den Zuschauer durch einen ganz entgegengesetzten, ganz unerwarteten Ausgang; und während uns die beklemmende Angst überkommt, der Künstler versinke rettungslos in einen bodenlosen Abgrund, taucht er bald wieder heiter lächelnd empor, um von neuem seine Kunst an einer andern Aufgabe zu versuchen [1].

Ich sprach soeben von geistreichen Bildern und kühnen Vergleichen. Aus Bergsons Feder sprudeln sie in reichster Fülle. So ist ihm das Gedächtnis ein Lastträger, der die Gesamtheit unserer Vergangenheit hinter sich herschleppt, in die Gegenwart aber nur die zwei oder drei Erinnerungen träufelt, die unsere augenblickliche Lage nach irgend einer Richtung ergänzen (Schöpferische Entwicklung 172). Das klare Bewußtsein unseres in der Zeit dauernden Ich erscheint wie ein Punkt oder besser wie eine Spitze, die sich in die Zukunft, sie ohne Unterlaß aufreißend, einbohrt (S. 206).

[1] Man vergleiche z. B. die Ausführungen über äußere und innere Zweckmäßigkeit (Schöpferische Entwicklung 43—50); über Mechanismus und Finalismus (a. a. O. 95 ff), über Intellekt und Instinkt (a. a. O. 140 ff), über Ordnung und Unordnung (a. a. O. 225 ff), über Einheit und Vielheit im Ich (a. a. O. 262; Einführung in die Metaphysik 11 18 ff 37 ff), über Sein und Nichtsein (Schöpferische Entwicklung 279 ff, besonders 289).

Und von der Vergangenheit ſchiebt es immer etwas in die Gegenwart. Unabläſſig, während des Vorrückens in der Zeit, ſchwillt der Seelenzuſtand um die Dauer an, die er aufrafft: aus ſich ſelbſt ſozuſagen rollt er einen Schneeball (S. 9). So iſt Dauer ununterbrochenes Fortſchreiten der Vergangenheit, die an der Zukunft nagt und im Vorrücken anſchwillt (S. 11). Sie beißt ſich in die Dinge ein und läßt ihnen das Mal ihrer Zähne zurück (S. 52). Die Funktion des Intellekts beſteht nicht mehr darin, leere Schatten vorübergleiten zu ſehen, wie es Plato in ſeinem berühmten Gleichnis der Höhle ſchildert; nicht mehr darin, jenſeits ſeiner ſelbſt gewandt, das aufglühende Geſtirn zu ſchauen. Er hat anderes zu leiſten. Angeſchirrt wie Arbeitstiere im ſchweren Tagewerk ſpüren wir das Spiel unſerer Muskeln und Gelenke, die Schwere des Karrens und den Widerſtand der Scholle: handeln und ſich als handelnd wiſſen, in Kontakt treten mit der Realität, ja ſie — nur aber nach ihrer Bedeutung für das werdende Werk, für die Schürfung der Furche — leben, das iſt die Funktion des menſchlichen Intellekts (S. 196). Die eigentlich philoſophiſche Erkenntnis, im Gegenſatz zur praktiſchen, die Intuition, die nach Bergſon aus dem Inſtinkt, nicht aus dem Intellekt herauswächſt, bildet um die intellektuelle Vorſtellung einen ungewiſſen Lichtſaum, der ſich langſam im Dunkel verliert. Nur im Mittelpunkt glänzt der lichte Kern, der ſich durch Verdichtung aus dem Lichtſaum gebildet hat (S. 52). Nur die Intuition „arbeitet nach Maß", denn nur ſie, die Fortſetzung des Inſtinktes nach oben hin, des Inſtinktes, der weſenhafte Sympathie mit der abſoluten Realität iſt (S. 153 181), erreicht das abſolute Sein, ſo wie es iſt. Der Verſtand iſt ein großes Lager von „Konfektionskleidern", d. h. von Begriffen, in die er dann die einzelnen Dinge hineinzwängt, die aber, eben weil ſie Konfektionskleider, nicht nach Maß gearbeitet ſind, natürlich nicht paſſen (S. 54). Der Intellekt kann nur die Räumlichkeit begreifen; er iſt „gebadet in einer Atmoſphäre von Räumlichkeit" (S. 209). Und Räumlichkeit iſt Mathematik, iſt Geometrie. Bringe eine Korkpuppe mit Bleifüßen in jede beliebige Stellung, lege ſie auf den Rücken, ſtelle ſie auf den Kopf, wirf ſie in die Luft — ſie richtet ſich immer und automatiſch wieder auf. Nicht anders die Materie: von welchem Ende auch wir ſie greifen, auf welche Weiſe auch wir ſie handhaben mögen, ſie wird immer in einen unſerer mathematiſchen Rahmen zurückfallen, weil ſie mit Geometrie beballaſtet iſt (S. 224). So iſt die Materie nur die umgekehrte Bewegung der „Lebensſchwungkraft", die ihrem Weſen nach Bewußtſein,

also geistiges Sein ist. Bewußtsein oder Überbewußtsein ist die Rakete, deren erloschene Schlacken als Materie niederfallen; Bewußtsein auch ist, was von der Rakete selbst, die Schlacken durchdringend und sie zu Organismen aufglühend, fortexistiert (S. 265). In diesem Kerker der Materie ringt das Bewußtsein nach freier Entwicklung. Aber nicht ohne weiteres gelingt ihm dies. Das Tier kann zwar, kraft seiner individuellen Initiative, die Gewohnheiten der Art, in die es eingesperrt ist, weiten; doch entgeht es dem Automatismus nur für Momente, gerade nur lange genug, um einen neuen Automatismus zu schaffen: kaum geöffnet, schlagen die Tore seines Kerkers wieder zu; sein Zerren an der Kette führt nur zu ihrer Verlängerung. Erst beim Menschen zerbricht das Bewußtsein die Kette. Beim Menschen, und nur beim Menschen, macht es sich frei. Der Determinismus der Materie spannt ein großes Netz aus. Überall, außer beim Menschen, hat sich das Bewußtsein im Netz, durch dessen Maschen es schlüpfen wollte, fangen lassen. Es blieb Sklave der Mechanismen, die es aufgebaut hatte (S. 268). So wird das Ganze der organischen Welt zum Humus, aus dem der Mensch selbst aufschießen sollte. Die Tiere sind darum nicht weniger nützliche Weggenossen gewesen, auf die das Bewußtsein ablud, was es von Schutt mitschleppte; Genossen, die ihm ermöglichten, sich im Menschen zu Höhen zu erheben, von denen aus es einen unendlichen Horizont vor sich aufgetan sieht (S. 270). So nimmt das Tier seinen Stützpunkt auf der Pflanze, der Mensch schwingt sich auf die Tierheit, und die gesamte Menschheit in Raum und Zeit wird zum ungeheuren, neben jedem von uns galoppierenden Heere, vor uns und hinter uns in hinreißendem Vorstoß, fähig, alle Hindernisse zu überreiten und die größten Widerstände zu überwinden — vielleicht selbst den Tod (S. 275).

Mit dem Gesagten haben wir zugleich einige Durchblicke in Bergsons Weltanschauung gewonnen. Es mag genügen — um einen Vergleich Bergsons auf seine eigene Philosophie anzuwenden —, mit einigen markanten Zügen den leuchtenden Kern herauszuheben, um den sich die Einzelprobleme wie ein schimmernder, nebelhafter Lichtsaum lagern, der sich an mehr als einer Stelle im Dunkel verliert. Nur muß man sich stets vor Augen halten, daß dieser Kern mit dem ihn umgebenden Saume organisch verwachsen ist, daß er sich bald schärfer aus seiner Umgebung heraushebt, bald wieder fast ganz in ihn sich aufzulösen scheint. Denn wie Bergson keine fertigen, beständigen Dinge kennt, sondern nur stetig sich ändernde Vorgänge, kein Sein, sondern nur ein Werden: so ist auch seine Weltanschauung nicht

fertig abgeſchloſſen, ſondern in ſteliger Entwicklung. Und wie das Ich nach Bergſons Philoſophie die ganze Vergangenheit in ſich aufſaugt und mit ſich trägt, um in ſeiner Dauer ſtets ſchöpferiſch ſich in die Zukunft hinein zu entfalten: ſo trägt auch ſeine Weltanſchauung, ſo wie ſie in ſeinem Hauptwerk vorliegt, die weſentlichen Züge aller früheren Arbeiten an ſich, was jedoch nicht hindert, daß ſie uns in Zukunft noch manche unerwartete Wendung bringen kann. Es wäre auch ſeltſam, wenn uns Bergſon ein fertiges metaphyſiſches Syſtem böte, er, der mit der ganzen Kraft ſeiner Begabung die geſchmeidigen, beweglichen, faſt flüſſigen Vorſtellungen ſucht, die immer bereit wären, ſich den flüchtigen Formen der Intuition anzuſchmiegen.

Der Urquell alles Seins, des geiſtigen ſowohl wie des ſtofflichen, iſt die Lebensſchwungkraft (élan vital), das iſt eine bewußte oder überbewußte, aber jedenfalls geiſtige Tendenz, in immerwährender Entwicklung ſtets neue, wechſelnde und wo möglich beſſere Formen zu geſtalten. Die Lebensſchwungkraft iſt aber kein ſtarres Sein, ſondern ein Impuls, ein ungeſtümer, brodelnder Drang nach vorwärts. In ihrer Urform waren noch alle Eigenſchaften und Fähigkeiten ungeteilt und unausgeſprochen vereint; erſt der Strom der Entwicklung zwang die Lebensſchwungkraft, ſich in verſchiedene Becken zu ergießen, ſich zu differenzieren und bei dieſer Differenzierung einen Teil ihrer Entwicklungsmöglichkeiten zurückzulaſſen, um dafür andere zu deſto höheren Formen emporzuführen. So zerfiel der einheitliche Lebensſtrom zunächſt in zwei große Lebensadern: das Pflanzenreich, wo die Lebensſchwungkraft in die Funktion des Chlorophylls ausmünden mußte, und das Tierreich, wo dieſelbe Schwungkraft zur Schaffung von Nerven und Nervenzentren trieb. Mit Hilfe des Nervenſyſtems wird die ihrem tiefſten Weſen nach geiſtige Lebensſchwungkraft in Stand geſetzt, ſich allmählich von der Materie zu befreien, die ja bloß umgekehrt Pſychiſches iſt, ein Auseinanderfallen des Geiſtigen im Raume, ähnlich wie die einheitliche Konzeption des Dichters ſofort im Raume in Wörter, Silben und Buchſtaben auseinanderfällt.

Zwar gelingt ihr dieſe Befreiung aus dem Kerker des geometriſchen Stoffes nicht ſofort und nicht ohne Opfer. An der Wurzel des Tierreiches iſt noch Inſtinkt und Intellekt ein unteilbares Ganzes, wenn auch beides nur im Zuſtande unbewußter „Dumpfheit“ vorhanden iſt. Der Strom der Entwicklung treibt die Schwungkraft weiter hinaus, um ſich im Tierreich zum ausgeprägten Inſtinkt, im Menſchen dagegen zum klaren

Intellekt zu entfalten. Diese Entwicklung vollzieht sich dort nur auf Kosten des Intellekts, hier auf Kosten des Instinkts. Freilich bleibt in der ganzen Linie des Tierreiches ein unbewußtes Rudiment von Intellekt, wie anderseits die Menschheit immer noch schwache Reste von Instinkt mit sich trägt. Aber erst im Menschen gelangt die Schwungkraft zum vollen Bewußtsein und damit zur vollen Freiheit. Denn das geistige Sein ist frei; nur soweit es in umgekehrter Bewegung in die Materie auseinanderfällt, ist es mehr oder weniger gebunden. Jedoch ist der Vorzug des klaren Bewußtseins im Intellekt nur relativ und verlangt ein großes Opfer. Denn die angeborne Fähigkeit, das Sein selbst, die Dinge zu erkennen, ist nicht der Intellekt, sondern der Instinkt. Die Erkenntnis des Intellekts geht nur auf Beziehungen; sie ist nur Erkenntnis der Form, nicht des Stoffes. Der Intellekt ist nur ein Vermögen, künstliche Gegenstände, insbesondere Werkzeug herstellende Werkzeuge zu verfertigen und diese Anfertigung ins Unendliche zu vermannigfaltigen. Mit andern Worten: vollendeter Instinkt ist das Vermögen der Anwendung, ja des Aufbaus organischer Werkzeuge; vollendeter Intellekt das Vermögen der Verfertigung und Benützung anorganischer Werkzeuge. Daher sollte der Mensch eigentlich nicht homo sapiens heißen, sondern homo faber. Daraus ergibt sich nun die äußerst merkwürdige Folgerung: es gibt Dinge, die einzig der Intellekt zu suchen vermag, da er frei ist vom Ballast des Stoffes, die er jedoch aus sich selbst heraus niemals finden wird, da er nur auf die Beziehungen der Stoffteile geht, nicht auf die Dinge selbst. Diese Dinge finden könnte nur der Instinkt; er wird sie aber niemals suchen, einfach aus dem Grunde, weil er nicht bewußt ist und nicht spekuliert. Es wäre daher notwendig, die Eigenschaften des Instinkts mit dem spekulativen Bewußtsein des Intellekts zu einer einzigen Funktion zu verschmelzen.

Dieser weiter entwickelte Instinkt ist die Intuition: sie ist die höchste Fähigkeit der Lebensschwungkraft, sie das Erkenntnismittel des Metaphysikers, des Philosophen. Zwar ist es uns im gegenwärtigen Entwicklungsstadium nur in seltenen Augenblicken, durch eine gewaltsame, schmerzhafte Anstrengung vergönnt, uns zu dieser Intuition zu erheben; es ist aber möglich, ja wahrscheinlich, daß sich die Menschheit von heute zum Übermenschen der Zukunft entwickeln wird, wo die Intuition sich als normale, voll bewußte Fähigkeit betätigen kann. Dann werden alle philosophischen Schulen, alle Systeme und Richtungen, die nur auf der Verschiedenheit der intellektuellen Gesichtspunkte beruhen, mit einem Male

verschwinden; und es wird nur eine, die allein wahre Philosophie geben, die nicht mehr auf äußere Beziehungen der Seinselemente gehen wird, sondern auf das wahre, absolute Sein selbst.

Man sieht in dem ganzen System ein mächtiges Streben nach Einheit, nach Ableitung der unendlichen Seinsfülle aus einem einzigen Urquell. Denn die ursprünglich ungeteilte Lebensschwungkraft ist das Sein selbst, ist Gott. Über diese höchste Frage der Metaphysik hat sich Bergson noch nicht klar ausgesprochen. Nur ein einziger, aber äußerst charakteristischer Satz deutet seine Überzeugung an: Gott ist „ein Zentrum, dem die Welten unablässig wie die Raketen eines ungeheuren Feuerbüschels entsprühen, immer vorausgesetzt, daß ich dieses Zentrum nicht als ein Ding ausgebe, sondern als eine Kontinuität des Entsprühens. Gott, so definiert, hat nichts Abgeschlossenes. Unaufhörliches Leben ist er, ist Tat, ist Freiheit.“ [1] Um diese Ansicht in philosophischen Kategorien unterzubringen, müßte man sagen: Bergson denkt sich Gott im Sinne eines aktualitätstheoretischen, evolutionistischen Monismus [2]. Wir wollen jedoch diese Klassifikation nicht endgültig aufstellen. Denn ein einziger Satz, selbst wenn er organisch aus dem Ganzen herauswächst, reicht nicht aus, um ein abschließendes Urteil zu fällen.

Aber trotz dieses Strebens nach innerer Einheit wallt und wogt und brodelt es in diesem System wie in Fausts Hexenkessel. Bergson spannt sein ganzes Talent, sein ganzes, großes Können an, um den jetzigen Menschen, den homo faber, zum Übermenschen der Zukunft umzubilden. Freilich nicht im Sinne Nietzsches, sondern zum homo sapiens, der nicht nur die Beziehungen unter den Wirklichkeitselementen kennt, um mittels dieser Kenntnis sein Leben praktisch einzurichten, sondern der das Sein selbst in seinem eigensten Wesen ergreift und versteht. Und um diesen neuen Menschen erstehen zu lassen, wirft er in den Hexenkessel so ungefähr alle Kräuter hinein, die im üppig

---

[1] Schöpferische Entwicklung 253. Wegen der Wichtigkeit dieser Stelle geben wir den Originaltext wieder: Si partout, c'est la même espèce d'action qui s'accomplit, soit qu'elle se défasse soit qu'elle tente de se refaire, j'exprime simplement cette similitude probable quand je parle d'un centre d'où les mondes jailliraient comme les fusées d'un immense bouquet, — pourvu toutefois que je ne donne pas ce centre pour une chose, mais pour une continuité de jaillissement. Dieu, ainsi défini, n'a rien de tout fait; il est vie incessante, action, liberté (L'évolution créatrice [6] [1910] 270).

[2] Man vergleiche hierüber das Werk des Verfassers: Der Monismus und seine philosophischen Grundlagen (1911) 263 ff 288 ff 575 ff.

wuchernden Garten der modernen Philosophie emporschießen. Wir finden da einen ausgesprochenen Antiintellektualismus, eine Einfühlungs- und Erlebnistheorie, die geradezu der Zauberschlüssel sein soll zum Heiligtum der Metaphysik. Wir finden da den Symbolismus und Nominalismus in seinen modernsten Formen, wie sie Mach, Avenarius, Duhem u. a. ausgebildet haben. Wir finden den Aktivismus eines Le Roy und Wilbois, den Humanismus F. C. S. Schillers und den mit ihm stammverwandten Pragmatismus der neuamerikanischen Philosophie. Wir finden weiter den ausgesprochensten Biologismus und Relativismus auf dem Boden einer absoluten Entwicklungslehre. Wir finden alle Grundsätze der reinen Aktualitätstheorie, die von einer Seelensubstanz wie überhaupt von einzelnen Dingen nichts wissen will. Das alles jedoch mit dem wichtigen Unterschied, daß Bergson diese philosophischen Auffassungen auf das begriffliche, intellektuelle Erkennen eingeschränkt wissen will, während sich ihm in der Intuition eine neue, sichere Pforte in das Reich der Wahrheit lockend öffnet. Es ist daher nicht zu verwundern, daß die Römische Indexkongregation Veranlassung fand, den Werken Bergsons gegenüber Stellung zu nehmen[1].

Daneben lebt aber in Bergson ein mächtiger, glühender, stürmender Drang und Durst nach wahrem, unerschütterlich festem Erkennen, ein unersättlicher Durst nach Geist und Freiheit. Bergson erklärt dem breitspurigen Mechanismus und Determinismus, der sich in allen Gebieten des modernen Denkens eingenistet hat, den Kampf bis aufs Messer. Meisterhaft und glänzend ist seine wuchtige, unerbittliche Kritik, mit der er den Mechanismus bis in seine tiefsten Schlupfwinkel verfolgt, sofern dieser sich nicht auf die positive Wissenschaft einschränkt, sondern sich im Herzen der Philosophie festzusaugen sucht. Und das ist, neben der künstlerischen Vollendung seiner formellen Darstellung, wohl die Hauptursache, warum Bergson in Frankreich zunächst und dann auch über Frankreichs Grenzen hinaus soviel Begeisterung und Bewunderung ausgelöst hat. Bergson hat es verstanden, allen philosophischen Gewohnheiten zum Trotz, wie sie in den letzten Jahrzehnten in Frankreich maßgebend waren, das Bekenntnis der Freiheit auf sein philosophisches Banner zu schreiben. Jedes Buch aus

[1] Durch Dekret vom 1. Juni 1914 wurden die drei Hauptwerke Bergsons auf den Index gesetzt. Es sind: Essai sur les données immédiates de la conscience; Matière et mémoire und L'évolution créatrice. Siehe Acta Apostolicae Sedis, 12. Iunii 1914.

seiner Feder ist ein kraftvolles, rücksichtsloses Bekenntnis zur Metaphysik als zur Wissenschaft des Absoluten, die ohne Symbole auskommen, die nicht nur von außen um die Dinge herumschleichen, sondern in ihr eigenstes und tiefstes Wesen eindringen will; eine offene Absage an den absoluten Relativismus, der den Menschen nie befriedigen kann und auch der Sache selbst nicht entspricht; mit einem Wort ein kraftvolles Bejahen der Philosophie als einer selbständigen Geisteswissenschaft und ein entschiedener Protest gegen die positivistische Mode, die in der Philosophie nur ein Zusammenfassen der empirischen Kenntnisse der Einzelwissenschaften zu sehen behauptet. Anderseits aber verfällt er keineswegs dem entgegengesetzten Irrtum, als könnte man Philosoph sein, ohne auf die Ergebnisse der positiven Wissenschaften Rücksicht zu nehmen. Erst nach mühsamem Studium macht sich Bergson an seine Arbeit; sein Hauptwerk „Die schöpferische Entwicklung" hat er in zwanzigjähriger Forscherarbeit vorbereitet. Es liegt viel Wahres in dem Satz, den Bergson einmal geschrieben hat: „Denn man erhält nicht von der Wirklichkeit eine Intuition, d. h. ein intellektuelles Mitfühlen mit dem, was sie an Innerstem besitzt, wenn man nicht ihr Zutrauen durch eine lange Kameradschaft mit ihren nach außen gerichteten Offenbarungen gewonnen hat" (Einführung in die Metaphysik 57).

Dieser Mut, mit dem Bergson zu aufgegebenen Positionen zurückkehrt; diese unverdrossene Arbeit, mit der er um den Besitz einer echten Philosophie ringt; der glänzende und scharfsinnige Geist, mit dem er eingewurzelte Vorurteile zu zerstören und die wahre Erkenntnis des Seins zu fördern sucht, sichern ihm einen bedeutenden Platz in der Geschichte der modernen Philosophie.

Freilich ist eine sorgsame und gewissenhafte Sichtung notwendig, um das Wahre vom Falschen, das Dauernde von haltlosem Aufputz, die echten Goldadern von blinkendem Tand zu scheiden. Bergson spricht manche Gedanken aus, die, so wie sie vorgebracht werden, nur blendende Irrtümer sind, aber zur Wahrheit werden, wenn man sie auf bestimmte Zeiten und Systeme einschränkt. So trifft seine Bekämpfung der starren, intellektualistischen Begriffsmetaphysik eigentlich nur gewisse Ausläufer der Spätscholastik und die deutschen Rationalisten, die da meinen, unabhängig von jeder Erfahrung die ganze Wirklichkeit aus ein paar grundlegenden, einfachen Begriffen durch reine Deduktion, durch mechanische Kombination oder durch Thesis, Antithesis und Synthesis aufbauen zu können. Da hat er allerdings recht, wenn er meint, durch die abstrakten Begriffe von

Einheit und Vielheit lasse sich niemals die reale Dauer, die wir in unserem Ich erfahren, a priori rekonstruieren. Die Kritik, die Bergson hier der empiristischen und rationalistischen Ichpsychologie widmet (Einführung in die Metaphysik 18—22), dürfte an vornehmer Eleganz nicht so leicht ihresgleichen finden. Anderseits verflüchtigen sich zahlreiche Wahrheiten unter Bergsons Feder und im Ganzen seiner Weltanschauung zu trügerischen Irrlichtern. So seine Ableitung der Materie aus dem Geist, so seine Begründung der Freiheit, so der neue Weg, auf dem er zur metaphysischen Erkenntnis des Seins vordringen zu können hofft. Seine Seinsphilosophie ist nur eine originelle Erneuerung des *πάντα ῥεῖ* der Eleaten (S. 40); und seine Erkenntnistheorie mündet in einen absoluten Relativismus und erkenntnistheoretischen Nihilismus ein. Denn das Sein ist nach ihm immerwährende Richtungsänderung der Qualität, so daß es auch nicht zwei Zeitpunkte gibt, wo das Sein dem Wesen nach dasselbe bliebe. Und da die neu zu gestaltenden Begriffe sich diesem ewigen Flusse anpassen müssen, so ist ein allgemein gültiges, wissenschaftliches und philosophisches Erkennen unmöglich, unmöglich auch ein Mitteilen und Überliefern der erkannten Wahrheit. Und der tiefste Grund, aus dem diese irrtümlichen Ansichten sprudeln, scheint mir darin zu liegen, daß Bergson nirgends das sinnliche vom geistigen Erkennen, das Vorstellen vom begrifflichen Denken streng und scharf scheidet. Der Psychologe hat in ihm den Logiker absorbiert.

Trotz alledem aber beseelt Bergson ein so starkes Verlangen, die Einflüsse philosophischer und wissenschaftlicher Modeströmungen von sich abzuschütteln, daß der Wunsch rege wird, seine weitere Entwicklung möchte uns reifere Früchte der Erkenntnis bieten. Allerdings müßten dann gerade diejenigen Lehren, die Bergson besonders eigentümlich sind und geradezu den Kern seiner Weltanschauung bilden, eine durchgreifende Umgestaltung erfahren.

Fr. Klimke S. J.

Bismarck und die Dreiverbandmächte 1875 und 1878.

Vor genau vierzig Jahren, im April und Mai 1875, wurde in den hohen Kreisen der Großmachthöfe und der europäischen Diplomatie ein Schauspiel französischer Herkunft aufgeführt, das Gambetta fünf Jahre später die „Komödie von 1875" genannt hat. Das große Publikum sah nicht viel mehr davon als Schattenbilder an den geschlossenen Vorhängen hell erleuchteter Arbeitszimmer und Empfangssäle der Staatskanzleien. Gleichzeitig aber schlugen die Zeitungen Lärm. Es erhoben sich Stürme in den Wassergläsern der Zeitungsspalten, die jedem Leser Schrecken einjagten und manch einem Rentner das Fürchten lehrten, wenn er es nicht schon gewohnt war. Vielen heutigen Sechzigern ist diese Krise mit dem Merkwort „Krieg in Sicht" erinnerlich geblieben. So lautete bekanntlich die fragende Überschrift eines Artikels der Berliner Post, der am 8. April erschien, ungemeines Aufsehen erregte, lange noch Kreise zog und Wellen warf, weil er auf Anregungen Bismarcks zurückgeführt wurde, während ihn Konstantin Rößler aus Eigenem verfaßt hatte. Überhaupt ist damals und seither der Einfluß der Tagespresse auf die Schürzung und Lösung der Krise überschätzt worden. Das Drama spielte sich bei verschlossenen Türen ab; solang es währte, wußten die Zeitungen, daß etwas vorgeht, aber nicht was. Das gilt sogar von Blowitz, dem großen Blowitz, dem „Ober" des damaligen Journalismus. Mag sein, daß er alles zu wissen meinte; nach Ausweis seiner Denkwürdigkeiten ist die schwache Seite seiner Kenntnisse die gewesen, daß er zuweilen noch mehr als alles, daß er mehr wußte, als geschah und wahr war. In die Krise griff er durch den berühmten Times-Artikel vom 6. Mai ein, einen so grellen und schrillen Kassandraruf, daß die Schriftleitung einen Schalldämpfer darauf setzen zu müssen glaubte und dennoch die Börsen der Alten und der Neuen Welt erzitterten. Zwar ist glaubhaft bezeugt, daß der französische Außenminister, der Herzog von Decazes, den Artikel veranlaßte und dessen Inhalt eingab, der Gewährsmann sagt sogar „diktierte"; allein schwerlich hat Blowitz den Zweck des Artikels durchschaut und dessen Zusammenhang mit

der diplomatischen Blockade Bismarcks durch Europa, die Decazes betrieb. Nun aber setzte die Begleitmusik der kontinentalen Presse zu den unsichtbaren diplomatischen Vorgängen von neuem ein, nachdem sie Ende April und Anfang Mai stiller geworden war. Sie hat damals, vorher und nachher, einen solchen Lärm verübt, daß er selbst höchsten Herren auf die Nerven ging und in unangenehmer Erinnerung blieb. Sagte doch Zar Alexander II. am 22. Januar 1876 zum deutschen Botschafter Prinzen zu Reuß, „daß er persönlich in Bismarcks Politik volles Vertrauen setze; man möge ihm aber nicht übel nehmen, wenn er sage, daß nicht jedermann dieses Vertrauen teile". „Schuld daran trage die Presse und namentlich diejenigen Blätter, welche man im vorigen Frühjahr (1875) für die Organe des Auswärtigen Amtes gehalten hätte." Den Bericht des Botschafters, der diese Äußerungen des russischen Kaisers mitteilte, erhielt Bismarck Ende Januar 1876. Offensichtlich stand Bismarck unter diesem Eindruck, wenn er in der Reichstagsrede vom 9. Februar 1876 in weitläufigen Ausführungen den Mißbrauch rügte, der mit dem Wort „offiziöse Zeitung" getrieben werde, „auf das bestimmteste" erklärte, es gebe „kein offiziöses Blatt des Auswärtigen Amtes", insonderheit alle Verantwortung für den Artikel „Krieg in Sicht" weit abwies und die Beunruhigungen, die durch Zeitungsstimmen veranlaßt worden waren, mit dem schlagenden Satz traf: „Auf Zeitungsartikel hin führt kein Mensch Krieg."

Allein nicht bloß der bestimmende Einfluß der Presse auf die Krise, auch die Krise selbst ist überschätzt und aufgebauscht worden. Sie war ein eigentümlicher Zwischenfall in den Beziehungen der Großmächte zueinander, aber ohne jede wichtige Wirkung; ein großmächtig angelegtes Unternehmen, das seiner Gegenstandslosigkeit wegen in Dunst aufging, mochten die Unternehmer gleich im blauen Dunst den feinsten Duft ihrer diplomatischen Kochkunst zu wittern wähnen. Immerhin ist die Episode denkwürdig. Denkwürdig, weil die heutigen Dreiverbandmächte sich wider Bismarck zusammenschlossen, eine Großeinkreisung mit Hilfe von Italien und Österreich-Ungarn planten, die freilich daneben geriet. Geschichtlicher Betrachtung erscheint diese Blockade Bismarcks durch den Dreiverband sowohl als ein ironisches Vorspiel zum Berliner Kongreß, wie als eine bemerkenswerte Vorstufe zum Werk Bismarcks und Andrássys, dem Zweikaiserbündnis. Ein ironisches Vorspiel, denn aus der Blockade wurde durch Bühnenwandel eine Zentralstellung des Blockierten, wie sie kaum je einem Staatsmann gewährt war. Wie haben drei Jahre nach versuchter Ein-

kreisung die Einkreiser den Eingekreisten umkreist! „Effektiv", wie nur irgend etwas Tatsache sein kann, ist die europäische Zentralstellung Bismarcks am Berliner Kongreß gewesen; dem Einkreisungsversuch tut man fast zu viel Ehre an, wenn man ihn als „papierne Blockade" bezeichnet. Gewebe von Spinnen und Altweibersommergespinste können Samson nicht binden. Eine Vorstufe des Zweikaiserbündnisses wurde die Krise aber lediglich durch die überlegene Weisheit und den selbstsichern Willen der zwei leitenden Staatsmänner, während die „öffentliche Meinung" mit ihrem lauten Gelärm und ihrem heftigen Dreinfahren alles Werdende zu verderben, alles Feine zu verwirren sich glänzend geeignet erwies. Berge von Beweisen dafür ließen sich beibringen, von lehrreichen Beweisen; indes führte das in die großen Zusammenhänge aller damals schwebenden europäischen Fragen, zumal aller derer, die mit dem Kulturkampf und dessen Internationalisierung eng verbunden erscheinen. Auch die Krise von 1875 hat nach allen Seiten derlei Bezüge, sie ist aber doch ein geschlossenes Ganze und läßt sich als solches würdigen. Die handelnden Personen sind nicht allzu zahlreich, die Vorgänge durch Mitteilungen von beteiligter Seite und durch amtliche Aktenpublikationen genugsam aufgedeckt.

Der Impresario dieser ersten Einkreisung des Deutschen Reiches ist Decazes, der erwähnte französische Außenminister, gewesen, der im Mai 1874 dem Herzog von Broglie gefolgt war und seitdem bereits ein gestürztes Ministerium überdauert hatte. Ihm standen zur Seite die Botschafter in Petersburg, General Le Flô, und in Berlin, Vicomte de Gontaut-Biron. Der französische Botschafter in London, Graf von Jarnac aus dem Hause Rohan-Chabot, war eben gestorben (22. März 1875); in der Zwischenzeit vor der Versetzung des Marquis d'Harcourt von Wien nach Paris (22. Juni), also gerade während der Krise, führte Botschaftsrat Herr Gavard die Geschäfte; kurz vorher unter de Broglie ist er am Quai d'Orsay Kabinettchef des Ministers gewesen. Im Februar und März weilten Le Flô und Gontaut auf Urlaub in Frankreich und kehrten erst im April auf ihre Posten zurück. In London trat Königin Viktoria aus ihrer gewohnten Reserve und schrieb zwei Briefe an Kaiser Wilhelm. Umgekehrt verblieb Disraëli in einer ihm sonst nicht eigenen Reserve; der Außenminister Lord Derby führte alle Unterhandlungen und beantwortete die Anfragen im Parlament. Dem britischen Botschafter in Berlin, Lord Odo Russell (seit 16. Oktober 1871), auf den Bismarck seit Versailles große Stücke hielt, fiel im Decazesschen Stück eine kleine aber entscheidende

Rolle zu. Von russischer Seite griff neben dem Zar und Gortschakow nur Graf Peter Schuwalow in die Angelegenheit unmittelbar ein. Seit Oktober 1874 Botschafter in London, war er im April 1875 abwesend und kehrte im Augenblick, da die Krise vor ihrer Lösung stand, über Berlin am 10. Mai nach London zurück. Seines Erachtens war das Ergebnis der Sache dieses: „Es hat sich gezeigt, was England und Rußland vereint vermögen." Der russische Botschafter in Paris, Fürst Orlow (seit 21. Januar 1872), war ein warmer Freund Frankreichs, erwies sich aber als ein Hindernis der Decazesschen Pläne. Überzeugt, daß die Berliner maßgebenden Stellen an einen zuvorkommenden Überfallkrieg gegen Frankreich nicht denken, hielt er die französischen Befürchtungen für bedauerlichen Irrtum und berichtete in diesem Sinn nach Petersburg. Decazes' leitende Absicht war aber diese, „Europa aufzuhetzen" wider die „ständige Bedrohung" durch die Bismarcksche Politik und den deutschen Militarismus. Und hiermit in Petersburg durchzudringen, daran lag ihm alles. Im auswärtigen Dienst des Deutschen Reiches werden im Verlauf der Krise die Botschafter in Paris und London wiederholt genannt, Fürst Chlodwig zu Hohenlohe und Graf Münster; im auswärtigen Amt zu Berlin der Staatssekretär des Auswärtigen von Bülow und Gesandter von Radowitz. Den Kern der Sache legte Bismarck am 26. November 1880 in vertraulichem Gespräch mit Hohenlohe wie folgt bloß: „Bismarck sagte, der ganze Kriegslärm von 1875 sei durch unvorsichtige Äußerungen veranlaßt worden, die Radowitz gegenüber von Gontaut getan habe. Dieser hat es berichtet und dadurch Decazes Mittel zu seiner Intrige gegeben."

* * *

Vor dem Beginn der sog. Krise, vor allen Alarmartikeln der Presse, am 21. März 1875, hatte der Botschafter Fürst zu Hohenlohe Audienz bei Kaiser Wilhelm. Er schrieb darüber in sein Tagebuch: „Wir kamen dann auf Frankreich. Er hatte alles gelesen, war vollkommen au fait. Bezweifelt nicht, daß die Franzosen rüsten, um gegen uns loszugehen, wenn sich die Gelegenheit darbietet, und sieht dieser Eventualität mit Ruhe entgegen." Es folgt bei Hohenlohe ein Eintrag vom 25. März über den Inhalt eines längeren Gespräches am 24. März mit dem Großherzog von Baden: „In Bezug auf Frankreich hofft der Großherzog, daß man noch zu friedlichen Beziehungen kommen und den Krieg vermeiden werde. Ich sprach dagegen meine Zweifel aus. Möglich sei es, aber nicht wahr-

scheinlich." Die Wucht dieser Sorge kann dadurch kaum erheblich abgeschwächt werden, daß Hohenlohe zu pessimistischen Auffassungen der Lage geneigt war. Man kann hier auch nicht daran erinnern, daß es Ärzte gibt, welche ernste Diagnosen bevorzugen, weil sie je nach dem Ausgang dann entweder recht behalten oder ihre Kunst zur Geltung bringen. Es ist aber in der zweiten Hälfte März 1875 weit und breit keine brennende Frage zu sehen, die eine baldige Lösung heischend die unmittelbare Gefahr eines Krieges zwischen Frankreich und Deutschland nahegebracht hätte. Zwar hatte Bismarck am 26. Februar Hohenlohe um schleunigen Bericht über die Tatsache gebeten, daß die französische Regierung 10000 Kavalleriepferde ohne Preisbeschränkung durch deutsche Pferdehändler ankaufen wolle. Es folgte deutscherseits ein Pferdeausfuhrverbot, das der französische Geschäftsträger in Berlin, Botschaftssekretär Marquis de Layde, am 5. März seiner Regierung drahtete. Allein das war eine kleine Trübung, keine wetterschwere Wolke, und Bismarck selbst schrieb im angeführten Brief: „Ich glaube nicht an die Kriegsabsicht im nächsten Jahr." Die Kriegsbefürchtungen, von denen Hohenlohe spricht, müssen sich auf die Zukunft, auf kommende Jahre bezogen haben, und dieser Sorge gebrach es nicht an zureichendem Grunde.

Allgemein war ja der Eindruck, daß Frankreich sich finanziell und militärisch rasch und mächtig wieder erholt und erneuert habe, daß die Wiedervergeltung sein politischer Lebensatem sei. Allerdings drückte, ja lähmte innerer Zwist den großen Aufschwung. Aber gerade im ersten Jahrviertel 1875 trat in Frankreich eine Reihe von Begebenheiten ein, an der man ablesen mochte: nun schließen wir Frieden nach innen und verwenden alle Kraft auf wehrhafte, nach außen gerüstete und gerichtete Politik. Wir erinnern nur an die Einigung der Parteien in der Kammer, welche dem Staat die bleibende Regierungsform gab, die Einrichtung der öffentlichen Gewalten ordnete, die Wiedererneuerung des Heeres vorläufig abschloß. Am 30. Januar 1875 kam der Beschluß zu stande, der die Republik als Staatsform bleibend festlegte; freilich wie auf einem Schleichwege, indem er dem Staatsoberhaupt den Titel „Präsident der Republik" beilegte, und es geschah das mit bloß einstimmiger Majorität, 353 gegen 352. Das Militärgesetz dagegen wurde am 12. März 1875 als einstimmiger Kammerbeschluß in dritter Lesung angenommen. Es war das Cadresgesetz, welches sich ergänzend anschloß dem Rekrutierungsgesetz vom 27. Juli 1872 und dem Organisationsgesetz vom 24. Juli 1873. Dieses

Cadresgesetz nahm sich unleugbar bedrohlich aus. Auf den ersten Blick sah man, daß die Heeresstärke da mit einemmal um 144 000 Mann erhöht wurde. Die einen meinten zudem, die Stimmeneinhelligkeit eines vielköpfigen, sonst so zerklüfteten Parlaments beweise in diesem Fall einen kriegerischen Volkswillen von geschlossener Kraft. Andere dagegen sagten, die Abgeordneten hätten die Hausverabschiedung nicht mehr erwarten können, seien gar nicht bei der Sache gewesen; viele hätten kaum gewußt, worum es sich handle, und nur gewollt, daß bald ein Ende gemacht werde. Während die einen auf den planmäßigen Ausbau des französischen Heerwesens hinwiesen, machten andere geltend, gerade die Erhöhung der Mannschaftsziffer habe nicht in der Regierungsvorlage gestanden, sondern sei wie eine Eingebung des Augenblicks in eine müde und zerstreute und schlußbedürftige Versammlung hineingefallen. Immerhin hat das Cadresgesetz berechtigtes Aufsehen erregt, Beunruhigung veranlaßt und Anlaß zu der oft zitierten Behauptung gegeben, wer den Krieg unvermeidlich mache, der sei immer der Angreifer, auch wenn er angegriffen würde; mit andern Worten, sehe sich Deutschland zu einem Präventivkrieg gezwungen, so bleibe Frankreich doch der Angreifer. Einige indes, die mit Ruhe und Ernst die französische Heeresneugestaltung studierten, kamen zu dem Ergebnis, daß vieles zunächst auf dem Papier stehe; erst nach Jahren könne etwas Greifbares daraus werden, und auch dann möchten die hohen Zahlen vom Standpunkt kriegsmäßiger Ausbildung mehr Schein als Sein darstellen. In den politisch maßgebenden und fachmännischen Kreisen des Deutschen Reiches sah man nicht durchweg im Cadresgesetz eine unmittelbar drohende Gefahr. Hohenlohes sorgenvolle Bemerkungen sind kein Gegenbeweis. Daß sie sich auf künftige Jahre und nicht auf den April und Mai 1875 beziehen, kann zudem daraus abgenommen werden, daß Hohenlohe in diesen zwei Monaten nichts mehr davon sagt und weit weniger in Paris anwesend als von dort abwesend war, in Schillingsfürst, in München und wieder in Berlin. Anders in den Pariser Regierungskreisen. Dort meinte man zuverlässige Kunde zu haben, daß ein Angriffskrieg von deutscher Seite unmittelbar drohe.

* * *

Bevor General Le Flô am 7. April von Paris auf seinen Petersburger Posten zurückkehrte, besuchte er den Fürsten Orlow. Orlow las ihm aus einem Bericht, an dem er gerade schrieb, vor, wie lebhaft er die haltlosen

Kriegsbefürchtungen der Pariser Regierung bedaure. Le Flô war am Schluß seines Urlaubes nicht ganz auf dem laufenden. Im Auswärtigen Amt hatte man ihm keine Weisungen gegeben. Er beschloß, der Sache auf den Grund zu gehen, und verschob seine Abreise um einen Tag. Auf seine dringenden Fragen nach den Ursachen der Kriegsbefürchtungen legte der Marschall, Präsident Mac Mahon, ihm ein Aktenbündel vor, darin sich zwei Briefe von besonderem Belang befanden. Aussteller dieser Briefe war „eine der höchsten Persönlichkeiten Europas, ein Prinz, dessen Namen ich verschweigen muß". In dem einen Brief hieß es, „Sie werden im Frühjahr angegriffen werden", im andern, „die Verfügungen sind geändert worden, der Krieg ist auf den September verschoben". Das las Le Flô „mit Entsetzen". Den Schlaf hat es ihm indes nicht geraubt, denn am Tag nach seiner Ankunft in Petersburg wurde er mit der Meldung geweckt, Fürst Gortschakow sei da und erwarte ihn in seinem Arbeitszimmer. Nur kurze Begrüßungsworte wurden getauscht, und schon war man beim Thema: Plant Bismarck den Krieg? Gortschakow sprach einen sanften Strom beruhigender Worte, Kaiser Wilhelm wolle nicht, Bismarck könne nicht, Europa erlaube nicht usw. Mittenhinein verwob er stachelnde Spitzen: ob Le Flô es wohl wisse, daß alle die Beunruhigungen Europas in der nämlichen Berliner Küche angemacht würden; Frankreich müsse seine Wehrmacht stärken und steigern, als ob das Cadresgesetz noch nicht ausreichend befunden würde. Gortschakow ließ auch einfließen, lediglich deshalb begleite er den Zar auf der bevorstehenden Reise nach Berlin, um auf Bismarck im Friedenssinn einzuwirken. Auch der Zar selbst, der den französischen Botschafter am folgenden Tag empfing, sprach sich zuversichtlich aus, ja er verbürgte sich für die Friedensabsichten seines Oheims Kaiser Wilhelm. Auf Le Flôs weiteres Drängen, der russische Kaiser habe ohne Schwertstreich die führende Stellung in Europa erlangt, sein Wort daher ein Gewicht wie kein anderes, gab der Kaiser zum Schluß die Versicherung ab, wenn wider Frankreich etwas im Schilde geführt würde, so könne es darauf rechnen, daß der Kaiser selbst dies mitteilen werde. Als Le Flô diese Worte Gortschakow mitteilte, schien dieser am Kaiserwort Kritik üben zu wollen: „Das hätte ich Ihnen nicht gesagt, das enthält eine bindende Zusage." Allein der Zweck dieser Bemerkung war offenbar der, das Kaiserwort erst recht zu unterstreichen.

Le Flôs Berichte müssen dem Herzog von Decazes erfreulich gewesen sein. Seine Absicht war diese: gelingt es uns, die Großmächte davon zu

überzeugen, daß Bismarck einen Überfallkrieg gegen Frankreich plant, so kann weiter gegangen und dargelegt werden, gegen einen Präventivkrieg helfe das Abwarten nichts; nur Präventivmaßregeln vermöchten seinen Eintritt zu hindern. Bringt man den Zar dazu, in diesem Sinn bei Gelegenheit seines Berliner Besuches tätig zu sein, bringt man andere Mächte dazu, diesem Schritt des russischen Kaisers sich anzuschließen, so ist Bismarck blockiert, die Isolierung Frankreichs behoben und eine Einkreisung Deutschlands vollzogen. Da kam ihm nun ein Bericht des Botschafters in Berlin, des Vicomte de Gontaut-Biron, sehr gelegen; wäre er auf Bestellung geliefert worden, hätte er nicht gelegener kommen können.

Gontaut war Mitte April auf seinen Berliner Posten zurückgekehrt. In der ersten Besprechung mit v. Bülow war natürlich vom Cadresgesetz die Rede. Gontaut versuchte es als militärische Reorganisationsnotwendigkeit zu erweisen und als eine Maßregel, der nach keiner Seite hin etwas irgendwie Bedrohliches zukomme. Der Botschafter nahm den Eindruck mit, alle Bedenken zerstreut zu haben, und berichtete in diesem Sinn an Decazes. Decazes sagte es Hohenlohe, und Hohenlohe schrieb es nach Berlin. Von da aber wurde erwidert, das sei zu optimistisch, völlig beruhigt sei man nun doch nicht, und Decazes müsse das erfahren. Als Hohenlohe am 5. Mai sich dieses Auftrages entledigte, paßte auch dieses in das Decazessche Spiel, das mittlerweile in die entscheidende Phase getreten war. Im zweiten Bericht Gontauts aus Berlin (24. April) meinte nämlich Decazes das wirksame Mittel gefunden zu haben, um „Europa aufzuhetzen".

Nach einem Diner auf der englischen Botschaft in Berlin war Gontaut mit v. Radowitz in ein langes Gespräch über das Verhältnis zwischen Frankreich und Deutschland geraten; ein Nachtischgespräch ohne amtliches Gewicht, zwanglos wie derlei Redeübungen sind. Man kam auch auf Angriffskriege zu Abwehrzwecken; die Presse jener Tage war ja voll davon. Geschichtliche Beispiele wurden erwähnt, z. B. die Verbrennung der Pfalz im Jahre 1688; schließlich verlor man sich in altfränkischen und altgermanischen Vorzeitnebeln. Bei der theoretischen Erörterung von Überfallskriegen soll v. Radowitz gesagt haben, ein Angriffskrieg, der zur Abwehr künftiger Angriffe unabwendbar erscheine, sei vom Standpunkt der Politik, der Philosophie und sogar des Christentums zu billigen. Gontaut berichtete das alles. Besonders große Wichtigkeit scheint er der Sache nicht beigelegt zu haben; viel größere dem Umstand, daß er in den folgenden Tagen viermal zu melden Gelegenheit hatte, zunehmende Entspannung voll-

ziehe sich auf der ganzen Linie. Decazes aber meinte in Radowitz' Reden, zumal in dem Wort vom christlichen Angriffskrieg, die geeignete Formel zu finden, um Bismarcks Politik vor Europa zu kompromittieren.

Am 29. April war großer Expeditionstag am Quai d'Orsay. Abschriften des Gontautschen Berichtes über das Gespräch mit v. Radowitz gingen unter anderem nach Brüssel und dem Haag, nach Wien und Rom, nach London und Petersburg. In dieser halbamtlichen Aufmachung dargeboten, mußte der „christliche Angriffskrieg", der unversehens in das letzte Wort Bismarckscher Weisheit umgewandelt werden sollte, allen Feinden und Neidern guten Anlaß zu gemeinsamer Entrüstung geben und als Vereinigungsstichwort sich wirksam erweisen. In London und Petersburg gelang das nach Wunsch; in Wien glitt es glatt ab.

An Le Flô legte Decazes einen bewegten Privatbrief bei. Er schrieb, als ob Hannibal vor den Toren stünde und nur ein Machtwort des russischen Kaisers Einhalt zu tun vermöchte. Frankreich verlasse sich darauf, daß der Zar als Weltfriedensschiedsrichter eine solche Untat nicht zulassen und bei Gelegenheit des Berliner Besuches dem bedrohten Frieden Rettung bringen werde. Am 2. Mai erhielt Le Flô Brief und Beilagen; für den 8. Mai war die Abreise des Kaisers in Aussicht genommen. Der Botschafter begab sich ohne Verzug zum Fürsten Gortschakow. Um hervorzuheben, daß der Ernst der Lage außergewöhnliche Maßregeln fordere und das Vertrauen Frankreichs keine Grenzen kenne, las er den Privatbrief seines Chefs dem russischen Reichskanzler vor. Er überschlug einige Zeilen. Gortschakow ging so völlig auf diese Szene ein, daß er ihn aufforderte, alles zu lesen, „zwischen uns darf kein Geheimnis sein". Das Ergebnis der Unterredung war, daß Gortschakow sich Le Flôs Dokumente erbat, um sie dem Kaiser vorzulegen. In den begleitenden Zeilen schrieb Gortschakow: „Eure Majestät werden die Wichtigkeit der anliegenden Depeschen selbst beurteilen."

Als Decazes acht Tage später frohlocken zu können glaubte, hat er das Manöver Le Flôs ein „Meisterstück" genannt. Er meinte wohl ein Meisterstück diplomatischer Kunst. Indes ungewöhnliche Klugheit ist zu derlei nicht gerade seltenen Kniffen durchaus nicht vonnöten, gewöhnliche Gerissenheit reicht völlig aus. Im Februar 1858 beauftragte König Viktor Emanuel den nach Paris entsandten General della Rocca, einen Privatbrief, den der König an della Rocca geschrieben hatte, dem Kaiser Napoleon vorzulesen, wie aus eigenstem Antrieb, wie gegen den Willen des Königs.

Der Brief erging sich in ungebundener Aussprache über Forderungen und Wünsche der kaiserlichen Regierung. Damit aber Kaiser Napoleon keinen Verdacht schöpfe, mischte König Viktor Emanuel für della Rocca peinliche Ausdrücke und Wendungen in den Brieftext. A corsaire corsaire et demi, zitierte Bismarck gelegentlich in einer Reichstagsrede. Diesen Sinnspruch legte er aber weder als ein Kunstgesetz noch als eine Rechtsregel vor; weder mit edlem Ethos noch mit hoher Klugheit hat er irgend eine Verwandtschaft.

Zar Alexander nahm die nächste Gelegenheit war, um dem General Le Flô wärmstens für den Vertrauenserweis zu danken; einen solchen sehe der Kaiser in der Übermittlung der Depeschen. Von selbst kam der Kaiser auf deren Inhalt, namentlich auf die „seltsamen Theorien" des Herrn v. Radowitz zu sprechen. Darf man die Gesprächswiedergabe im Le Flôschen Bericht als wörtlich genau ansehen, so müßte der Zar über diese „Theorien" geradezu empört gewesen sein. Le Flô schreibt nämlich an seinen Chef: „Ich hob hervor, zu welchen Abirrungen und Ausschweifungen des Geistes blinder Haß zu führen vermag; ‚um nicht mehr zu sagen', erwiderte mit Lebhaftigkeit der Kaiser!" Er schied von Le Flô mit der nachdrücklich wiederholten Versicherung, man möge sich auf ihn verlassen; er hoffe, in Berlin werde es „keine Überraschung" geben.

Wenige Tage vor dem Zar verließ Schuwalow Petersburg und begab sich über Berlin nach London. In Berlin stattete er Bismarck einen langen Besuch ab und wurde von den Majestäten mit besonderer Auszeichnung beehrt. Sein Auftrag jedoch, bei Kaiser Wilhelm im Friedenssinn zu wirken, erwies sich als Bemühung, offene Türen zu öffnen. Kaiser Wilhelm war lediglich erstaunt, weshalb Schuwalow dann in London sagte, so wenig vertraut mit der Lage sei in Berlin nur der Kaiser. Vielleicht nahm Bismarck da die erste Spur der „Decazesschen Intrige" wahr und hängt es damit zusammen, daß die Norddeutsche Allgemeine Zeitung während der Anwesenheit des Zaren in Berlin erklärte, nie seien die amtlichen Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland besser gewesen. In der Tat beweist Hohenlohes Tagebuch, daß dem so war; seine Beziehungen zum Marschall-Präsidenten und zum Herzog von Decazes sind die besten gewesen.

Für London hatte Schuwalow den Auftrag, Lord Derby zu veranlassen, daß er Italien und Österreich-Ungarn eine gemeinsame Bemühung um Erhaltung des Friedens nahe lege, einen gemeinsamen Schritt in Berlin. In London hatte der Geschäftsträger Herr Gavard den Boden schon vorbereitet.

Im Verlauf des Monats April war er redlich, aber ohne sonderlichen Erfolg bemüht gewesen, Lord Derby zu überzeugen, daß Bismarck Frankreich unentwegt bedrohe. Lord Derby verharrte aber in festem Phlegma und bediente ihn mit allgemeinem Gerede. Als aber Herr Gavard am letzten Tag des April den Gontautschen Bericht in Abschrift erhielt und dazu die Gebrauchsanweisungen des französischen Außenministers, sah er ein, daß man nun alle Minen springen lassen müsse.

Er übersandte seine Depeschen dem englischen Minister zu geruhigem Studium; er wollte damit der Eigenart Lord Derbys Rechnung tragen, der zu wünschen pflegte, daß man ihm Zeit lasse, und nicht leicht vertrug, daß man dringlich wurde. Beim ersten darauf folgenden Gespräch waren Derbys Ansichten nicht erheblich verändert; hier hat Gontauts Bericht, wie es scheint, nicht eingeschlagen. Da kam Herrn Gavard am 5. Mai das oben erwähnte Telegramm seines Chefs zu Hilfe. Decazes telegraphierte, wie gesagt, Hohenlohe habe ihm eben mitgeteilt, in Berlin finde man Gontauts Auffassung zu optimistisch und sei weit von der Überzeugung entfernt, Frankreichs militärische Maßregeln seien rein defensiv. Damit eilte Herr Gavard nun zu Lord Derby und sprach mit Ernst, mit Bewegung, mit Feuer. Einigermaßen meinte er etwas davon auf Lord Derby übertragen zu haben. Am folgenden Tage erschien der Alarmartikel der Times. Am nächstfolgenden traf Schuwalow in London ein und unterhandelte am 8. Mai mit Lord Derby. Am 9. Mai war großer Empfang in Downing Street, und da zog Herr Gavard als Sieger von dannen. Vor allen Anwesenden in auffallender Weise sprach Derby lang mit ihm wie unter vier Augen und eröffnete ihm, Lord Odo Russell sei eben telegraphisch angewiesen worden, durch die nachdrücklichsten Erklärungen die Friedensaktion des Zaren in Berlin zu unterstützen.

Von diesem Höhepunkt ging die Entwicklung der Aktion Gavards in Steilsturz abwärts. Am 11. Mai erfuhr Herr Gavard die Berliner Antwort. Odo Russell telegraphierte: Fürst Bismarck danke für das Angebot guter Dienste. Sie seien aber unnötig, da er nicht daran dachte oder denke, den Frieden zu stören. Am 12. Mai erfuhr Herr Gavard unter allen Siegeln tiefster Geheimnisse, daß Lord Derby aus Wien die Antwort erhielt, man habe dort volle Gewißheit, daß Bismarck den Krieg nicht wolle, und halte deshalb Friedensvorstellungen für gegenstandslos.

Der Höhepunkt der Decazesschen Intrige sind aber die Kaisertage in Berlin gewesen. Die Sache war so inszeniert, daß Gortschakow nur die

Hand auszustrecken brauchte, um die langersehnte Frucht zu pflücken, Bismarck den Meister, den Altmeister zu zeigen; sah er doch in Bismarck seinen „diplomatischen Schüler". Wie das geschah, erzählt Bismarck in den „Gedanken und Erinnerungen": „In Berlin am 10. Mai 1875 angekommen, erließ Gortschakow unter dem Datum dieses Orts ein zur Mitteilung bestimmtes telegraphisches Zirkular, welches mit den Worten anfing: ‚nunmehr', also unter russischem Druck, ‚ist der Friede gesichert', als ob das vorher nicht der Fall gewesen wäre" (II 174). Man hat die Genauigkeit des Wortlauts bezweifelt, mit unzureichenden Gründen. Bismarck fährt a. a. O. fort: „Einer der dadurch avisierten außerdeutschen Monarchen hat mir gelegentlich den Text gezeigt." Es soll der König von Schweden gewesen sein. Die Augsburger Allgemeine Zeitung vom 15. Mai 1875 (die Berichterstattung jener Tage war von heutiger Schnelligkeit noch weit entfernt) brachte eine Münchener Privatdepesche vom 14. folgenden Wortlauts: „In politischen Kreisen wird versichert, daß gestern aus Berlin eine Depesche des Fürsten Gortschakow hier eingetroffen sei des Inhalts, daß man keine Friedensstörung zu besorgen habe." Es ist auch sonst bezeugt, daß Gortschakows Zirkular den russischen Gesandten an den süddeutschen Höfen zukam.

Durch den offiziösen russischen Draht wurde zudem kund gegeben, Gortschakow habe Le Flô versichert, Rußland werde Deutschland hindern, Frankreich anzugreifen. Als Baron Ludwig Dóczi dem Grafen Andrássy diese Nachricht mitteilte, fuhr der Minister unwillig auf: „Unsinn, zu dumm, Blowitzsches Gewäsch" usw. Da man ihm aber den halbamtlichen Petersburger Ursprung des „Unsinns" nachwies, „überließ er sich einem grenzenlosen Ausbruch von Entzücken". Baron Dóczi erzählte es vor ein paar Jahren in der Neuen Freien Presse (23. Dezember 1906). Andrássy „sprang von seinem Stuhl auf, schwang sich auf den Schreibtisch, warf dreimal hintereinander, wie es übermütige Kinder tun, die Beine in die Luft und rief frohlockend: das wird ihm Bismarck nie verzeihen".

In der Tat war Bismarck über Gortschakows „unehrliches Verhalten", wie er es selbst bezeichnet, sehr erzürnt und beschwerte sich darüber beim russischen Kaiser: der Zar „gab den ganzen Tatbestand zu und beschränkte sich rauchend und lachend darauf, zu sagen, ich möge diese greisenhafte Eitelkeit nicht zu ernst nehmen". Jedermann kennt den scharfen Spott, mit dem Bismarck bei Gortschakow selbst vorstellig wurde, ihm vorhielt, es sei kein freundschaftliches Verhalten, wenn man einem vertrauenden und

nichts ahnenden Freunde plötzlich und hinterrücks auf die Schultern springe, um dort eine Zirkusvorstellung auf seine Kosten in Szene zu setzen" usw. Die freiwilligen Mitglieder des Zirkus Decazes scheinen übrigens ihren eigenen Sieg, oder was sie dafür hielten, unbehaglich empfunden zu haben; es ist, als hätten sie heimliche, höllische Angst bekommen, ob der Löwe nicht allzusehr gereizt worden sei. Noch während dieser Berliner Kaisertage sagte Gortschakow zu Gontaut: „Nun bitte ich Sie um eines, legen Sie keine zu große Befriedigung an den Tag"; zu Odo Russell: „Man darf seinen Triumph nicht allzusehr fühlen lassen"; Orlow schrieb an Decazes: „Rühmen wir uns nicht zu laut des Erfolges."

Am 31. Mai 1875 fand im englischen Parlament ein Nachspiel der Krise statt, als Lord Derby in Beantwortung einer Anfrage den Vorhang ein wenig lüftete, hinter dem das Decazessche Stück gespielt worden war. Er gab zu, daß die britische Regierung ihre Vorstellungen zu Gunsten des bedrohten Friedens in Berlin mit denen des russischen Kaisers vereint habe. Als Antwort hierauf mag es erscheinen, wenn die Norddeutsche Allgemeine Zeitung am 3. Juni die nachstehenden Worte der österreichischen Politik widmete: „Deutschland werde des Freundes nicht vergessen, der es ablehnte, sich an den gegen den Freund gerichteten gehässigen Insinuationen zu beteiligen."

Es wurde oben Bismarcks Ausspruch aus dem Jahr 1880 angeführt, der in vertraulichem Gespräch mit Hohenlohe fiel und in zwei Sätzen die ganze „Krise" erschöpfend kennzeichnet. In der großen Reichstagsrede vom 6. Februar 1888 äußerte sich Bismarck über diese Vorgänge wie folgt: „Die ersten Jahre nach dem französischen Kriege vergingen noch im besten Einverständnis [mit Rußland]; im Jahre 1875 trat zuerst eine Neigung meines russischen Kollegen, des Fürsten Gortschakow, zu Tage, sich mehr um Popularität in Frankreich als bei uns zu bemühen und gewisse künstlich herbeigeführte Konstellationen dazu zu benutzen, um der Welt durch ein hinzugefügtes Telegramm glauben zu machen, als hätten wir 1875 irgendeinen entfernten Gedanken daran gehabt, Frankreich zu überfallen, und als wäre es das Verdienst des Fürsten Gortschakow, Frankreich aus dieser Gefahr errettet zu haben. Das war das erste Befremden, welches zwischen uns auftrat und welches mich zu einer lebhaften Aussprache mit meinem früheren Freunde und späteren Kollegen veranlaßte."[1]

[1] Politische Reden 12, 460. Auf die weiteren Erörterungen der Krise durch den Fürsten Bismarck kann hier nicht eingegangen werden.

Wenn die damaligen Vertreter der heutigen Dreiverbandmächte die politische Rache des gereizten Löwen fürchteten, so verkannten sie seine Art. Gewiß, auch geringere Reizungen konnten Empfindungsstürme hervorrufen. Es kam vor, daß Mückenstiche Erdbeben an Erregungen auslösten. Wiederholten sich die Mückenstiche, so holte er wohl zu einem Schlag aus, der Myriaden von Mücken zur Strecke zu bringen ausgereicht hätte. All das geschah aber nebenher; mit der Gebärde, die Lästigkeiten abtut. Staatsmann mit allen Gedanken, den unablässig arbeitenden, mit allem Empfinden, dem wie Naturkräfte urgewaltigen, achtete er alles Persönliche vorab als Hindernis oder Fördernis seiner großartigen Staatskunst. Noch fühlte er die Krise des Jahres 1875 wie etwas, das ihn brannte, und schrieb mit Gelassenheit darüber in einem Brief an Schuwalow vom 15. Februar 1877, einem Brief, den warme Freundschaft schrieb und hohe Politik diktierte: „Im Interesse meines Herrschers und meines Landes vermag ich die Verdrießlichkeiten zu vergessen, die während der letzten zwei Jahre nicht eben sparsam von seiten Rußlands (de la part de chez vous) mir bereitet worden sind." Es folgt noch eine scharfe Spitze gegen Gortschakow, und damit ist die persönliche Seite der Sache erledigt. Die sachliche und geschäftliche aber wird grell und zwar bis in Zukunftsfernen durch die folgenden Sätze beleuchtet. Seit drei Jahren lasse die russische Politik immer wieder durchblicken, wie ungemein leicht sie auf der Wiedervergeltungsgrundlage (sur la base de la revanche) ein Bündnis (une coalition) zu stande bringen könnte. „Die Kaltblütigkeit, mit der ich diese Möglichkeit betrachte, vermag ich nicht meinem Nachfolger zu vererben."

Was sich für Bismarck aus der Krise von 1875 ergab, war die zwingende Notwendigkeit geschärfter Vorsicht und bohrenden Nachsinnens über die besten Sicherungen für die Machtstellung des Deutschen Reiches. Was er seit dessen Aufrichtung als Möglichkeit vor sich sah, einkreisende Gegenbündnisse, das war auf der Bühne der politischen Wirklichkeiten aufgetaucht, allerdings nur dünn wie ein Spinnengewebe. Wie windig diese Einkreisung sein mochte, begann dennoch seitdem mit gesteigerter Wucht die Schicksalsfrage auf Bismarck zu lasten, die er als „Option" zwischen Rußland und Österreich-Ungarn bezeichnet hat. Die Krise bewirkte eine Annäherung an Österreich-Ungarn, und darin mag, vom heutigen Standpunkt gesehen, ihre historische Hauptbedeutung liegen.

Damals indes führte der Bühnenwandel die merkwürdige Tatsache herbei, daß dem „Eingekreisten" des Jahres 1875 von selbst nach drei Jahren eine europäische Zentralstellung zufiel.

Inmitten der Krise hatte Schuwalow in London gesagt, „man sieht, wie viel England und Rußland vereint vermögen". Aber im folgenden Jahr sprach Disraëli in seiner Guildhallrede vom 9. November 1876 geradezu Kriegsdrohungen gegen Rußland aus, die Zar Alexander wenige Tage später in seiner Moskauer Rede in gleichem Ton beantwortete. Und die englische Mittelmeerflotte war schon vorher nach der Besikabai abgegangen, ankerte dort am Eingang der Dardanellen, während Rußland im Spätjahr einige Armeekorps mobilisierte. Nicht viel mehr als ein weiteres Jahr verging, und das russische Heer stand 35 km vor Konstantinopel, dort war die Waffenstillstandgrenzlinie gezogen worden (31. Januar 1878). Da durchfuhren ohne Ferman sechs englische Kriegsschiffe die Dardanellen und gingen bei den Prinzeninseln, 16 km von Konstantinopel, vor Anker. Nun überschritten die Russen ihre Demarkationslinie und rückten bis zur türkischen vor. Man einigte sich zwar über beiderseitigen Rückzug; die englischen Schiffe gingen bis zum Golf von Mudania zurück, 100 km von Konstantinopel. Als aber am 24. Februar das russische Hauptquartier nach San Stefano, 10 km von der Stadt, verlegt wurde, schien der Krieg unvermeidlich. Wir haben zwei halbamtliche Berichte russischer Herkunft über den russisch-türkischen Krieg, die einander Punkt für Punkt widersprechen. In einem Satz stimmen sie überein, der Krieg zwischen Rußland und England habe an einem Faden gehangen. So zerzwistet waren diese Mächte, und mitten zwischen ihnen stand Frankreich vor der großen Frage, wie es zu machen sei, daß man es nun nicht mit beiden verdürbe. Das erste Einvernehmen des Dreiverbandes, das von 1875, war im Jahr 1876 gestört und gelöst, im folgenden Jahr in Verfeindung verwandelt.

Es folgte der Kongreß von Berlin mit der Aufgabe, den Frieden von San Stefano einer Überprüfung und Umgestaltung zu unterziehen. Was nicht bloß europäischen Zuschauern, sondern sogar Mitbeteiligten als das Schwierigste erschien, die Ausgleichung des russisch-englischen Gegensatzes, war tatsächlich beglichen, ehe der Kongreß begonnen hatte. Das war durch den russisch-englischen Geheimvertrag geschehen, von dem Bismarck durch Schuwalow vertraulich Kunde erhielt. Augenblicklich sah er die Vorteile, die ihm das gewährte. Als Präsident der hohen Versammlung wußte er zum voraus, daß ein günstiger Ausgang des Kongresses nahezu gesichert war; daß man schnell machen konnte, also mußte. Als Vertreter Deutschlands vermochte er nun die russischen Forderungen England gegenüber zu verteidigen, ohne England zu verletzen. Ebenso ermöglichte ihm der englisch-

österreichische Geheimvertrag, in der bosnischen Sache ganz auf Andrássys Seite zu stehen.

Alles trug dazu bei, dem Berliner Kongreß und seinem Leiter eine ganz außerordentliche Stellung zu geben, eine Stellung, der schon im Augenblick des Eintretens welthistorische Größe zukam. Die Erinnerung an die zwei vorhergehenden Kongresse des 19. Jahrhunderts gaben gewaltigen Hintergrund; an Wien und Paris schloß sich die neue Reichshauptstadt, die in ihren jungen Annalen nun schon ein europäisches Blatt besaß. Bereits die Annahme des Kongresses hatte dräuende Kriegsgefahr beschworen. Die Lage war so schwierig, daß Bismarcks Staatskunst daran ihre hohe Meisterschaft zu zeigen Gelegenheit fand. Innerhalb vier Wochen wurde die verwirrte Lage im Berliner Vertrag entwirrt. Mochten schnöde Witzlinge den Scherz herumtragen, der Berliner Vertrag sei unterfertigt worden mit einer Adlerfeder, mit drei Geierfedern, mit zwei Truthahnfedern, mit einem Gänsekiel: in der Adlerfeder lag eine Anerkennung der Überlegenheit Bismarcks, die nach dem Zeugnis des türkischen Bevollmächtigten, Karatheodory Pascha, den ganzen Kongreß beherrscht hat.

Daß Bismarck nun für die Rolle, die ihm diese man möchte sagen schwindelnde Höhe zuwies, einen ungemein bescheidenen Ausdruck wählte, mit großem Vorbedacht wählte, darin scheint uns ganz besonders vollendete und lehrreiche Staatskunst zu liegen.

Das geschah in der großen Reichstagsrede vom 19. Februar 1878, die in der Tat eine Vorrede zum Kongreß ist. Wer rednerischen Klimbim wünscht, kommt natürlich hier ebensowenig auf seine Rechnung wie in andern Reden Bismarcks. Herr Hanotaux hat ernsthaft und eindringlich versucht, der erstaunlichen Gedankenschwere dieser Staatsrede gerecht zu werden. Er geht wohl etwas weit, wenn er behauptet, die folgende Geschichtsentwicklung bis zur Schlacht von Mukden und dem damals fernen Handelswettbewerb zwischen Deutschland und England nehme da ihren Ausgang. Allein wenn der vom Standpunkt der Redekunst fast amorphe Zustand der Rede ein klassisches Zeugnis ist für ungemein zarte Vorsicht im Ausdruck, so wiegt der Inhalt sicherlich an wuchtiger Weisheit ein großes Gewicht.

Warum häuft Bismarck die Ausdrücke: Wir wollen nicht „die Policemen von Europa" sein, nicht „eine Art Friedensrichter"; nicht „Schiedsrichter noch Schulmeister", „wir wollen nicht sagen, so soll es sein und dahinter steht die Macht des Deutschen Reiches". Er lehnt einen Zeitungsartikel

ab, der die Überschrift trägt: „Deutschlands Schiedsrichterrolle". Er denkt „bescheidener". Die Vermittlung des Deutschen Reiches ist vielmehr die „eines ehrlichen Maklers, der das Geschäft wirklich zu stande bringen will".

Mit erschütternder Deutlichkeit sieht Bismarck die unabänderliche Einkreisungsgefahr. Sie ergibt sich aus der geographischen Lage des Reiches. Mit großartiger Zuversicht sieht Bismarck in Deutschlands Zukunft, denn er kennt Land und Leute; das Land und seinen Reichtum, die Leute und deren Begabung, den grübelnden und findigen Kopf, den starken Willen, die willige Zucht, die fleißige Hand. Wenn das Volk der Denker und Dichter nun, politisch wieder geeint, sich abermals erweist als ein Volk von Werkmeistern und Weltfahrern, ihn wird es nicht sonderlich wundernehmen, denn er kennt auch genugsam die Geschichte von Land und Leuten. Er sieht kommenden Aufschwung, ungeheure Erfolge von Industrie und Handel. Mit dem grimmigen Humor, der ihm zuweilen eignet, spricht er zum Reichstag: „Lassen Sie uns alle erst mal tot sein, meine Herren, dann sollen Sie sehen, wie das Deutsche Reich in Flor kommt." Nichts ist dem großen Realpolitiker so selbstverständlich, als daß dadurch freundliche Gefühle bei Mitwettbewerbern nicht hervorgerufen werden. Die Begleiterscheinung des kommenden Aufschwungs ist wachsende Feindschaft ringsum, also Einkreisungsbegier.

Die „bescheidene" Rolle des „ehrlichen Maklers" gehört zu den erlesensten Meisterwerken und Wegweisungen Bismarckscher Staatskunst. Man würdigt sie erst in ihrem Vollwert, wenn man sie als das historische und politische Gegenstück ansieht des Einkreisungsversuches von 1875.

R. v. Nostitz-Rieneck S. J.

Tod und Jenseits — ein Problem der Kunst.

Pest und Krieg sind die erschütterndsten Gottespredigten über das Mysterium des Todes. Frage und Antwort zugleich. Ist der Tod nur ein Riegel, der ein zeitumgrenztes Dasein abschließt, oder ist er auch ein Schlüssel für geheimnisvolle neue Lebenspforten? Ist er Verzweiflung oder Hoffnung, das Ende aller Wünsche oder erst deren Erfüllung, letztes Flackern des Abendlichtes oder Morgenröte, ein erlöschender oder zündender Funke?

So lange es Menschen gibt, ist diese Frage eine der brennendsten und dringlichsten, ihre Lösung nicht nur eine Befriedigung der spekulativen Neugier des Menschengeistes, sondern eine normative Richtschnur fürs Leben, dessen Sinn und praktische Ausgestaltung ganz von dieser Lösung abhängt.

Ist der Tod nur eine Auflösung, ein Verschwinden des persönlichen Ich, dann haben die Don Juan-Naturen recht, die jedes warnende Pochen an der Seele überhören und allen Instinkten der sinnlichen Natur die Zügel schießen lassen und sich nur darum mühen, daß ihnen kein Quentchen Lust entgeht, das sie erhaschen können, die sich mit Ingrimm gegen jede Störung ihrer irdischen Seligkeiten aufbäumen und eigentlich nur darüber traurig sein können, daß die Rezeptionskraft der Augen so vielmal größer ist als die des Herzens, daß das Sehnen immer unendlich weiter geht als die Erfüllung. Jeder Krieg aber, der so vielem Glücksstreben ein ewiges Ende bereitet, wäre das schrecklichste Verbrechen an der Menschheit.

Doch Gottes Wort, das in der Vernunft antönt, in der Offenbarung stark und mächtig wird, in der Geschichte besonders der gewaltigen Menschheitskatastrophen sein Echo findet, nennt eine solche, nur dem Sichtbaren und Greifbaren zugewandte Lebensauffassung Lüge und Trug, es weitet unsere Augen, um hineinzusehen in ein fernes gelobtes Land, wo all unser Sehnen und Streben letzte und ewige Sättigung finden soll.

Darum ist dem Christentum das Metaphysische Anfang und Ende, eins und alles. Dort hat es den Quell seiner Entwicklungskraft, die dem Historiker mit seinen rein natürlichen Forschungsmitteln ein unlösbares Rätsel bleibt; dort holt es jene zündenden Funken, die es in die Herzen der Menschen senkt, um ihnen Licht und Wärme zu geben; dorthin weist es

als Zielpunkt alles irdischen Wanderns und stellt die Pässe aus für jenes so unbekannte, ersehnte und doch wieder gefürchtete Land, wo es keinen Auswanderschein mehr gibt und wo die selbstgeworfenen Würfel ein ewiges Los entscheiden.

Aber auch der Ungläubige wird das Bangen ums Jenseits nie recht los, mag er auch noch so tapfer Gott und Ewigkeit leugnen. Gerade die tiefer Veranlagten unter ihnen stoßen bei all ihrem Grübeln, Zweifeln und Verneinen immer wieder an diese eherne Pforte, und einen Voltaire haben darum die letzten Lebenstage in gräßliche Verzweiflung gebracht, weil die jenseitige Welt, so oft von ihm verhöhnt, jetzt stärker und ungestümer als je an seiner gequälten Seele pochte. „Wir glauben zwar nicht mehr an die Höllenstrafe, aber dennoch lebt auch der Ungläubigste von uns noch mit jeder Fiber seines Wesens in dem furchtbaren Mysterium des jüdischen Scheol, des heidnischen Hades oder der christlichen Hölle. Wird der Abgrund auch nicht mehr von grellen Flammen erleuchtet, so klafft er doch noch immer am Ziel unseres Daseins, und wiewohl unbekannter als einst, ist er darum nicht minder schrecklich." So spricht der Modernsten einer, Maurice Maeterlinck, ebenso wie Voltaire ein abgefallener Jesuitenschüler.

Wie die Kunst überhaupt ein Abbild des Lebens ist mit all seinem Glück und Leid, seinem Humor und seiner Tragik, so hat sie auch dem Tod ins brechende Auge geschaut und sein Bild in Farbe und Stein festzuhalten gesucht. Aber von der christlichen Kunst abgesehen, hat sie nur selten die große Frage nach dem Jenseits abzulesen vermocht und sich meist mit dem kalten Faktum des Lebensabschlusses begnügt. Die unsterbliche menschliche Psyche, die sich anschickt, aus dem morsch gewordenen Kerker des Leibes auszubrechen in die Lande der Freiheit, hat nur selten eine Spur hinterlassen in den unzähligen Todesdarstellungen, die uns in der Geschichte der Kunst begegnen. Wer aber den Tod nur von seiten der physischen Qualen auffaßt und das rein physiologische Absterben betont, unterscheidet nicht zwischen Tier und Mensch, er hat das große Rätsel des Todes nicht entziffert, ja nicht einmal gemerkt, daß es ein Rätsel und die wichtigste und größte Frage ist, um deren Beantwortung der Sterbende ringt. Unsere konventionellen Kriegs- und Schlachtenbilder geben vielleicht die deutlichste Illustration der rein physiologischen Todesdarstellungen, wie sie schon die griechische Kunst — man denke nur an die Laokoongruppe — vorgebildet hat. Freilich war die griechische Kunst jedem krassen Naturalismus, wie ihn die Modernen lieben, abhold und hat selbst den Tod noch

mit einem gewissen Schimmer der Schönheit zu verklären gewußt. Ihr typisches Gepräge, das nichts ist als eine mit künstlerischen Mitteln versuchte Darstellung der real existierenden platonischen Allgemeinidee, vermochte es nicht, eine psychische Auseinandersetzung mit dem Jenseits auch nur anzudeuten. Aber selbst dem rein körperlichen Wesen des Todes wird die griechische Kunst nicht gerecht und kann ihm infolge ihrer idealistischen Tendenz nicht gerecht werden. Der Tod lauert eben nicht wie ein Räuber auf den Menschen, sondern er ist ihm wie jedem Organismus immanent und arbeitet von der ersten Stunde des Daseins an mit seinen Hämmern an der Zerstörung. Rembrandt, vielleicht der schärfste Gegner der in die Kunst übersetzten Allgemeinidee, hat gerade diese Seite des Todes am klarsten hervorgehoben. Alle seine Menschen, ob sie jung sind oder alt, ob sie lachen oder weinen, durchbebt eine leise oder auch laute Todesahnung, ihre Züge tragen das Mene Tekel deutlich geschrieben; wie bei einer Röntgenphotographie sieht man unter den Umrissen des warmen Lebens das kalte Skelett durchschimmern. Aber auch Rembrandts Gestalten weisen nur bis zum Tode als Abschluß des Lebens, nicht darüber hinaus.

Das Bild der sterbenden Königin Elisabeth von England von Paul Delaroche ist wohl den meisten bekannt. Es ist ein rührsames Bild mit scharfen Kontrasten. Aber die Angst in den Zügen der Sterbenden kündet nur ein letztes Anklammern an die schöne Welt, nicht ein Handreichen in die Ewigkeit. Noch weniger finden wir eine solche Transzendenz in den berühmten Bildern von Gallait: „Die Brüsseler Schützen vor den Leichen der Grafen Egmont und Hoorn", und von Piloty „Wallenstein". Die Gunst des Publikums, deren sich diese Bilder erfreuen, sind gewiß kein Beweis für innere Größe.

Auch Böcklins „Toteninsel" verzichtet auf überirdische, sphärische Klänge, und so gewaltig das Bild in seiner Stimmung ist, so ist es doch nichts als eine poetisch-malerische traumselige Verherrlichung des beliebt gewordenen prosaischen Grabspruches „Friede seiner Asche". Ebensowenig reicht die Idee bei seinem Selbstbildnis mit dem grinsenden, geigenden Tod übers Grab hinaus.

So finden wir außerhalb des Bereiches der eigentlich christlichen Kunst kaum jemals eine höhere Auffassung des Todes. Die ganze trostlose Stimmungswelt des letzten irdischen Fiasko konzentriert in sich das berühmte Grabmal von Bartholomé auf dem Pariser Friedhof Père Lachaise. Nichts als erschütterndes Wehklagen, ein düsteres Fatum, das die verzweifelten Massen dem dunklen, schauerlichen Tore entgegenwälzt!

Von dem Tode in solcher Gestalt wenden wir uns schaudernd ab und sind froh, im Schoße des Christentums trostvollere Ausblicke zu finden. Wie der christliche Glaube selbst, so hat auch die von ihm befruchtete Kunst ihre Perspektiven über das irdische Leben hinweg ausgeweitet in die seligen Gefilde des Paradieses. Freilich ist es auch der christlichen Kunst nur sehr selten gelungen, diese Perspektiven mit rein innerkünstlerischen Mitteln zur Darstellung zu bringen. Nicht selten setzen Werke mit christlichem Inhalt den Glauben einfach voraus und würden in sich selbst, losgelöst von dem durch die Glaubensquellen determinierten Sinn nicht aus dem Bereich dieser Welt hinausweisen. Oft jedoch greifen die Künstler zu den Mitteln der Symbolik, um das Transzendentale auch im Werke selbst anzudeuten. Der stark intellektuelle Einschlag dieser Symbolik liegt ja gewiß nicht auf der Linie der reinsten und höchsten Kunst, aber ihre klare und prägnante Sprache sagt dem einmal eingeweihten Publikum mehr als eine das Übernatürliche mit rein künstlerischen Mitteln andeutende Darstellung, die über die Empfindungskraft des gewöhnlichen Volkes eben doch weit hinausgeht. Darum kommt die Symbolik dem paränetischen Zweck der christlichen Kunst sehr entgegen und erfreute sich von jeher großer Beliebtheit beim Volke.

Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß die griechische Kunst bei eigentlichen Todesdarstellungen dem Unsterblichkeitsgedanken keinen Ausdruck zu geben wußte. Bei der Grabmalplastik jedoch hat sie zu diesem Zwecke auch zu Symbolen gegriffen. Manche Totenmaldarstellungen zeigen die Verstorbenen im Genuß jener Opfer und Spenden, die ihnen von den Überlebenden geweiht wurden.

Diese Grabmalsymbolik erbte sich fort in die christliche Zeit und wurde nur mit neuem Inhalt erfüllt. So hat man bisweilen, um den Begriff der ewigen Belohnung zu geben, am Grabstein einen Scheffel Getreide dargestellt, als Anspielung an das Wort des Heilandes: „Es wird euch ein volles und gerütteltes Maß zuteil." Häufig finden wir den Pfau als Sinnbild der Unsterblichkeit, da man sein Fleisch für unverweslich hielt; den Phönix als Sinnbild der Verjüngung, eine auffliegende Taube als Zeichen der in den Himmel einziehenden Seele. Symbolische Bedeutung, meist inspiriert von den Begräbnisliturgien, haben auch die Bilder der Propheten Jonas und Daniel sowie die Auferweckung des Lazarus.

Das Hauptsymbol der christlichen Jenseitshoffnung ist das Kreuz. Wie alles im Leben des Gottmenschen Typus und Vorbedeutung, zugleich Erfüllung und Vorhersagung ist, so hat auch sein Sterben auf Kalvaria

die Todesgeschichte der Menschheit in überwältigender Konzentration dargestellt. Das Kreuz auf dem Berge ist an sich schon das sprechendste Sinnbild der Verbindung von oben und unten, vom Irdischen und Überirdischen, vom Physischen und Metaphysischen. Und an diesem Kreuze erhöht hing sein reiner Opferleib und ließ sein Blut herabträufeln auf die sündige Menschheit, während sein Opferwille emporstieg zum himmlischen Vater. Und neben dem Kreuze des unschuldigen Gerechten stand das des bekehrten Sünders und des verstockten Bösewichtes. So haben sich alle drei Arten eines Menschentodes, die in Beziehung auf das Jenseits möglich sind, in jener zentralen Mittagsstunde der Geschichte abgespielt, uns zu Trost und Warnung.

Wie hätte es anders sein können, als daß die christliche Kunst den Kreuzestod des Herrn immer und immer wieder zum Vorwurf nahm? Vielfach haben die Künstler dabei, um das Hineingreifen in die Ewigkeit ja recht deutlich zu machen, Engelsgestalten beigefügt, die das Blut des Heilandes in Kelchen auffammeln, oder sich sonst um den heiligen Leib mühen. Noch zu Dürers Zeiten war diese Art beliebt, und sie findet sich auch heute nicht selten. Im Mittelalter war besonders auch die Darstellung des Todes der seligsten Jungfrau sehr verbreitet. Die Seele der Sterbenden wurde dann oft als kleines Figürchen vom Heiland in Empfang genommen.

Wie sehr die Künstler des Mittelalters der plastisch und konkret formenden Phantasie des schlichten Volkes entgegenzukommen wußten, zeigt vielleicht am schönsten eines der berühmtesten Bilder der Kunstgeschichte: „Der Triumph des Todes", im Campo Santo zu Pisa. Es ist ein Epos vom Tode in Farben mit katechetischer Tendenz, noch etwas naiv in Auffassung und Zeichnung, wie es im 14. Jahrhundert nicht anders zu erwarten war, aber von mächtiger Einbildungskraft inspiriert und von gewaltiger Wirkung. Das transzendentale Wesen des Todes, sein Überleiten in ein neues seliges oder auch unseliges Leben, ist hier ganz mit den Mitteln der Symbolik erschöpft; sogar Spruchbänder müssen der genaueren Erfassung des Lehrgehaltes noch nachhelfen. Engel und Teufel durchschwirren die Lüfte und reißen die Seelen der Toten an sich, um sie in ihr Reich zu entführen. Oder sie streiten auch in drastischer und volkstümlicher Art um den Besitz einer Seele. Das künstlerische Mittel des Gegensatzes ist in vorbildlicher Weise ausgenützt, nicht wie bei den späteren Totentanzdarstellungen in getrennten Bildern, sondern in einheitlichem Rahmen, wobei das zusammenschließende Medium freilich nur durch den

landschaftlichen Hintergrund gebildet wird. Trotzdem ist die Kontrastwirkung eindringlicher als bei den getrennten Bildern. Neben einer Gruppe lebensfrischer Gestalten, die sich, ohne an den Tod zu denken, irdischen Belustigungen hingeben, sind solche, die sich, von den Leiden und Mühsalen des Lebens zermürbt, nach dem Tode sehnen; eine friedliche Szene auf einem Hügel schildert gottliebende Seelen, die dem Tode ruhig und gefaßt entgegensehen können; unten sind Särge mit verwesenden Leichen aufgestellt, vor denen ein lustiger Jagdzug entsetzt zurückfährt.

An Stelle dieser direkt ins Übernatürliche weisenden Symbolik wurde bei den später weit verbreiteten Totentanzbildern eine mehr indifferente gebräuchlich, indem der Tod als Gerippe seine Opfer in allen Lebenslagen sucht. Gleichwohl liegt all diesen Totentänzen ein religiöses Motiv zu Grunde, wie sich in dem durch und durch christlichen Mittelalter eigentlich von selbst versteht. Man hat sie darum auch mit Vorliebe an Kirchen und Friedhöfen angebracht. Es fehlt übrigens auch nicht an direkt christlichen Beziehungen. So schildert das letzte Bild der berühmten Holbeinschen Totentanzserie, wie der Knochenmann alle vor dem ewigen Richter versammelt.

Damit sind die Motive, welche die christliche Kunst dem Tode entnommen hat, nicht erschöpft. Es wäre noch hinzuweisen auf die vielen Darstellungen, die der Tod des hl. Joseph gefunden hat, auf die Märtyrerbilder, auf die Aufnahme der hl. Katharina in den Himmel (z. B. von Luini und später von Mücke), auf die originellen Zeichnungen Steinles: Die Seele vor den Pforten der Ewigkeit und die Aufnahme des reuigen Schächers ins Paradies, auf Rethels Tod als Freund, um nur einiges aus der fast unübersehbaren Menge herauszugreifen. Da jedoch all diesen Bildern das symbolische Gewand wesentlich ist, möchten wir lieber gleich den letzten Schritt unserer Untersuchung wagen.

Ist es je einem Künstler gelungen, ohne solche überirdische Nebenfiguren, ohne Wunder und Symbole, gewissermaßen ohne einen deus ex machina den Tod als Befreier der Seele, als lebensprossendes Samenkorn darzustellen, also mit den reinen Mitteln der Kunst?

Man ist versucht, die Frage ohne weiteres mit einem „Unmöglich" zu beantworten. Die Kunst ist ja in allen ihren Mitteln sinnfällig, wie sollte sie also das Übersinnliche als solches auszudrücken vermögen? Liegt darin nicht ein innerer Widerspruch, der jede weitere Untersuchung überflüssig macht?

Es ist in der Tat eine Unmöglichkeit, den Tod als Erwecker neuen Lebens so eindeutig durch die Sprache der Kunst auszudrücken, daß auch der Nichtsahnende von der Gewalt des Übersinnlichen ergriffen und überzeugt wird. Eine gewisse Einstellung des Beschauers bleibt unter allen Umständen notwendige Vorbedingung. Er kann nicht finden, was er nicht sucht, aber er sollte finden, was er sucht.

Daß trotzdem das Problem für den Künstler noch ein außerordentlich schwieriges bleibt, zeigt uns schon eine oberflächliche Wanderung durch die Geschichte der Kunst. Die Fälle, wo der von Jenseits und persönlicher Unsterblichkeit überzeugte oder doch theoretisch hierüber aufgeklärte Betrachter von Todesbildern jenes Händereichen von Erde und Himmel, die Berührung zweier Welten empfindet, sind so selten, daß nur die Schwierigkeit der künstlerischen Lösung als Erklärung bleibt. Denn die Kunst vieler Jahrhunderte stand ja völlig unter dem Einfluß des Christentums und hätte die Aufgabe oft und oft gelöst, wäre sie nicht über die geistige Potenz der Schaffenden hinausgegangen. Sind doch schon in der Wirklichkeit die Fälle nicht allzu selten, wo sich über das Antlitz eines im Frieden mit Gott Verstorbenen ein ganz überirdischer Glanz breitet, der selbst einen Ungläubigen gläubig machen könnte.

Die ganze Diskrepanz spiegelt sich sehr klar in Giottos und Ghirlandajos Exequien des hl. Franziskus wider. Dasselbe Thema in ähnlicher äußerer Anordnung, und doch welcher Unterschied an innerer Kraft! Bei Ghirlandajo ist es ein toter Leib, der auf der Bahre liegt ohne eine Spur des mystischen, aus einer andern Welt herüberleuchtenden Scheines, der das gewaltige Meisterwerk Giottos verklärt. Es bedurfte des Heiligenscheines und der über der irdischen Gruppe angebrachten Verklärung des Toten nicht, um aus der fest und geschmeidig gebliebenen Gestalt, aus den ruhigen und friedlichen Zügen des Antlitzes den Beginn eines neuen Lebens herauszulesen.

So hat das Genie eines Giotto bereits die Lösung gebracht, die seine Nachfolger mit ihren mehr naturalistisch als monumental gearteten Tendenzen wieder ganz aus dem Auge verloren. Erst ein Fra Angelico, dessen ganze Kunst ja gewissermaßen aus unserer Welt hinausgehoben zu sein scheint und das Siegel des Visionären an sich trägt, hat das große künstlerische Ideal wieder erreicht, wie in seinen lieblichen Bildern von Mariens Tod, in den wundervollen Kreuzbildern, in der Florentiner Kreuzabnahme. Über alle diese Bilder ist jener stille selige Friede ausgegossen, mit dem

die Vorstellung des absoluten Gestorbenseins unverträglich ist, der die goldene Brücke bildet von der Welt der Körper in die Welt der reinen Geister. Und dieser Friedensglanz, der vom Toten ausstrahlt, hat auch die Nebenfiguren durchströmt und weist hinüber in die frohen paradiesischen Gefilde, die der Pinsel des frommen Klostermalers so wundersam hervorzuzaubern wußte. Selbst dort, wo der Schmerz sich Bahn bricht, wie in der großen Kreuzigung im Kapitelsaal von San Marco, hat er nicht das irdisch-Resignierte oder gar Verzweifelte derjenigen, die keine Hoffnung haben, sondern milde Ergebenheit in die Fügungen des göttlichen Vaters.

Die Kunst der eigentlichen Renaissance hat weder den Willen gehabt, noch auch bei ihrer verweltlichten Lebensanschauung die Kraft, das Transzendentale des Todes überzeugend zur Geltung zu bringen. Als man die Mittel der Malerei immer mehr beherrschte, hat man wohl durch Lichteffekte und ähnliche Äußerlichkeiten den Mangel an innerer Größe wettzumachen und die Szene aus dem Irdischen hinauszuheben versucht, aber alles das gibt keinen Ersatz für die fehlende psychische Vertiefung. So müssen wir über Jahrhunderte hinschreiten, um die Spuren Fra Angelicos wieder zu finden.

Die Kunst unserer Zeit ist ja stark auf das Psychologische eingestellt und wendet sich neuestens wieder mit Vorliebe dem Monumentalen und damit einem gewissen Stilisierungsidealismus zu. Aber diese Kunst wurzelt zu tief in der Welt, als daß wir von ihr die Lösung unseres Problems erhoffen könnten. Die neuere christliche Kunst hat ja gewiß Hervorragendes geleistet, das vor jeder Kritik mit Ehren besteht, aber bei Todesdarstellungen hat auch sie nur selten die mystische Vergeistigung durchscheinen lassen, die uns an Fra Angelicos Bildern entzückt. Wieder müssen wir in die stille Klosterzelle flüchten, um ihren überirdischen Hauch zu verspüren. Beuron ist es gewesen, das an den Traditionen des Florentiner Dominikaners neu anknüpfte, freilich nur dem Geiste, nicht der Form nach. Hier ist die künstlerische Form selbst, die geistvolle Stilisierungsmethode zum Symbol der Unsterblichkeit geworden, ähnlich wie bei den gewaltigen Pharaonengestalten an den ägyptischen Grabmalen, die in hieratischer Ruhe, aller sterblichen Akzidentien entkleidet, mit ewig jungem Blick in die fernen Jahrtausende schauen. So trägt der Gekreuzigte in der Mauruskapelle bei Beuron in seiner Klarheit, Durchsichtigkeit und Schmerzlosigkeit geradezu die Eigenschaften des verklärten Leibes an sich. Das Samenkorn der Auferstehung hat bereits zu sprossen begonnen. Mag jemand über die

Beuroner Kunst denken wie er will, mögen ihm die künstlerischen Mittel dieser Schule noch so unsympathisch sein, das eine wird er zugeben müssen, daß sie in ihren besten Werken einen hohen Grad der Verseelung erreichte und das Übersinnliche und Übernatürliche unvergleichlich tiefer empfunden hat als ganze Epochen künstlerischen Schaffens zusammengenommen.

So haben wir auf unserem Wege Berge angetroffen und Täler, sonnenbeschienene Höhen und düstere Abgründe, stimmungshebende und stimmungsdrückende Atmosphäre. Unsere Zeit ist wie wenig andere in Todesleid, in Schmerz und Weh getaucht. Wir brauchen Tröster und Besänftiger. Religion und Kunst müssen die ganze Fülle ihrer Gaben über die leidende Menschheit ausgießen. Sie sollen unsere gebrochenen Herzen emporrichten zur ewigen Hoffnung. Wir können und wollen uns nicht begnügen mit dem Trost, den Maurice Maeterlinck als Ergebnis seiner Untersuchungen über den Tod ausspricht, daß nämlich das Unendliche uns nach dem Tode nichts anhaben könne und sich selbst peinigte, wenn es auch nur den Geringsten von uns strafen wollte. Dieser letzte Trostschimmer einer pantheistischen Eschatologie erweist sich als müdes verglimmendes Irrlicht. Denn wäre dann jenes namenlose Leid, das sich durch all die Jahrhunderte der Menschheitsgeschichte hindurchzieht und im gegenwärtigen Völkerringen die Schmerzen von vielen Jahrzehnten in den Lauf weniger Monate zusammenwirbelt, nicht auch eine Selbstpeinigung des Unendlichen?

Joseph Kreitmaier S. J.

Der Maſchinenkrieg.

Groß und gewaltig war die Umwälzung, welche die Einführung der Maſchine auf wirtſchaftlichem und ſozialem Gebiete hervorrief. Von vornherein konnte man annehmen, daß ſie im Kriegsfalle auch auf militäriſchem Gebiete ihre umgeſtaltende Macht offenbaren würde. Das geſchah denn auch im gegenwärtigen Weltkrieg, aber in einer Weiſe, die alle Erwartungen weit übertraf.

Mit Hilfe der Maſchine konnte der Kampf zum Maſſenkrieg werden, in allem und jedem ſo gewaltige Verhältniſſe annehmen, daß alles früher Geleiſtete dagegen klein und unbedeutend erſcheinen will. Viele Hunderttauſende konnten zu feſtgeſchloſſenen Einheiten zuſammengefaßt werden, es konnten förmliche Kampfesrieſen erſtehen, die mit Rieſenwaffen auf Rieſenſchlachtfeldern in Tage, Wochen und Monate währenden Rieſenkämpfen miteinander ringen.

Rieſenhafte Heere ſtehen ſich gegenüber. Zwei beſetzen einen mehr als 500 km langen Streifen, der von der Nordſee durch Belgien und Frankreich bis an die Schweizer Grenze läuft. Zwei andere erfüllen einen noch größeren Raum von der Oſtſee bis nach Rumänien mit ihrem Waffengetöſe. Die Flotten bedecken mit ihren Fahrzeugen ganze Meere, ſchließen ganze Länder ein. Und als könnte keine, auch noch ſo weite Oberfläche ſolchen Kampfesrieſen genügend Raum bieten, wühlen und graben ſie ſich ein in die Tiefe des Bodens, tauchen ſie hinunter in die Tiefe des Meeres; ſie recken ſich, heben ihr Haupt hoch in die Luft und laſſen auch dieſe vom Kriegslärm widerhallen.

Wodurch wurde es möglich, daß ſo ungeheure Maſſen ſich zuſammenballten? Durch die Maſchine. Zug auf Zug rollte in ununterbrochener Folge zur Grenze, und ſchon nach wenigen Tagen ſtanden mächtige Armeen in geſchloſſenen Reihen dem Feinde gegenüber. Und dieſelbe Maſchine verleiht dem Kampfesrieſen zugleich eine ſeltene Beweglichkeit. Er kann wirklich mit Rieſenſchritten einhergehen, wie mit wenigen Sprüngen von Weſten nach dem Oſten, von Norden nach dem Süden ſetzen. Zwar ſpielt in einzelnen Fällen auch heute noch die Marſchfähigkeit der Truppen und die Ausdauer der Pferde eine Rolle. Hindenburg, der große Sieger, verdankt

ihnen einen Teil seines Erfolgs. Im allgemeinen aber bewahrheitet sich ein Scherzwort, welches dem französischen Oberbefehlshaber zugeschrieben wird. Er soll geäußert haben, dieser Krieg werde nicht mehr, wie unter Napoleon, mit den Beinen der Grenadiere, sondern mit den Lokomotiven geführt und gewonnen. An Stelle der Muskeln tritt Stahl und Eisen, an die Stelle der lebendigen Kraft das Feuer. Der Dampfwagen schleppt ganze Regimenter in einer Tagesfahrt von einer Kampffront zur andern, in wenigen Stunden zu einer, vielleicht über 100 km entfernt liegenden, vom Feinde bedrohten Stelle desselben Kriegsschauplatzes. Auf kürzere Entfernungen sorgen Tausende von Fahrrädern, Hunderte und Tausende von Kraftwagen für windschnelle Beförderung kleinerer Truppenteile.

In gleicher Weise ist es die Maschine, welche die Seefahrzeuge vom wuchtigen Panzerschiff bis zum schlanken Unterseer in sausender Fahrt durch das wogende Meer dahinreißt; und ihrem ehernen, nimmer rastenden Herzschlag verdankt auch das stolze Luftfahrzeug seinen pfeilgeschwinden Flug am weiten Himmelszelt.

Was ist es ferner, das die ungemessenen, für den Unterhalt und die Verpflegung von Hunderttausenden notwendigen Güter heranschleppt? Pustend und keuchend hasten endlos lange Güterzüge an die Grenze, schwer beladen mit Lebensmitteln, Kleidungsstücken und tausenderlei Liebesgaben. Dazwischen sieht man auch ganze Lazarettzüge, sogar eigene Badezüge. Auf der Landstraße aber schiebt sich in ununterbrochener Reihe Wagen auf Wagen voran, scheinbar ein wirres Durcheinander, in Wirklichkeit jeder in genau bestimmter Ordnung seinem Ziele zustrebend. In der Nähe der Kampflinien dampfen die gleichfalls auf Räder gesetzten Kochmaschinen, die „Gulaschkanonen".

Hochbepackte Kraftwagen bringen Nahrung für Geist und Gemüt, Hunderttausende von Flugblättern, Zeitungen und Schriften unterhaltenden, belehrenden und erbauenden Inhalts und vor allem die so sehnsüchtig erwarteten und jubelnd begrüßten teuren Zeilen von den fernen Lieben. Die Feldpost allein verfügt über 600 Kraftwagen; was diese zu leisten haben, geht daraus hervor, daß an den Sammelstellen täglich etwa 8 000 000 Postsendungen für das Feld, 2 000 000 Briefe für die Heimat und 300 000 Mitteilungen der Krieger untereinander aufgeliefert werden. Selbst dem religiösen Bedürfnis wurde die Maschine dienstbar, indem man Altäre mit allem Zubehör in Kraftwagen einbaute.

Der Masse wohnt an und für sich schon Riesenkraft inne. Aber die Maschine hat ihren Kampfriesen auch mit Riesenwaffen ausgerüstet. Die

einzelnen Soldaten besitzen in ihren Gewehren kleine Maschinen von hoher Vollendung, deren wohlgeleitetes Zusammenwirken auf weite Entfernung schweren Schaden anrichten kann. Noch schrecklicher wirkt das Maschinengewehr, in dessen vernichtendem Feuer oft Reihe um Reihe dahinsinkt, wie die Halme auf dem Felde unter der Schneidmaschine. Das große Wort aber führt auf dem heutigen Kampfplatz das Geschütz. Die Kanone leitet den Angriff ein und unterstützt ihn, und oft besteht der Kampf ausschließlich in dem donnernden Zwiegespräche dieser Feuerschlünde. Besonders die Franzosen, die auf die Ausbildung dieser Waffe viel Sorgfalt verwendet haben, scheinen sich mit Vorliebe auf den Artilleriekampf zu stützen. Man sagt, sie verschmähten es nicht, mit der Kanone auch auf den einzelnen Mann zu schießen. Alle Geschütze aber, von der Revolverkanone bis zum 42 cm-Mörser sind ebensoviele Kunstwerke der Technik, förmliche Präzisionsmaschinen. Sogar die verschiedenartigen Geschosse, die Granaten und Schrapnelle, die Handgranaten und die Minen, sind gewissermaßen klug ersonnene Maschinen im kleinen.

Die Riesengeschütze, womit uns dieser Krieg überraschte, die österreichischen Motor- und die deutschen Küstenmörserbatterien und die noch größeren „Brummer", brauchen auch zu ihrer Fortbewegung Maschinenkraft. Tierische Kraft genügt nicht mehr. Selbst die für sie verwendeten Geschosse werden zum Geschütz einzeln auf Wägelchen herangebracht. Die Geschütze begnügen sich übrigens nicht immer damit, aus stundenweiter Ferne ihren Eisenhagel zu senden. Manchmal führt das Panzerauto oder der Panzerzug sie mitten in die feindlichen Reihen hinein, so daß sie aus nächster Nähe ihr mörderisches Feuer eröffnen können.

Die eisenbekleideten Ungeheuer der See besitzen als Hauptwaffe die Schiffskanone in dem mannigfaltigsten Ausmaße; die Torpedoboote jedoch und die Unterseer versenden ein Geschoß, das eine besonders sinnvolle und kostbare Maschine darstellt, dafür aber auch in wenigen Sekunden eine jener schwimmenden Festungen mitsamt ihrer schweren Panzerrüstung zerreißen und in die Tiefe schicken kann.

Endlich gebraucht die beschwingte und in das Luftreich gehobene Maschine in den Pfeilabwurfvorrichtungen, Bomben, Karabinern und Maschinengewehren ebensoviele Maschinen zum Angriff und zur Abwehr.

Für Riesen, die mit Riesenwaffen kämpfen, reicht die natürliche Kraft der Sinne nicht mehr aus. Die Maschine tritt ein und verhundertfacht, vertausendfacht sie.

Wie kann der Artillerist die Wirkung seines Geschützes feststellen, wenn er von seinem Ziele zwei, drei und mehr Stunden entfernt ist, wenn Berg und Tal dazwischen liegen? Ein Flugzeug oder Luftschiff steigt auf und meldet aus sicherer Höhe, die ihm eine Sichtweite von 100—200 km gestattet, genau die Lage der Schüsse. Oder man empfängt selbst Feuer aus weit entfernten, versteckt aufgestellten Geschützen. Alsbald sausen Flieger dem Kanonendonner entgegen und suchen die Gegend ab. Und wenn das Versteck so gut gewählt ist, daß sie auch mit dem Fernglas nichts entdecken können, so gelingt es doch gewöhnlich nachträglich, auf der photographischen Aufnahme, die sie von der Gegend gemacht haben, die Störenfriede festzustellen und dann auch bald zum Schweigen zu bringen.

Mittels Blitzlicht, Leuchtkugeln, Sonnenspiegel können schnell und sicher Nachrichten 100 km weit übermittelt werden.

Will aber der Feind unter dem Schutze der nächtlichen Dunkelheit zum Angriff heranschleichen, so beginnt der Scheinwerfer zu arbeiten und verwandelt die schwarze Finsternis in blendende Tageshelle.

In noch höherem Maße als das Auge wird das Ohr durch die Maschine unterstützt. Überall, wo der Kampf entbrennt, erscheinen die wackern Fernsprechabteilungen, ziehen unbekümmert um die feindlichen Geschosse kilometerweit ihre Drähte und stellen ihre Apparate auf. Mag sich nun das Schlachtfeld auch über weite, unabsehbare Flächen ausdehnen, der Befehlshaber steht von irgend einer sichern Stelle aus in enger Verbindung mit jeder einzelnen Abteilung, mit jeder Geschützgruppe, kann ihnen jederzeit seine Befehle senden und Meldungen empfangen.

Diese Telegraphen- und Telephonleitungen, welche wie Nervenstränge den ganzen gewaltigen Heereskörper durchziehen, sind die Vorbedingung dafür, daß der Riesenkörper belebt wird von einer entsprechenden Geisteskraft.

Daß wie früher ein Feldherr, nur auf seine Meldereiter angewiesen, etwa von einem erhöhten Punkt aus heutzutage eine Schlacht leiten könnte, ist natürlich ausgeschlossen. Ebenso unmöglich ist es, daß ein einziger Mann, und wäre es selbst ein Napoleon, dieser Aufgabe gewachsen wäre. Jede Armee hat ihr Hauptquartier, wo wie in der Mitte einer großen Spinnwebe von allen Richtungen die Drähte zusammenlaufen. Hier wird sofort jede Bewegung, jeder Erfolg oder Mißerfolg der eigenen oder feindlichen Truppen bekannt und kann von dem Befehlshaber mit sachkundigen Helfern, die ihm zur Seite stehen, besprochen werden. Alle Hauptquartiere stehen gleicherweise in Verbindung mit dem Großen Hauptquartier, wo wiederum

ein auserlesener Stab von tüchtigen Kräften zusammenarbeitet, vergleicht und berät. Als reife Frucht dieser Zusammenarbeit und der Entscheidung durch die Führer gelangen dann in umgekehrter Reihenfolge die Befehle bis an die äußersten Stellungen.

Wenn man nun noch beachtet, daß all diese zahllosen und zum Teil großartigen Kriegsmaschinen noch größere und vollkommenere Maschinen voraussetzen, denen sie ihr Dasein verdanken, so wird jeder gerne zugeben, daß es wirklich die Maschine ist, welche die heutige Kriegsführung ermöglicht und kennzeichnet, daß dieser Riesenkampf ein Maschinenkrieg ist.

Ein Maschinenkrieg! Ist das nicht eine Herabsetzung des Kriegshandwerkes, mit dem wir gewohntermaßen den Begriff des Ritterlichen, Heldenmütigen verbinden?

Keineswegs. Zunächst sind diese Maschinen selbst nur Früchte einer hochentwickelten Technik und langer, vielfältiger Geistesarbeit. Des weiteren können die Maschinen, seien sie auch noch so vollkommen, nicht allein gegeneinander kämpfen, sie müssen bedient werden, und dazu braucht es viel Übung, Geschicklichkeit, Geistesgegenwart, Unerschrockenheit und nur zu oft wahren Heldenmut. Die Mannschaften, welche hinter wenigen Maschinengewehren liegen und einen wild heranbrausenden Reiterschwarm oder einen endlos, in immer sich erneuernden dunkeln Reihen heranflutenden Infanteriehaufen kaltblütig zusammenschießen sollen, das müssen Helden sein. Der Kapitän im engen Signalturm des Unterseers, der inmitten beständiger Todesgefahr mit eiserner Ruhe die günstige Sekunde zum entscheidenden Schusse erwartet; der Flieger, welcher hoch in der Luft, umschwirrt von berstenden Schrapnellen, seine Zeichnung macht, Signale gibt und sich zugleich mit dem Karabiner feindliche Kriegsvögel vom Leibe hält; der einfache Pionier, welcher vor der Mündung feindlicher Gewehre langsam seine Sprengröhre vorwärts treibt auf die Gefahr hin, vorzeitig durch eine Gegenmine selbst in die Luft zu fliegen: sie alle müssen wahre Helden sein. Ganz gewiß, auch in diesem Maschinenkrieg werden die Maschinen, seien sie auch noch so vollkommen und zahlreich, keinen durchschlagenden Erfolg erzielen, wenn nicht zugleich Männer dahinterstehen, die nicht nur die Kriegskunst wohl verstehen, sondern auch die nötigen sittlichen Eigenschaften besitzen, Helden, deren Größe wurzelt in glühender Vaterlandsliebe und lebendigem Glauben.

Alte Soldaten sprechen nicht ohne Bedauern davon, daß der neue Maschinenkrieg die prachtvollen Schlacht- und Kampfbilder von ehedem zerstört

habe. Das Kampffeld von heute scheint öde und verlassen. Die Kämpfer haben sich bis an die Helmspitze in den Boden gegraben; nur da und dort springt sekundenlang eine dünne Schützenkette Feldgrauer hoch, um nach einigen Sätzen wieder zu versinken, wie von dem gleichfarbigen Boden verschluckt.

Soldaten unserer Tage sagen dawider nicht bloß, daß die letzten Entscheidungen, nachdem sie durch die Maschine von weiter Entfernung her vorbereitet sind, durch ähnliche Angriffe der Fußsoldaten und Attacken der Reiter wie früher herbeigeführt werden müssen, sie zeigen sich auch nicht selten ergriffen von der schauerlichen Größe gerade der jetzigen Kampfart.

Liegt in dem Donnern und Krachen eines Unwetters nicht eine erhabene Schönheit? Nun denke man sich den Lärm der heutigen Schlacht. Welches Zusammenklingen von tausendfach abgestuften Tönen und Lauten! Der pfeifend-singende Diskant der Infanteriesalven, gemischt mit dem harten, trockenen Knattern der Maschinengewehre, alles getragen von dem hundertstimmigen Brummbaß der Geschütze und dem Heulen und Sausen der Granaten! Dazwischen das donnernde Hurra stürmender Abteilungen, die markerschütternden Schreie Verwundeter, das Stöhnen Sterbender! Wo ist der Dante, der diesen Höllenlärm würdig in Worte setzen könnte? Allein das Kampfgeheul eines einzelnen Mörsers bei einem einzelnen Schuß sucht ein Berichterstatter (Ad. Zimmermann) mit folgenden Worten zu schildern: „Ein schrilles, tremulierendes Aufschreien bricht los wie aus einer einzigen riesigen Stimme, ein heiseres, ungeheures, hallendes Lachen in den höchsten Tenorlagen, das sich ganz schnell, aber auch auf ganz kurze Sekunden zur Andeutung einer Baßstimme senkt, ein Schlagen, Heulen und Pfeifen, als sei tatsächlich die Hölle losgelassen! Das währt lange und wiederholt sich immer und verstärkt sich unablässig und schwillt wieder ab, sehr lange, ja, wie es scheint, eine kleine Ewigkeit hindurch. In Wahrheit werden es 15 Sekunden sein."

Bei Nachtgefechten erscheinen, in der Nähe wenigstens, die langen Laufgräbenreihen beleuchtet von unzähligen Blitzlämpchen; es ist das Feuer der Gewehrmündungen. Weiter hinten entsenden die Geschütze, falls nicht kluge Vorkehrung es dämpfte, Ströme von Feuer in die schwarze Nacht. Da und dort steigen Leuchtkugeln und Leuchtraketen hoch und bilden Zeichen und Figuren. Schrapnelle und Granaten platzen über und in den Stellungen. Wie mit Riesenarmen tastet der Scheinwerfer das Gelände ab, und ringsum leuchten lodernde Gehöfte und Dörfer gleich Riesenfackeln zu dem blutigen Totentanze.

Hochgefühl beseelt den Krieger, wenn er mit Hilfe der Maschine so staunenswerte Erfolge erringt. Wenn der Flieger aus einem glücklich bestandenen Luftgefecht mit wichtigen Nachrichten mitten aus den feindlichen Reihen zurückkehrt; wenn der Artillerist das mächtige Rohr seines Riesengeschützes, das einem vorsündflutlichen Saurier gleich sprungbereit dahockt, mit wenigen Griffen in die gewünschte Lage bringt und mit mathematischer Sicherheit auf Stunden weit eine Batterie, ein Haus, eine Stellung zerschmettert; wenn der Befehlshaber, über alles genau unterrichtet, mit Blitzesschnelle auf 100 und mehr Kilometer seine Anweisungen geben kann: muß da nicht auch diesen Männern die Brust sich weiten in dem stolzen Gefühl, daß der Menschengeist in rastlosem Fleiße Großes geschaffen, bis zu einem hohen Grade gesiegt hat über Stoff, Zeit und Raum!

Eines freilich wird jedermann bedauern: daß dieser Riesenaufwand an Stoff, Kraft und Geist in erster Linie nur der Vernichtung dient, der Vernichtung von teilweise unersetzlichen Werten. Doch auch da tröstet der Gedanke, daß die Zerstörung vielfach der Weg zu neuem Leben ist. Schon jetzt, wo die Wunden noch klaffen und bluten, kündet sich dieses neue, gesunde Leben an auf politischem, wirtschaftlichem, künstlerischem und religiösem Gebiete. Es ist ja von vornherein klar, daß der weise und gütige Gott nicht vergebens zur blutigen Zuchtrute gegriffen haben wird. Möge bald die holde Friedenssonne aufgehen, an deren Strahlen die Frucht der schweren Züchtigung, des harten Kampfes heranreife zum Heile und Segen der Menschheit und zur Ehre ihres Schöpfers!

B. Wilhelm S. J.

Besprechungen.

Zur Geschichte des Aszetentums.

Wissenschaftliche Einzelforschung ist auf dem weiten Felde der Theologie überall dringend vonnöten. Diese Dringlichkeit steigert sich aber auf dem Sondergebiet der Aszese zu einem schreienden Bedürfnis. Wichtige und fruchtbare Aufgaben in großer Zahl harren hier sowohl dogmatischer wie exegetischer, allgemeingeschichtlicher wie patristischer, allgemein-philosophischer wie psychologischer Forschung. Erst durch die mühsame Vorarbeit wissenschaftlicher Einzeluntersuchungen wird es gelingen, den Strom des aszetischen Lebens an seiner Quelle zu fassen, ihn in seinem Fluß durch die Jahrhunderte zu verfolgen und seinen tausendfachen Verzweigungen und Auswirkungen im Menschenleben nachzugehen, ferner die Entwicklung der aszetischen Lehre aus den in den Evangelien niedergelegten Keimen darzustellen und aus der Fülle zeitgeschichtlicher Erscheinungen den allgemeinen, kontinuierlich überlieferten Bestand der christlichen Aszese festzulegen.

Ein wertvoller Gewinn an Tiefe, Weite und Sicherheit würde aus diesen gesicherten Forschungsresultaten für das aszetische Geistesleben und Seelenstreben sich ergeben. Und welches Gebiet verdiente an sich eifrigeren Anbau als die Geschichte des christlichen Seelenlebens, welches Studium trüge reicheren Lohn in sich als die Erforschung der unaussprechlichen Innerlichkeiten, welche der Heilige Geist im Leben und in der Lehre der Kirche von Geschlecht zu Geschlecht überleitet und vererbt! Würde es aber nicht seiner selbst wegen betrieben, so zwänge doch leider die Abwehr dazu; denn sogar in Bezug auf grundlegende aszetische Fragen herrschen noch tiefgehende Meinungsverschiedenheiten.

Wenn gerade in jüngster Zeit immer wieder gesagt wird: „Jesus war in keiner Weise Asket", so waltet entweder ein Mißverständnis in Bezug auf den Begriff der Aszese vor, oder alle christliche Aszese verliert Sinn und Verstand. Eine sprachliche Untersuchung über die Worte askesis und asketes, die auf einem vollständigen und chronologisch geordneten Verzeichnis dieser Ausdrücke fußen müßte, würde das Mißverständliche obiger Behauptung anschaulich dartun.

Wenn ferner im ethischen Ideal, das aus Christi Lehren zusammengefügt werden kann, nicht unterschieden wird zwischen der Sphäre der Pflicht und der Freiheit, zwischen Gebot und Rat; wenn die Hochgipfel, die der Freiheit gewiesen sind, als unerreichbar abgelehnt oder umgekehrt als unabweisliche Pflicht angesehen werden: dann verlangen diese Grundfragen und Ausgangspunkte noch eindringender nach textlich erschöpfender exegetischer Darstellung.

Ein gleiches gilt, wenn keine ausreichende Begriffsklarheit „standesgemäße" und „standesmäßige" Vollkommenheit auseinanderhält: die standesgemäße, die

jedem Stande, welcher er sei, gemäß ist; die standesmäßige, welche einen eigenen Stand des Strebens nach Vollkommenheit hervorruft und bildet, den Aszetenstand, wie er schon am Ende des 2. Jahrhunderts genannt wird. — Es wurde soeben Dobschütz' gewagtes Wort angeführt: „Jesus war in keiner Weise Asket. Seine Gegner haben das als einen Mangel gerügt. Was sich an scheinbar asketischen Zügen bei ihm findet, Ehelosigkeit, Heimat- und Besitzlosigkeit, war lediglich durch seine persönliche Berufsstellung bedingt. Ebenso bedingt waren die nach dieser Richtung weisenden Vorschriften über Einschränkung für seine Apostel, über Besitzentsagung für einzelne, die ihm anhängen wollten." [1] — Wie aber, wenn eben diese „Berufsstellung" Christi und was sie verlangt als Norm für die Aszese angesehen würde, wenn die Nachfolge Christi, sich vornehmlich an seinem Vorbild orientierend, auch zum Anschluß an seine persönliche Stellung sich zu erheben versuchte, zur Teilnahme an seinem Welterlöserberuf, wie sie Paulus vorschwebte? Es ist ja ein grundlegender Unterschied, ob man das christliche Ethos vor allem nach dem Lebensvorbild Christi gestaltet und die Lehren Christi danach zu verstehen sucht, oder ob man die Person Christi wie die eines Weltweisen vorab nach ihrer Lehre aushorcht und das Persönliche weniger beachtet. Letzteres ist in weiten Kreisen die übliche Betrachtungs- und Darstellungsweise der christlichen Lehre.

Ein anderer tiefliegender Gegensatz betrifft den Ursprung des Mönchtums, besonders des Cönobitentums, dieser sozialen Organisation des Aszetenstandes. Sieht man darin eine glatte Nachahmung heidnischer Vorbilder, so wird aus der Hochschule der Aszese ein Fremdkörper im Christentum. Übrigens ist gerade diese Frage öfters behandelt worden, und neueste Forschung hat alten Streit gegenstandslos gemacht. Wir meinen die noch wenig berücksichtigte Arbeit Sethes [2] über die Katochoi, die angeblichen Serapismönche. Aus seinen kritischen Textuntersuchungen geht hervor, daß wir in der Katoche des memphitischen Serapeums mit Bestimmtheit eine Tempelhaft aller Wahrscheinlichkeit nach nicht religiöser, vermutlich nicht einmal kultischer, sondern strafrechtlicher Natur zu erblicken haben. Dadurch wird ein für allemal Weingartners Annahme beseitigt, wider die seit dreißig Jahren so oft polemisiert wurde, daß die christlichen Mönche ihren geistigen Ursprung den Serapisklausnern verdanken.

Zu einem Teil dieser Fragen nimmt neuestens eine Schrift von Dr Martinez [3] Stellung, deren beachtenswerte Ergebnisse wir in gedrängter Form übersichtlich zusammenstellen. Sie will zur Lösung des schwierigen Problems des Ursprungs des Mönchtums einen Beitrag liefern und untersucht zu diesem Zwecke

---

[1] Dobschütz, Die urchristlichen Gemeinden, Leipzig 1912, 261.

[2] Kurt Sethe, Sarapis und die sog. κάτοχοι des Sarapis. Zwei Probleme der griechisch-ägyptischen Religionsgeschichte, Berlin 1913.

[3] F. Martinez, L'Ascétisme chrétien pendant les trois premiers Siècles de l'Église, Paris 1913. Vgl. ferner Julius Mayer, Die christliche Aszese, Freiburg 1894; Schiwietz, Das Aszetentum der drei ersten Jahrhunderte, Mainz 1904; Dictionnaire d'Archéologie chrétienne et de Liturgie, Art. Ascétisme.

alle Zeugnisse der drei ersten christlichen Jahrhunderte über Leben und Lehre des Aszetentums.

1. Die Hauptfrage des 1. Jahrhunderts ist die Stellungnahme Jesu zur Aszese und die Nachahmung, die sein Beispiel, die Befolgung, die seine Lehre gefunden. Im Leben Jesu treffen wir unverkennbar aszetische Züge: Jungfräulichkeit, Armutsgeist, Liebe zum einsamen Gebete, angestrengte apostolische Arbeit mit ihrem freigewollten Gefolge von Entbehrungen und körperlichen Abtötungen. In seiner Lehre unterscheidet Christus nicht undeutlich zwischen dem allgemeinen Vollkommenheitsziel, das Entsagen und Kreuztragen von allen seinen Jüngern in jedem Stande fordert, und einem besondern Ideal jungfräulicher Eheloſigkeit, praktischer Armutsliebe, opferwilliger Selbsthingabe, das nur denen gilt, „die es fassen können".

Paulus, der Lehre Jesu folgend, gibt vor allem aszetische Anweisungen zur Erlangung der standesgemäßen Vollkommenheit. Den Kampf gegen das eigene Fleisch und die Körperstrenge betont der Apostel so sehr, daß Wellhausen dünkt, er gehe weit über die aszetische Lehre Jesu hinaus. Wenn aber Paulus 1 Kor Kap. 7 das Jungfräulichkeitsideal in geradezu klassischer Weise schildert, so spricht er von einem Jungfrauenstand, der ihm höher gilt als der Ehestand, weil er größere Vorteile für den Dienst Gottes bietet, von einem Stand, der, frei erwählt, nur durch ein höheres Maß aszetischer Übungen auf die Dauer bestehen kann.

Johannes' inspirierte Feder verkündet Offb Kap. 14 das Lob jener bevorzugten Seelen, die alle fleischlichen Begierden überwunden haben, jungfräulich geblieben sind und dem Lamme folgen, wohin es geht.

Die Lehre Jesu und der Apostel sowie ihr Lebensbeispiel fanden bald Nachahmung. Apg 2, 42; 4, 32 zeigt schon eine gewisse aszetische Tendenz in der ersten Christengemeinde zu Jerusalem; Apg 21, 8f führt uns die vier charismatisch begabten Töchter Philippus' des Evangelisten vor, die im Jungfrauenstand leben.

Mögen diese Angaben auch spärlich erscheinen, sie enthalten doch alle Ansätze zur späteren Entwicklung. Von Christus ist die lebensvolle, gnadenmächtige Anregung zum aszetischen Leben ausgegangen. Sein Wort und sein Beispiel sind schöpferisch bahnbrechend für eine neue Bewegung geworden, die sich entwickeln, nach Raum und Zeit den Verhältnissen anpassen, den gemeinsamen Ursprung aber nicht mehr verleugnen wird.

Historisch und theologisch wertvoll ist die Tatsache, daß die Schriftsteller des apostolischen Zeitalters diese Auffassung geteilt und stets auf Jesus als auf den Urheber und das Vorbild aszetischen Lebens hinweisen. Von Ignatius von Antiochien an haben Tertullian, Methodius, Justinus, Cyprian, Klemens von Alexandrien, Origenes als den Gründer des Aszetentums Christus betrachtet, dessen Rufe die Aszeten folgen, dessen Lebensbeispiel sie nachahmen, dessen Lebensideal sie sich zu eigen machen, dessen Lebensverheißungen sie erhoffen.

Schon die rein geschichtliche Betrachtungsweise läßt es als vollkommen ausgeschlossen erscheinen, das Aszetentum auf fremdartige, heidnische Beeinflussungen zurückführen zu können; die buddhistischen und essenischen Anachoreten, die ägyp-

tischen Therapeuten, die Mithraspriester, alle diese Vertreter eines mehr oder minder gesteigerten religiösen Strebens mögen mit den christlichen Aszeten äußere Vergleichs- und Berührungspunkte aufweisen, die dem angebornen religiösen Bedürfnis der Menschennatur entspringen, sie unterscheiden sich aber von ihnen dem innersten Geiste, dem tiefsten Wesen nach. Trotz aller oberflächlichen Ähnlichkeit und äußeren Beeinflussung besteht zwischen den wechselnden Formen des heidnischen Mönchtums und dem christlichen Aszetentum ein tiefgehender Unterschied, der in der Lehre und im Vorbild Jesu begründet ist.

2. Das 2. Jahrhundert liefert bis gegen 180 wenig Material zur Frage. Aus den vorhandenen Briefen und Unterweisungen der apostolischen Väter sowie aus den Schriften der Apologeten Justinus, Tatianus, Athenagoras, Minucius Felix und anderer ergibt sich die Tatsache, daß die Zahl der Christen beiderlei Geschlechts, die den Stand der Ehelosigkeit freiwillig erwählen, im Wachsen begriffen ist. Neben der jungfräulichen Ehelosigkeit üben sie auch die evangelische Armut, indem sie von ihren Gütern nur das zum Leben Notwendige behalten, das übrige unter die Armen der Gemeinde verteilen. Ehelosigkeit und Armut sind bei ihnen keine bloß vorübergehenden Erscheinungen; sie sind die Grundmerkmale eines Lebensstandes, der zu einem doppelten Zwecke erwählt wird, zum Zwecke der Selbstheiligung und des Apostolates: des Apostolates des Beispiels, das die eigene Gemeinde und die Heiden erbauen, des Apostolates der Tat, das den Werken der geistlichen und leiblichen Barmherzigkeit obliegen soll. Dieses aszetische Apostolat heben die Apologeten den Heiden gegenüber hervor und bezeichnen es als den Sauerteig der christlichen Gemeinden. Weil die Aszeten den Gemeinden das lauterste Beispiel christlicher Vollkommenheit geben, weil sie die Gemeinde zur Beobachtung standesgemäßer Vollkommenheit anspornen, darum werden sie hochgeehrt und bevorzugt. Nichts deutet aber darauf hin, daß die Aszeten um diese Zeit schon eine abgesonderte Vereinigung gebildet hätten. Sie lebten vielmehr in den Gemeinden, behielten ihre bürgerliche Stellung, blieben der kirchlichen Hierarchie untertan, genossen aber bei Volk und Klerus hohes, verdientes Ansehen.

Die Zeitverhältnisse waren vielfach der Verbreitung des Aszetentums günstig. Die schroffe Stellung, welche die Christen gegen den herrschenden heidnischen Unglauben und die sie umgebende Genußsucht und Unsittlichkeit einnehmen mußten; die wirksameren Heiligungsmittel, die in solcher Umgebung erforderlich waren; die fortwährend drohenden Verfolgungen, denen die Christen sich ausgesetzt wußten; die weitverbreitete Erwartung der baldigen Ankunft Christi — alle diese Zeitumstände werden zur Entfaltung und Verbreitung des aszetischen Lebens beigetragen haben. Die treibende Kraft, die lebenspendende Quelle des aszetischen Stromes blieb aber Christi Lehre und Beispiel, Christi Gnade und Liebe.

Wie alle großen religiösen Bewegungen, hat auch das Aszetentum um diese Zeit gegen übertriebene, überspannte Forderungen und Richtungen sich wehren müssen.

Eine Überspannung des aszetischen Prinzips treffen wir zunächst im Gnostizismus. So unklar die Anfänge der Gnosis auch sein mögen, in der Mitte des 2. Jahrhunderts hat sie bereits weiten Boden gewonnen, besonders in Syrien und

Alexandrien. Der Gnostizismus stellt sich als ein synkretistischer Versuch dar, das Christentum mit der hellenischen Kultur und den orientalischen Kulten auszugleichen, die Religion Christi durch metaphysische Konstruktionen mit der griechischen Philosophie in Einklang zu bringen, um sie der damaligen wissenschaftlichen und gebildeten Welt annehmbar zu machen. Solange die Gnostiker bei Versuchen einer wissenschaftlichen Systematisierung des Christentums blieben, übten sie auf die breiten Volksmassen wenig Einfluß aus. Als aber Marcion sein Organisationstalent und seine Gewandtheit in den Dienst der Sekte stellte und, ohne sich auf metaphysische Fragen einzulassen, eine kirchliche Organisation schuf, die der christlichen sehr ähnlich war, erzielte er große Erfolge. Während die Nikolaiten, Valentinianer, Basilidianer und Karpokratianer aus dem Grundprinzip der inneren Schlechtigkeit der Materie die ungebundenste Moral folgerten, vertrat Marcion hyperstrenge sittliche Forderungen. Seinen Anhängern war die Ehe verboten. Den Verheirateten wurde die Taufe verweigert. Der Gebrauch von Wein und Fleisch wurde so streng untersagt, daß sogar bei der Spendung der Sakramente der Wein ausgeschlossen war. — Gegen diese aszetischen Überforderungen sprach sich die kirchliche Autorität entschieden aus und hielt den von Christus selbst aufgestellten Unterschied zwischen Gebot und Rat aufrecht. Es gelang dem Gnostizismus nicht, einen tiefgehenderen Einfluß auf die Gestaltung der christlichen Aszese zu gewinnen. Wohl ließen sich einige kirchliche Schriftsteller durch gnostische Strenge beeinflussen und insbesondere zu ungünstigen Anschauungen über die Ehe verleiten. Die christliche Aszese blieb in ihrer Gesamtheit von dieser Verirrung unberührt.

Der Enkratismus scheint ursprünglich nicht so sehr eine neue Lehre als eine neue Richtung innerhalb des Christentums gewesen zu sein, eine strenge Richtung, die allen Gläubigen ohne Ausnahme gewisse aszetische Übungen zur Pflicht machen wollte. Die Enkratiten enthielten sich jeder Fleischnahrung, gestatteten als Trank nur Wasser, verzichteten auf die Ehe. Später ging die enkratistische Bewegung teils in den Gnostizismus teils in den Montanismus über. Die Vertreter der kirchlichen Lehre verwarfen durchweg diese Überspannungen, die den beweglichen orientalischen Geist leicht berückten, und traten für die unbedingte Freiwilligkeit der Ehelosigkeit, der Enthaltsamkeit von gewissen Speisen und anderer aszetischer Übungen ein.

Eine ähnliche Bewegung rief der neubekehrte Priester der Cybele Montanus hervor. Gegen das Jahr 172 setzte er mit einer heftigen Kritik gegen die bestehenden kirchlichen Gebräuche ein, indem er sich auf erlebte Ekstasen und Visionen berief. Er predigte die bevorstehende Parusie, verbot das Eingehen einer zweiten Ehe, gebot strenge Fastenübungen, verurteilte die Flucht bei Verfolgungen und verweigerte die Lossprechung bei gröberen Vergehen. Diese intransigente Richtung wurde gleich energisch bekämpft. Trotz lebhafter Propaganda und verhältnismäßig weiter Verbreitung übte sie auf die christliche Aszese keinen dauernden Einfluß aus. Ihr Bestehen und Umsichgreifen beweist aber, wie stark schon damals der aszetische Geist in die christlichen Kreise eingedrungen war.

Ein Rundgang durch die Kirchen und Gemeinden des ausgehenden 2. und des 3. Jahrhunderts eröffnet einen Einblick in das Wachstum und in die Blüte des Aszetentums während dieses Zeitalters.

In der damals so blühenden afrikanischen Kirche begegnen uns Tertullian († ca 169) und der hl. Cyprian († 258), deren Schriften ergiebige

Auskunft über das aszetische Leben ihrer Zeit gewähren. Das standesmäßige Aszetentum wird vornehmlich durch die Jungfrauen geübt. Die Jungfräulichkeit ist ein Stand, den man frei erwählt. Die Gründe, die zu diesem Entschluß führen, sind vor allem das Verlangen nach höherer Vollkommenheit, der Wunsch, sich mit allen Tugenden zu schmücken, die in diesem Stande leichter geübt werden. Die Jungfrauen folgen den Fußstapfen Jesu, erhalten von ihm den Lohn ihrer Entsagung, das Himmelreich. Sie weihen sich Christus durch ein heiliges Versprechen, dessen Verletzung als schwere Verschuldung betrachtet und durch strenge Buße gesühnt wird. In der Kirchengemeinde von Karthago behalten die Aszeten den freien Gebrauch ihrer Güter sowie ihre soziale Stellung; sie werden aber angehalten, sich von aller Anhänglichkeit an die irdische Habe freizumachen, ihre Güter gut zu verwenden, mitten in der Welt ein armes, abgetötetes, entsagungsvolles Leben zu führen. — Das von den beiden Schriftstellern entworfene Bild des damaligen Aszetentums weist folgende Züge auf: Jungfräulichkeit, affektive und effektive Armut, Entsagungsgeist, leise Tendenz zur Absonderung von der Welt und zum Zusammenschluß als Schutz gegen die Gefahren des Weltlebens.

Über die Entwicklung und Ausgestaltung des aszetischen Lebens in den Gemeinden Roms und Spaniens haben wir aus dieser Periode leider nur spärliche Berichte. Was wir aus den Schriften Hippolyts († 235), aus den Inschriften und Gemälden der Katakomben, aus den Kanones des um das Jahr 300 abgehaltenen Konzils von Elvira erfahren, ergibt dasselbe Bild wie in Afrika. Diese gleichmäßige Entwicklung des aszetischen Lebens in den Kirchen Afrikas, Spaniens und Italiens wird uns kaum befremden, wenn wir an die zahlreichen Beziehungen denken, die schon damals zwischen diesen drei Ländern bestanden.

Alexandrien, die Hauptstadt Ägyptens, war damals nicht bloß ein bedeutender Handelsplatz, sondern die einflußreichste Weltkulturstätte, an deren Schulen Lehrer aller Richtungen ihre Weisheit feilboten. Juden, Heiden, Christen lebten hier friedlich miteinander und übten im täglichen Verkehr weitgehende Toleranz. In den Weltanschauungsfragen herrschten an der alexandrinischen Hochschule der Eklektizismus und der Synkretismus vor. Die metaphysischen Probleme traten zurück; im Vordergrund des wissenschaftlichen Interesses standen die moralischen und religiösen Fragen.

Die christliche Gemeinde von Alexandrien konnte sich dem Einfluß der Umgebung nicht entziehen. Wollte sie ihre geistige Übermacht behaupten und sich bei den Gebildeten Eingang verschaffen, mußte sie sich mit der griechischen Philosophie auseinandersetzen und den Beweis erbringen, daß der christliche Glaube sich mit echter philosophischer Bildung und mit den edeln Formen attischer Kultur wohl vertrug. Klemens und Origenes übernahmen die zeitgemäße, aber schwierige Aufgabe eines Ausgleichs zwischen der Religion Christi und der vorherrschenden neuplatonischen Philosophie. Es galt zu zeigen, einerseits daß die christliche Lehre durch die Sprache und Ausdrucksweise der Philosophie den Zeitgenossen nahegebracht werden konnte, anderseits daß in der Religion Christi die wahre Gnosis, die höhere Erkenntnis zu finden sei, nach der die Neuplatoniker sich so

sehr sehnten. Daß dieses Bestreben eine Gefahr in sich barg, die Gefahr nämlich der Abschwächung des christlichen Gedankens, der zu weit gehenden Anlehnung an Zeitrichtungen und Kulturbestrebungen, darüber gaben sich die beiden großen Alexandriner wohl Rechenschaft, wenn es ihnen auch nicht immer gelang, diese Klippe ganz zu meiden. Trotz aller Anlehnung und unverkennbaren Annäherung an die neuplatonische Lehre bleiben sie doch in allen aszetischen Grundfragen durchaus christlich gesinnt. Wo sie auch die Ausdrucksweise der griechischen Philosophie entlehnen, unterscheiden sie sich in der Sache wesentlich von ihr. Einen neu orientierenden und gestaltenden Einfluß hat der Neuplatonismus auf die aszetischen Lehren der alexandrinischen Schule nicht ausgeübt. Näheres Eingehen auf die Aszese des Klemens und Origenes dürfte dies klar dartun.

Bei Klemens von Alexandrien († ca 215) treffen wir den ersten Versuch einer systematischen, wissenschaftlichen Darstellung der Aszese.

Das Ziel der Aszese verlegt er in die Verähnlichung mit Gott, die wesentlich in der vollkommenen Liebe besteht. Als eines der Hauptmittel zur Erlangung der Gottähnlichkeit bezeichnet er die Gnosis, d. h. die vertiefte Gotteserkenntnis, den bewußteren, gesteigerten Glaubensbesitz, aus dem reineres, reicheres Innenleben hervorgeht, und ein fortwährendes Bemühen um Läuterung und Vervollkommnung der Seele.

Klemens hebt in seinen Schriften weniger die Vorzüge der Jungfräulichkeit als die Heiligkeit und Verdienstlichkeit des christlichen Ehestandes hervor. Es herrschte zu seiner Zeit die feige Furcht vor den Lasten der Ehe. Der Geburtenrückgang war ein erschrecklicher. Klemens warnt daher eindringlich vor einem entsagungsscheuen Zölibat; er ist bemüht, die Ehe wieder zu Ehren zu bringen. Seine Anschauungen über die Jungfräulichkeit entsprechen aber durchaus der Lehre des Apostels, die er wiedergibt. Nur betont er mit Recht sehr stark die Reinheit der Beweggründe, die zum jungfräulichen Leben bestimmen sollen. Höhere Rücksichten übernatürlicher Ordnung müssen obwalten, vor allem das Verlangen, freier und wirksamer für den Nächsten arbeiten zu können.

In der Empfehlung der Armut drückt sich der christliche Lehrer sehr maßvoll aus. Der Reichtum kann zum Guten und zum Bösen verwendet werden. Übermäßige Armut bringt die Tugend in Gefahr. Die wahre Armut besteht vor allem in der geistigen Losschälung von allen irdischen Gütern. Auch der tatsächliche Verzicht auf Zeitliches ist von hohem Werte, wenn er aus der richtigen inneren Gesinnung hervorgeht. Wer die Armut in der Tat übt, befolgt die Vollkommenheitslehre des Evangeliums.

Mit großer Entschiedenheit tritt der Alexandriner für die Abtötung ein. Die freigeübte Entsagung befähigt uns, die vom Leben unzertrennlichen Leiden leichter zu ertragen. Wer in freien Stücken sich nichts versagt, wird auch im Notwendigen die Kraft zur Entsagung nicht finden. In der Bekämpfung und Beherrschung des Leiblichen geht er bis zur äußersten Grenze. Stets will er aber betont wissen, daß die Liebe zu Gott der letzte Grund der körperlichen Abtötung sein soll. Das aszetische Leben wird sich besonders durch Gebet und Apostolat

betätigen. Neben dem gemeinschaftlichen Stundengebet wird der christliche Gnostiker auch die Betrachtung pflegen, die Gott überall sucht, und sich der Beschauung befleißen, die eine Vorahnung der unmittelbaren Anschauung Gottes im Himmel ist.

Der christliche Aszet muß sich nach Klemens dem Apostolat widmen, muß durch gutes Beispiel, durch das Wort, durch die apostolische Hilfeleistung dem Mitmenschen zu nützen trachten. Durch den Seeleneifer meidet er die Gefahr des Egoismus, dem der Philosoph so leicht unterliegt. Durch den Seeleneifer verdient er erst seinen Namen. Bemerkenswert ist es, daß sich bei Klemens zum erstenmal die Bezeichnung „Aszet" auf den Christen angewendet findet, der den Kampf gegen alle feindlichen Mächte aufgenommen, um Gott in Wahrheit und Heiligkeit zu dienen. Das Bild des christlichen Aszeten, wie es von Klemens gezeichnet wird, ist das eines keuschen, armen, abgetöteten Mannes, der ein Innenleben des Gebetes führt, mit Eifer am Seelenheile des Nächsten arbeitet, mitten in der Welt sich eine Einsamkeit schafft, wie ein Pilgrim durch das Erdental zur ewigen Heimat hinzieht.

Origenes († ca 254) führt das Werk seines Lehrers und Meisters fort. Kaum 18 Jahre alt, steht er schon an der Spitze der alexandrinischen Schule. Er lebt als strenger Aszet in fühlbarer Armut, geht barfuß einher, besitzt nur ein Kleid, übt in Speise und Trank äußerste Enthaltsamkeit, gönnt sich auf harten Boden ausgestreckt nur kärglichen Schlaf. Dem Studium und der Schule widmet er den größten Teil seiner Zeit, den übrigen verwendet er zu aszetischen Übungen. Trotz aller Mahnungen und Warnungen seiner um die Gesundheit des hochgeschätzten Lehrers treu besorgten Schüler behält er diese strenge Lebensweise bei, bis eine ernstliche Erkrankung seinem ungestümen Eifer Einhalt gebietet und Schranken setzt.

Die aszetische Lehre des Origenes ist ein Kommentar zu seinem Leben. Die christliche Vollkommenheit faßt er als ein Ziel auf, zu dessen Erreichung zwei Faktoren mitwirken, Gottes Gnade und des Menschen Arbeit. Der Mensch soll seine ganze Kraft einsetzen und sich dabei bewußt bleiben, daß Gott allein seine Kräfte übernatürlich fruchtbar gestalten kann.

Bezüglich der Ehelosigkeit treffen wir bei Origenes eine gewisse Neigung, die Jungfräulichkeit auf Kosten der Ehe hervorzuheben. Die jungfräulichen Seelen sind die Zierde der Kirche; sie bringen Gott das Opfer ihres Leibes dar; sie können Gott ungestört dienen. Anderseits müssen sie sich vor Selbstüberhebung in acht nehmen. Die Keuschheit hat ihren Wert von der Tugend, aus der sie hervorgeht, von ihrer Beziehung zu Gott und seinem Dienste. Es gibt ein Gott gemachtes Versprechen, die Jungfräulichkeit zu bewahren, das heilig gehalten werden muß.

Mit demselben Nachdruck betont Origenes die Notwendigkeit der Losschälung von den irdischen Gütern. Er geht darin so weit, daß er den Eindruck erweckt, er betrachte die tatsächliche Verzichtleistung auf alle Güter als notwendiges Mittel zur Erreichung der Vollkommenheit. Immer kommt er aber auf das Beispiel und die Lehre Christi von der Armut zurück.

Als Formen der Abtötung empfiehlt Origenes besonders die Enthaltsamkeit, den Kampf gegen die ungeordneten Neigungen, die Flucht eitler, weltlicher Vergnügungen, das Nachtwachen, das Fasten, das Gebet. Die Selbstverleugnung ist eine Teilnahme am Kreuze und Leiden Christi, ein Läuterungsmittel der Seele, eine Bereitschaft für das Gebet und das Studium.

Große Bedeutung mißt Origenes im geistlichen Leben dem Gebete bei. Er wird nicht müde, das Lob der Beschauung zu singen. Sie ist der Höhepunkt der Vollkommenheit, der hohe Berg, auf dem man Gott schaut und Gott genießt. Die Beschauung darf aber den Aszeten nicht dermaßen in Anspruch nehmen, daß er die Arbeit am Seelenheile des Nächsten außer acht läßt. Apostolische Arbeit und apostolischer Kampf müssen die Frucht des Gebetes sein.

Betreffs des Verkehrs des Aszeten mit der Außenwelt neigt Origenes dazu, das anachoretische Leben zu bevorzugen. Allerdings fordert er vor allem die Einsamkeit des Geistes und des Herzens. Solange man dem Nächsten nützlich sein kann, soll man ihm dienen und die Arbeit in der Gemeinschaft nicht fliehen. Sonst ist aber die Einsamkeit vorzuziehen. — Diese Lehre hat ohne Zweifel auf die Entwicklung des Anachoretentums bedeutenden Einfluß ausgeübt. Origenes war eine machtvolle Persönlichkeit, von der starke Anregung zum aszetischen Leben ausgegangen ist.

Von der alexandrinischen Schule schreiten wir weiter zum Aszetentum Syriens und Palästinas. Willkommene Auskunft über den aszetischen Stand dieser Gemeinden bietet die Schrift Epistolae ad virgines, das erste Dokument altchristlicher Literatur, das ex professo das Leben der Aszeten behandelt. Die Entstehungszeit verlegt Funk in den Anfang des 4., Harnack in das erste Jahrzehnt des 3. Jahrhunderts [1]. Der Verfasser lebte wahrscheinlich in Ägypten und sandte die Briefe an die Aszeten von Syrien und Palästina. Die Schrift ist ein Hohelied auf die Jungfrauschaft, die des Himmels wegen geübt wird. Der Aszet arbeitet vor allem an der eigenen Heiligung durch Nachahmung des Lebens Jesu. Mit Paulus betont der Verfasser, daß die Aszeten Gottes und des Nächsten Interessen vor Augen haben müssen. Das Apostolat, das er empfiehlt, ist ein Apostolat des Gebetes und der Tat, das die Christen im Glauben zu stärken und ihnen die Gaben Gottes auszuteilen hat. Die Aszeten sollen von Ort zu Ort wandern, die Gläubigen versammeln, gemeinsam mit ihnen beten, Worte der Erbauung reden, die Heilige Schrift vorlesen und erläutern, caritative Werke ausüben, die Waisen und die Witwen besuchen, die Armen und die Kranken trösten; alles im Geiste der Demut, der Selbstlosigkeit, der Selbstverleugnung.

Die Aszeten werden gemahnt, bei Ausübung dieses nicht gefahrlosen Apostolates alle Vorsichtsmaßregeln der Klugheit zu beobachten und große Bescheidenheit und Frömmigkeit an den Tag zu legen. Besonders im Verkehr mit dem Frauengeschlecht sei eine weise Zurückhaltung am Platze. Aus diesen ernsten Warnungen entnehmen wir, daß der Verfasser der Briefe die Gefahr der Veräußerlichung kennt, die mit dieser Lebensweise verbunden ist, und die Mißbräuche, die hier

[1] Vgl. Bardenhewer, Patrologie[3], Freiburg 1910, 27.

und dort sich eingeschlichen haben. Nicht alle Aszeten erweisen sich ihres Berufes würdig. Müßiggang, Eitelkeit, Ehrsucht, Geldgier machten sich schon damals geltend. Besonders groß erscheint die Gefahr der Subintroductae, des zu freien Verkehrs zwischen Aszeten beider Geschlechter.

Eine doppelte Tendenz läßt sich im damaligen standesmäßigen Aszetentum feststellen: einerseits die Neigung zur Absonderung von den Menschen, anderseits ein gewisser Zusammenschluß der Aszeten unter sich, beides zum Schutz gegen die Gefahren des Lebens in der Welt. Das gemeinschaftliche Zusammenleben bedingt ferner eine gewisse Einheitlichkeit in den aszetischen Übungen, die nicht mehr der Privatinitiative allein überlassen, sondern durch gemeinsame Gebräuche geregelt werden.

Die Jungfräulichkeit stellt sich als ein Stand dar, den man frei erwählt, dem man aber lebenslänglich treu bleiben soll. „Wer immer vor Gott gelobt, die Keuschheit zu halten, muß mit Gottes heiliger Kraft angetan sein." Dieses Versprechen legt die Verpflichtung auf, nach Vollkommenheit zu streben und in diesem heiligen Stande auszuharren. — Die Epistolae ad virgines bezeichnen den Übergang des Aszetentums zum anachoretischen und cönobitischen Leben.

Methodius von Olympus († 311) gewährt einen Einblick in das Aszetentum von Kleinasien. Wir besitzen von ihm das Convivium, eine Nachahmung des Platonschen Symposion, eine Verherrlichung der Jungfräulichkeit. In bilderreicher Sprache hebt er ihre Vorzüge hervor. Von der christlichen Jungfrau verlangt er das Streben nach vollendeter Reinheit des Leibes und der Seele. Als Vorbild stellt er Maria, die reine Gottesmutter, hin. Die Jungfrauen sind die Bräute Christi, dem sie Keuschheit gelobt haben. Sie sollen die irdischen Güter gering achten, stets einen würdigen Gebrauch davon machen, ein abgetötetes Leben führen, das Gebet pflegen, dem Nächsten behilflich sein. Wer nur auf sich selbst bedacht ist und um den Mitmenschen sich nicht kümmert, ehrt den Jungfrauenstand nicht. Wenn die christliche Jungfrau auch in der Welt lebt, wird sie sich doch vor weltlichem Sinn und Treiben in acht nehmen.

Aus der ganzen Schrift geht deutlich hervor, daß dem eifrigen Bischof von Olympus das Wohl dieses auserwählten Teiles seiner Herde sehr am Herzen lag.

Wenn wir die Entwicklung des Aszetentums in den drei ersten christlichen Jahrhunderten überblicken, ergibt sich folgendes Gesamtbild. Das aszetische Leben im Christentum entspringt spontan aus dem Evangelium, aus Christi Leben und Lehre. Es ist keine amtlich und autoritativ eingeführte Einrichtung, sondern eine naturgemäße Entwicklung des christlichen Lebens, wie es Jesus durch Wort und Tat gelehrt. Die kirchliche Hierarchie steht dieser Bewegung zunächst nur freundlich aufmunternd gegenüber, später greift sie in dieselbe ein, um das aszetische Leben zu regeln, vor Ausschreitungen zu schützen, zu bewahren. Die Aszeten sind als solche keine hierarchischen Amtsträger. Sie bilden einen bevorzugten, aber der kirchlichen Autorität stets unterworfenen Teil der Gemeinde. Lange Zeit war die Jungfräulichkeit mit der Armut die wesentliche aszetische Übung. Alle übrigen Elemente lassen sich auf die Grundform der Jungfräulichkeit zurückführen. Da die Erfahrung die Schwierigkeiten erkennen ließ, die mit einem

ehelosen Leben verbunden sind, suchte man einen Schutz in der Trennung von der Welt, in der Abtötung, im Apostolat, besonders auch im Gelübde. Aus dieser Urform wird das Aszetentum sich entwickeln, entfalten, bereichern und wird doch überall, in Rom, Karthago, Alexandrien, Syrien, Kleinasien, gemeinsame Züge bewahren.

Das aszetische Leben der altchristlichen Zeit weist also neben allem kontinuierlich überlieferten Bestand eine natur- und zeitgemäße Fortentwicklung auf, die im 4. Jahrhundert zur monastischen Form des Aszetentums führen wird. Alle Bestandteile des Mönchtums sind schon keim- oder tendenzartig im Aszetentum der drei ersten Jahrhunderte enthalten. Le monachisme est en germe dans l'ascétisme. **Paul v. Chastonay** S. J.

Kriegspoesie.

1914. Der Deutsche Krieg im Deutschen Gedicht. (4 Hefte.) Ausgewählt von Julius Bab. gr. 8° (je 48) Berlin, Morawe & Scheffelt. Je 50 *Pf.* — Deutschlands Kriegsgesänge aus dem Weltkrieg 1914. Gesammelt von C. Peter. 8° (288) Oldenburg i. Gr., Stalling. Geb. *M* 1.80. — Der Deutsche Krieg in Dichtungen. Herausgegeben von Walther Eggert-Windegg. 12° (200) München 1915, Beck. Geb. *M* 2.50. — Kriegsgedichte 1914. Gesammelt und eingeleitet von Eugen Wolbe. 12° (112) Leipzig u. Wien 1915, Bibliogr. Institut. 75 *Pf.* — Schildgesang. Lieder und Skizzen vom Weltkrieg. Gesammelt von Sebastian Wieser. Mit 8 Kunstbeilagen. 8° (172) München 1914, Lucas-Verlag. Geb. *M* 2.— Schwarz-gelb und Schwarz-weiß-rot. Kriegsgedichte von Richard v. Kralik und Franz Eichert. 8° (72) Wien 1914, Verlag der kathol. Union für Österreich. *M* 1.20; geb. *M* 2.— Kriegslieder aus Österreich 1914 — Eherne Sonette — Standbilder und Denkmünzen (Der Ehernen Sonette zweite und dritte Reihe) von Richard Schaukal. 12° (36, 42 u. 88) München 1914, G. Müller. 50 *Pf.*; *M* 1.—; *M* 2.— Eiserne Zither. Kriegslieder von Ludwig Ganghofer. Erster und zweiter Teil. 16° (je 94) Stuttgart 1914, Bonz. Geb. je *M* 1.—

Nach anscheinend ernst zu nehmenden Schätzungen eines bekannten Literaturgeschichtsprofessors betrug die Zahl der gedruckten Kriegsgedichte in deutscher Sprache seit Beginn des großen Völkerringens bis Ende 1914 rund zwei Millionen. Gewiß, zum mindesten ein Zeichen einer unerhört lebhaften geistigen Anteilnahme der ganzen Nation an den weltgeschichtlichen Ereignissen der Gegenwart, selbst wenn unter zehntausend sog. Poesien sich kaum eine echte Perle fände. Der Prozentsatz des Bedeutenden ist aber doch wohl höher. Jedenfalls dürfen die vorliegenden Bändchen Kriegsgedichte darauf Anspruch machen, daß sie überraschend viele gediegene Leistungen enthalten und zugleich ein annähernd vollständiges Bild der literarisch in Betracht kommenden deutschen Kriegspoesie zum Schicksalsjahre 1914 darstellen.

Sowohl in den einzelnen Beiträgen wie in der Grundtendenz gleichen sich die vier ersten Nummern auffallend. Es sind Sammlungen, Anthologien, deren Herausgeber alle von der Absicht geleitet wurden, das Beste in ihren Heften oder Büchern zu vereinigen. Das ist selbstverständlich. Sie stimmen aber auch darin überein, daß sie in der überwiegenden Mehrheit Erzeugnisse von Autoren bieten, deren religiöser Standpunkt, wo immer er deutlich hervortritt, keineswegs der katholische ist. Diese Feststellung erfolgt hier nicht, um den Verfassern oder den Herausgebern daraus einen Vorwurf zu machen, sondern lediglich zur Vermeidung von Unklarheiten.

Weithin bekannte Namen finden wir hier unter den vaterländischen Sängern, und die aufrichtige, glühende Begeisterung, die aus den Beiträgen eines Gerhart Hauptmann, Richard Dehmel, Hermann Sudermann, Ludwig Fulda, Rudolf Presber, Gustav Falke, Karl Rosner, Fritz v. Ostini, einer Isolde Kurz, Frida Schanz, Klara Prieß mächtig aufflammt, wird selbst manch einen Leser nicht kalt lassen, der sich durch die bisherigen Erzeugnisse der Verfasser durchaus nicht immer angezogen fühlte. Der gewaltige Stoff, den die große Zeit darbot, erweist sich auch unter dem formellen Gesichtspunkt für unsere Dichter von Vorteil, und Kabinettstücke wie Gerhart Hauptmanns Reiterlied „Nimmermehr!", Rudolf Presbers „Brief eines Grenadiers", Ludwig Fuldas „Die Lüge", Otto Sommerstorffs „Deutsche Sturmflut", Paul Langenscheidts „Der Hauptmann" dürften einen Platz in der Literaturgeschichte beanspruchen. Viele Beiträge finden wir in zwei oder mehreren der vier Nummern. Allen Sammlungen in gleicher Weise eigen ist ferner das kraftvolle Betonen des deutschen Gemeingefühls und der geschlossenen Einigkeit aller Schichten der Bevölkerung, die durch den Krieg zur erfreulichen Tatsache wurden. Auf diesen Grundton ist die Mehrzahl der Poesien gestimmt. Einen zugleich erschütternden und edlen Ausdruck findet in einer Reihe von Liedern die Klage um die Gefallenen und das Mitleid mit dem herben Schmerz der einsam Zurückgebliebenen. Auffallend gering ist dagegen die Beachtung, die der großen, durch den Kriegsausbruch geweckten religiösen Erneuerung geschenkt wird. Was hier einige freigeistige Dichter bieten, scheint uns vom katholischen Standpunkt aus dürftig. Auch wird das Verhältnis zu den Feinden nur zu oft mit einer Art blinder Leidenschaft behandelt, die nicht nur die Grundsätze des Christentums verleugnet, sondern auch rein menschlich und praktisch nüchtern betrachtet durchaus anfechtbar bleibt. Selbst die „Frankfurter Zeitung" vom 27. Februar 1915 (Abendblatt) warnt vor dieser ungesunden Aufpeitschung des nationalen Hasses, da man nach dem Krieg doch auch mit den heute noch feindlichen Völkern wieder Beziehungen unterhalten müsse. „Mögen Hymnen des Hasses", heißt es da etwas vorsichtig, „noch einer ehrlichen inneren Erregung entflammen, Grüße wie der bekannte: ‚Gott strafe England!' sind im Grunde nichts als eine geschmacklose, nach Theater schmeckende Pose, die aber noch schlimmer als bloß lächerlich ist, weil sie, wenn auch nur an der Oberfläche, einen Geist verbreitet, der mit einer späteren Zusammenarbeit der Völker, die doch auch einmal kommen wird, nicht vereinbar ist."

Nach diesem Hinweis auf die den ersten Anthologien gemeinsamen Züge mögen einige kurze Bemerkungen über die besondern, zum Teil unterscheidenden Merkmale der einzelnen Sammlungen folgen.

In vier geschmackvoll ausgestatteten Heften veröffentlicht Julius Bab seine Auslese „1914 Der Deutsche Krieg im Deutschen Gedicht". Er wählt in der Anordnung der Beiträge die chronologische Folge, wie schon die Überschriften andeuten: „Aufbruch und Anfang", „Zwischen den Schlachten", „Der harte Herbst", „Krieg auf Erden". Die meisten der hier aufgenommenen Gedichte waren schon in Zeitungen und Zeitschriften erschienen. Neben der eigentlichen Kunstdichtung berücksichtigt indes Bab auch verständnisvoll Erzeugnisse schlichter, ungekünstelter Volkspoesie. Das innige Lied „Soldatenabschied" von Heinrich Lersch, dem zur Berühmtheit gelangten wackern Kesselschmied aus München-Gladbach, fehlt ebenfalls nicht. Es zeigt sich in dieser und den meisten andern Anthologien klar, daß inmitten gewaltiger Geschehnisse das dichterische Talent noch weniger als in friedlichen Zeiten auf einige Dutzend Berufsliteraten beschränkt bleibt, daß es vielmehr oft plötzlich erwacht und uns durch seine vollendeten Gaben in Erstaunen setzt. Die wenigen, aber prägnanten Verse eines Franz Xaver Rambold, von dem bisher noch kein Literaturkalender auch nur den Namen meldete, könnte schließlich ein deutscher Klassiker als hübsches Gelegenheitsgedicht verfaßt haben.

Der Eine.

O Krieg! O Sieg!
Hurra! Hurra!
Viktoria!
Ein Kantus steigt!
— Nur einer schweigt
Im Tischgeschrei:
Der war dabei.

Die mangelhafte Berücksichtigung des religiösen Momentes ist bei dieser Sammlung besonders auffallend. Von einem persönlichen Gott ist in all diesen Beiträgen kaum je die Rede. Um so häufiger finden sich monistische Träumereien und phantasievolle Dokumente eines übertriebenen Heroenkultes.

Eine noch größere Reichhaltigkeit in den behandelten Stoffen als die soeben besprochene Auslese weist das stattliche Bändchen „Deutschlands Kriegsgesänge" auf, das von C. Peter etwas vor Weihnachten herausgegeben wurde. Entgleisungen finden sich allerdings da und dort. Doch ist C. Peter offenbar redlich bemüht, wenigstens die verschiedensten politischen Parteien zu Worte kommen zu lassen, und bringt z. B. auch eine Anzahl Gedichte, die zuerst in Zentrumsblättern erschienen. S. 34 steht sogar das begeisterte Kampflied eines Kapuziners: „Heil, deutsches Schwert!" von P. Anicet. Die Rubrik „Den deutschen Frauen" enthält ungefähr zur Hälfte Beiträge aus der Feder von Dichterinnen. Man kann ihr das Lob nicht vorenthalten, daß der Grundton stets edel und hochsinnig bleibt. Etwas mehr hatte der Kritiker von der Abteilung „Mundarten und Humor" erwartet, die noch einer bedeutenden Erweiterung fähig wäre.

Immerhin enthält sie einige erfreuliche Gaben: „Berliner Jungen", „Summa cum laude" und — mit besonderem Nachdruck sei darauf hingewiesen — das gehaltvolle Dialektgedicht „Die alte Weberin".

Ähnlich wie Julius Bab sucht Eggert-Windegg in seinem Buche „Der Deutsche Krieg in Dichtungen" die Ideen und Stimmungen der Volksseele im Anschluß an den geschichtlichen Verlauf der großen Weltereignisse zum Ausdruck zu bringen. Er gliedert folgendermaßen: „Der Krieg bricht los", „Feinde ringsum", „Deutschland-Österreich über alles!" „Die Truppen ziehen ins Feld", „Schlachten und Siege", „Deutsches Volk", „Ausblick". — Eine poetische „Entschuldigung" von Will Vesper leitet die hübsche Auswahl ein:

„Was sollen uns", fragt ihr, „heute Gedichte?
Was sind die viel wert?
Wir schreiben mit blutigem Schwert
Weltgeschichte!"

Durch den Acker der morschen Zeit
Reißt ihr breit
Den eisernen Pflug und wendet das Land.
Aber hinter euch geht
Mit segnender Hand
Der Sänger und sät
Heilige Saat,
Daß noch in fernsten zukünftigen Tagen
Eure Tat
Euren Enkeln soll Ernten tragen.

Der gleiche Verfasser liefert eine scharfe Auseinandersetzung mit einigen vielgenannten deutschfeindlichen Literaten. Sie ist überschrieben: „Den Maeterlinck, d'Annunzio, Bergson und Genossen".

Eine sehr sorgfältig ausgewählte Sammlung legt uns Eugen Wolbe in seinem schmucken Büchlein „Kriegsgedichte 1914" vor. Da der Herausgeber seine Arbeit erst im Februar des laufenden Jahres abschloß, so stand ihm für die Sichtung und Prüfung der einzelnen Stücke genügend Muße zu Gebote. In der Inhaltsangabe: „Wir und der Feind", „Der Kampf", „Die Gefallenen", „Daheim", „Bilder und Balladen" — verdienen die zwei letzten Abteilungen besondere Beachtung. Die dreizehn Beiträge unter „Daheim" spiegeln in ihrer Mehrzahl ausgezeichnet die zwischen Hoffen und Bangen wechselnde Stimmung der zurückgebliebenen Angehörigen der Krieger wider. Einige Gedichte sind von Müttern verfaßt. Die letzte Gruppe erscheint insofern bemerkenswert, als die Ballade heute eine nur selten gepflegte Dichtungsart ist. Während unsere Zeit überraschend viele tüchtige Lyriker aufweist, zählt sie kaum den einen oder andern Balladendichter von Namen. Gewiß werden nicht alle hier von Wolbe aufgenommenen Dichtungen noch nach Jahrzehnten als wertvolle Literaturerzeugnisse des Weltkrieges gelten. Die Abteilung enthält auch einige schwächere Stücke, aber im ganzen fällt sie doch gegenüber den andern Gruppen nicht ab, und so tüchtige Leistungen wie „Ostpreußisch" von Rudolf Herzog verdienten, in die Lesebücher der deutschen Volksschule aufgenommen zu werden.

Sehr bemerkenswerte Vorzüge besitzt Sebastian Wiesers umfangreiche Auswahl „Schildgesang. Lieder und Skizzen vom Weltkrieg". Sie bringt als einzige der hier vorliegenden Sammlungen eine Reihe von hübschen, stimmungsvollen Kunstbeilagen. Der Inhalt umfaßt die verschiedensten mit dem Weltkrieg zusammenhängenden Motive und Stoffe. Nur fehlt eine Gliederung, durch die das Ganze zweifellos gewonnen hätte. Der Herausgeber berücksichtigte als katholischer Pfarrer selbstverständlich viel mehr, als das in den bisher besprochenen Veröffentlichungen geschah, gerade die katholischen Dichter, wählte aber auch Beiträge von Richard Dehmel, Gustav Falke, Leo Sternberg und manchen andern, deren Weltanschauung nicht die seinige ist. Eine weitere Eigenart seines Buches sind die Prosastücke: kleine Erzählungen, Feldpostbriefe, Schlachtenskizzen, die in geschmackvoller Anordnung die Folge der Lieder und Gesänge von Zeit zu Zeit unterbrechen. Doch stellen die poetischen Gaben den wertvolleren Teil des Bändchens dar. Von den hier vertretenen Autoren seien nur einige genannt: Hans Eschelbach (Wofür sie starben), Ilse Franke (Weihnachtsbrief aus dem Schützengraben), Marie Herbert, Laurenz Kiesgen, Ernst Thrasolt, Franz Xaver Schrönghamer, Richard von Kralik, Leo Tepe van Heemstede, Br. Willram. Daß Wieser bei einer Neuauflage einige Stücke, ohne dem Ganzen merklich zu schaden, weglassen könnte, soll nicht geleugnet werden, aber die echte starke Begeisterung fürs Vaterland, die in Poesie und Prosa hier so urkräftig sich Bahn bricht, läßt uns über manche formelle Mängel und sachliche Entgleisungen leichter hinwegsehen.

Mit dem Bändchen von Kralik und Eichert kommen wir zu den Sammlungen von Kriegspoesien, die geistiges Eigentum der Herausgeber selbst sind. Die beiden schaffensfreudigen Wiener Poeten haben die dichterischen Früchte des Weltkrieges unter das Zeichen des innigen Zusammenschlusses der Zentralmächte Österreich und Deutschland gestellt, daher der Titel „Schwarz-gelb und Schwarz-weiß-rot". Die meisten dieser treu-vaterländischen Spenden sind unter dem frischen Eindruck der Kriegsereignisse entstanden. Es ist erquickend, zu beobachten, mit welch jugendlichem Feuer die zwei noch rüstigen Sechziger für die Nibelungenfreundschaft der beiden Kaiserreiche eintreten und, wo es gilt, auch leidenschaftliche Kampflieder zu singen wissen. Man lese etwa Kraliks geharnischtes „In Gottes Namen", sein schwungvolles, wenngleich in der Schlußstrophe allzu hoch fliegendes „Zwei Adler", sein weitzielendes „Erfüllung", aber auch sein demütiges, schlichtes „Gebet":

Gib uns Heil in Kriegesnöten!
Laß uns nicht im Zorne töten,
Weil nicht alle frei von Schuld!
Unser Groll gilt dem Verbrechen,
Nicht dem Feind.

Eichert ist als Verfasser von Kampfgedichten längst weithin bekannt. Freilich waren es bisher zumeist geistige Schlachten, die er in seinem „Wetterleuchten", seinen „Kreuzliedern" und seinem „Alpenglühen" besang. Aber der kriegerische Charakter von Eicherts Muse war schon damals so ausgesprochen wie heute. Neben waffenklirrenden Kampfliedern gelingen ihm indes hier nicht minder jene

wehmütig milden oder auch vertrauensvoll starken Verse, die von tiefem verborgenen Leid und von der stillen ergebenen Pflichterfüllung singen: „Die Namenlosen", „Die Daheimgebliebenen", „Kriegserklärung". Ich greife aus den „Daheimgebliebenen" eine Stelle heraus, die uns einen tieferen Blick in die Seele des Dichters tun läßt als seine von Freunden bewunderte, von Gegnern als poetische Rhetorik manchmal kühl beurteilte Kampfpoesie:

Die draußen im Graben liegen,
Von Hunger und Frost halbtot,
Die kämpfen und bluten und siegen,
Die kennen nicht unsre Not.
Unsre Körper, die sind ja geborgen,
Unsre Seelen, die sind im Streit;
Unser Krieg ist das tägliche Sorgen
In grauer Verlassenheit.

O Gott, wir alle sind Streiter,
Wir alle kämpfen aufs Blut —
Die draußen, die schneidigen Reiter,
Und wir mit der sehnenden Glut ...
Wohl mancher möcht' gerne tauschen
Mit den Jungen im blutigen Feld,
Den das Sorgen und Horchen und Lauschen
So sicher wie Schlachtblei fällt.

Ein anderer berühmter Wiener Dichter, Richard Schaukal, zeigt in seinen „Kriegsliedern aus Österreich" und in den dem Krieg gewidmeten „Ehernen Sonetten" deutlich, wie sehr die großen Weltereignisse sein künstlerisches Schaffen gehoben und veredelt haben. Er, den man früher abwechselnd

Weltschmerzler, Dandy, Snob, Poseur, Artisten,
Französling, Charlatan, Mystizisten

— das sind seine eigenen Worte — gescholten hatte, steht jetzt vor uns als überzeugter österreichischer Patriot und tüchtiger vaterländischer Sänger.

Unser Krieg.

Das ist an diesem Krieg so schön,
Daß er so, wie der Frühlingsföhn
Den Schnee schmelzt auf den Bergeshöhn,
Uns unser Herz erneuert.

Es braust in uns der Widerhall
Von einem starken Felsenfall,
Der strömend und mit Donnerschall
Gestockte Rinnen scheuert.

Wir kämpfen für das alte Land,
Wo unsrer Ahnen Wiege stand,
Wir kämpfen an des Abgrunds Rand
Mit unsern beiden Händen.

Wir sind als wie aus einem Stück,
Wir schauen nimmermehr zurück.
Das ist an diesem Krieg das Glück:
Wir siegen oder enden!

Natürlich beweisen selbst solche herrlichen Lieder an sich nicht, daß jene Vorwürfe gegen den Dichter von ehedem gänzlich unberechtigt waren. Freuen jedoch darf man sich, daß Schaukal nunmehr in schwerer Zeit mit Ehren unter den vaterländischen Sängern den Platz einnimmt, der ihm seiner reichen Begabung nach gebührt.

Nicht ganz dasselbe gilt von dem bayerischen Dichter Ludwig Ganghofer, dessen zwei kleine Bändchen „Eiserne Zither" neben glänzenden Vorzügen doch auch einige recht bedenkliche Schattenseiten aufweisen. Ganghofer schreibt immer unter dem unmittelbaren Eindruck der großen Ereignisse; er setzt sogar regelmäßig das Datum unter das einzelne Gedicht. Am besten sind ihm die einleitenden Stücke gelungen, die mit dem Kriegsausbruch in Österreich anheben, dann den Leser in das aufgescheuchte Oberbayern versetzen und dabei in sprühend lebhafter Schilderung die von allen Seiten machtvoll auf den Sänger

einstürmenden Bilder und Eindrücke oft geradezu virtuos wiedergeben. Auch die Liebe des Vaters zu dem Sohne, der ins Feld zieht, kommt edel und packend zum Ausdruck. Später folgen dann allerdings viele bedeutend schwächere Stücke, auch allzu krasse Invektiven gegen die Feinde (König Albert, den Fürsten von Monaco u. a.), manche witzelnde Partien, die sich ungefähr auf dem Niveau der Simplizissimus-Poesie bewegen. Wo Ganghofer vornehm bleibt, da leistet sein unstreitig großes Talent gerade im humoristischen Gedicht vorzügliches:

Löwenwünsche.

Der britische Löwe knurrt,
Er ringelt den Schweif und pfurrt
Und löst den Gram, den die Deutschen ihm brachten,
Mit einem Rat, einem wohlbedachten:
„Was sie geheimst in großen Schobern,
Vom Rhein bis an das Ärmelmeer,
Das muß man jetzt zurückerobern!"
— Ja, freilich! Aber wer?

Der britische Löwe faucht,
Sein Atem, sein heißer, raucht,
Und in der Herbstnacht fröstelnder Stille
Befiehlt sein mißgelauntes Gebrülle:
„Man muß die gottverdammten Deutschen,
Die mich belästigen wie nie,
Mit Nesseln in die Heimat peitschen!"
— Ja, freilich! Aber wie?

Der britische Löwe stöhnt,
Sein klagendes Auge tränt,
Und um sich selbst die Plage zu sparen,
Befiehlt er den befreundeten Scharen:
„Man muß die Sache endlich schlichten!
Muß Deutschland bis zum letzten Mann
Beseitigen und ganz vernichten!"
— Ja, freilich! Aber wann?

Der britische Leu, mit Schwung,
Macht rückwärts einen Sprung,
Und um für sich die Gefahr zu mindern,
Gebietet er seinen frierenden Indern:
„Drauf los! Schlagt drein! Das macht euch schwitzen!
Wer stirbt für mich, wird stolz und froh!
Wenn nur die Hiebe richtig sitzen!"
— Ja, freilich! Aber wo?

In Ganghofer scheinen zwei entgegengesetzte Geister dauernd im Streite zu liegen: der gelegentlich derbe, aber immer kerngesunde deutsche Humorist und der zynische, überkultivierte Spötter der antiken griechischen Komödie. Möge wenigstens jetzt in der großen Kriegszeit der erstere den endgültigen Sieg davontragen.

Alois Stockmann S. J.

Umschau.

Die Aufgabe der Zukunft. Die Bevölkerungsfrage.

In der lebhaften literarischen Erörterung, die durch den bedrohlichen Niedergang der deutschen Geburtenziffer veranlaßt wurde, ist wiederholt auf die Gefährdung der Weltmachtstellung des Reiches hingewiesen worden, die sich bei einem Andauern des Geburtenrückganges als Folge ergeben müßte. Wie berechtigt dieser Hinweis war, das zeigt die schwere Zeit, die wir jetzt durchleben müssen, mit erschreckender Deutlichkeit. Wie könnte das Deutsche Reich dem Ansturm mächtiger Gegner von allen Seiten Widerstand leisten, wenn nicht die hohe Geburtenziffer der ersten Jahrzehnte nach der Reichsgründung gerade jene Jahresklassen so stark gemacht hätte, die jetzt in waffenfähigem Alter stehen? Die Gegner kommen ja gar nicht aus dem Staunen heraus über das schier unerschöpfliche Menschenreservoir, das es dem Deutschen Reiche ermöglicht, ohne Erhöhung der Altersgrenze und ohne Anwerbung fremdbürtiger Söldner nicht nur die durch den Krieg gerissenen Lücken wieder auszufüllen, sondern den Mannschaftsbestand ständig zu erhöhen. Wohl ist es wahr, daß bei sinkender Geburtenziffer auch die Sterbeziffer bedeutend abnimmt und daß infolgedessen in den höheren Altersklassen, besonders in den waffenfähigen Jahresklassen, der Abstand zwischen den geburtenreichen und geburtenarmen Völkern sich erheblich verringert. Aber es bleibt doch, wie das Beispiel Rußlands besonders deutlich zeigt, trotz hoher Sterbeziffer in den geburtenreichen Ländern auch in den waffenfähigen Altersklassen ein gewaltiger Vorsprung.

Das empfindet man in keinem Lande so tief und so schmerzlich wie in Frankreich. Ein Anzeichen dieser Stimmung ist ein bemerkenswerter Artikel von C. Colson mit der Überschrift „Die Aufgabe von morgen. Die Bevölkerung", der jüngst im zweiten Aprilheft der Revue des deux Mondes erschienen ist[1]. Der Verfasser erinnert in diesem Artikel zunächst an die bekannte Tatsache der rapiden Abnahme der französischen Geburtenziffer, die trotz bedeutend verminderter Sterblichkeit im Verlaufe der letzten Jahrzehnte mehrmals eine positive Verminderung der französischen Bevölkerung zur Folge hatte. Er ist der Meinung, daß die Ursachen der Verminderung lediglich auf moralischem Gebiet zu suchen sei, daß die Abnahme der Geburtenzahl eine gewollte, mit Überlegung herbeigeführte sei, glaubt aber in dem Wiedererwachen des religiösen Gefühls und in dem neuentfachten Patriotismus Anzeichen zu sehen, die auf einen Umschwung der Volksstimmung hinsichtlich der Geburtenfrage hindeuten und für die Bestrebungen zur Hebung der Geburtenziffer einen günstigeren Boden bereiten.

---

[1] La tâche de demain. La population: Revue des deux Mondes, LXXXVe année. T. XXVI 840—875.

Diese Bestrebungen dürfen sich, wie Colson hervorhebt, nicht beschränken auf einige wenige und noch dazu wenig erhebliche Steuererleichterungen oder kärgliche Gehaltszulagen für kinderreiche Familienväter. Solche Palliativmittel sind ja wiederholt versucht worden, ohne daß damit ein nennenswerter Erfolg erzielt wurde. Nein, die gesamte Steuergesetzgebung, die gesamte soziale Fürsorge von seiten der öffentlichen Körperschaften muß davon durchtränkt sein. Ein ganzes System von gesetzgeberischen Maßnahmen muß ausgedacht werden, dessen leitende Idee der Grundsatz ist, daß ein Staatsbürger, der eine genügende Anzahl von Kindern aufzieht, um die Fortdauer der französischen Rasse zu sichern, seine Pflicht erfüllt, derjenige aber, der sich dieser Pflicht entzieht oder sie nicht erfüllen kann, seinem Vaterlande gegenüber eine Schuld hat, die er in irgend einer andern Form begleichen muß.

Als erste Maßregel schlägt Colson vor die Beschränkung der zahlreichen in der bisherigen Steuergesetzgebung vorgesehenen Steuererleichterungen oder Steuerbefreiungen auf Familien, die eine genügende Anzahl von Kindern aufgezogen haben. Ausnahmsweise sollen auch andern Personen solche Erleichterungen zugestanden werden, aber nur dann, wenn sie den Nachweis führen können, daß zwingende Gründe für einen Steuernachlaß vorliegen. Eine auf diese Weise herbeigeführte Bevorzugung kinderreicher Familien ist ganz gewiß besser begründet als eine besondere Besteuerung der Junggesellen und kinderlosen Ehepaare, die in manchen Fällen, z. B. bei solchen, die ihre ganze Tätigkeit in den Dienst der Gesamtheit gestellt haben, eine ungerechtfertigte Härte sein könnte.

Auch die Beiträge des Staates zur Alters- und Invalidenrente sollten nach Colson auf kinderreiche Familien beschränkt werden, die dann in solchem Falle viel reichlicher unterstützt werden könnten. Colson meint, daß diese Beiträge von der Voraussetzung ausgingen, daß die arbeitenden Klassen nicht in der Lage seien, sich genügende Ersparnisse für die Zeit der Krankheit und des Alters zurückzulegen, und daß diese Voraussetzung bei den kinderlosen Arbeitern nicht zutreffe. Letztere könnten auch ohne Beihilfe sich genug zurücklegen, da der Lohn durchschnittlich mindestens den Unterhaltskosten einer Arbeiter*familie* entspreche. Auch hier will Colson staatliche Zuschüsse zur Alters- und Invalidenrente kinderloser Arbeiter in Fällen wirklicher Not nicht ausschließen. In der Regel aber soll das Recht auf staatliche Zuschüsse für die Rentenempfänger erst mit der Geburt des zweiten Kindes beginnen und bei jedem weiteren Kind an Umfang zunehmen. Diese Wohltaten sollen ferner nicht bloß den Arbeitern und Dienstboten, sondern auch den Hilfsbedürftigen des Mittelstandes zugute kommen, bei denen wegen der höheren Lebenshaltung die Schwierigkeit, eine zahlreiche Familie zu unterhalten, ebenso groß, vielleicht größer ist als bei den Arbeitern.

Den allgemeinen Grundsatz der Bevorzugung kinderreicher Familien bei den vom Staate gewissen Klassen gewährten Steuererleichterungen und positiven Zuschüssen erläutert Colson im einzelnen an einigen Beispielen.

Die Mobiliarsteuer ist in ihrer jetzigen Form in Frankreich eine Art Besteuerung des Einkommens, bei dessen Abschätzung der Mietwert der Wohnung

zugrunde gelegt wird. Da das Gesamtsteuersoll für die Gemeinde festgelegt ist, erhöhen die den einzelnen Steuerpflichtigen gewährten Erleichterungen die Steuerlast der übrigen. Die Munizipalverwaltungen sind nun ermächtigt, Personen, bei denen der Mietwert der Wohnung 500 *Fr.* nicht übersteigt, von der Steuer ganz zu befreien und bei allen Steuerpflichtigen dieses steuerfreie Minimum bei Veranlagung der Steuer nicht in Anrechnung zu bringen. Bei Steuerpflichtigen, die mehr als zwei Personen zu unterhalten haben, kann für die dritte, vierte und fünfte Person je $^1/_{10}$ des steuerfreien Minimums in Abzug gebracht werden. In dieser Form ist die Vergünstigung zu unbedeutend, um auf die Bevölkerung irgendwelchen Eindruck zu machen. Ja sie wirkt geradezu wie eine Prämie auf die Ehelosigkeit, da eine einzel lebende Person, deren Wohnung einen Mietwert von 500 *Fr.* repräsentiert, ganz günstig gestellt sein kann, während für eine Familie von vier oder mehr Personen eine Wohnung in dieser Preislage wirklich ein Anzeichen wirtschaftlicher Not ist.

Colson schlägt statt dessen vor, das steuerfreie Minimum für ledige Personen und Familien mit weniger als zwei Kindern ganz abzuschaffen, bei Familien mit zwei ehelichen oder legitimierten Kindern einen Mietwert von 100 bis 200 *Fr.* und für jedes weitere Kind je 200 bis 300 *Fr.* Mietwert steuerfrei zu lassen ohne Begrenzung der Steuerfreiheit nach oben hin. Ähnliche Bestimmungen könnten für die Gewerbesteuer getroffen werden, bei der auch der Mietwert der Wohnung der Berechnung der Steuer zugrunde gelegt wird.

Die beste Handhabe, kinderreichen Familien gesetzliche Bevorzugungen zu verschaffen, scheint das neue französische Einkommensteuergesetz vom 15. Juli 1914 zu bieten, wenn man es unter diesem Gesichtspunkt einer Umgestaltung unterzieht. Nach der jetzigen Formulierung bleiben Einkommen bis zum Betrage von 5000 *Fr.* steuerfrei. Die Steuer beträgt für Einkommen von

5 000—10 000 *Fr.* = 0,4 %
10 000—15 000 *Fr.* = 0,8 %
15 000—20 000 *Fr.* = 1,2 %
20 000—25 000 *Fr.* = 1,6 %
über 25 000 *Fr.* = 2,0 %.

Die in dieser Skala angegebenen Grenzwerte der Einkommenstufen werden bei verheirateten Steuerpflichtigen überall um 2000 *Fr.*, für jede weitere von ihnen zu unterhaltende Person bis zu fünf im ganzen um je 1000 *Fr.* und bei mehr als fünf zu unterhaltenden Personen um je 1500 *Fr.* erhöht. Außerdem hat jeder Steuerpflichtige ohne Rücksicht auf die Höhe seines Einkommens einen Anspruch auf Verminderung seines Steuerbetrages um 5 %, wenn er eine, um 10 %, wenn er zwei, und weiter um je 10 %, wenn er mehr als zwei Personen zu unterhalten hat; jedoch mit der Einschränkung, daß die Steuer im ganzen nicht weiter als bis auf die Hälfte herabgesetzt werden darf. Colson schlägt auch hier vor, die Steuerfreiheit für ledige männliche Personen in waffenfähigem Alter, für Ehepaare ohne Kinder oder mit nur einem Kind ganz aufzuheben und bis zu einem Einkommen von 5000 *Fr.* (bzw. von 7000 und 8000 *Fr.* bei Ehepaaren ohne Kinder oder mit

einem Kind) statt dessen eine einheitliche Taxe von je 10 *Fr.* zu erheben, dagegen für Familien mit zwei Kindern das steuerfreie Einkommen auf 8000 *Fr.* festzusetzen, und für das dritte und die folgenden Kinder das steuerfreie Einkommen um je 2000 *Fr.* zu erhöhen unter Beibehaltung der im Gesetz außerdem noch vorgesehenen Steuerermäßigungen.

Beim Heeresdienst glaubt Colson ohne Beeinträchtigung der Gesamtstärke eine Begünstigung der Familienväter in der Weise herbeiführen zu können, daß die Väter von zwei oder mehr Kindern früher aus der Reserve in die Territorialarmee übergehen und früher von der Militärpflicht ganz befreit werden, indem die Dienstpflicht der Ledigen und der kinderlosen Familienväter entsprechend verlängert wird.

Die staatlichen Zuschüsse zur Alters- und Invalidenrente empfiehlt Colson im vollen Umfang nur den Familienvätern zuzuerkennen, die mindestens zwei Kinder aufgezogen haben. Bei drei Kindern müßte eine Verdoppelung des normalen Satzes eintreten mit entsprechender weiterer Erhöhung für jedes folgende Kind. Dagegen sollte bei ledigen Greisen und Invaliden der staatliche Zuschuß in der Regel ganz in Wegfall kommen. Der gleiche Grundsatz würde mit einigen Abänderungen auch bei den Zuschüssen zu den Arbeiterpensionen in Anwendung kommen, wenn auch die auf Grund der früheren Bestimmungen schon erworbenen rechtlichen Ansprüche nicht rückgängig gemacht werden dürften. Die auf solche Weise für die Staatskasse erzielten Ersparnisse könnten für eine Erweiterung der staatlichen Waisenfürsorge, besonders aber für einen Ausbau der durch Gesetz vom 14. Juli 1913 eingeführten Unterstützung kinderreicher Familien nutzbar gemacht werden. Dies Gesetz gewährt den Familien mit mehr als drei Kindern einen Zuschuß von 60 bis 80 *Fr.* jährlich für jedes Kind unter 13 Jahren, falls der Familienvater nicht die notwendigen Mittel für den Unterhalt und die Erziehung hat. Die Beschränkung des Zuschusses auf Bedürftige möchte Colson beseitigt sehen. Er befürwortet eine Ausdehnung der Vergünstigung auf die arbeitenden Klassen als solche und wünscht, daß auch schon Familien mit drei Kindern den Zuschuß erhalten. Das wäre in der Tat ein bedeutender Vorteil, der in weiten Kreisen der Bevölkerung die Sorge vor dem Anwachsen der Familie verringern würde, zumal wenn auch die durch das gleiche Gesetz den Wöchnerinnen zugebilligte einmalige Unterstützung von 50 bis 100 *Fr.* ganz allgemein auf die arbeitenden Klassen ausgedehnt würde. Wenn dann auch noch bei den staatlichen und gemeindlichen Wohnungszuschüssen und der Vergebung von Freiplätzen und Stipendien die kinderreichen Familien in erster Linie berücksichtigt werden, ergibt sich für diese Familien insgesamt eine solche Summe von Bevorzugungen, daß dadurch die mit der Aufziehung zahlreicher Kinder verbundenen Lasten in weitem Umfang kompensiert werden.

Endlich könnten Staat, Gemeinden und Private durch Gehaltszulagen von 5 %, 10 % und mehr, je nach der Anzahl der Kinder, und durch Erhöhung der Pensionen für die Witwen und die Kinder ihrer Angestellten die auf Vermehrung der Geburten abzielende Bewegung wirksam fördern. Die erst nach einer langen

Reihe von Jahren eintretenden Gehaltserhöhungen, wie sie jetzt üblich sind, haben die Wirkung, das Heiratsalter zu erhöhen, und müssen naturgemäß reichen Kindersegen unerwünscht erscheinen lassen, solange der Beamte noch auf den unteren Gehaltsstufen steht. Wenn aber gleich bei der Geburt des ersten Kindes die Zulage eintritt und diese sich mit jedem weiteren Kind erhöht, bekommt die Sache ein ganz anderes Gesicht.

Die bisher aufgezählten Maßnahmen haben alle den Zweck, auf die Stimmung der Bevölkerung in geburtenförderndem Sinne einzuwirken und dadurch die Bevölkerungszunahme zu erhöhen. Das Ziel, die Bevölkerungsvermehrung, würde aber nur unvollkommen erreicht, wenn nicht auch Vorsorge getroffen wird, daß nicht in vielen Fällen das keimende Leben schon vor der Geburt wieder ausgelöscht oder bald nach der Geburt gefährdet wird. Darum empfiehlt Colson strenge und durchgreifende Maßregeln gegen die in Frankreich schrecklich verbreitete Unsitte, das kaum erwachte Leben wieder zu zerstören, und gegen das Überhandnehmen der Geschlechtskrankheiten (Anzeigepflicht der Ärzte). Noch größeren Erfolg verspricht er sich von einer Einschränkung des Alkoholgenusses durch eine hohe Besteuerung der Produktion, des Ausschankes und des Verkaufes.

Die hier kurz wiedergegebenen Vorschläge Colsons sind der Hauptsache nach nicht neu. Schon seit Jahrzehnten haben sich ja in Frankreich alle Patrioten mit dem bedrohlichen Niedergang der Volksvermehrung beschäftigt und sind auf Mittel der Abhilfe bedacht gewesen. Aber die scharfe und bestimmte Formulierung, der weitgehende und systematische Ausbau der gesetzlichen Maßnahmen und der Zeitpunkt der Veröffentlichung verleihen der Abhandlung eine außergewöhnliche Bedeutung, die noch dadurch erhöht wird, daß die Académie des Sciences morales et politiques in einer Sitzung vom 27. März 1915 die Vorschläge gebilligt und in den Hauptzügen zu den ihrigen gemacht hat.

Wir haben bei Erörterung des Geburtenproblems wiederholt hervorgehoben, daß diese Frage in erster Linie eine ethische ist, daß alle äußeren Mittel nur wenig helfen können, wenn nicht eine religiös-sittliche Erneuerung stattfindet und die Grundstimmung weiter Bevölkerungskreise eine andere wird. Darum glauben wir auch, daß die wohlgemeinten Vorschläge Colsons doch nur einen verhältnismäßig geringen Erfolg haben werden, wenn es nicht gelingt, die Überzeugung von der sittlichen Unerlaubtheit der künstlichen Unterbindung der ehelichen Fruchtbarkeit im französischen Volke wieder wachzurufen, und das wird bei der großen Masse ohne Rückkehr zur Religion nicht möglich sein. Anderseits haben wir aber auch stets vor der Einseitigkeit gewarnt, die Abwendung der durch den Geburtenrückgang heraufbeschworenen Gefahr ausschließlich von der religiösen Beeinflussung zu erwarten. Nein, sanitäre, soziale und gesetzgeberische Maßnahmen können viel zur Hebung der Geburten- und Aufwuchsziffern beitragen. Darum verdienen die Vorschläge Colsons in ihren Grundzügen auch in Deutschland Beachtung, wenn sie natürlich wegen unserer ganz anders gearteten sozialen Fürsorge und Steuergesetzgebung in ihrer konkreten Formulierung auf unsere Verhältnisse auch nicht anwendbar sind.

H. A. Krose S. J.

Der Kampf um die Wissenschaft in der Frühscholastik.

Während die geschichtlichen Quellen für die Entwicklung der Hochscholastik verhältnismäßig reich fließen, zeigen sie sich für die wachsende Jugend der Scholastik auf ein ziemlich bescheidenes Maß beschränkt. Was Wunder, wenn der Werdegang der Philosophie und Theologie des 13. und zum Teil auch des 12. Jahrhunderts dank den gründlichen Forschungen namentlich der letzten Jahrzehnte in seinen Hauptzügen klar vor uns steht, die ihr vorausgehende Jugendperiode aber erst in einem gewissen Halbdunkel liegt. Und doch ist — ganz abgesehen von dem selbständigen Eigenwert, welcher auch dieser Periode menschlicher Geistesarbeit eignet — ein volles geschichtliches Verständnis der Faktoren, welche den Wissensbau der Hochscholastik, insbesondere das so harmonisch gefügte Lehrgebäude des hl. Thomas tragen, unmöglich ohne Kenntnis der Denker, auf deren Schultern die Klassiker des 13. Jahrhunderts stehen. Versteht sich das nach den psychologisch-historischen Gesetzen der Kontinuität und der organischen Entwicklung jedweden Geisteslebens für den geschichtlich Denkenden überhaupt von selbst, so gilt es bei der Eigenart der mittelalterlichen Philosophie für diese in erhöhtem Maße. Denn ihr sind „solch schnelle und tiefgreifende Wechsel fremd, wie sie in der neueren Philosophie ... in rascher Folge erwachsen". Das geistige Leben des Mittelalters trägt als die Jugendzeit der romanisch-germanischen Völker den Charakter der Rezeptivität, und aus diesem Grundzuge begreift sich seine Hingabe an die Autorität. „Der Grund für eine solche Schätzung der Tradition liegt, außer in der psychologischen Natur des mehr rezeptiven und zugleich korporativen mittelalterlichen Geistes, auch in der Stellung, welche das Mittelalter zur Philosophie überhaupt einnimmt. Ihm ist das Philosophieren nicht so sehr, wie zumeist der mehr subjektiv gerichteten Neuzeit, die Art, wie in dem Spiegel einer charakteristischen, eigenartigen und tiefen Persönlichkeit das Weltbild widerscheint. Es ist ihm vielmehr das Weiterführen einer Summe von objektiven Wahrheiten." So einer der Altmeister der Geschichte der mittelalterlichen Philosophie, Klemens Baeumker, in seinem viel bewunderten Abriß „Die christliche Philosophie des Mittelalters" (Die Kultur der Gegenwart. Herausgegeben von P. Hinneberg, Teil I, Abt. V, 2. Aufl., S. 338—341).

Mit aufrichtigem Danke müssen angesichts dieser Sachlage die „Forschungen zur Geschichte der frühmittelalterlichen Philosophie" begrüßt werden, die Jos. Ant. Endres soeben in Baeumkers „Beiträgen" (XVII 2/3) veröffentlicht. Die „Forschungen" sind aus Monographien herausgewachsen, die teilweise bereits vor Jahren in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht wurden. Wie grundlegend deren Ergebnisse waren, verrät ein flüchtiges Durchblättern der allgemeinen Darstellungen von Baeumker, Grabmann, Überweg-Heinze, de Wulf u. a.

Der an der Hand der mannigfaltigsten, in lebenswahrer Frische vor uns hintretenden Gestalten durchgeführte einheitliche Grundgedanke ist derselbe, mit dem Prof. Endres sein früheres Werk „Petrus Damiani und die weltliche Wissenschaft" („Beiträge" VIII 3, Münster 1910, 7) einleitet: „Mehr und mehr bricht sich in den Kreisen der Kenner des mittelalterlichen Geisteslebens die Überzeugung Bahn, daß sich die Periode der Frühscholastik unter dem Gesichtspunkte der Uni-

versalienfrage nicht erschöpfend würdigen lasse. . . . Ein weit tiefer liegender und prinzipiellerer Gegensatz als die erkenntnistheoretischen Richtungen des Realismus und Idealismus bedingt seit dem ersten Drittel dieses Jahrhunderts die charakteristischen Parteistellungen dieser Zeit. Das regere geistige Leben, das Aufblühen der freien Künste, die Vorliebe für die Dialektik begründeten einerseits eine Richtung einseitiger Dialektiker, die sich entweder auf die Pflege der weltlichen Wissenszweige einschränkten oder, wo sie den Boden der Theologie betraten, das ausschließliche Recht der Vernunft zur Geltung zu bringen suchten. Andrerseits traten Männer auf, welche im Zusammenhang mit den kirchlichen und monastischen Reformbestrebungen der Zeit und im Gegensatz zu der rationalistischen Tendenz der Dialektiker nicht nur die Anwaltschaft der Glaubenslehre übernahmen, sondern auch ihrerseits das Recht derselben in einer gewissen Einseitigkeit verfochten. Was sie kennzeichnet, ist das Verbot des weltlichen Wissenschaftsbetriebes für Ordensleute, eine unverhohlene Abneigung gegen alle weltliche, insbesondere gegen die alte heidnische Literatur, das Bekenntnis, daß ganz im allgemeinen die weltliche Wissenschaft eine überflüssige Sache bedeute."

Der vorausgeschickte Überblick über den alkuinischen Schulkreis fügt sich trefflich dem Ganzen ein. Bereits in Karls Hofschule wagen sich schüchterne Versuche an das Verhältnis der sieben freien Künste zum Glaubensinhalt, und die professionellen Lehrer der Weisheit nicht minder als die hohe Gesellschaft beschäftigt die ewig alte und neue Frage, um die das ganze Mittelalter rang, bis sie im Aquinaten ihre für alle Zeiten maßgebende Antwort fand, die auch in der Kantischen Philosophie eine herrschende Stellung behauptet, die Frage nach Wissen und Glauben.

Das zweite Kapitel ist dem einflußreichen, maßvollen Begründer der berühmten Schule von Chartres, dem Bischof Fulbert, gewidmet. Er ist als Förderer wissenschaftlichen Strebens und vorbildlicher Priester der letzte angesehene Scholastiker († 1028), welcher von der zu Anfang des 11. Jahrhunderts einsetzenden Parteispaltung der Dialektiker und Antidialektiker noch nicht berührt wurde. Der breiteste Raum gehört dann aber naturgemäß den „einseitigen Dialektikern" und „Antidialektikern". Wir lernen da das kecke, an keine Autorität gebundene, formalistisch-syllogistische Gebaren dieser Wanderphilosophen kennen. In dem Mißverhältnis zwischen ihrer gespreizten deklamatorischen Form und dem seichten Inhalt, mit ihrer rechthaberischen Streitlust, ihrem Haschen nach Lob und Ruhm und noch greifbarerer Anerkennung sind sie echte Doppelgänger der Sophisten, wie sie Plato schildert. Der meistberufene unter ihnen ist Berengar von Tours. Nicht nach einem besondern erkenntnistheoretischen Standpunkt, wie bisher geschah, ist seine Geistesrichtung zu bemessen. Viel bedeutungsvoller ist, daß er die bloße Vernunft als Quell, Norm, Schiedsrichterin aller Wahrheit und Erkenntnis ansieht. Mit diesem Rationalismus zieht er das Geheimnis des heiligsten Sakramentes vor das Forum seiner Schuldialektik voll kleinlichem Formalismus und abstoßender Wortklauberei.

Diese übermütigen Übergriffe auf die Theologie, das ehrfurchtswidrige Meistern des Glaubensinhaltes forderte leicht begreiflich die Orthodoxie zur Widerlegung heraus. Polemik aber hält selten die goldene Mitte ein. Aus Kampfesstimmung heraus wollen übertriebene Ausdrücke, temperamentvolle Ergüsse, düster gehaltene

Schilderungen eines Otloh von St Emmeram, eines Mangold von Lautenbach und vor allem eines Petrus Damiani beurteilt sein. Freilich wird damit noch nicht ihre ganze Ablehnung der Philosophie und des weltlichen Wissens überhaupt erklärt. Dafür ist ihre Absage, wenigstens mit Bezug auf den geistlichen Stand, zu prinzipiell. Einmal war durch die Völkerwanderung der Strom der antikklassischen Bildung fast vollständig verschüttet, Bischöfe und Mönche des 10. und 11. Jahrhunderts lebten nicht in der trotz allen Niederganges mächtig aus Vergangenheit und Gegenwart sie befruchtenden Kulturumwelt eines Augustinus und Hieronymus. Man denke an die düsteren Farben, mit denen Baronius das „eiserne, eherne und dunkle" 10. Jahrhundert schildert. Erst allmählich konnten bei dem politischen und sittlichen Tiefstand die Wissenschaft und Kunst wieder sich zu entfalten beginnen, erst allmählich wurden nach einiger Stoffzufuhr die nötigen Vorarbeiten für Lösung tieferer Probleme geleistet. Dabei ist die Zeit eine Übergangszeit mit all ihrem Tasten, ihrer Unsicherheit, ihrem Mangel an Folgerichtigkeit, ähnlich wie das ausgehende 15. und beginnende 16. Jahrhundert.

Waren also bereits die Zeitumstände, das „Milieu", einem wissenschaftlichen Gedankenfortschritt wenig hold, so schufen sie auch nicht die überlegenen Geister, welche mit der hochragenden Kraft eines Anselm, Bonaventura, Albert und Thomas zwischen dem religiös-aszetischen Jenseitsgedanken und der relativen Berechtigung des diesseitigen Wissensbetriebes harmonisch vermittelt hätten. Das Ideal dieser Reformatoren, eines Gerard von Czanád, Otloh, Mangold und vor allem des hochbegabten, redegewaltigen, tatkräftigen hl. Petrus Damiani, war einseitig monastisch, weltflüchtig. „Eine überwiegend aszetische Richtung steigert die Betonung des Jenseitszweckes in dem Maße, daß alles Irdische nur als Hemmung empfunden wird. Nicht allein das Haften am Irdischen, sondern auch die theoretische Beschäftigung mit ihm erscheint schon als Unvollkommenheit und weltliche Gesinnung" (Baeumker a. a. O. 353). In ihrem Übereifer und bei dem damaligen besonders fühlbaren Bedürfnis nach Autoritäten berufen sie sich auf das Vorbild des Herrn, der durch ungelehrte Fischer die Weisheit Athens und Roms zu Schanden gemacht, auf das Wort Pauli (1 Kor 1, 20): „Wo ist ein Weiser, wo ist ein Schriftgelehrter?" oder jenes (1 Kor 1, 17): „Christus hat mich gesandt, non in sapientia verbi", wo unter sapientia die Philosophie zu verstehen sei, oder auf einzelne Äußerungen der Väter, besonders des Hieronymus und Augustinus gegen den Mißbrauch der Weltweisheit oder gegen christenfeindliche Philosophen. So preist Otloh zwar die freien Künste, überhaupt das Wissen als das Vorzüglichste unter den res humanae, rechnet sie aber zugleich zu den für das Mönchtum unerlaubten Dingen. Nur das bescheidene Maß von Kenntnissen, das für das opus Dei, für Chorgebet, Gottesdienst, Lesung der heiligen Schriften nötig ist, gestattet er den fideles in divino cultu laborantes, worunter vorzugsweise die Mönche zu verstehen sind. Darum soll sich der Klosterunterricht auf die Elemente beschränken: richtig und gut schreiben, richtig nach der Grammatik lesen und korrekt psallieren. Ähnlich fällt der immerhin gemäßigtere Mangold ein scharfes Verdikt gegen die heidnische Philosophie, hält ihre Lehren für unvereinbar mit den christlichen Dogmen, findet die Beschäftigung

mit weltlicher Wissenschaft überflüssig und unnütz. Anderseits verfuhren aber diese Männer recht inkonsequent, wenn sie nun aus reinen Vernunftgründen Gottes Dasein zu erweisen, den Sinn des Lebens zu deuten, das Problem des Übels zu lösen suchten. Durch solche glückliche Selbstironie zollten auch diese strengen Supranaturalisten der vom Schöpfer in unsere Natur gelegten philosophischen Anlage ihren Tribut, von der Aristoteles so tiefsinnig in den ersten Zeilen seines metaphysischen Grundbuches sagt, daß der nie ruhende Trieb nach dem Aufsuchen der Gründe eine Mitgift unseres höheren Ichs sei und darum in allen Menschen sich finde.

Aber auch in dieser schwankenden Übergangsperiode romanisch-germanischen Geisteslebens, in diesem Reformzeitalter mönchischer Zucht und echt priesterlichen Wandels, in dieser energischen Kampfesbewegung gegen theologischen Rationalismus gab es erleuchtete Männer, welche zwischen den extremen Parteien zu vermitteln wußten. Zu diesen zählt neben dem Abt Seyfried von Tegernsee und dem Abt Wilhelm von Hirschau vor allem der berühmte Lanfrank. Freilich verzichtet er aus Opportunitätsrücksichten und taktischen Erwägungen heraus in seinen Auseinandersetzungen mit Berengars Abendmahlslehre auf das dialektisch-syllogistische Rüstzeug, um seinen Gegner desto wirksamer und sieghafter mit dem zweischneidigen Schwerte des geoffenbarten Wortes Gottes selbst zu treffen. Im übrigen aber anerkennt der ehemalige Wanderphilosoph den relativen Wahrheitsgehalt der heidnischen Philosophen unbefangen, betrachtet die richtige Handhabung der Philosophie als ein Förderungsmittel zum tieferen Eindringen in den Offenbarungsinhalt. An dieser maßvollen Haltung erkennen wir bereits den Lehrer Anselms. Wir stehen am Vorabend der scholastischen Philosophie. Es brauchte nur mehr eines bahnbrechenden Geistes, welcher das Berechtigte in den Tendenzen der Dialektiker, eines Berengar und Roscelin einerseits und in denen der autoritätsfürchtigen Vorkämpfer der Orthodoxie anderseits mit Vermeidung ihrer Einseitigkeit in sich aufnahm. Und dieser Geist ist eben der hl. Anselm, der Vater der Scholastik. Er legte das Prinzip fest, das späteren mittelalterlichen Denkern als Leitstern vorschwebte, nach welchem sie die unverrückbaren Marksteine zwischen Vernunft und Glauben, Philosophie und Offenbarungswissenschaft aufrichteten: Fides quaerens intellectum. Es ist die mitten im Glauben stehende und vom Glauben ausgehende Vernunft, also der Glaube selbst, der durch den Vernunftgebrauch zur Erkenntnis vorzudringen sucht. Hiermit ist die bisherige Einseitigkeit, die in der ausschließlichen Anwendung des Autoritätsprinzips lag, durchbrochen. Wie zu den Zeiten der Väter wird der Vernunft wieder Raum geschaffen innerhalb des Glaubensgebietes. Eine neue Zeit ist im Anzuge, in der nicht nur die Theologie durch die selbständige Geistesarbeit ihrer Vertreter in ihrem systematischen Weiterbau mächtig gefördert wird, sondern auch die Philosophie selbst zu einem reichen Leben erblüht. **Bernhard Jansen** S. J.

J. M. Sailers Entwicklung.

„Der Ultramontanismus hatte in den Ansprüchen des letztverstorbenen Papstes den höchsten Gipfel erklommen. Hoffen wir, daß nach dem Gesetz von These und Antithese jetzt für die katholische Kirche eine neue Zeit hereinbricht. Ein Symptom

hierfür dürfte das wachsende Interesse für den milden, frommen Sailer sein.... Hoffen wir, daß die Neubelebung dieser edeln Gestalt ihr Licht auf die kommende Entwicklungsphase der katholischen Kirche in Deutschland werfen darf" (Theologisches Literaturblatt, Leipzig 1914, Nr 26).

Mit diesen Worten begrüßt Dr Simon, Professor der protestantischen Theologie zu Münster i. W., einen Aufsatz von Prof. Dr Stölzle, der im September 1914 in der Zeitschrift „Theologie und Glaube" über „Sailers religiöse Entwicklung" erschienen war. Simons symptomatische Hoffnung scheint uns ein Beitrag zu sein zur Kenntnis der Art, wie gewisse Leute da das Gras wachsen hören, wo andere überhaupt nichts Grünes entdecken können. Interesse an Sailer, auch wachsendes Interesse an Sailer ist auf katholischer Seite gewiß vorhanden, und auch wir erhoffen von dieser wachsenden Teilnahme wohltätige Folgen. Hat doch diese Zeitschrift ebenfalls einiges dazu beigetragen, um die Aufmerksamkeit wieder auf den herrlichen Mann hinzulenken. Was im besondern den Artikel von Prof. Stölzle über Sailers Entwicklung betrifft, so ist dieser unverkennbar geschrieben in Anknüpfung an eine Stelle der „Stimmen", wo der Unterzeichnete sich erlaubte, eine Unterscheidung zwischen dem werdenden und dem fertigen Sailer nahe zu legen und nicht jeden Gedanken an eine Entwicklung bei ihm als ausgeschlossen zu betrachten (vgl. diese Zeitschrift LXXXI [1911] 561). Stölzle dagegen stellt den Satz auf: „Vor jeder Würdigung einer Entwicklung muß erst festgestellt werden, ob überhaupt eine Entwicklung vorliegt. Ich behaupte nun: Eine Entwicklung in dem Sinne, daß Sailer früher etwa nicht oder weniger kirchlich gedacht habe und erst in seiner späteren Zeit in Regensburg in den kirchlichen Katholizismus hineingewachsen sei, hat Sailer nicht durchgemacht. Sailer dachte, schrieb und lebte vielmehr von jeher ganz katholisch."

Wir können zu unserer Freude erklären, daß wir mit Prof. Stölzle in der Hauptsache durchaus einverstanden sind. Eine Entwicklung in dem von ihm umschriebenen Sinn bei Sailer anzunehmen, hat uns ganz fern gelegen. Darüber lassen gerade die oben schon angeführten Worte, wenn sie im Zusammenhang gelesen werden, gar keinen Zweifel aufkommen. Vollends unstatthaft wäre es, die Wendung zum „kirchlichen Katholizismus" erst in Sailers Regensburger Zeit zu verlegen. Was uns bei jener Frage nach einer wahrscheinlichen Entwicklung vorschwebte, ist ausgesprochen in dem Satze:

„Während anderswo die Exjesuiten durchweg als Vertreter der konservativen und streng kirchlichen Geistesrichtung galten, trat der ‚junge Exjesuit' Sailer alsbald an die Spitze einer Partei unter den Professoren, welche sich als die ‚neuer Denkenden', als die Freunde des Fortschritts und der Aufklärung bekannten. Es war das allerdings nicht jene grundstürzende Aufklärung, welche um diese Zeit an andern Universitäten so verderblich grassierte. Sailer und seine näheren Freunde wollten dem katholischen Glauben treu bleiben; nur im wissenschaftlichen Betrieb, in der kirchlichen Gesetzgebung, in Gottesdienst und Seelsorge schwärmten sie für zeitgemäße Reformen" (vgl. diese Zeitschrift LXXXI 559).

Daß auch die Anhänger des alten, konservativen Regiments, gegen die Sailers Partei ankämpfte, nicht in allweg tadellose Wege gingen und für offenbare Mißstände nicht immer klare Augen hatten, ist dort nicht bestritten. Nur darauf ist hingewiesen, daß die Art und Weise, wie Sailer seine freieren Ansichten den Studenten mitteilte, für den Geist der Disziplin, zumal in einem theologischen Konvikt, ungünstig wirken mußte. Nimmt man hinzu, daß unter den Kollegen seiner Partei einzelne viel weiter als er im Aufklären und Reformieren gingen, daß endlich nach glaubwürdigen Zeugnissen der kirchliche und katholische Geist bei unreifen Studenten durch diese Verhältnisse schweren Schaden litt, so ist es nicht allzu gewagt, wenn jemand die Vermutung ausspricht, Sailer selbst habe später über manches, was er in dieser Periode tat und für recht hielt, etwas anders gedacht und insofern eine Entwicklung durchgemacht. Vollen Aufschluß über das ob, wie und wann eines solchen Werdegangs könnte allerdings erst eine nicht allzu lückenhafte Bekanntschaft mit seinem sehr ausgedehnten und lebhaften Briefwechsel bieten, der, so Gott will, in Zukunft einmal veröffentlicht wird. So viel steht schon jetzt fest: Sailer war durch und durch Optimist, er sah überall und bei allen zuerst das Gute und freute sich, dies herzhaft anzuerkennen. Dieser Optimismus im Verein mit den andern hervorragenden Eigenschaften zog ihm einen zahlreichen Freundeskreis zu und wurde ihm in jungen Jahren zum Verhängnis. Denn von derartigen Verehrern, die sich auf seine Freundschaft wohl auch zu Unzeit beriefen, gingen mehrere keine guten Wege. Wenn nun Sailer solchen Verirrten auch dann noch die Treue hielt und für ihren guten Willen Bürgschaft leistete, wo andere die schlimme Wendung bereits klarer erkannten, so ist es kein Wunder, daß Fernerstehende für ihn ebenfalls zu fürchten und ihm zu mißtrauen begannen. Sein jugendlich idealer romantischer Sinn bedurfte solcher Erfahrungen, um auch den Standpunkt seiner damaligen Gegner, die realistischer mit den Verkehrtheiten und Leidenschaften der Durchschnittsmenschen rechneten, verstehen und würdigen zu lernen.

Sailer hat darum auch bei seiner Rechtfertigung nicht behauptet, daß er nie geirrt und gefehlt und nichts zu berichtigen oder zu widerrufen habe. Wenn er sich trotzdem mit vollem Recht gegen den Vorwurf der Heterodoxie und gegen Verketzerung verwahrt, so macht er immer wieder mit Nachdruck geltend, daß man ihm keine Unbelehrbarkeit (contumacia) vorwerfen könne. Hier scheint uns eine von Stölzle angezogene Tagebuchstelle aus dem Jahre 1797 erwähnenswert zu sein. Sailer schreibt: „Man sollte 40 Tage in Asche und Fasten, in Heulen und Weinen vor dem Herrn zubringen, ehe man wider einen Mitbruder, dessen Irrtum von ihm selbst eingestanden war, ein Urteil der Heterodoxie ausspräche." Stölzle glaubt in diesem Satz ein „nicht" einschieben zu müssen und liest: „dessen Irrtum von ihm selbst nicht eingestanden war. . . ." Ist diese Verbesserung notwendig und berechtigt? Darin liegt ja gerade Sailers Größe, daß er sich weder für unfehlbar hielt noch unbelehrbar zeigte. Seinen kirchlichen Obern gegenüber hielt er es nicht für Schande, Widerruf anzubieten, sobald man ihm einen Irrtum nachweise. Diese Bereitwilligkeit gab ihm auch das Recht zu fordern, daß dieselben Obern ihn gegen unbegründete Anklagen der Ketzerei in

Schutz nähmen, und auf diesem Recht bestand er, ohne sich durch scheinbaren Mißerfolg verbittern zu lassen. Sailer scheint also an obiger Stelle sagen zu wollen: Selbst wenn ein Mitbruder einmal eine irrige Äußerung getan hat, so darf man ihm nicht Heterodoxie vorwerfen, so lange er sich bereit zeigt, den etwaigen Irrtum einzugestehen und zu widerrufen. Das ist der Grundsatz, den sein Lehrmeister, der hl. Ignatius, so auffällig an die Spitze des Exerzitienbuches gestellt hat.

Hat also der angeborne Optimismus auch zeitweilig Verlegenheiten und Verdruß über ihn gebracht, so verdankt er doch gerade dem bewußten Festhalten an diesen Optimismus seinen Sieg und seine bleibende Bedeutung. Für manche verwandte Vorkommnisse der jüngsten Vergangenheit ließen sich da wertvolle Vergleiche und Nutzanwendungen finden. Sailer wurde zeitweilig mißverstanden, sein guter Wille, seine ehrliche Absicht in Zweifel gezogen und seine Existenz gefährdet. Dieses Los teilte er mit sehr vielen edeln Männern, welche damals für den christlichen Glauben und die Erhaltung der katholischen Religion öffentlich tätig waren. Während aber andere durch zeitweiligen Mißerfolg entmutigt und verbittert wurden, den guten Kampf aufgaben oder gar zu den Feinden überliefen, ließ Sailer es sich am Zeugnis seines guten Gewissens genügen, verlor nicht die Hoffnung auf den Sieg der guten Sache, zog aus eigenen und fremden Erfahrungen Belehrung und bewahrte der katholischen Kirche und deren Vorgesetzten auch dann die Treue, als es schien, als ob diese Vorgesetzten für ihn nur Argwohn und Zurücksetzung hätten. Viele seiner ehemaligen Mitbrüder teilten mit ihm das gleiche Schicksal, aber nur die wenigsten von ihnen hatten den Trost, dessen Sailer sich erfreute. Der Apostolische Stuhl, das ganze katholische Deutschland und viele der Besten unter den Andersgläubigen ließen seinem Wirken Gerechtigkeit widerfahren, ja überhäuften ihn geradezu mit Beweisen der Hochachtung und Verehrung.

Zu diesen Verehrern haben sich auch die „Stimmen" von jeher gerechnet und ihn z. B. im Jahrgang 1910 einen „wahrhaft edeln, liebenswürdigen und heiligmäßigen Priester und Bischof genannt" (LXXIX 211). Die Frage nach einer Entwicklung bleibt von solcher Anerkennung unberührt, denn nicht jede Entwicklung braucht gerade eine Bekehrung zu sein. Wie vielen großen Männern gereicht es gar nicht zum Tadel oder zur Unehre, wenn sich in ihrem Lebensgange ein Aufstieg vom Guten zum Bessern, also eine Entwicklung zeigt!

Wie sehr aber Prof. Simon mit seiner Bewertung Sailers und Stölzles als zweier Bundesgenossen im Kampfe gegen den Ultramontanismus sich vergriffen hat, darüber ist gar kein Wort zu verlieren.

Matthias Reichmann S. J.

Nervenheilkunde im Kriege.

Das Nervensystem des Menschen ist ein feiner und wundervoller Organverband, in welchem die innige Einheit des vegetativen und sensitiven Lebens und deren Unterordnung unter den Menschengeist zum Ausdruck kommt. Werden nicht die furchtbaren modernen Kriegsgeschosse das Nervensystem so schädigen, daß es

da keine Rettung mehr gibt? Zahlreiche Berichte [1] von Neurologen und Psychiatern, die entweder selbst im Felde stehen oder in den heimatlichen Spitälern den verwundeten Soldaten ihre Dienste weihen, gestatten uns, diese Frage zu beantworten. Hier sollen zunächst nur die Schußverletzungen des Nervensystems zur Sprache kommen. Trotz des unverkennbaren Ernstes der Lage bieten die Berichte doch manchen Trost.

Prof. Friedrich hatte in seinen Berichten „Aus den griechischen Kriegslazaretten zu Saloniki und Athen am Ausgang des zweiten Balkankrieges" [2] in Bezug auf die Rückenmarksschüsse geschrieben: „Die Mitwirkung geübter und erfahrener Neurologen würde auf diesem Gebiete wie auf dem großen der peripheren Nervenverletzungen in den Kriegslazaretten oft von unschätzbarem Werte sein. Das gleiche gilt erst recht von den Hirnverletzungen." [3] Damit sind die drei Hauptgebiete der Nervenheilkunde angegeben, die wir kurz zu berücksichtigen haben. Denn auf die Besprechung des Wundstarrkrampfes müssen wir verzichten.

I. Verletzungen des peripheren Nervensystems. Nach H. Oppenheim [4] bilden Nervenentzündungen im Gefolge von Verletzungen, peripherische Nerven- und Nervengeflechtslähmungen das Hauptfeld der Kriegsneurologie. Das Bein ist etwas seltener betroffen als der Arm, am häufigsten wird der Speichennerv verletzt. L. Bruns [5] (Hannover), konsultierender Nervenarzt des 10. Armeekorps, fand fast ebenso oft wie den Speichennerv auch den Mittelarmnerv verletzt, seltener den Ellenbogennerv. Am Bein sah er betroffen den Hüftnerv, den Wadenbeinnerv und den Schenkelnerv. Sehr merkwürdig ist, wie Oppenheim hervorhebt, die Beteiligung des sensiblen Nervensystems bei diesen Verletzungen. Häufig sind im Stamme des gemischten Nerven nur die sensiblen Bahnen befallen, es zeigen sich ausgesprochene Empfindungsstörungen, enorme Schmerzen treten auf und üben einen gewaltigen Einfluß auf die vasomotorische, sekretorische und psychische Sphäre.

In der Sitzung vom 9. November 1914 der Berliner Gesellschaft für Psychiatrie und Nervenkrankheiten sagte Oppenheim im Anschluß an Vorschläge von M. Rothmann zur Linderung von Schmerzanfällen folgendes: „Die Bekämpfung dieser traumatisch-neuritischen Schmerzen bildet eine der wichtigsten und schwierigsten Aufgaben der Kriegsneurologie. Es ist noch nicht recht aufgeklärt, wie es kommt, daß diese Schmerzen nur bei einem Teil der Nervenverletzten auftreten, während andere

[1] Recht reichhaltig sind in dieser Hinsicht besonders die letzte Nummer des Jahres 1914 und die erste Nummer des laufenden Jahrganges des „Neurologischen Zentralblattes". Ihnen sind der Hauptsache nach die Angaben der folgenden Ausführungen entnommen.

[2] In der Münchener medizinischen Wochenschrift 1913 Nr 45—47, vgl. Referat von O. B. Meyer im N. Z.-Bl. 1914 Nr 23, S. 1258.

[3] Vgl. Max Rothmann „Der Krieg und die Neurologie", im N. Z.-Bl. 1914 Nr 23, S. 1245 ff.

[4] „Zur Kriegsneurologie", in der Berliner klinischen Wochenschrift 1914 Nr 42; vgl. Referat von E. Tobias im N. Z.-Bl. 1915 Nr 1, S. 19.

[5] „Kriegsneurologische Beobachtungen und Betrachtungen", im N. Z.-Bl. 1915 Nr 1, S. 12 ff.

ganz schmerzfrei ausgehen. Ganz allgemein kann ich nach meinen Erfahrungen sagen, daß es die partiellen Lähmungen sind, welche mit den heftigen Schmerzattacken verknüpft sind, aber es gibt Ausnahmen nach beiden Richtungen, und es spielen offenbar noch andere Faktoren eine Rolle. So ist es auffallend, wie oft gerade diese schmerzhaften Neuritiden (Nervenentzündungen) mit allgemeinen Neurosen und Psychosen einhergehen."[1] L. Bruns bemerkt: „Auch ich meine, daß heftige Schmerzen für partielle Läsion oder echte infektiöse Neuritis sprechen. Heftig sind die Schmerzen meist, wenn gleichzeitig Aneurysmen (umschriebene Erweiterungen von Schlagadern) vorhanden sind."

Neben der Stillung der Schmerzen geht das Bestreben dahin, durch Heilung die Glieder funktionsfähig zu erhalten. Sind Nerven durchtrennt, so wird zur Nervennaht geschritten.

Nach Lewandowsky ist die Trennung keine vollständige, wenn sich noch Funktionsreste zeigen; aber der Satz läßt sich nicht umkehren, „selbst totale Entartungsreaktionen beweisen noch nicht, daß der Nerv wirklich durchtrennt ist"[2]. „Ich sinne in wachen Nachtstunden", sagt L. Bruns, „über die Möglichkeit einer sichern Diagnose einer Durchtrennung, die von der Quetschung bisher doch nur sehr selten zu unterscheiden ist. ... Ich habe noch keinen Weg gefunden, aber vielleicht ist das auch nicht so wichtig, weil bei den Schußverletzungen auch die Quetschungsnarben sehr oft so derb sind, daß sie herausgeschnitten werden müssen. Jedenfalls haben wir hier bei Operationen in den meisten Fällen einen Befund gemacht, der entweder die Neurolyse (Loslösung des Nerven von Knochen oder aus Narbengewebe) oder das Herausschneiden der Narbe mit nachfolgender Naht oder die Naht der getrennten Nervenenden mit vorheriger Anfrischung nötig machten."

Bruns rät daher zur baldigen Operation „wenn die Schmerzen sehr arg und hartnäckig sind.... Auch ohne die Schmerzen muß man sich wohl eher als im Frieden zu Operationen und eventueller Nervennaht entschließen, da man ja Genaueres über den Status der Nerven nicht sagen kann und ... sonst nur Zeit verloren wird"[3]. Lewandowsky dagegen meint, nur in sehr seltenen Fällen können auch sehr starke Nervenschmerzen eine Operation angezeigt erscheinen lassen.

Oppenheim findet es zu früh, „bereits nach einigen Wochen zu operieren", und empfiehlt, „mindestens drei Monate abzuwarten". M. Rothmann wartet unbedingt 7—8 Monate, bis er zur Operation rät, es sei denn daß eine völlige Durchtrennung des Nerven mit Sicherheit festzustellen ist.

II. Ein sehr ernstes Kapitel sind die Rückenmarks- und Wirbelschüsse. Außer den Fällen, wo Wirbelbögen zertrümmert und das Rückenmark bloßgelegt ist, ist der Arzt zur Beurteilung über die Art der Verletzung einzig auf die Krankheitssymptome angewiesen. Denn die sog. Laminektomie, eine Eröffnung des Wirbelkanals durch Ausschneiden von Wirbelbögen, ist ein so tiefgehender Eingriff, daß sich der Nervenarzt ohne Not nicht leicht dazu entschließen

[1] Vgl. Autoreferat im N. Z.-Bl. 1914 Nr 23, S. 1262 f. Bei Gelegenheit einer Diskussion zu dem Referat Lewandowsky „Über Kriegsverletzungen des Nervensystems" weist Oppenheim auf die Erfolglosigkeit seiner Versuche, die Verletzungsneuralgien zu bekämpfen, hin; vgl. N. Z.-Bl. 1915 Nr 3, S. 108.

[2] Autoreferat im N. Z.-Bl. 1915 Nr 1, S. 48.

[3] N. Z.-Bl. 1915 Nr 1, S. 15.

wird. „Die Entscheidung über den Grad der Verletzung", sagt Prof. Friedrich, „ist meist schwierig, und erst wochenlange Beobachtung sichert die Diagnose der Verletzung nach der einen oder andern Richtung." [1]

Der Wirbelkanal kann fast ganz unverletzt sein und dennoch schwere Verletzung oder Schädigung des Rückenmarks vorliegen, so daß der rein äußere Schein täuscht. Benda [2] berichtete in „den vereinigten ärztlichen Gesellschaften zu Berlin" in der Sitzung vom 23. Dezember 1914 über fünf tödlich verlaufene und von ihm sezierte Fälle von Wirbelschüssen. „Sie hatten das Gemeinsame, daß in keinem einzigen Falle schwerere Zertrümmerungen der Knochen oder des nervösen Organs vorlagen, sondern das Geschoß jedesmal mit ganz geringfügigen Knochenverletzungen und in 3 Fällen auch ohne Verletzung der Dura (harte Rückenmarkshaut) hindurchgegangen war. ... Nichtsdestoweniger bestanden in allen 5 Fällen schwerste Schädigungen der Funktion, die in der zum Teil mehrmonatigen Beobachtungszeit nicht zurückgegangen waren. Diese waren entweder durch Quetschungen oder durch Erschütterungen des Rückenmarks bedingt und mikroskopisch entweder als umfangreiche Blutungen oder als schwere Degenerationen nachzuweisen. In einem Falle fanden sich auch mikroskopisch nur geringfügige Quellungen der Nervenfasern." Bei der gleichen Gelegenheit betonte Schuster, daß selbst ohne Verletzung der Wirbelsäule schwere Rückenmarksverletzungen vorkommen. Er beobachtete eine typische Brown-Séquardsche Lähmung (einer Halbseitenläsion des Rückenmarks entsprechende Lähmung) und eine kombinierte Systemerkrankung [3].

Anderseits finden sich auch tröstliche Tatsachen, die zeigen, daß die Symptome schwerer erscheinen können, als der wirklichen Verletzung entspricht.

M. Rothmann [4] hob in der schon erwähnten Diskussion „die weitgehende Restitution bei Erhaltensein verhältnismäßig geringer Teile des Rückenmarkquerschnittes hervor, selbst in Fällen, die anfänglich das klinische Bild der totalen Querschnittsläsion darbieten". Muskens [5] in Amsterdam hatte zwei Fälle, bei denen die tiefen Reflexe ganz zu mangeln schienen und bei denen deshalb auf vollständige Querläsion geschlossen wurde. Die operative Erforschung zeigte, daß sogar die harte Rückenmarkshaut unverletzt war. Die Erscheinungen gingen zurück. Über das weitere Schicksal der beiden Patienten konnte jedoch Muskens nicht berichten, da sie in andere Hände übergingen. Oppenheim [6] sah sechs Patienten mit partieller Läsion des Rückenmarks und fand weitgehende Besserung ohne chirurgischen Eingriff. Auch L. Bruns [7] fand bei zwei Fällen von Rückenmarksverletzungen so günstigen Verlauf, daß er hofft, es handle sich bloß um eine „Blutung in die Häute".

Was die Frage betrifft, ob und wann ein operatives Eingreifen angezeigt sei, stehen sich immer noch die Anschauungen gegenüber. Doch scheint man mehr zum Abwarten geneigt.

Lewandowsky sagt: „Rückenmarksverletzungen erfordern eine fast unbedingte Zurückhaltung für operative Eingriffe. Die totalen Rückenmarksverletzungen bieten mit und ohne Operation keine Chance, die partiellen heilen ohne Operation häufig besser. Diejenigen Rückenmarksverletzungen, die überhaupt Aussicht auf eine

[1] Vgl. N. Z.-Bl. 1914 Nr 23, S. 1259.
[2] Autoreferat im N. Z.-Bl. 1915 Nr 3, S. 108 f. [3] Ebd. S. 109.
[4] Ebd. S. 108. [5] N. Z.-Bl. 1915 Nr 1, S. 7 ff.
[6] N. Z.-Bl. 1915 Nr 3, S. 107. [7] N. Z.-Bl. 1915 Nr 1, S. 13.

Wiederherstellung bieten, sind auch fast nie durch Zerschmetterung des Rückenmarks bedingt, sondern durch die traumatische Nekrose (Absterben des verwundeten Gewebes) und Blutungen in Fällen, wo das Geschoß nur am Rückenmark vorbeigegangen ist. Das Wichtigste bei der Behandlung der Rückenmarksverletzungen bleibt die Verhütung der Infektion von der Blase aus." [1]

Oppenheim steht „der chirurgischen Therapie nicht ganz so ablehnend gegenüber, warnt aber vor zu aktivem Vorgehen" [2]. Prof. Friedrich äußerte sich in seinem Bericht vom zweiten Balkankrieg: Die Laminektomie hätte vielfach schlechte Resultate, doch sei die Schlußfolgerung, die Hände besser davon zu lassen, nicht berechtigt. Am lädierten Rückenmark selbst könne wenig genützt werden. Wohl aber seien narbige Verstrickungen, festere Auflagerungen von Blutergüssen, lokale Drucksteigerungen des Liquor (Gehirn- und Rückenmarksflüssigkeit), eingedrungene Knochensplitter mit Nutzen entfernbar [3].

III. Die Kopfschüsse können der verschiedensten Art sein. So demonstrierte M. Rothmann [4] am 9. November 1914 in der Berliner Gesellschaft für Psychiatrie und Nervenkrankheiten zwei Patienten mit Schüssen durch den Schädel dicht unterhalb des Gehirns. In einem dieser Fälle trat das Geschoß ein links, dicht oberhalb des innern Augenwinkels, und trat aus rechts im Nacken, hatte also den ganzen Schädel durchquert. Das linke Auge war gestört, aber das Gehirn war nicht verletzt. Einen Monat nach der Verwundung waren die Heilungsaussichten zweifellos gut. In andern Fällen ist das Gehirn selber verletzt, sei es durch Streifschüsse, Prallschüsse oder Durchschüsse. „Durchschüsse des Gehirns", bemerkt Lewandowsky, „machen oft nur geringe Symptome, anscheinende Streifschüsse oft schwere. Letzteres erklärt sich durch bestehende Schädelbrüche, oft bis an die Basis." [5]

Bei diesen Verletzungen kann es sich handeln um Zerstörung von Gehirnmasse, um Zerstörung der Hirnhäute, Blutungen, Druck von Blutgerinnsel oder von Knochensplittern auf das Gehirn. Im Gefolge können sich anschließen entzündliche Vorgänge in den Hirnhäuten, Erweichungsprozesse an der Hirnmasse selber oder Gehirnabszesse [6].

Die Symptome sind sehr verschieden. Einige zeigen an, daß das Gehirn in weitem Umfang, wenn auch vielleicht nur ganz vorübergehend leidet, so die Störungen des Bewußtseins, angefangen von bloßer Schläfrigkeit bis zur völligen Bewußtlosigkeit, Delirien usw. Für die Diagnose wichtig sind die sog. Herderscheinungen, welche auf die Störung bestimmter Hirnnerven, bestimmter Rindenfelder oder auf Bahnunterbrechungen im Marke hinweisen. Hierhin gehören z. B. Störungen in den Augenbewegungen, in der Gesichtsinnervation, Gleichgewichtsstörungen [7], sodann Rindenblindheit oder halbseitiger Gesichtsfeldausfall (Hemi-

[1] N. Z.-Bl. 1915 Nr 1, S. 47. [2] N. Z.-Bl. 1915 Nr 3, S. 107.
[3] Referat von O. B. Meyer im N. Z.-Bl. 1914 Nr 23, S. 1259.
[4] N. Z.-Bl. 1914 Nr 23, S. 1260. [5] N. Z.-Bl. 1915 Nr 1, S. 47.
[6] N. Z.-Bl. 1914 Nr 23, S. 1260; 1915 Nr 1, S. 13 41 47.
[7] N. Z.-Bl. 1915 Nr 1, S. 41.

anopsie), Lähmungen der Glieder, Lagegefühlsstörungen und Astereognosie (Störungen in der Erkenntnis der Körper beim Betasten)[1], vor allem aber die verschiedenen Arten von Aphasie (zentralen Sprachstörungen)[2].

K. Mendel sagt, die von ihm beobachteten Hirnschüsse „bestätigten mit erfreulicher Klarheit ... das uns aus der Physiologie und Pathologie Geläufige betreffs der Lokalisation der Funktionen“[3]. Anderseits bieten die Beobachtungen doch auch des Rätselhaften genug. So schreibt L. Bruns[4]: „Einmal konnte ich bei einem Geschoß, das im rechten Stirnlappen steckte, auch bei der genauesten Untersuchung kein Hirnsymptom finden.“ Ebenso hatte schon Friedrich vom zweiten Balkankriege berichtet: Bei vereinzelten Schädel- und Hirnschußverletzten, die nach der Verletzung noch große Strapazen mitmachten, seien nicht die geringsten Hirnsymptome beobachtet worden[5]. M. Rothmann demonstrierte am 23. Dezember 1914 einen Patienten, „bei dem ein die ganze linke Hemisphäre vom Stirnbein bis zum Hinterhauptsbein durchquerender Schuß spontan ohne schwere dauernde Ausfallserscheinung heilte“. Er betonte noch besonders „die weitgehende Restitution der Ausfallserscheinungen bei den jugendfrischen Gehirnen der Soldaten“. Auch Oppenheim hob die weitgehende spontane Rückbildungsfähigkeit der Herdsymptome hervor[6].

Friedrich befürwortet auf Grund seiner Erfahrungen im Balkankrieg in einer andern Arbeit: „Die operative Indikationsstellung bei den Hirnschüssen im Krieg“[7], „bei den meist mit partieller Zertrümmerung des Schädeldaches und der Weichteile einhergehenden Tangentialschüssen grundsätzlich das aktive Vorgehen: sorgsame Desinfektion, breite Spaltung des Schußkanals, Entfernung loser Knochensplitter, Hebung der auf das Gehirn drückenden Fragmente, Glättung der Wundränder, Sorge für freien Sekretabfluß. Dagegen empfiehlt er bei den sog. gedeckten Hirnschußwunden, den Diametral-, Segmental- und Durchschüssen, das altbewährte Noli me tangere, weil hier eine kaum verletzte Schädelkapsel den Schußkanal deckt. Auch die basalen Hirnschüsse bieten keinen Angriffspunkt für die operative Therapie. Endokranielle Blutungen durch Schuß führen meist binnen 24 Stunden zum Tode, so daß in praxi die Hilfe der Kriegschirurgen in der Regel zu spät kommt. Im allgemeinen soll der Chirurg bei Hirnverletzungen auf dem Verbandplatz sich auf die dringendsten Maßnahmen beschränken und für möglichst rasche und schonende Überführung in die geordnete Lazarettbehandlung Sorge tragen“.

Diesen letzten Wunsch äußert auch M. Rothmann. Lewandowsky aber sagt[8]: Die wesentliche Indikation zum chirurgischen Eingriff sei die Rücksicht auf die möglichst aseptische Gestaltung der penetrierenden Schädelwunde. Sei ein Geschoß aseptisch eingeheilt, so sei kein Grund zur operativen Entfernung desselben gegeben, doch sei diese nicht einfachhin zu verwerfen, wenn das Geschoß leicht erreichbar sei. „Die Erfahrungen an den in die Heimat transportierten Verwundeten bestätigen die Not-

---

[1] Ebd. S. 13.

[2] N. Z.-Bl. 1914 Nr 23, S. 1260 f; 1915 Nr 1, S. 13 41 47.

[3] N. Z.-Bl. 1915 Nr 1, S. 5. [4] Ebd. S. 13.

[5] N. Z.-Bl. 1914 Nr 23, S. 1259. [6] N. Z.-Bl. 1915 Nr 3, S. 107 f.

[7] Beiträge zur klinischen Chirurgie XCI, 1. und 2. Heft. Vgl. das Referat von Adler im N. Z.-Bl. 1914 Nr 23, S. 1252 f, dem die folgenden Worte entnommen sind.

[8] N. Z.-Bl. 1915 Nr 1, S. 47.

wendigkeit der sofortigen operativen Kontrolle aller Schädelwunden, speziell der Tangentialschüsse. Die draußen nicht chirurgisch kontrollierten Fälle sind viel häufiger infiziert als die kontrollierten. . . . Für die Schädelverletzungen ohne penetrierende Wunde gilt der Grundsatz, daß nur auf die Voraussetzung umfangreicher meningealer Blutungen (Blutungen der Hirnhaut) operiert werden darf. . . . Am ehesten ist die Indikation bei der traumatischen Epilepsie gegeben, sonst möglichste Zurückhaltung angezeigt." Gerade solche epileptische Anfälle hat Friedrich zweimal im Anschluß an bloße Streifschüsse gesehen. Überdies bemerkt er: „Hinter primär flachen Depressionen wurden häufig abszeßveränderte Hirnmassen freigelegt." [1]

Die Erfahrungen Bendas über Todesfälle an Verletzungen des Zentralnervensystems bestätigen dies: „Bei den Schädelverletzten handelte es sich in allen fünf Fällen um Streif- oder Prellschüsse, von denen nur ein Fall schwerere Knochenverletzungen und kein einziger tiefere Hirnverletzungen zeigte und alle durch Komplikation und Hirnabszeß tödlich endigten." [2]

Von einem ernsten Fall, der dennoch sehr gut verlief, berichtet L. Bruns [3]: Der Kranke war bewußtlos, der Atem zeigte das Cheyne-Stokessche Phänomen (Atmungsstillstand wechselte zunächst mit tiefem, dann zunehmend schnellerem oberflächlichem Atmen). Es fand sich ein „großer Abszeß im rechten Stirnlappen, unter einer Knochenwunde. Guter Verlauf, trotzdem im Anfang auch meningitische Symptome (Symptome von Hirnhautentzündung) und gekreuzte Abduzenslähmung" (Lähmung des Seitenwenders des Auges).

Es ist wohl richtig, was Lewandowsky [4] sagt: „Bei jedem Schädelverletzten ist langandauernde Beobachtung auch bei anscheinend gutem Verlauf notwendig. Noch nach mehrwöchiger Fieberlosigkeit können Meningitiden (Entzündungen der Hirnhäute) und Hirnabszesse zur Erscheinung kommen."

Dennoch dürfen wir sagen: alles in allem zeigen gerade Kopfschüsse in vielen Fällen bei geeigneter Behandlung eine so günstige Aussicht auf Heilung oder bedeutende Besserung, wie wir sie nie zu hoffen wagten. Die Chirurgie mit ihrer verfeinerten Technik und ihrem aseptischen Verfahren feiert hier wahre Triumphe, und voll dankbarer Verehrung blicken wir auf die Männer der medizinischen Wissenschaft und Praxis, deren unausgesetztes Mühen und Ringen und deren opfermutige Hingabe solche Erfolge möglich gemacht haben.

[1] N. Z.-Bl. 1914 Nr 23, S. 1259. [2] N. Z.-Bl. 1915 Nr 3, S. 108.
[3] Ebd. Nr 1, S. 13. [4] Ebd. S. 47.

Julius Beßmer S. J.

UT TESTIMONIUM PERHIBEAM VERITATI

Gegründet 1865 von deutschen Jesuiten

Stimmen der Zeit, Katholische Monatschrift für das Geistesleben der Gegenwart. Herausgeber und Schriftleiter: Hermann Muckermann S. J., München, Giselastraße 31 (Fernsprecher: 32749). Mitglieder der Schriftleitung: J. Kreitmaier S. J., H. A. Krose S. J., R. v. Nostitz-Rieneck S. J. (zugleich Herausgeber und Schriftleiter für Österreich-Ungarn), J. Overmans S. J., M. Reichmann S. J., O. Zimmermann S. J.

Verlag: Herdersche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau (für Österreich-Ungarn: B. Herder Verlag, Wien I, Wollzeile 33).

Von den Beiträgen der Umschau kann aus jedem Heft einer gegen Quellenangabe übernommen werden; jeder anderweitige Nachdruck ist nur mit besonderer Erlaubnis gestattet.

Die Nationen in der katholiſchen Kirche.

Der Weltkrieg hat die Fäden aller bisherigen Entwicklung abgeriſſen oder wenigſtens in ſein undurchdringliches Dunkel hineingezogen, und wir können durchaus nicht mit Sicherheit vorausberechnen, welchen Verlauf die Linien der Geſchichte nehmen werden, wenn ſie dereinſt aus dieſer Unſtetigkeitsſtelle heraustreten. Die Zahl von Intereſſen und Werten, die eine Frage an dieſen Krieg haben, iſt unabſehbar: politiſche und wirtſchaftliche, literariſche und ſoziale, ſittliche und religiöſe, ſie alle erwarten von dem Krieg eine Entſcheidung über ihr ferneres Schickſal. Vielleicht läßt ſich das ganze ungeheure Bündel dieſer Fragen zuſammenfaſſen in dieſer einzigen: Was wird aus der katholiſchen Kirche werden? Denn das Weſen und die Intereſſen dieſer Kirche, obgleich in ſich rein religiös, veräſteln ſich doch weit hinein in das geſamte Leben der Menſchheit, bis hinab zu ihren materiellen Lebensbedingungen.

Daß der Krieg nun nicht ohne tiefe Wirkung an der Kirche vorübergehen wird, das iſt unmittelbar klar. Profeſſor Schrörs hat vom Standpunkt des Hiſtorikers aus dieſe vorausſichtlichen Folgen geprüft in der Schrift „Der Krieg und der Katholizismus“ (Köſel, Kempten 1915). Er kommt unter vorwiegender Berückſichtigung der gegenwärtigen kirchenpolitiſchen Verhältniſſe zu dem Schluß, daß die katholiſche Kirche von einem Siege des Dreiverbandes alles zu befürchten habe, im Weſten wie im Oſten, daß alſo „unſere Brüder und Söhne, indem ſie für des Vaterlandes Sicherheit Blut und Leben opfern, zugleich auch dem Beſten ihrer Kirche dienen“.

Es fragt ſich nun aber, ob dieſe mutmaßlichen Folgen ausſchließlich aus den nächſtliegenden kirchenpolitiſchen Verhältniſſen entſpringen, und ob dieſe Verhältniſſe nicht vielleicht mehr oder weniger zufällig und vorübergehend ſind. Die auch ſonſt ſchon beobachtete Wandelbarkeit der weltlichen Kirchenpolitik würde dann jede Zukunftsberechnung allzu ſchwankend und unſicher machen. Wir müßten uns hüten, ſowohl den frohen Erwartungen, die wir an den erhofften Sieg der Zentralmächte knüpfen, wie auch den trüben

Befürchtungen, mit denen wir einem Triumph des „Vierverbandes" entgegensehen würden, vom kirchlichen Standpunkt aus besonderes Gewicht beizulegen.

Doch vielleicht ist die von Professor Schrörs gezeichnete kirchenpolitische Lage erzeugt von tiefen, weltgeschichtlichen Strömungen, von bleibenden nationalen Eigenarten, von Entwicklungskräften, gegen die jede Menschenwillkür vergebens ankämpft? Dann wäre es weit mehr als augenblicklicher Opportunismus, wenn selbst in neutralen Ländern die Katholiken auf den Sieg der beiden Kaiserstaaten hoffen. Professor Schrörs selbst hat überall in seinem Buche diese Möglichkeit angedeutet. Und Max Scheler hat in seinem Werke „Der Genius des Krieges und der deutsche Krieg" (Verlag der Weißen Bücher, Leipzig 1915) eine Auffassung vorgelegt, aus der, wenn sie vollkommen richtig wäre, eine ganz einzigartige Bedeutung der Zentralmächte sich ergäbe: Mit einer fast naturgesetzlichen Notwendigkeit würde folgen, daß auf unabsehbare Zeit hinaus des Christentums einziger Hort, soweit menschliche Kräfte überhaupt einer göttlichen Stiftung Stütze und Hort sein können, das siegreiche Zentraleuropa sein wird und sein muß.

In diesem umfangreichen Werke (443 Seiten) wird nämlich mit einem imponierenden Aufgebot von biologischen, kulturphilosophischen, rassenpsychologischen und ethnologischen Erwägungen die Forderung herausgearbeitet, daß in diesem Krieg die „Europäität", der Geist des „guten Europäers", die glückliche Synthese von echt deutschem und gesundem romanischen Wesen verteidigt und gerettet werden müsse gegenüber dem Ansturm der ost-westlichen Völkerbewegung von Japan her über Rußland, sowie gegenüber der drohenden Verflachung durch englischen Materialismus und der bereits eingedrungenen Verfälschung durch den englischen cant. Und diese Rettung müsse angesichts des unnatürlichen und verhängnisvollen Bündnisses des unglücklichen Frankreich mit dem europafeindlichen Rußland und dem europaverräterischen England gelingen einzig durch die Hand der siegenden Zentralmächte. In dem guten europäischen Geist, der zu retten, sei aber auch das abendländische Christentum enthalten, das als europäisches Christentum, als Christentum der Tat und der Liebe, der Selbstverantwortlichkeit und der Aktivität eine „einzige charakteristische religiöse Lebenseinheit darstelle" gegenüber der „vereinsamenden Spekulation" und der „passiven byzantinischen Devotion" des Ostens.

Das Buch Schelers ist mit Wissen und Scharfsinn geschrieben; der Aufbau ist von logischer Geschlossenheit. Wir müssen uns versagen, einzelne

Partien von besonders wahrer und tiefer Schönheit eigens hervorzuheben. Freilich hat das Werk auch seine Mängel. Es wurde „in leidenschaftlicher Bewegung des Gemütes geboren", und so sind manche Aufstellungen recht problematisch, künstlich und willkürlich, und dazu noch mit einseitiger Schroffheit formuliert. Es sind gewisse Idealtypen konstruiert, für die sich in der Erfahrung doch allzu wenig Anhaltspunkte finden: so der Idealtypus des Krieges, des deutschen Wesens, des europäischen Geistes. Und die Leidenschaft der Stunde hat tatsächlich „in Urteilen über Personen und Völker über berechtigte Grenzen hinausgeführt". Nun, „ich bitte die Betroffenen ob meiner großen Geistesenge um Verzeihung", heißt es in der Vorrede. So liegt also wohl der Hauptwert des Buches weniger in seinen positiven, allseitig gesicherten Ergebnissen als in der Fülle seiner Probleme. Es ist eine Fundgrube interessanter und fruchtbarer Fragestellungen, neuartiger und anregender Ideen und Gesichtspunkte.

Zu diesen Anregungen gehört nun auch die erwähnte Frage nach der nationalen Bedingtheit des abendländischen Christentums, das ja praktisch und wohl auch zukunftstheoretisch gleichzusetzen ist mit der katholischen Kirche. Und die folgenden Ausführungen sind gedacht als eine *Ergänzung* und *Weiterführung* der Scheler'schen Sätze, zum Teil freilich auch als ein *Widerspruch* gegen sie, wenn auch nicht mehr ausdrücklich Bezug darauf genommen ist. Den Lesern des Scheler'schen Buches wird die Bezugnahme von selbst kenntlich sein.

Die eigentliche und große Gefahr dieses Krieges ist die drohende Zerreißung der inneren Gemeinschaft, des geistigen Zusammenhalts der Gesamtmenschheit. Die maßlose Steigerung des nationalistischen, des chauvinistischen Ideals drängt in den Völkern das Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit zurück. Es werden bodenlose Abgründe aufgerissen zwischen den einzelnen Kulturen, zwischen den politischen und sozialen Formen, zwischen den wirtschaftlichen Einrichtungen, ja sogar zwischen der Wissenschaft, Kunst und Religion der feindlichen Völker und Völkergruppen. Würde nun diese geistige Zerklüftung in der Tat unüberbrückbar, ginge sie durch das ganze Bewußtsein der verschiedenen Volksarten, dann wäre damit auch das Christentum als Menschheitsreligion, die Kirche als Weltkirche, als wahrhaft katholische Kirche unmöglich gemacht. Diese Gefahr steigert sich noch weiter. Sobald die nationalen Sonderarten als gänzlich unvereinbar und unversöhnlich erkannt sind, können sie einander auch nichts mehr bieten, einander nicht mehr ergänzen, können nicht mehr

zusammenarbeiten. Es bleibt dann nur übrig, daß sie einander auch zu verdrängen suchen. Der rücksichtsloseste Kampf ums Dasein beginnt, und wir müßten mit allen Mitteln versuchen, ihn zu Gunsten etwa des europäischen oder des deutschen Geistes zu entscheiden, müßten also folgerichtig die ganze übrige Menschheit ausschließen von der christlichen Mission; denn die Christianisierung rettet die Seele des Volkes, das zum Evangelium sich bekehrt. Das wäre aber die fürchterlichste Exkommunikation, die jemals gehört wurde; es wäre der erklärte Abfall von Christus und seinem Gebot: Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker; es wäre der Selbstmord des Christentums.

So würde also aus dem absoluten geistigen Schisma zwischen den Völkern, aus der zu weit getriebenen Zerklüftung logischerweise ein überspannter Wille zur Einheit, das ist der Wille zur Einerleiheit, ein intolerantes, widerchristliches Despotentum des einen Menschenschlages gegenüber allen abweichenden Eigenarten folgen. Das ist der Weg, den die Gefahr nimmt: von der Spaltung zur Unterdrückung. Diesen Weg muß also auch die Abwehr gehen: Von der Gemeinschaft und Vereinigung zur Duldung, zur Anerkennung der in einer christlichen Menschheit vereinigten und zu vereinigenden Besonderheiten und Eigenarten.

Wir müssen die Tatsache festhalten, daß ein gemeinsamer Boden die Menschheit trägt, daß die Grundelemente, aus denen das Geistesleben sich aufbaut, überall gleichartig sind: die Mittel der Anschauung, die Kräfte der Begriffsbildung, die formalen Gesetze des Denkens, die primitiven Inhalte der Sinnes- und Geisteserkenntnis, die elementarsten Gebote des sittlichen Gewissens. Zwar ist auch diese Gleichheit nicht eine schablonenhafte, eine ganz mechanische; es spiegelt sich die Welt anders in jedem Kopfe; absolut starre psychische Elemente gibt es nicht, sie sind alle, auch in einer und derselben Seele, in beständigem Flusse begriffen. Aber diese Veränderlichkeit ist nicht unbeschränkt, sie brandet gegen unverrückbare Uferwände; die psychischen Erscheinungen enthalten überall so viel Gemeinsames und Typisches, daß der Begriff Mensch eine ganz spezifische, fest umschriebene leibliche und geistige Einheit bedeutet. Und wir alle, die an diesem Mensch-sein teilhaben, können darum auch einander verstehen, einander bilden, fördern, lieben und helfen. Zwischen dem kategorischen Imperativ und dem indischen Ideal des Nichthandelns gibt es Übergänge, psychische Brücken. Wie könnten sonst heftig bewegte Geister von einem

dieser Ideale zum andern schwanken? Wir Deutsche können uns innerlich verwandt fühlen mit dem russischen Bauern so gut wie mit dem kühlen und gerissenen Geschäftsmann der Londoner City. Mit dem letzteren sogar noch am leichtesten, wie groß auch jetzt der Haß gegen England, wie maßlos auch die englische Erbitterung gegen uns sein mag. Zwar scheinen sich die Interessen der beiden Völker für immer auszuschließen; aber trotzdem werden die „Haßgesänge" gegen England nicht so im Liederschatz des Volkes weiterleben wie etwa die Trutz- und Spottlieder gegen Napoleon und die Franzosen. Die Verwandtschaft ist zu stark, die Kategorien des Denkens und Handelns befinden sich trotz allem in weitgehender Übereinstimmung. Freilich können die Engländer sich mit Recht rühmen, keine ganz so unmöglichen Philosophien hervorgebracht zu haben, wie sie auf deutschem Boden entstanden. Und umgekehrt wird die unbekümmerte Nützlichkeitsmoral des Engländers bei uns immer peinlich und anstößig empfunden werden. Aber im wesentlichen, was die nüchterne Gesundheit des Urteils und die ruhige, reife Sicherheit des praktischen Handelns angeht, besteht kein Gegensatz zwischen der britischen Seele und dem deutschen, vor allem dem preußischen Charakter.

Aber auch von Romanen und Slaven trennt uns keine unübersteigliche Kluft. Wir vermögen den Glanz und die Feinheit des französischen Geistes zu würdigen, vielleicht nur allzusehr; wir spüren die süße Gewalt italienischer Kunst; wir können uns hineinversetzen in die stolze, ritterliche Welt Spaniens, wie in die weiche, schwermütige Mystik slavischer Sänger. Wir können all das genießen, können es auf unsere Weise verarbeiten und daran innerlich wachsen. Ja noch mehr: wir brauchen es sogar. Es gibt eine geheimnisvolle, aber doch unleugbare Wechselbeziehung zwischen den verschiedenen Kulturen, unterirdische, kommunizierende Kanäle. Und wo immer auf Gottes Erde der Geist und der Seelenadel, die Reinheit, Treue und Liebe gemehrt wird, alsbald hebt sich auch an andern Punkten die Höhe des Lebens. Und wo immer ein blühendes Land geistiger Kultur verwüstet wird, da verbreitet sich Glut und Austrocknung nach allen Seiten. Wo immer ein Menschenangesicht sich verdüstert, da ist's, als ob dunkle Schatten hinhuschten über die Erde; es wird gleich kühler und dunkler von einem Pol bis zum andern.

So bleibt denn auch in der Religiosität der einzelnen Seelen und der Völker so viel gleichstrebende Kraft, so viel ähnliche Anlage, so viel gemeinsamer Grund, daß jene gottgeborene Religion Christi, obwohl sie

im geringsten und verachtetsten Winkel zur Welt kam, doch ohne Schaden und ohne wesentliche Verwandlung eingehen kann in alle Rassenunterschiede und Kulturstufen. Wir brauchen nicht zu fürchten für die Echtheit des Christentums, wenn auch die gelben und braunen und schwarzen Menschenkinder es in ihre Hände und Herzen nehmen. Und auch für unsere köstliche Eigenart brauchen wir nicht zu fürchten, wenn wir uns im Besten, in der Gotteskindschaft eins wissen mit allen Völkern der Erde, unter welchen Sternbildern sie auch leben, welches ihre politischen Einrichtungen und ihre wissenschaftlichen Leistungen sein mögen, wie seltsam buntfarbig und fremdartig auch ihre Äußerungen des Denkens, des Dichtens und Betens, der Freude und der Liebe sind.

Es hängt für die Zukunft der katholischen Kirche unermeßlich viel davon ab, daß die Völker und vor allem die Katholiken aller Länder sich ihrer inneren Zusammengehörigkeit bewußt bleiben, des gemeinsamen Menschheitsgutes, an dem sie alle teilnehmen, des gemeinsamen Mutterbodens, aus dem ihre Sonderarten hervorwachsen, besonders aber des gemeinsamen Berufes zur gleichen, allseligmachenden Weltreligion. Mongolen und Südseeinsulanern, Afrikanern und Indianern müssen wir die Anwartschaft auf einen entsprechenden Platz in der Kirche zuerkennen so gut wie den Ariern. Es wäre der Ruin des katholischen Geistes, wenn die Völkerschaften, die im Schoße der Kirche sich zusammengefunden haben und noch zusammenfinden sollen, nun auf religiösem Gebiet einander nicht mehr verstehen, nicht mehr als gleichberechtigt anerkennen, ja sogar die Fähigkeit zu wahrem Christentum einander absprechen und folglich auch nicht mehr voneinander empfangen, einander mitteilen wollten. Wir haben mit Recht die französischen Ansprüche auf eine bevorzugte Stellung in der Kirche als kindisch empfunden. Wir dürfen aber auch nicht uns selbst einreden lassen, daß „Deutschland in besonderer Weise durch sein ganzes inneres Wesen mit Gott verwebt sei", oder wie alle diese Phrasen lauten.

Hier hat der Katholizismus nun nicht bloß sein besonderes Interesse daran, daß das Einheitsbewußtsein der Völker gerettet und wiedergewonnen werde; es obliegt ihm auch eine besondere *Aufgabe*. *Seine* Aufgabe, weil er allein die Mittel besitzt, sie befriedigend zu lösen. Denn er ist die Religion der inneren Verwandlung und Erhebung. Er braucht die Menschheit nicht so hinzunehmen, wie er sie vorfindet. Er will und kann sie, wo sie überhaupt sich ihm hingibt, umwandeln, neuschaffen in der Wiedergeburt zu einem neuen Leben; und dieses neue Leben ist die stärkste

Einheitsmacht, die überhaupt in den Herzen wirksam werden kann: es ist die reale, gnadenvolle Einheit in Gott. Es ist die Glut des einen heiligen Geistes und der einen allumfassenden Liebe, die ausgegossen ist in aller Herzen. Die Rassentheoretiker mögen sich nicht darauf verlassen, daß die geistigen Rassenmerkmale in keiner Weise umgebildet werden könnten. Die Religion ist vielmehr wohl die stärkste Macht, um, wenn auch langsam, neue Charaktertypen zu schaffen. Bekannt ist, wie tief und nachhaltig der puritanische Glaube auf das englische und amerikanische Wesen eingewirkt hat. Und dabei standen ihm die wirksamsten seelenbildenden Kräfte, wie sie dem Katholizismus eignen, nicht einmal zu Gebote.

Es wird also eine der wichtigsten und mühsamsten Aufgaben sein, die von der katholischen Kirche in der nächsten und ferneren Zukunft zu leisten ist: die Nationalitäten, die in diesem Krieg mit so unerhörter Gewalt in zwei bitterfeindliche Lager auseinandergesprengt wurden, wieder zueinander zu führen. Die Entscheidung der Waffen und die Friedensschlüsse der Diplomaten allein sind nicht im stande, einen wirklichen Frieden, der in gegenseitiger Achtung, Liebe und brüderlicher Eintracht besteht, herbeizuführen. Der Krieg hat uns ferner gelehrt, daß alle bloßen Zweckverbände, alle bloß wirtschaftlichen und politischen Nützlichkeitsbündnisse von heute auf morgen wie Spreu verweht werden von der Gewalt unheimlicher Leidenschaften. Daß selbst die geistigen und starken Bande wissenschaftlicher und künstlerischer Hochkultur zerrissen werden in der Verblendung, der wir so viele der führenden Geister am ehesten zum Opfer fallen sahen. Dagegen hat sich gezeigt, daß die Stärke des Glaubensgeistes ein direktes Maß liefert für die Kraft, mit der Völker und Individuen die zerspaltende und zersetzende Wirkung des Weltkrieges überwinden. Je schwächer der religiöse Sinn, um so wilder und brutaler tobt die chauvinistische Leidenschaft. Frankreich und die kirchenfeindlichen Parteien Italiens sind dafür ein wahres Schulbeispiel, während in Deutschland und Österreich-Ungarn die religiös so leistungsfähige katholische Bevölkerung unter Führung ihrer Bischöfe ein höchstes Maß von Würde und internationalem Anstand bewahrt hat. In Belgien haben allerdings die Augusttage des vorigen Jahres eine Art von Psychose erzeugt, die selbst in dem wirklich religiösen Teil der Bevölkerung den Einfluß des katholischen Geistes und Herzens vorübergehend lähmte. Aber gerade darum können die belgischen Ereignisse keinen Einwand gegen die normal wirkende Heilkraft des Katholizismus bilden. In den neutralen Ländern aber, vorab in Amerika und Spanien,

haben gerade die Katholiken in dem fürchterlichen Strudel von Verleumdung und Verhetzung einen klaren und freien Blick sich zu bewahren gewußt. Lauter Zeichen, daß die katholische Kirche berufen ist, mit einer heiligen Mission des Friedens zu den gemarterten Völkern zu kommen.

* * *

Die Vereinigung der Völker wird nun aber keine Uniformierung sein. Gerade damit würde sie sich selbst zerstören. Die Gemeinschaft muß vielmehr Duldung der Besonderheiten gewähren, muß einem gegenseitigen Austausch und einem verständnisvollen Zusammenarbeiten die Wege bereiten. Die notwendige Differenzierung des Kulturlebens führt zu immer ausgeprägteren Volkscharakteren, sie fordert sehr verschiedenartige politische Systeme und ganz bestimmte und abgeschlossene Zweckverbände. Darum Duldung des Verschiedenartigen! Das scheint zwar theoretisch selbstverständlich, ist aber praktisch nicht ganz leicht. Es bestehen tatsächlich Eigenarten der Völker und Länder, die aufeinander den Eindruck des Fremden, ja des Befremdlichen hervorbringen. Und da gilt es, diese Befremdung zu verschmerzen, die Versuchung zu absprechenden Urteilen und zu unduldsamer Selbstüberschätzung zu überwinden. So hat zum Beispiel die Kultur des Ostens trotz aller Zaubermacht und der geheimnisvollen Anziehung, die sie auf uns ausübt, doch immer auch etwas Abstoßendes, das uns hindert, sie uns jemals restlos anzueignen. Und nehmen wir an, es würde dereinst die Völkerwelt Indiens, Chinas und Japans das Christentum annehmen, auch dann wird selbst ihr religiöses Leben seine Eigenart besitzen, die uns ebenso seltsam anmuten wird wie jetzt die indische Architektur und Spruchweisheit, die japanische Musik und Perspektive. Aber wir müssen uns eben in die Tatsache fügen, daß alles geistige Leben, also auch seine höchste Erscheinung, die Religiosität, sich um so mehr individualisiert, je höher es steigt.

Und auch in unserem europäischen Kulturkreis gibt es befremdliche Eigenarten genug; und wenn uns der lange Friede den deutsch-französischen Gegensatz, den germanisch-romanischen Artunterschied in etwa vergessen ließ, dann hat uns dieser Krieg wieder furchtbar klar gemacht, wie schwer verständlich uns im Grunde das romanische Wesen ist. Die Äußerungen der französischen und italienischen Presse haben uns erst mit Schmerz und Staunen, dann mit Entrüstung erfüllt und zuletzt mit einem unsäglichen Ekel. Sie sind uns widerwärtig bis auf den Grund unserer Seele, be-

sonders in der Art, wie sie zuweilen in religiösen und katholischen Schein sich kleiden. Nun sind es freilich maßlos verzerrte, leidenschaftlich entstellte Gesichter, in die wir da schauen, Karikaturen des wahren Wesens; allein auch Karikaturen haben ihre Wahrheit.

Da ist es nun eine dringende Forderung, daß die verschiedenen Charaktertypen einander Duldung gewähren, auch in der so einheitlichen und streng zentralisierten katholischen Kirche. Eine Germanisierung der Kirche wäre ebenso verhängnisvoll wie die vielberufene und gefürchtete Romanisierung. Weiter müssen die verschiedenartigen Charaktere in lebendige Wechselwirkung und in fruchtbaren Austausch zueinander treten. Nach dem Krieg erst recht und viel mehr als vorher. Nur so kann eine wahre und schöne Harmonie und ein lebensstarker Organismus entstehen und bestehen: ein unum ex pluribus.

Das deutsche Volk hat kraft seines organisatorischen Geschicks, seines Ernstes und der Konsequenz, mit der es ideale Forderungen auch im praktischen Leben aufrecht hält, einen ganz hervorragenden Anteil an der großen Aufgabe, das Christentum einzuführen in die Breite des ganz real erfaßten modernen Lebens: die Staatenbildung, der soziale Aufbau der Gesellschaft und die moderne Wirtschaft bedürfen der Durchdringung mit christlichen Grundsätzen. Aber nur ein Volk, das völlig Ernst macht mit seinen Überzeugungen, das keinen klaffenden Widerspruch duldet zwischen Glauben und Leben, das nur in einer Atmosphäre der inneren und äußeren Wahrhaftigkeit zu leben vermag, kann bei dieser Aufgabe mitwirken; und wenn es dabei noch über Wirklichkeitssinn, geduldigen Arbeitsgeist und Organisationsfähigkeit verfügt, dann hat es geradezu den Beruf dafür von der Vorsehung erhalten. Das deutsche Volk darf in Ehrfurcht dieses Berufes sich freuen. Aber auch das englische könnte hierfür noch in Betracht kommen. Es wäre wenigstens vermessen, ihm jetzt schon für alle Zukunft diesen Beruf abzusprechen.

Immerhin wird das germanische Wesen *allein* der Christenheit nicht genügen; sie bedarf auch des beweglichen Geistes der mehr enthusiastischen Völker, sie bedarf jener ganz eigenartigen seelischen Bereitschaft, für die es nur das Wort élan gibt, sie bedarf der bahnbrechenden und hinreißenden Arbeit der Peter von Amiens, die das gewohnte und sichere Geleise verlassen, die über wohlausgeklügelte Rechnungen sich hinwegsetzen, sie bedarf der kühnen Heiligen, die mit Glaube und Gottvertrauen an das Versetzen von Bergen sich machen.

Aber auch der Mystik bedarf die Christenheit, der Kontemplation des Ostens, die in seelischer Ruhe die inneren Zusammenhänge der Welt mehr ahnt als kühl vernünftig analysiert, die erst den tiefen Geheimnissen und den unbegreiflichen Wundern des Daseins gerecht wird. Die Menschen der praktischen Organisation und der kühnen, raschen Tat sind aber zu dieser Zurückgezogenheit der Seele nicht fähig.

Darum wird die Zukunft des vollinhaltlichen katholischen Lebens wesentlich davon abhängen, daß diese Eigenarten und Eigenbegabungen nicht bloß erhalten werden, sondern auch einander ergänzen und befruchten. Noch viel mehr als je müssen nach dem Krieg die Katholiken aller Länder miteinander in Verkehr und Austausch treten; sie müssen die gesamte eigenartige Kultur des eigenen Landes den andern nahebringen und umgekehrt den Geist des fremden Volkes auf sich wirken lassen; auch in profanen Dingen. Das dringlichste bleibt freilich der religiöse Austausch. Es wird noch viel mehr als bisher erforderlich sein, daß wir in Deutschland die Missionen und den Missionsgeist, die Heiligen und Aszeten, die religiösen Künstler und Gottesgelehrten, die im romanischen Süden so Wunderbares geschaffen haben, und ebenso die Literatur und Liturgie, die glühenden Visionen und die gottverlorene Mystik des altchristlichen Morgenlandes uns geistig nahebringen. Ja selbst der schismatische Orient vermag uns vielleicht noch einmal etwas zu sein. Gewiß ist kirchenpolitisch das Russentum der erbittertste Feind der katholischen Kirche, und die Religiosität des Russen ist jetzt noch unlöslich an den Zarismus gefesselt. Aber innerlich steht die demütige, dienstwillige, gottergebene Seele des einfachen Russen jetzt schon der katholischen Frömmigkeit näher als etwa der liberale Protestantismus in Deutschland oder der Modernismus. Und es könnte gar wohl der Tag kommen, wo die einengenden politischen Fesseln fallen, wo die orientalische Christenheit aus der unseligen Verquickung von Religion und Nationalismus sich herausarbeitet. Dann wird die sanfte Frömmigkeit, die Leidensgeduld, die Spekulation und Mystik des Orients einen wertvollen und unersetzlichen Beitrag liefern zu dem gewaltigen Lebensstrom, der durch die Weltkirche flutet.

Anderseits soll aber auch deutscher Fleiß, deutsche Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit ihren Einfluß üben im Osten und Westen. Nicht durch mechanische Nachahmung. Die Franzosen z. B. werden nie den „Volksverein für das katholische Deutschland" ins Französische übersetzen können, werden nie zu so zielbewußter und geduldiger Kleinarbeit sich verbinden

können, wie sie in den deutschen Organisationen geleistet wird. Aber das deutsche Beispiel und der deutsche Einfluß können doch erziehend, mäßigend, ernüchternd und klärend wirken. Es fehlt dem europäischen Süden noch allzusehr an Reife und Mündigkeit gegenüber dem realen Leben. Er besitzt nicht das Augenmaß für faktische Möglichkeiten und Notwendigkeiten. Ein Volk, das wie das italienische im vergangenen Mai, von einem Dichter und Literaten sich bis zur Sinnlosigkeit und Ruchlosigkeit erhitzen läßt, ist noch unmündig. Es mag sein, daß es in Kunst und feiner Ästhetik eine Begabung besitzt, die von keinem Volk mehr erreicht wird. Aber gerade darin bewährt sich die Reife des Erwachsenen, daß er die von der Subjektivität erzeugte Weltverklärung zu trennen weiß von der Weltwirklichkeit. Gewiß gibt es auch bei uns Deutschen solche einseitige Verehrer des ästhetischen und literarischen Kulturideals, die von dem ganzen Geistesleben nichts kennen und gelten lassen als Goethe oder Heine. Aber kernhaft deutsch ist das nicht. Darum ist nach der Feststellung des Historikers Marcks gerade unserem Bismarck „Goethe nicht Mannes genug gewesen weder im Leben noch in der Dichtkunst". Auch bei den Franzosen vermissen wir den mündigen und reifen Sinn für die Welt, wo „hart im Raume sich die Sachen stoßen"; so sehr wir auch sonst ihren esprit, ihre in normalen Verhältnissen entzückend liebenswürdige Art, ihre Heiterkeit und ihre Kraft zu genialer Konzeption anerkennen. Und so kommt es, daß ihr Benehmen so oft den Eindruck des Kindlichen und Naiven auf uns macht; sie scheinen uns befangen in Selbsttäuschungen und unwirklichen Träumen, in der Weltverschleierung, der die Kinder, Poeten und Enthusiasten so leicht zum Opfer fallen. Es ist das die Kehrseite jener starken Kraft zu Intuition und Inspiration, die Schwäche, unter der die Überflieger, die unbändigen Temperamente und die allzu gewandten Gedanken- und Wortkünstler leiden; sie berauschen sich an Einfällen und Phrasen. Auf diese Geistesverfassung nun wirkt die deutsche Art wie eine Ernüchterung, sehr heilsam, wenn auch nicht immer angenehm. Das ist wohl auch der tiefere Grund, warum wir Deutsche im Ausland so vielfach unbeliebt sind: es fehlt uns an Unmittelbarkeit und Naivität, an liebenswürdigen Schwächen; wir erscheinen zu verständig, zu sachlich, auch zu pedantisch und kleinlich. Auch das ist aber nur der Auswuchs unseres großen nationalen Talentes, des allzeit strengen, geradlinigen und wahrhaftigen Willens zur Sache. Erst in dem gegenseitigen Austausch und in der Durchdringung werden auf allen Seiten die Talente sich ergänzen

und fördern, die Auswüchse und Entartungen aber sich abschleifen und aufheben.

Möge dieser Krieg die geistige Einheit der Nationen nicht ganz zerstören! Möge er Wege öffnen zu einer neuen Völkergemeinschaft bei allseitiger Wahrung der gesunden Eigenarten! Es kommt nicht so sehr darauf an, welche politischen Formen er hervorbringt, wie die Grenzen auf den neuen Landkarten eingetragen werden. Gewiß soll jedes Volk seine sichern Ausgänge in seine Zukunft besitzen, es soll seine Luft, sein Licht, sein Stück Erde, sein Wasser und seinen Himmel haben. Aber viel wesentlicher ist, daß es sein Bestes und Eigenstes, seine Seele rettet. Die Seele aber, die Seele der Sieger und der Besiegten wird für die Dauer der Jahrhunderte nur gerettet in der Einheit der wahrhaft und ehrlich neutralen Kirche. Sie ist die alliebende und allgerechte Mutter der Völker.

P. Lippert S. J.

Die Einheit des sittlichen Bewußtseins der Menschheit.

In Fragen des Geschmacks, der Höflichkeit und des Anstandes herrscht bekanntlich unter den Menschen die größte Verschiedenheit. Zur Begrüßung reichen wir Europäer einander die Hand, nahe Verwandte umarmen und küssen sich. Diese Sitte kommt manchen Naturvölkern lächerlich, ja geradezu unanständig vor. Viele Negervölker begrüßen einander durch Händeklatschen, die Boboko in Kamerun durch Aneinanderlegen der Handflächen. Weitverbreitet ist die Sitte des Entgegenhaltens von Gras oder Zweigen zum Zeichen friedlichen Entgegenkommens. Einige Völker begrüßen einander, indem sie sich gegenseitig mit der flachen Hand über Wangen, Brust und Arme streichen oder sich gegenseitig auf den Bauch klopfen. Einige Ozeanier begrüßen sich durch Aneinanderreiben der Nasenspitzen. Die Dinka spieen sich früher zum Gruße an, eine Sitte, die wir Europäer uns entschieden verbitten würden.

So wechseln die Verkehrssitten von Land zu Land, von Volk zu Volk. Was bei einem Volke als höflich und anständig gilt, wird bei einem andern als unhöflich oder unanständig angesehen.

Ist es auch so auf *sittlichem Gebiete*? Oder gibt es ein *einheitliches und gleichartiges sittliches Bewußtsein der ganzen Menschheit*? Mit andern Worten: Gibt es einen Grundstock von sittlichen Begriffen und Grundsätzen, die wir immer und überall bei allen Menschen antreffen, und die man deshalb als einen allgemeinen, unverlierbaren Besitz der ganzen Menschheit bezeichnen muß?

Zwar begegnen uns auch auf sittlichem Gebiete im einzelnen manche Unterschiede, wie wir gleich zeigen werden; trotzdem kann niemand leugnen, daß wenigstens in der Hauptsache die heutigen Kulturvölker denselben sittlichen Grundanschauungen huldigen. Alle unterscheiden in gleicher Weise zwischen gut und bös, zwischen Recht und Unrecht, zwischen Tugend und Laster; alle reden von Pflicht und Gewissen, von Schuld und Unschuld, von Verbrechen und Strafe; alle halten dafür, daß nur der Schuldige gestraft werden dürfe. Alle tadeln und verabscheuen den Mörder, den

Dieb, den Ehebrecher, den Wüstling, den Trunkenbold, den Lügner, Heuchler, Betrüger; dagegen loben und achten sie den pflichttreuen, gewissenhaften, ehrlichen, wahrhaftigen, dankbaren, gütigen und hilfbereiten Menschen. Kurz, alle anerkennen eine in der Hauptsache gleichartige sittliche Ordnung mit verpflichtenden Normen, die vom Willen des einzelnen unabhängig sind und nach denen sie das eigene und fremde Tun und Lassen beurteilen und loben oder tadeln.

Ist nun dieses einheitliche sittliche Bewußtsein nur eine moderne Errungenschaft der heutigen Kulturmenschheit? Oder nehmen auch die Naturvölker in den Wäldern und Steppen Australiens, Amerikas und Afrikas oder in den Tundren Sibiriens daran Anteil? Und wie steht es mit den Kultur- und Naturvölkern der Vergangenheit, soweit wir von ihnen Kunde haben? Huldigten auch sie von jeher denselben sittlichen Grundanschauungen?

* * *

Bei oberflächlicher Betrachtung könnte diese Frage manchem belanglos erscheinen. Was geht es uns an, was die Kanaken, die Papuas, die Eskimos, Botokuden und Feuerländer über gut und bös denken? oder was die alten Ägypter, Mexikaner und Peruaner darüber gedacht haben? Doch nein, es handelt sich hier um unsere allereigenste Angelegenheit, denn die Frage nach der Einheit des sittlichen Bewußtseins greift tief in die Grundprobleme des menschlichen Daseins ein.

Von ihrer Beantwortung hängt vor allem der Bestand der Moralphilosophie oder Ethik ab. Der Moralphilosoph ist kein bloßer Redner, der die Menschen durch die Macht der Beredsamkeit für gewisse Ideen gewinnen und begeistern will. Er ist auch kein bloßer Geschichtschreiber, der nur feststellt, was man irgendwann und irgendwo für gut oder böse angesehen hat. Er sucht vielmehr zu erforschen, was seiner Natur nach gut oder bös, lobens- oder tadelnswert und als solches von allen urteilsfähigen Menschen anzuerkennen sei.

Wenn der Moralphilosoph die Behauptung aufstellt, der Mord, der Ehebruch, der Meineid, der Vaterlandsverrat sind schlecht und verwerflich, so will er damit nicht sagen, das gelte bloß für Deutschland oder Frankreich oder bloß für die Kulturvölker der Jetztzeit, sondern diese Handlungen seien an sich und ihrer Natur nach und deshalb immer und überall schlecht und strafwürdig. Gibt es aber keine allgemeinen, für alle Menschen aller Zeiten giltigen sittlichen Begriffe und Grundsätze, dann hat die Ethik

abgewirtschaftet, sie ist beschäftigungs- und brotlos geworden. Mit Recht sagt Th. Lipps[1]: „Es gebe, so versichert man, kein für alle Zeiten und Menschen gültiges Sittliche. Angenommen, es wäre so, dann gibt es auch keine Ethik." Und auch Ed. Westermarck[2] gesteht: „Wenn es keine allgemeinen sittlichen Wahrheiten gibt, so kann es auch nicht das Ziel wissenschaftlicher Ethik sein, Regeln für das Betragen der Menschen aufzustellen."

Wie für die Moralphilosophie, so ist auch *für die gesamte Weltanschauung* die Frage nach der Einheit des sittlichen Bewußtseins von tiefgreifendster Bedeutung. Ihre Beantwortung entscheidet über Sein und Nichtsein des Theismus und damit auch des Christentums.

Schon die bloße Vernunft vermag das Dasein Gottes, des Schöpfers und Endzieles aller Dinge, und ebenso die Geistigkeit und Unsterblichkeit der menschlichen Seele, die Willensfreiheit usw. mit voller Sicherheit zu erkennen. Wie alle geschaffenen Dinge mußte Gott auch die Menschen durch ihre Natur selbst zu ihrem Ziele hinbewegen. Das konnte aber nicht durch bloße blinde Naturtriebe und Instinkte geschehen, da der Mensch ein vernunftbegabtes, freies Wesen ist, sondern nur durch natürliche Erkenntnisse, d. h. durch Erkenntnisse oder Begriffe und Grundsätze, die zwar dem Menschen nicht angeboren sind, zu denen er aber durch natürliche Veranlagung und Neigung von selbst gelangt. Diese allgemeinsten sittlichen Begriffe und Grundsätze, die sich jeder Mensch vermöge der vom Schöpfer ihm verliehenen Anlage und Neigung naturnotwendig bildet, werden mit Recht als der Ausdruck des weltordnenden Vernunftwillens Gottes angesehen. Sie sind eine Teilnahme an dem ewigen Gesetz, nach dem der Schöpfer alle Wesen ihrer Natur und ihrem Ziele entsprechend leitet und regiert. Und weil alle Menschen im wesentlichen dieselbe Natur haben, sind auch diese Grundsätze allgemein gültig und unwandelbar.

Die Erkenntnis dieses allgemein gültigen Naturgesetzes liegt der Vernunft so nahe, daß sie uns schon bei den *vorchristlichen heidnischen Völkern* begegnet. Die griechischen und römischen Dichter und Philosophen reden oft von den unwandelbaren Gesetzen, welche die Götter den Menschen gegeben haben, die über allen Menschensatzungen stehen, und von denen uns keine irdische Macht entbinden kann.

---

[1] Die ethischen Grundfragen (1899) 2.

[2] Ursprung und Entwicklung der Moralbegriffe, deutsch von L. Katscher, I, Leipzig 1907, 14.

Bei Sophokles antwortet die Antigone dem König Kreon, der ihr die Bestattung der Leiche ihres Bruders verboten hatte: „Nicht so gewaltig deuchte mir dein Machtgebot, daß weichen müßte seinem flüchtigen Menschenlaut der Götter ungeschriebenes, unumstößliches Recht ... das ist in Kraft nicht heut und gestern; ewig lebt's, und keiner weiß, von wannen es der Welt erschien. Das sollte nicht, weil Menschensatzung euch geschreckt, mich einst verdammen vor der Götter Angesicht."

Ähnliche Hinweise auf die unwandelbaren, alle Menschen beherrschenden Gesetze der Götter oder des Zeus, der sozusagen den Willen aller Götter in dem seinigen vereinigt, findet man bei Plato, Aristoteles, Zeno, Pindar, Kleanthes u. a.[1]

Cicero[2] sagt wiederholt, und zwar mit Berufung auf die weisesten Männer der Vorzeit, über allen menschlichen Gesetzen stehe ein ewiges, die ganze Welt beherrschendes Gesetz, von dem uns kein Volks- oder Senatsbeschluß entbinden könne, und dieses Gesetz stamme aus der weltbeherrschenden Vernunft Gottes.

Lange vor den Griechen und Römern haben die orientalischen Weisen dieselbe Idee oft ausgesprochen. Über die Verehrung Varunas nach dem Rigveda sagt der Sanskritforscher R. Roth[3]: „Die Bewunderung der nie wankenden, unverletzlichen Ordnung im Leben der Natur und des Geistes hat die alten Frommen zur Verherrlichung des Gottes (Varuna) geführt, dessen Weisheit sie diese Gesetze zuschrieben, und sie können nicht satt werden, diese Unantastbarkeit, Ewigkeit und innere Wahrheit seiner Satzungen, die unerschütterlich sind als wären sie auf einem Gebirge gegründet, zu preisen."

Im Schuking, einem der ältesten heiligen Bücher Chinas, spricht ein weiser Ratgeber zum König Kao-tsang (ca 1324 v. Chr.): „Nicht der Himmel verdirbt die Menschen, sondern die Menschen verderben sich selbst durch Übertretung seiner ewigen Gesetze."

Das Christentum hat diese Lehre von dem aus Gott stammenden, allgemeinen natürlichen Sittengesetz allseitiger erklärt und tiefer begründet. Wie der heilige Apostel Paulus schreibt, sind die Heiden, die nie etwas von der übernatürlichen Offenbarung gehört haben und kein ge-

[1] Vgl. hierüber Cathrein, Moralphilosophie[5] I (1911) 378.
[2] Vgl. z. B. De leg. II 4.
[3] Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft VI 70.

schriebenes Gesetz besitzen, sich selbst Gesetz, da sie ein Gesetz in ihrem Herzen tragen, das Gott in dasselbe geschrieben, und nach diesem Gesetz in ihrem Gewissen werden sie am Tage des Gerichtes zur Rechenschaft gezogen werden[1].

Im Anschluß an diese Worte des hl. Paulus reden die Kirchenväter sehr häufig von dem natürlichen Sittengesetz, das Gott allen Menschen ins Herz gegraben. Nach dem hl. Augustinus[2] gibt es „keine des vernünftigen Denkens fähige Seele, in deren Gewissen Gott nicht seine Stimme vernehmen ließe". „Den Diebstahl", sagt er an einer andern Stelle[3], „bestraft ohne Zweifel dein Gesetz, o Herr, und das in die Herzen der Menschen geschriebene Gesetz, das nicht einmal die Ruchlosigkeit auszutilgen vermag. Denn welcher Dieb erträgt es mit Gleichmut, wenn er bestohlen wird?" Und wiederum[4]: „Die Wahrheit hat durch die Hand unseres Schöpfers in unsere Herzen geschrieben: ‚Was du nicht willst, das man dir tu, das tue auch einem andern nicht.' Es wurde nicht zugelassen, daß jemand dies nicht wisse, damit auch diejenigen, denen kein (geschriebenes) Gesetz gegeben wurde, zur Rechenschaft gezogen werden könnten."

Der hl. Hieronymus schreibt[5]: „Daß das natürliche Gesetz in unsere Herzen geschrieben sei, lehrt der Apostel. So umfaßt ein Gesetz, welches in unsere Herzen geschrieben ist, alle Nationen, und es gibt keinen Menschen, der dieses Gesetz nicht kennt."

Die Gottesgelehrten, besonders der große hl. Thomas von Aquin[6], haben diese Lehre von dem alle Menschen umfassenden natürlichen Sittengesetz in der lichtvollsten und tiefsinnigsten Weise erklärt und begründet. Damit ist die Einheit des sittlichen Bewußtseins der Menschheit, wenigstens der Hauptsache nach, von selbst gegeben, und alles, was auf christlichem Boden stand, hielt bis in die neueste Zeit daran fest.

Heute dagegen wird diese Einheit des sittlichen Bewußtseins von den Anhängern der modernen Entwicklungstheorie schroff abgelehnt, und zwar von ihrem Standpunkt ganz folgerichtig. — Selbstverständlich rede ich hier nicht von der Entwicklungslehre in den Schranken, in denen sie auch der christliche Forscher annehmen kann und die für den überweltlichen Gottschöpfer sowie für die geistige, mit freiem Willen begabte Seele Raum läßt, sondern von der Entwicklungstheorie im extremen Sinne, die sich zu einer ganz gottentfremdeten Weltanschauung ausgebildet hat.

[1] Röm 2, 14—16. [2] De sermone Domini in monte l. 2.
[3] Enarr. in Ps 118, sermo 26. [4] Enarr. in Ps 57, n. 1.
[5] Epist. 21 (Migne, P. lat. XXII 1029). [6] S. th. 1, 2, q. 93 94.

Diese monistisch gerichtete Entwicklungstheorie kennt überhaupt kein unwandelbares, ewiges Sein, alles ist nach ihr in einem beständigen Fluß des Entstehens und Vergehens begriffen. Geist und Materie sind entweder nur zwei Seiten desselben Seins (Pantheismus), oder der Geist ist nur eine Funktion der Materie (Materialismus). Der Mensch ist nicht ein von den übrigen Organismen durch eine unüberbrückbare Kluft getrenntes Wesen. Wie Pflanzen und Tiere vermöge rein chemischer und physikalischer Prozesse aus der anorganischen Natur entstanden sind, so ist der Mensch auf demselben Wege durch allmähliche Umbildung aus einer Tierart hervorgegangen. Es sind also in ihm keine andern Stoffe und Kräfte vorhanden als sonst in der Natur, wo sich alles nach naturnotwendigen Prozessen abspielt. Von Willensfreiheit kann deshalb keine Rede sein, und wenn der Mensch stirbt, löst er sich restlos in Staub auf. Der Glaube an eine persönliche Unsterblichkeit ist ein eitles Phantom.

Wie der Mensch selbst, ist auch sein „geistiges" Leben nur das Produkt eines langen Entwicklungsprozesses, und es gibt deshalb, wie Paulsen[1] sagt, keine absoluten und ewigen Wahrheiten. „Die Wirklichkeit ist in beständigem Fluß, ihr folgt die Erkenntnis." Und Th. Achelis[2] steht nicht an zu behaupten: „Nur in einem ununterbrochenen organisierten Prozesse einer Anpassung und der damit verknüpften Auslese gewisser, durch natürliche Anlage bevorzugter sozialer Gruppen haben sich alle geistigen Güter der Menschheit, wie Sprache, Religion, Mythologie, Recht, Sitte, Kunst usw., gebildet."

Gibt es überhaupt keine unwandelbaren Wahrheiten, so fehlen sie auch auf sittlichem Gebiete, und die bisher angenommene Einheit des sittlichen Bewußtseins der Menschheit erweist sich als ein Irrtum. Nach Herbert Spencer[3] kann die heutige Forschung die Einheit und Allgemeinheit des menschlichen Gewissens, das noch von Kant vorausgesetzt wird, nicht mehr anerkennen, und Fr. Jodl[4] meint geradezu, kein Völkerpsycholog werde heute die alte Schulmeinung von den unveränderlichen und ewigen Normen der Sittlichkeit noch aufrecht erhalten wollen.

Es wäre vergeblich, die Evolutionisten durch philosophische oder gar theologische Erwägungen widerlegen zu wollen. Solche Erwägungen prallen

---

[1] Immanuel Kant. Sein Leben und seine Lehre (1899) 401.
[2] Ethik (1904) 27.
[3] Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik XCV 58.
[4] Religion, Moral und Schule (1892) 9.

machtlos an ihnen ab. Das gilt um so mehr, als sie sich mit Vorliebe zugunsten ihrer Entwicklungstheorie auf die Tatsachen der Völkerkunde berufen. Nach Th. Achelis[1] hat es sich durch die Völkerkunde „herausgestellt, daß wir von keinem allgemeinen, überall gültigen Sittengesetz zu sprechen befugt sind, daß vielmehr der Inhalt der sittlichen Normen unvergleichbar schwankt, und daß endlich die Moral das organische Ergebnis eines großen sozialen Prozesses ist, der in der Hauptsache sich mit dem gleichfalls im Völkerleben allmählich gewachsenen Rechte deckt. Sittlichkeit ist der entsprechende Ausdruck einer bestimmten Organisationsstufe, welche der einzelne je nach Fähigkeiten und Anlage in sich verkörpert".

Ist diese Ansicht wirklich durch die Tatsache der Völkerkunde begründet? Mit andern Worten: Was sagt die ehrlich und redlich befragte Völkerkunde zur Frage der Einheit des sittlichen Bewußtseins der Menschheit? Das ist die Frage, die es zu untersuchen gilt, wenn man sich mit den Entwicklungstheoretikern wirksam auseinandersetzen will. Vor den Tatsachen müssen sich alle Theorien beugen. Diese Tatsache des sittlichen Bewußtseins festzustellen, gehört zu den Aufgaben der Ethnographie[2].

Es könnte scheinen, die Ethnographie habe längst ihre Aufgabe gelöst. Das ist, so weit es sich um die äußeren Kulturzustände der Menschheit handelt, im großen und ganzen der Fall. Unzählige Reisende haben die Erde nach allen Richtungen bis in den letzten Winkel durchwandert und durchforscht und alles, was sie gesehen und gehört, eingehend beschrieben. Große Dienste leistete ihnen der photographische Apparat, der mit unfehlbarer Sicherheit alles Gesehene aufnimmt und festhält. Dazu kommen noch die Museen für Völkerkunde, in denen die verschiedensten Gegenstände aus allen Ländern (Wohnungen, Kleider, Schmucksachen, Waffen, Hausgeräte, Werkzeuge, Musikinstrumente, Gewebe usw.) entweder in natürlichem Zustande oder in getreuen Nachbildungen gesammelt sind. So besitzen wir

[1] A. a. O.

[2] Die Völkerkunde pflegt eingeteilt zu werden in die Ethnographie und die Ethnologie. Die Ethnographie ist rein beschreibender Natur und sucht die tatsächlichen Kulturzustände kritisch festzustellen und zu schildern; die Ethnologie ist sozusagen die Philosophie der Ethnographie, sie sucht aus den festgestellten Tatsachen durch Vergleichung der verschiedenen Völker Schlüsse zu ziehen in Bezug auf die Entstehung und Entwicklung der Kulturzustände. Vgl. diese Zeitschrift LXXXV (1913) 477 ff.

heute ein ziemlich zutreffendes und vollständiges Bild von den äußeren Kulturzuständen der Völker, die den Erdball bewohnen.

Anders verhält es sich auf dem Gebiete der sittlichen und religiösen Anschauungen. Hier bleibt noch sehr viel zu leisten. Wir besitzen allerdings auch für dieses Gebiet schon ein reiches und wertvolles Material, aber es findet sich nirgends in ausreichender Weise zusammengestellt. Es liegt in unzähligen Werken, Broschüren, Berichten, Zeitschriften der verschiedensten Art zerstreut, die oft schwer zugänglich sind.

Dieser empfindliche Mangel hat mich veranlaßt, den sittlichen Anschauungen der verschiedenen Völker nachzuforschen und sie geordnet zusammenzustellen. Das Ergebnis dieser Arbeit habe ich in dem Werke: „Die Einheit des sittlichen Bewußtseins der Menschheit" vor kurzem veröffentlicht [1].

Schon seit mehr als dreißig Jahren beschäftigte ich mich neben moralphilosophischen Studien vielfach mit ethnographischen und ethnologischen Fragen, die mit der Ethik mancherlei Berührungspunkte haben. Im Laufe der Jahre häufte sich das angesammelte Material. Einen kleinen Auszug aus demselben veröffentlichte ich schon in den vier ersten Auflagen der „Moralphilosophie" [2] unter dem Titel: „Überblick über die sittlichen Anschauungen der wichtigsten Kultur- und Naturvölker." Allmählich aber gewann ich die Überzeugung, daß ein solcher „Überblick" den Bedürfnissen der heutigen Zeit nicht mehr genüge, daß vielmehr eine möglichst vollständige Gesamtdarstellung der sittlichen Anschauungen aller Völker dringend notwendig geworden sei. Ich entschloß mich deshalb, das gesammelte Material allseitig zu ergänzen, zu sichten, zu ordnen und herauszugeben.

Die Arbeit war wahrlich nicht gering. Die Reiseliteratur älterer und neuerer Zeit füllt ganze Bibliotheken. Außer den eigentlichen Reisewerken mußten dann die unzähligen ethnographischen, ethnologischen und geographischen Zeitschriften, ferner die sehr zahlreichen katholischen und protestantischen Missionszeitschriften durchsucht werden, die vielfach jedes Inhaltsverzeichnis als überflüssigen Luxus anzusehen scheinen. Auch in

[1] Der volle Titel des Werkes lautet: Die Einheit des sittlichen Bewußtseins der Menschheit. Eine ethnographische Untersuchung. 3 Bde. gr. 8° Freiburg 1914, Herder. Bd I: Die Kulturvölker. Die Naturvölker Europas, Asiens und Afrikas (nördliche Hälfte). (XII u. 694) Bd II: Die Naturvölker Afrikas (südliche Hälfte) und Nordamerikas. (X u. 654) Bd III: Die Naturvölker Südamerikas, Australiens und Ozeaniens. (VIII u. 592)

[2] Im Anhang zum I. Band.

Archiven habe ich nach Briefen und Berichten von Missionären gesucht, die zuweilen interessante Notizen enthielten.

Eine Freude bei der mühevollen Arbeit gewährte mir die sich mit immer größerer Evidenz aufdrängende Überzeugung, daß auch ethnographisch die Einheit des sittlichen Bewußtseins über allen Zweifel feststehe, wenn man diese Einheit nur richtig auffaßt. Leider fehlt es bei vielen Forschern gar sehr an dieser richtigen Auffassung, und deshalb dürfte es angezeigt sein, diesen Punkt eingehender darzulegen.

Es ist gewiß unbestreitbar, daß uns beim Rundblick über die Erde eine große Verschiedenheit in manchen sittlichen Anschauungen entgegentritt. Viele Völker hielten den Kindermord, die Tötung alter Eltern, die Kopfjägerei für zulässig, andere betrachteten die gröbste Unzucht und selbst Blutschande im Dienste der Götter als erlaubt. Menschenopfer und Kannibalismus waren bei nicht wenigen Völkern in Schwang und galten sogar als strenge Pflicht. Die Vielweiberei herrscht noch heute ziemlich allgemein bei den nichtchristlichen Völkern, zuweilen begegnet uns sogar die Vielmännerei. Wo bleibt da, so fragen viele Ethnologen, die Einheit des sittlichen Bewußtseins? Sehen wir einmal zu.

Oben wurde bereits darauf hingewiesen, daß sich jeder Mensch, sobald er zum Vernunftgebrauch gelangt, kraft angeborener Veranlagung gewisse allgemeine Begriffe und Grundsätze der theoretischen und praktischen Ordnung bildet. Der allererste Begriff der praktischen Ordnung ist der Begriff von gut und bös. Wie jedes Lebewesen, so hat auch der Mensch den angebornen Trieb, das zu erstreben, was seiner Natur angemessen und förderlich, und das zu fliehen, was derselben unangemessen und schädlich ist. Sobald das Kind in die Jahre der Unterscheidung kommt und wenigstens praktisch erkennt, daß es mehr ist als ein bloßes Tier, bildet es sich den Begriff dessen, was ihm nach seiner Natur angemessen und erstrebenswert, d. h. gut ist, und ebenso den Begriff dessen, was ihm unangemessen und verabscheuenswert, d. h. bös oder schlecht ist, und unwillkürlich sieht es ein, daß es das Gute erstreben und tun, das Böse fliehen und unterlassen soll.

Das Kind erkennt ferner bald, daß es seiner Natur nach auf das Zusammenleben mit andern angewiesen ist. Es will sich selbst in seinem Leben, seiner Gesundheit, seinem Besitz erhalten und fordert, daß ihm darin niemand Schaden zufüge. Es erkennt aber ohne langes Nachdenken, daß es diese Forderung nur dann vernünftigerweise gegen andere erhebt, wenn

es sich selbst ihnen gegenüber an sie hält. Daher die allen Menschen von früher Jugend einleuchtenden Grundsätze: Füge andern nicht zu, was du selbst nicht erdulden willst; tue kein Unrecht usw.

Daß in der Tat das Kind schon frühzeitig und von selbst zur Kenntnis der allgemeinsten sittlichen Grundsätze gelangt, zeigt die Erfahrung. Man braucht ihm nur die Überzeugung beizubringen, irgend ein Tun sei schlecht, unvernünftig oder unrecht, und sofort wird es dasselbe verurteilen. Es kennt also schon den Grundsatz, daß man nichts Böses oder Unrechtes tun, daß man sich vernünftig betragen solle usw., wenn es auch im einzelnen noch nicht weiß, was gut und bös ist. Aus diesen allgemeinsten Grundsätzen kommt es leicht durch eigene Tätigkeit oder fremde Belehrung zur Erkenntnis der naheliegenden und von selbst einleuchtenden Schlußfolgerungen, z. B. daß man nicht töten, stehlen, lügen dürfe usw. Diese unmittelbaren Schlußfolgerungen aus den allgemeinsten sittlichen Grundsätzen sind im sog. Dekalog (10 Gebote Gottes) enthalten, den jeder normale Mensch von selbst im Gewissen zur Beurteilung seiner eigenen und fremden Handlungen verwendet, und der im wesentlichen ein Gemeingut aller denkfähigen Menschen ist. Daß, von besondern Umständen abgesehen, Mord, Diebstahl, Ehebruch, Verleumdung, Meineid, Vaterlandsverrat, rohe Mißhandlung und Beschimpfung der Eltern usw. verabscheuenswert und strafwürdig sind, weiß jeder normale Mensch.

Ich sagte: „von besondern Umständen abgesehen." Auch der Wilde sieht ein, daß die mutwillige Tötung eines unschuldigen Stammesgenossen verwerflich ist. Aber ist es verwerflich, den Angehörigen eines fremden Stammes, mit dem er und die Seinigen auf beständigem Kriegsfuß leben, gelegentlich zu überfallen und mit der Keule oder dem Bogen niederzustrecken? Im Krieg halten auch wir Europäer es für recht, den feindlichen Soldaten niederzuschießen. Das ist Kriegsrecht. Zwischen den wilden Völkerschaften herrscht aber vielfach beständiger Krieg und deshalb ewiges Kriegsrecht. Berücksichtigt man dazu noch die Art und Weise ihrer Kriegführung, die nicht in offenen Schlachten, sondern in listigen Hinterhalten und Überfällen besteht, so begreift man leicht, wie die Wilden trotz des ihnen bekannten „Du sollst nicht töten" zur Überzeugung kommen konnten, daß das Töten und Skalpieren eines Angehörigen des feindlichen Stammes erlaubt, ja eine ihrem Volke nützliche und tapfere Tat sei.

Ähnliches läßt sich von manchen andern Gebräuchen oder Mißbräuchen und Abirrungen sagen, wie das in der Einleitung zu dem genannten

Werke „Die Einheit des sittlichen Bewußtseins der Menschheit" (S. 13 ff) eingehend dargelegt wird.

Wenn hier die Allgemeingültigkeit und Unwandelbarkeit der sittlichen Ordnung behauptet wird, so sind darunter selbstverständlich nicht die konkreten Anwendungen und Schlüsse zu verstehen, zu denen man aus den allgemeinen Grundsätzen gelangt, sondern die allgemeinen Begriffe und Grundsätze selbst, die im Dekalog enthalten sind oder von demselben vorausgesetzt werden. In den Schlußfolgerungen und Anwendungen mögen sich viele Irrtümer einschleichen, besonders in Dingen, die übersinnlicher Natur sind und dem Menschen schwere Pflichten auferlegen, aber die allgemeinsten Grundsätze sind ein Gemeingut aller Menschen. Das glaube ich im genannten Werke mit voller Evidenz ethnographisch nachgewiesen zu haben, und zwar zum ersten Male in ausreichender Weise.

Zwar besitzen wir schon manche ethnographischen Werke, die auch viel Material über die sittlichen Anschauungen der Völker bieten. So namentlich das auch heute noch wertvolle Werk von Th. Waitz und G. Gerland: „Die Anthropologie der Naturvölker" [1], „Die Völkerkunde" von O. Peschel und Fr. Ratzel [2], ferner die trefflichen Werke von Wilh. Schneider: „Die Naturvölker" [3] und „Allgemeinheit und Einheit des sittlichen Bewußtseins" [4]. Aber seit dem Erscheinen dieser Werke ist ein reiches Material zu Tage gefördert worden, das den Verfassern noch nicht zu Gebote stand. Außerdem handelt es sich bei denselben um Darstellungen der Gesamtkultur der Menschheit, in denen die sittlichen und religiösen Anschauungen naturgemäß nicht die genügende Berücksichtigung finden konnten. Endlich verallgemeinern die meisten dieser Werke noch allzusehr.

Will man ein völlig zuverlässiges Bild von den sittlichen Anschauungen der Menschheit erlangen, so darf man nicht ganze Völkergruppen, z. B. die Australier, die Neger Afrikas, die Indianer Brasiliens, als Einheit zusammenfassen. Australien beherbergt sehr viele, weit voneinander wohnende Stämme, die in sehr vielen Punkten voneinander abweichen, so daß eine Gesamtschilderung notwendig ein schiefes oder falsches Bild geben muß. Was von einem Stamme wahr, ist von einem andern nur halb wahr, von einem dritten geradezu falsch. Dasselbe gilt von den allgemeinen Sittenschilderungen der afrikanischen Neger, der Melanesier usw. Deshalb habe ich es vorgezogen, die einzelnen Völker oder Stämme gesondert zu betrachten

[1] 6 Bände, Leipzig 1859—1872. [2] 6. Auflage (1875).
[3] 2 Bände, Paderborn 1885—1886. [4] Köln 1895.

und darzustellen. Das ist allerdings ein längerer und mühsamerer Weg, aber er führt zu sichereren Ergebnissen. Ich habe der Reihe nach die Kulturvölker, sodann die Naturvölker der verschiedenen Weltteile geschildert. Natürlich war eine erschöpfende Behandlung aller Stämme eine Unmöglichkeit; ich mußte mich auf die wichtigsten Stämme aller Weltteile beschränken. Doch kommen so viele Völker aller Länder zur Darstellung, daß der Induktionsbeweis für die Einheit des sittlichen Bewußtseins der Menschheit meines Erachtens als vollständig erbracht angesehen werden kann.

Die Quellen, aus denen ich geschöpft habe, sind verschieden, je nachdem es sich um Kultur- oder Naturvölker handelte. Für die Kulturvölker waren meine Quellen die schriftlichen und andern historischen Denkmäler, namentlich die sog. heiligen Bücher, die in großer Zahl erhalten sind, und die es uns ziemlich leicht machen, ein wenigstens in den Hauptzügen zutreffendes Bild der religiösen und sittlichen Anschauungen der verschiedenen Völker zu gewinnen. Viel größer ist die Schwierigkeit in Bezug auf die Naturvölker, die keine Schrift und keine eigentliche Geschichte besitzen. Hier sind wir fast ganz auf das Zeugnis der Reisenden, Beamten, Missionäre usw. angewiesen. Mit Vorliebe habe ich mich auf das Zeugnis der katholischen und protestantischen Missionäre berufen.

Nicht als ob ich das Zeugnis der Forschungsreisenden außer acht gelassen hätte. Ein Blick in das Werk kann den Leser überzeugen, wie wenig das der Fall ist. Aber die Untersuchungen haben oft genug ergeben, daß die Angaben der Reisenden über die sittlich-religiösen Anschauungen der von ihnen besuchten Völker mit großer Vorsicht aufzunehmen sind. Der Grund davon liegt in der Schwierigkeit der Aufgabe.

Soweit es sich um äußere Kulturzustände handelt, verdienen die Reisenden, die heute schon die ganze Erde bis in den letzten Winkel durchwandert und geschildert haben, unser volles Vertrauen. Hier befinden sie sich auf ihrem eigentlichen Forschungsgebiete und werden, wie schon bemerkt, wesentlich unterstützt durch die photographischen Apparate. Ganz anders liegt die Sache auf dem geistigen Gebiet der sittlichen und religiösen Anschauungen. Um diese Anschauungen genau kennen zu lernen, muß man nicht nur die Sprache der Naturvölker beherrschen, sondern sich auch in ihr Denken und Reden hineingelebt haben. Das gilt besonders von den eigentlichen Wilden. Es ist falsch, zu behaupten, die Wilden hätten keine allgemeinen Begriffe; aber sie denken über derlei Dinge nicht nach und sind deshalb nicht imstande, sie zu erklären.

Man darf sich darüber nicht wundern. Man frage einen ungebildeten Europäer, was gut und böse, was das Gewissen, was die Seele sei usw., und er wird uns verwundert anblicken. Er weiß es praktisch, aber er kann es nicht erklären. Wenn das bei einem Europäer mitten in einem Kulturvolke der Fall ist, um wie vielmehr bei einem sorglos in den Tag hineinlebenden Wilden.

Dazu kommt, daß die Wilden große Scheu tragen, über ihre religiösen Ansichten und über alles, was damit zusammenhängt, mit Fremden zu reden. Diese Scheu hat oft ihren Grund in der abergläubischen Furcht vor dem Zorn der überirdischen Mächte, welche nach ihrer Meinung den Verrat der religiösen Geheimnisse an Fremde schwer bestrafen. Auch die Besorgnis, sich in den Augen der Ausländer, der Europäer lächerlich zu machen, spielt mit, weil er sich nur ungeschickt ausdrücken kann oder vielleicht auch eine dunkle Ahnung hat, manches von dem, was er mitteilen soll und das ihm als heilig gilt, könne dem Zivilisierten abgeschmackt vorkommen.

Wird der Wilde über seinen religiösen Glauben ausgefragt, so geht es ihm wie einem Kinde, das eine Prüfung bestehen soll und sich möglichst bald dieser gefährlichen Situation zu entziehen sucht. Er schützt deshalb Unwissenheit vor oder antwortet auf eine an ihn gerichtete Frage mit einem runden Nein, bloß um den Fragesteller los zu werden. Manchmal redet er auch diesem gern nach dem Munde. Die Wilden sind schlauer, als manche meinen, und merken bald, was der Forscher zu hören wünscht.

Es ist deshalb auch nicht zu verwundern, daß man oft auf dieselbe Frage die verschiedensten und widersprechendsten Antworten erhält. Selbst die Missionäre klagen oft über die große Schwierigkeit, durch Ausfragen in die Psychologie des Naturmenschen einzudringen. Um wieviel mehr müssen die Antworten mit Mißtrauen aufgenommen werden, welche Reisende erhalten, die nur kurze Zeit bei einem Volke verweilen, seine Sprache nur unvollkommen beherrschen und sich vielleicht mit einem Dolmetscher behelfen müssen!

Bei manchen Reisenden kommen noch andere Gründe mehr persönlicher Art in Betracht, die sie bei ihren Forschungen behindern. So wissenschaftlich gebildet dieselben in anderer Beziehung auch sein mögen, an ihren Kenntnissen über Religion und Moral tragen sie nicht schwer. Was aber noch verhängnisvoller wirkt, ist der Umstand, daß sehr viele von ihnen ganz von der extremen Entwicklungstheorie beherrscht sind, die den Menschen durch allmähliche Umbildung aus einer Tierart entstehen läßt. Und diese Entwicklungslehre wird von ihnen nicht etwa als eine erst noch zu

beweisende Hypothese, sondern als eine völlig ausgemachte, bombenfeste Wahrheit behandelt, die ihr ganzes Denken und Forschen beherrscht und sie überall Bestätigungen dieser Anschauung finden läßt. Selbst Fr. Ratzel schreibt von solchen Forschern: „Sie suchen überall ‚Urzustände' und ‚Entwicklung'. Hat man nicht das Recht, mit einigem Argwohn auf wissenschaftlichem Gebiete solchem Suchen zu begegnen, das im voraus schon so gut weiß, was es finden will? Die Erfahrung lehrt, wie sehr dabei die Gefahr der Voreingenommenheit liegt." [1]

Alle zur Erforschung der sittlichen und religiösen Gedankenwelt der Naturvölker nötigen Eigenschaften finden sich wenn auch nicht ausschließlich, so doch vorzüglich bei den Missionären, die vielfach einen großen Teil ihres Lebens unter den Eingebornen zubringen, nicht selten ihre Sprache vollkommen beherrschen, ihr volles Vertrauen besitzen, mit ihnen täglich ja fast stündlich verkehren und schon um der Missionsaufgabe willen die religiösen Anschauungen ihrer Pflegebefohlenen erforschen müssen. Früher sprachen manche Forscher und Reisende nur mit Geringschätzung von dem Zeugnis der Missionäre, weil dieses mit ihren Systemen nicht übereinstimmen wollte; doch ist hierin ein Wandel eingetreten. Die bedeutendsten Ethnographen anerkennen wenigstens praktisch, daß in sittlichen und religiösen Fragen der Naturvölker die Missionäre vor allem gehört zu werden verdienen. So schreibt F. Speiser [2] über die Erforschung des Geisteslebens der Wilden: „Ohne genaue Kenntnis der Sprache und großes Beobachtungsmaterial ist es kaum möglich, zu einwandfreien Resultaten zu kommen, zumal die Alten ihre Kenntnisse nicht preisgeben und die Jungen nur weniges wissen. Dolmetscher sind kaum von Nutzen, auch hilft direktes Ausfragen der Leute wenig, da sie dann mißtrauisch werden und bald geistig ermüdet diejenigen Antworten geben, die, wie sie glauben, am ehesten befriedigen, um möglichst rasch dem Verhör ein Ende zu machen. Es bedarf völliges Beherrschen der Lokalsprache, große Kenntnis der Eingebornen und ihrer Sitten und ihr Vertrauen, um der Lösung solcher Probleme näher zu kommen, und dies sind Bedingungen, die sich beim Missionär am ehesten vereinigen."

Obwohl der eigentliche Gegenstand der Untersuchung die sittlichen Ideen der Völker waren, mußten doch auch ihre religiösen Ansichten in den wesentlichsten Zügen dargelegt werden. Das war schon deshalb notwendig,

[1] Völkerkunde I² (1894) 14.

[2] Südsee, Urwald, Kannibalen, Leipzig 1913, 64.

weil heute von so vielen Ethnologen kühn behauptet wird, die Religion sei ursprünglich nicht „ethisch bestimmt" gewesen. So schrieb noch unlängst A. C. Haddon[1], bei den Wilden sei die Moral vollständig von der Religion getrennt, auch wenn man die Religion in der rudimentärsten Form auffasse. Ich mußte deshalb wenigstens in Kürze den Glauben der Völker an Gott oder Götter oder Geister und ebenso ihre Auffassung vom Verhältnis des Menschen zu diesen überirdischen Wesen, wie sie sich in Opfern, Gebeten, Festen u. dgl. offenbart, darlegen. Auch ihr Glaube an das jenseitige Los der Verstorbenen mußte untersucht werden. Den Beweis für den Glauben der Völker an ein Fortleben nach dem Tode habe ich mit einer solchen Fülle von zuverlässigen Zeugnissen und in solcher Allgemeinheit erbracht, wie meines Wissens noch niemand vorher.

Wer alle die Schwierigkeiten überschaut, die ein Werk wie das vorliegende zu überwinden hatte: die große Zahl der zu behandelnden Stämme aus allen Zonen, die ungeheure Masse von teilweise schwer zu beschaffender Literatur, die bewältigt werden mußte, der wird gewiß geneigt sein, nachsichtig über das Geleistete zu urteilen. Der Verfasser selbst ist sich wohl bewußt, wie viel auf diesem Gebiete noch zu leisten übrig bleibt. Er betrachtet sein Werk nur als einen ersten gründlichen Versuch einer Gesamtdarstellung des sittlichen Bewußtseins der Menschheit. Andere werden hoffentlich folgen und das hier Gebotene ergänzen und vervollkommnen.

[1] Expository Times XXIII 404.

V. Cathrein S. J.

Krieg und Wirtschaftsleben.

I. Die Ernährungsfrage.

1. Der Krieg ist ein grausamer Zerstörer. Er vernichtet blühendes Leben, wirtschaftliche Existenzen, Menschenglück und Völkerwohlstand. Er ist aber auch Offenbarung, Erprobung politischer, militärischer, wirtschaftlicher Kraft, nicht nur Rächer der Schuld, sondern ebenfalls Erzieher, Lehrer. Ein alter griechischer Weise hat den Krieg sogar den Vater aller Dinge genannt. Die Starken reißt er empor, die Schwachen beugt er nieder. Er schafft Staaten, Reiche, indem er andere dem Untergange überliefert. Si vis pacem, para bellum! Und welchen Einfluß auf die wirtschaftliche Entwicklung der Völker hat diese Vorbereitung auf den Krieg, die Kriegsrüstung in Friedenszeiten, ausgeübt! Zum Schutze der eigenen politischen Existenz, der eigenen Volkswirtschaft bedurfte es der stehenden Heere, darum einer Umbildung des staatlichen Finanzwesens, des Geldsoldes anstatt des feudalen Ackersoldes, des rascheren Überganges von der Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft. Der Staat mußte sich für seinen Rüstungsbedarf möglichst vom Auslande unabhängig machen, darum das heimische Gewerbe pflegen und fördern, das ihm die Mittel zum Kriege lieferte, den Landbau schützen, neue Industrien ins Leben rufen. Die moderne und modernste Technik der Massenfabrikation, die Stahlwerke, der Schiffsbau, der Kupferbergbau, die Fortschritte in der Textilindustrie, die geordnete Forstwirtschaft, die umfassende Erzeugung haltbarer Lebensmittel, Ausbau und Regelung des Eisenbahnwesens, des Telegraphen-, Telephon-, Telefunkenwesens, die Luftschiffahrt, die Entwicklung des Automobilismus, neuestens die Kartoffeltrocknung, die Stickstoffgewinnung aus der Luft, die Erzeugung von Benzol zum Ersatz von Benzin usw., alles dies führt sich zum Teil oder ganz auf Kriegsbedarf, Kriegsrüstung, Kriegsnot zurück. Auch die Wirtschaftspolitik der Staaten empfing von dort mächtige Anregung: so der Schutz, den Preußen im 18. Jahrhundert dem Bauernstande widmete, nicht minder die deutsche Sozialpolitik, nachdem die Abnahme der Militärtauglichkeit auf die Entschlüsse unserer Staatsmänner zu wirken begonnen[1].

[1] Vgl. Sombart, Krieg und Kapitalismus (1913); Herkner, Krieg und Volkswirtschaft (Vortrag), Bericht der Vossischen Zeitung vom 27. Februar 1915.

2. Die Fülle verwickelter wirtschaftlicher Probleme nun, die der gegenwärtige Krieg heraufbeschworen, haben wir bereits im allgemeinen gekennzeichnet[1]. Der Verkehr im Innern stockte für die Dauer der Mobilmachung; der überseeische Handels- und Nachrichtenverkehr wurde uns durch unsere Feinde verlegt. Schwere Schädigungen standen für einzelne Produktionszweige in sicherer Aussicht oder kamen sofort zur Geltung. Die Beunruhigung, welche die Gemüter erfaßte, offenbarte sich in Äußerungen des Mißtrauens: Kreditentziehung, Verstecken von Geld, besonders von Gold usw. Rasch siegte indes die dem Volke innewohnende Kraft, sein Organisationsgeschick, sein patriotisches Empfinden, seine Opferfreudigkeit, sein Wille zum Sieg. Die Volkswirtschaft wurde auf Kriegsfuß gebracht, der Entwicklung von Handel und Industrie ein neues Feld geschaffen, dem Geld- und Kreditverkehr die feste Grundlage gegeben; Hilfsinstitute wurden geschaffen, eine umfassende Kriegsfürsorge der Staaten, Kommunen, privater Vereinigungen wehrte der Not, Gesetze und Verordnungen schützten die Schwachen. Nicht nur die Heere kämpfen für uns im Felde, das ganze Volk nimmt mit seinem Wollen, Wirken, unter schärfster Anspannung aller seiner Kräfte und Mittel, tätigen Anteil am Kriege. Wissenschaft und Technik, Handel und Industrie dienen der Heeresverwaltung, erfinden stets neue Formen der kriegswirtschaftlichen Rüstung, erproben neue Betriebsmittel, neue Methoden der Arbeit. Insbesondere aber offenbarte sich jetzt in der Kriegszeit die volle Bedeutung und Leistungsfähigkeit unserer tüchtigen heimischen Landwirtschaft.

3. Der Plan unserer Feinde, Deutschlands Kraft durch Aushungerung zu brechen, faßte die Tatsache ins Auge, daß Deutschland in Friedenszeiten einen Teil seiner Lebensmittelversorgung vom Auslande bezog. In den letzten Jahren wurden etwa rund 10 Millionen Tonnen an Getreide und dem Getreide gleichwertigen Futtermitteln und Ölfrüchten eingeführt, dazu noch etwa $^3/_4$ Millionen Tonnen an animalischen Nahrungsmitteln (Schmalz, Butter, Eiern, Heringen, Fleisch und Vieh), zu deren Erzeugung 4—5 Millionen Tonnen Getreide erforderlich gewesen wären. Diese handelsstatistischen Tatsachen waren dem Ausland bekannt. Eine optimistische Auffassung unserseits[2] unterschätzte wohl die Bedeutung und Tragweite derselben. Auf eine Brotkorneinfuhr von 10 %, eine Fleischeinfuhr von 3—5 %, so hieß es, könne man nötigenfalls verzichten. Andere Stimmen forderten

[1] Stimmen der Zeit 1914/15, 88. Bd, 2. Heft.

[2] Wohltmann, Rubner u. a.

jedoch schon frühzeitig, vor dem Kriege, die Schaffung öffentlicher Getreidevorratslager, so Karl Ballod[1] und Georg Fröhlich[2]. Sie vertrauten nicht auf ein eventuelles Vorhandensein großer Vorräte bei den Produzenten und Händlern. Auch hielten sie eine hermetische Abschließung Deutschlands keineswegs für undenkbar. Diese sog. Pessimisten haben dann auch der Hauptsache nach Recht behalten. Die Abschließung ist eine vollkommene geworden. Die Rumänen, auf die manche gehofft, haben nicht erlaubt, größere Getreidemengen auszuführen, und für rumänische Einfuhr wäre ja auch Österreich, bei seiner geringen Ernte, zunächst in Betracht gekommen. Die holländische Einfuhr hörte bereits im November 1914 auf. Eine Fleisch- und Vieheinfuhr von Dänemark, einem Lande landwirtschaftlicher Veredelungsindustrie, wäre nur möglich gewesen, wenn England die Zufuhr von Futtermitteln nach Dänemark offen gelassen hätte. Dänemark bedarf aber einer Million Tonnen Getreide und Futtermittel, um Fleisch und Butter ausführen zu können. Auch von Amerika blieb jede Zufuhr aus.

So wurde denn in der Tat die Ernährungsfrage für uns zu einem schwierigen Problem, schwieriger noch, als zu Anfang des Krieges im allgemeinen vermeint worden war.

Es ist leichter, nachträglich an den Regierungsmaßregeln, die zur Lösung dieses Problems getroffen wurden, Kritik zu üben, als äußerst komplizierten Anforderungen gegenüber, wo die ganzen Verhältnisse in ihren Zusammenhängen und Wechselwirkungen noch nicht so klar erkannt werden konnten, sofort das Richtige zu treffen. Mancher Tadel mag dem Berichte jenes Brandmeisters gleichen, der als „geschehenen Fehler" hervorhob, daß das Spritzenhaus nicht näher bei der Brandstätte gelegen und umgekehrt. Anderseits darf man bedauern, daß nicht bereits in der Friedenszeit, wo doch der Krieg schon in den letzten Jahren drohte, ein klares, die Ernährungsfrage für den Ernstfall regelndes Programm geschaffen wurde. Vielleicht gehört es zu den wichtigsten Lehren, welche wir aus der Kriegszeit in die Zukunft hinübernehmen, daß die Zentralmächte, bei ihrer geographischen Lage, nicht bloß der finanziellen, sondern auch einer frühzeitigen und ausgiebigen wirtschaftlichen Kriegsrüstung bedürfen, daß für die zur Ernährung unentbehrlichen Naturstoffe Inlandserzeugung, aber auch zeitige

[1] In Zeitschrift für Verwaltung und Statistik, August 1913; in Preußische Jahrbücher, Juli 1914. Man vergleiche auch Ballods Aufsatz: Die Volksernährung in Krieg und Frieden, in Schmollers Jahrbuch XXXIX (1915) 77 ff.

[2] Deutsche Volksernährung im Kriege, in Schmollers Jahrbuch XXXVI (1912) 61 ff.

Vorratsbildung nötig ist, und daß hierbei ein planmäßiges Zusammengehen der Militär- und Zivilverwaltung die Deckung der Bedürfnisse zugleich der Armee und des Volkes sicherstellen muß. Nur so kann jenes empirische Herumtasten, ein häufiger, Unsicherheit verratender Stellungswechsel in den Maßnahmen vermieden, können statt vieler, mehr oder minder zweckmäßiger, alsbald die richtigen, durchgreifenden Mittel und Wege gefunden, kann auch eine sachlich nicht begründete Verteuerung der Lebensmittel ausgeschlossen werden.

4. Beginnen wir mit der Frage der Höchstpreise. Gänzliche Vermeidung einer Teuerung ist in Kriegszeiten nicht möglich, kann auch durch die zweckmäßigsten Eingriffe der öffentlichen Gewalt nicht erreicht werden. Aber ein Übermaß der Teuerung läßt sich vermeiden, und diesem Zwecke sollte die Festsetzung von Höchstpreisen für Getreide dienen. Ihre Aufgabe war es nicht, eine Streckung der Vorräte herbeizuführen. Das würde eher die kriegsmäßige Steigerung der Getreidepreise bewirken können; allerdings solch „selbsttätiger Regulator des Verbrauchs" hätte die Not der Massen im Gefolge gehabt. Die Absicht der Regierung bei Erlaß der Verordnung über Höchstpreise, die Grundlage für eine gesicherte Volksernährung zu schaffen, war also ohne Zweifel lobenswert, die Maßregel durch die Verhältnisse geboten. Man hat aber getadelt, daß die fraglichen Erlasse sich verzögerten, mehr noch, daß sie in der Form, wie sie gegeben wurden, ihren Zweck nicht ganz erreichen konnten. Manche fanden die Höchstpreise zu hoch, andere hielten die den Landwirten zugebilligten Höchstpreise nicht für zu hoch, beklagten aber die tatsächliche Höhe der Mehlpreise[1]. Es waren eben nicht, wie das in Österreich geschah, gleichzeitig mit den Getreidehöchstpreisen Höchstpreise für Mehl eingeführt worden; auch fehlten Höchstpreise für den Kleinhandel. Und dann wurden die Höchstpreise nicht etwa bloß, wie zu erwarten stand, Normalpreis, sondern in der Praxis auch noch vielfach umgangen (besondere Vergütungen für Sackmiete, Sackverschluß, Einkaufsprovisionen usw.). Schließlich darf nicht vergessen werden, daß eine wirksame Beeinflussung der Preisbildung mit vollem Erfolge überhaupt nur möglich ist, wenn über das Angebot verfügt und die Nachfrage geregelt werden kann.

5. Was nicht Aufgabe der Höchstpreise war — Streckung der Vorräte —, das sollten die teilweise etwas verspäteten Bestimmungen, Vor- und Ratschläge, öffentlicher und privater Herkunft, über sparsame Ver-

[1] Am 15. Mai 1915 erfolgte eine Herabsetzung der Mehlpreise durch die Kriegsgetreidegesellschaft.

wendung der vorhandenen Vorräte bewirken. Erinnert sei hier nur an die Vorschriften oder Mahnungen bezüglich der Viehhaltung, das Verbot von Getreideverfütterung (in der Schweiz schon zu Anfang des Krieges verboten), die Einschränkung der Alkoholerzeugung, an die Backvorschriften über die Verwendung von Weizen und Roggen bei der Brotbereitung, an die Mahlvorschriften für die Mühlen (stärkere Ausmahlung) usw. Das große Publikum war natürlich unmittelbar besonders stark interessiert an den Backvorschriften, den Bestimmungen über die Vermischung des Weizenmehls mit Roggenmehl, des Roggenmehls mit Kartoffelprodukten, an der Einschränkung der Bäckereibetriebe. Man sprach damals hyperbolisch zuweilen von „Notbrot". Auch die Wissenschaft suchte hilfsbereit durch ihre Vorschläge und Erfindungen eventuell größerer Not vorzubeugen.

Bekannt ist das Scherzwort: Wenn plötzlich alle Ochsen von der Erde verschwänden, würde es der deutsche Gelehrte fertig bringen, ein Rinderfilet aus seiner Retorte hervorzuzaubern. So hat denn der Privatdozent an der Berliner Universität Hans Friedenthal im Stroh eine neue Quelle der Volksernährung entdeckt. Relativ billige Zufuhr der für ein Kilogramm des Körpergewichts erforderlichen ca 100 Kalorien sollte uns auf diesem Wege gesichert werden. Allein das Strohmehl scheint vorerst doch, soweit menschliche Ernährung in Frage kommt, mehr Zweifler als Liebhaber gefunden zu haben[1]. Was ferner schon in Petersburg früher geschah, ein nahrhaftes und billiges Brot durch Zugabe von Rinderblut herzustellen, wurde auch bei uns, um Mehl zu ersparen, in Vorschlag gebracht (sog. Blockbrot, benannt nach dem Bonner Apotheker Block). Es sind übrigens in Zeiten der Not schon ganz andere Surrogate verwendet worden[2]: Eicheln, Roßkastanien, weiße Rüben, Riesenmöhren, selbst Kürbis und Sauerampfer wurden in Deutschland früher schon einmal zum Brotbacken gebraucht. Die Samojaden gewinnen Mehl aus Ratterwurzeln; die Lappländer nehmen Moos, Heidegras, Stroh, Wurzeln der Wasserrosen hinzu; arme Irländer benutzten Heidegras, Dänen Birkenbast mit einem Zusatz von Roggenmehl. Im nördlichen England, in Schottland findet sich Haferbrot. Mehrere Provinzen Norwegens bedienen sich des aus Hafer in Kuchenform hergestellten ungesäuerten „Flad-Brotes"; daneben eines aus Hafer- und Gerstenmehl zwischen zwei Kieselsteinen gebackenen Brotes, das sich 30—40 Jahre schmackhaft erhalten soll. 1834 hat ein Tübinger Gelehrter von Autenrieth eine „Gründliche Anleitung zur Brotbereitung aus Holz"

[1] Als zur Sparsamkeit gemahnt wurde, haben viele geglaubt, ihre Geldausgaben beschränken zu müssen; es handelte sich aber nicht um Geldersparung, sondern um sparsame Verwendung von Naturstoffen. Wo Verminderung des Einkommens durch den Krieg eintrat, wurde Geldersparung privatwirtschaftlich nötig. Die Beschränkung der Geldausgaben ohne Not aber muß gerade in Kriegszeiten volkswirtschaftlich nachteilig wirken.

[2] Berliner Lokalanzeiger vom 6. Februar 1915.

erscheinen lassen, und Borkenbrot wird schon in dem finnischen Nationalepos „Kolevala" erwähnt. Die Not ist eben erfinderisch, und die Geschmäcke sind verschieden. Wir haben uns in Deutschland jetzt, wie gesagt, mit dem Zusatz von Kartoffeln begnügen können. 10% Kartoffelmehl vermindern den Nährwert des Brotes noch nicht; wird mehr beigemischt, dann soll das Kriegsbrot verdientermaßen durch den Buchstaben K gekennzeichnet werden. Ein kleiner Kartoffelzusatz war schon vor dem Kriege ohne besondere Deklarierung gestattet, und ebenso wurden Mais, Reis, Bohnen beim Backen vielfach verwendet. Möglich, daß, wenn Gerste und Hafer späterhin in größerem Maße zur menschlichen Ernährung verwendet werden müssen, die Brotsuppe — nach Ruhmohr die „Ursuppe" — wieder zu Ehren kommt. Die alten Römer haben als „Breiesser", wie ihre Nachbarn sie nannten, ein großes Reich aufgeführt; als sie zu viel Kuchen aßen, gingen sie zu Grunde, womit Hafergrütze u. dgl. nicht gerade als einzige Quelle politischer Macht und Größe bezeichnet werden soll.

6. Eine gewisse Beruhigung in der Frage der Volksernährung konnte die von Eltzbacher herausgegebene, in Verbindung mit 15 andern Gelehrten und Sachkennern verfaßte Schrift gewähren: „Die deutsche Volksernährung und der englische Aushungerungsplan" (1914). Wir teilen allerdings prinzipiell die dort vertretene Auffassung nicht, daß erst jetzt, in der gegenwärtigen Isolierung der deutschen Volkswirtschaft, der Begriff der Konsumtion zum Ausgangspunkte des volkswirtschaftlichen Denkens werden konnte. Das richtig geleitete volkswirtschaftliche Denken hätte eben nie vergessen dürfen, daß die Versorgung der Verbraucher der objektive Zweck aller Wirtschaft ist, daß die Produktion diesem Zweck zu dienen und daß darum auch die volkswirtschaftliche Betrachtung von jenem Zwecke auszugehen hat. Richtig aber ist, daß diese Zweckbeziehung der Produktion jetzt in der Kriegszeit mit blendender Klarheit zu Tage getreten, nachdem insbesondere die Ernährungsfrage einen so akuten Charakter angenommen hat. Die stärkere Betonung der Konsumenteninteressen gegenüber dem privatwirtschaftlichen Ertrags- und Gewinnprinzip schließt aber auch selbst zur Kriegszeit eine entsprechende Berücksichtigung der Produzenteninteressen nicht aus und kann sie nicht ausschließen, da ja das Wirtschaftsleben gerade jetzt im Gang gehalten werden muß[1].

In Eltzbachers Schrift interessiert uns hier namentlich der Hinweis auf ein Mißverhältnis, das zwischen dem bisherigen tatsächlichen Verbrauch an Nährstoffen und dem physisch notwendigen Bedarf bestehe. Die mannigfaltigen Nahrungsmittel, deren der Mensch zu seiner Ernährung sich bedient, enthalten die für die Erhaltung des Lebens not-

[1] So auch Skalweit im Weltwirtschaftlichen Archiv V (1915) 427.

wendigen Nahrungsstoffe in einer verhältnismäßig kleinen Anzahl chemischer Verbindungen: außer den anorganischen Salzen und dem Wasser sind es im wesentlichen Stoffe aus den drei großen organischen Gruppen der Eiweißkörper (der einzigen stickstoffhaltigen Nahrungsstoffe), der Kohlehydrate und der Fette. Die Eiweißkörper und Fette sind überwiegend in den tierischen, die Kohlehydrate überwiegend in den pflanzlichen Nahrungsmitteln enthalten. Aus dem Genuß dieser Grundstoffe empfängt der Körper einerseits das Baumaterial zur Erhaltung der lebendigen Substanz, anderseits sind sie Energiespender, liefern uns die Energie für die nach außen abgegebenen Kraftleistungen und Wärmemengen. Der notwendige Bedarf an Eiweiß, welches hauptsächlich den erforderlichen Baustoff liefert, das sog. „hygienische Eiweißminimum", ist für jeden Körper ein ganz bestimmter; nicht so der Bedarf an Energiespendern, der eben namentlich von der mechanischen Arbeitsleistung[1] abhängt. Ein wichtiges Ergebnis der Stoffwechseluntersuchungen der physiologischen Forschung war namentlich auch die Erkenntnis, daß die verschiedenen Nahrungsstoffe in gewissen, einem gleichen Energiewert entsprechenden Mengen sich untereinander vertreten können, sofern die Nahrung nur diejenige Menge von Eiweiß enthält, welche zur Deckung des Stickstoffverlustes im Stoffwechsel erforderlich ist. Der Direktor des physiologischen Instituts der Universität Bonn, Max Verworn, hat hieraus z. B. seine Schlüsse gezogen für die Verwendbarkeit eines Blutzusatzes bei der Brotbereitung. Eltzbachers Schrift verfolgte zunächst ein umfassenderes Ziel. Um den jetzt wünschenswerten Übergang von breiter Gewöhnung — die Deutschen gelten ja als starke Esser — zur notwendigen Bedarfsbefriedigung als möglich zu erweisen, mußte nicht nur ein Überblick über den Umfang der verfügbaren Vorräte von Nährstoffen gewonnen werden, sondern es bedurfte auch einer genauen und sichern Kenntnis des physiologisch notwendigen Bedarfs. Nur so waren die Vorbedingungen vorhanden, um eine Anpassung der Bevölkerung an die veränderten Ernährungsbedingungen in vernunftgemäßer, dem wirklichen Nahrungsbedürfnisse entsprechender Weise zu begründen und herbeizuführen. Dem physiologisch notwendigen Bedarf stellte die von Eltzbacher herausgegebene Schrift den tatsächlichen deutschen Verbrauch an Nahrungsmitteln vor dem Kriege, im Durchschnitt der Jahre 1912/13, gegenüber. Dann wurde zahlenmäßig nachgewiesen, wie viel Nährwerte dem deutschen

[1] Das wäre u. a. bei der Brotverteilung zu berücksichtigen. Der Bergmann, der Fabrikarbeiter usw. bedürfen mehr Energie als der Stubenhocker.

Volke aus eigener Produktion, bei unveränderter Wirtschaftsweise, zur Verfügung stehen; schließlich, welche Ersparnisse durch die verschiedenen Maßnahmen, die zur besseren Ausnutzung der vorhandenen Vorräte in Vorschlag gebracht bzw. angeordnet wurden, erzielt werden könnten, also durch die erhöhte Ausmahlung des Getreides, Kartoffeltrocknung, Einschränkung des Viehbestandes, Verminderung der Branntweinproduktion, Verfütterung von Zucker usw. Das Ergebnis dieser Berechnungen zeigt die folgende Tabelle (die in den Nahrungsmitteln verfügbare Energie wird nach Kalorien gemessen):

	Eiweiß in 1000 t	Kalorien in Milliarden
Bedarf	1605,0	56750,0
Verbrauch vor dem Kriege	2307,0	90420,0
Bisher zur Verfügung aus eigener Produktion	1543,0	67860,0
Dazu vermöge der erwähnten Maßnahmen, also durch:		
Änderung der Viehhaltung	217,3	2878,0
Meidung der Vergeudung	80,0	5675,0
Verbot der Verfütterung	78,3	2741,0
Mehrverbrauch von Magermilch	48,8	250,9
Kartoffeltrocknung	18,9	1112,3
Einschränkung der Buttererzeugung	14,8	110,4
Moorkultur	10,4	592,0
Einschränkung der Alkoholerzeugung	4,7	68,6
Gemüsekonservierung	3,6	93,0
Obstkonservierung	1,7	147,5
Einschränkung der Weizenproduktion	1,3	5,2
Summa	2022,8	81533,9
Davon ab:		
Verfütterung von Zucker	—	283,1
Es würden also zur Verfügung bleiben in Summa	2022,8	81250,8

Auf diese Weise dürfe man hoffen, nicht nur den notwendigen Bedarf, selbst bei vollständiger Isolierung, zu decken, sondern denselben für Eiweiß um 26 % und für die gesamte Energiezufuhr sogar um 44 % zu übertreffen.

Ballod[1] hat nun auf die Unterschiede hingewiesen, welche zwischen den Ernährungsnormen bestehen, wie sie von den alten Hygienikern Voit und Pettenkofer aufgestellt wurden, und den der obigen Berechnung des notwendigen Bedarfs zu Grunde liegenden Normen der neueren Hygieniker. Die Voit-Pettenkoferschen Normen berechnen für den erwachsenen Mann von 65 kg Körpergewicht bei mittlerer Arbeit einen Eiweißbedarf von 118 g, einen Fettbedarf von 56 g und einen Bedarf an Kohlehydraten von 500 g. Neuere Hygieniker, wie Rubner,

[1] Die Volksernährung in Krieg und Frieden, in Schmollers Jahrbuch XXXIX 90 ff.

beschränken den Eiweißbedarf auf 90—100 g; sie rechnen den Eiweißbedarf einer ganzen Bevölkerung, deren mittleres Körpergewicht nur 45 kg betrage, auf 62 bis 69 g. Hindhede und Chittenden gehen noch weiter und halten für den erwachsenen Arbeiter 50—60 g Eiweiß für genügend; ihnen zufolge ist nur die sog. Kalorienmenge für die Ernährung maßgebend, für den erwachsenen Arbeiter bei mittlerer Arbeit 3000—3500 Kalorien. Diese Kalorienmenge stimmt mit der Voit-Pettenkoferschen Norm überein. Ballod weist zahlenmäßig nach, daß der Volkskonsum in England, Amerika, Frankreich die Voit-Pettenkoferschen Normen überschreite, daß selbst das „arme" Italien in dem Eiweißquantum über das deutsche Quantum und über die Voit-Pettenkofersche Norm hinausgehe. Beim Russen sei das Eiweißquantum nur 5% niedriger als in Deutschland, der Fettgenuß sei allerdings bedeutend geringer, auch fehle $^1/_9$ der Kalorien gegenüber den Deutschen. Die Friedensration (einheimische Produktion und Einfuhr) habe in Deutschland vor dem Kriege pro Kopf und Tag 87,7 g Eiweiß, 61 g Fett, der Gesamtbetrag an Kalorien 2708 ausgemacht. Auf ganze Bevölkerungen umgerechnet decke sich dieser deutsche Eiweißkonsum ziemlich genau mit der Voit-Pettenkoferschen Norm, übertreffe aber beträchtlich die Rubnerschen Ansätze. In der Kriegszeit, bei Wegfall der Einfuhr usw., sinkt nach Ballod die Eiweißration auf 63,5 g, was den Forderungen Rubners noch nahezu entsprechen würde; es verbleiben ferner 36 g Fett und 404 g Kohlehydrate, entsprechend 2360 Kalorien. Für Österreich in Friedenszeit berechnet Ballod aus pflanzlichen und tierischen Nahrungsmitteln eine Tagesmenge von 82,6 g Eiweiß, 27,5 g Fett, 401 g Kohlehydrate, 2486 Kalorien. Österreich hatte im Frieden einen um 6% geringeren Eiweißkonsum als Deutschland, die Fettmenge ist noch nicht einmal halb so groß als in Deutschland (unter Außerachtlassung der Pflanzenmargarine); die Kalorienmenge ist um 12% niedriger. Das entspricht auch der in der Masse der österreichischen Bevölkerung relativ niedrigeren Lebenshaltung. Die japanische Statistik, die einzige, die wir über Ostasien haben, zeigt, daß auf den Japaner an Eiweiß nur 53,6 g, an Fett 10,08 g, an Kalorien 1814 entfallen. Nimmt man das Körpergewicht des Japaners auf 50 kg an gegenüber 65 kg beim Europäer, und rechnet hiernach den japanischen statistischen Durchschnitt erst auf den des Europäers um, dann gelangen wir zu einer Eiweißration von 70 g, einer Fettration von 14 g, einem Kalorienbetrage von 2360 g pro Kopf und Tag. Beim Japaner finden sich also auch so berechnet die niedrigsten Eiweiß- und Fettmengen und der niedrigste Kalorienbetrag; hier sind die Normen Rubners verwirklicht.

Nach allem glaubt also Ballod den jüngeren Physiologen gegenüber *nicht an die These der bisher überreichlichen Ernährung des deutschen Volkes*. Er warnt daher, unsere Lebenshaltung auch während des Krieges allzusehr, etwa auf das japanische Niveau, herunterzuschrauben, und empfiehlt als besonders geeignete Maßnahmen, um das zu verhindern, namentlich die Verringerung des Schweinebestandes (oder Jungviehbestandes), die Konsumtion des Zuckers im Inlande, dann auch ein entsprechendes Rationensystem: Enteignung und Verteilung der Brotkornvorräte einschließlich Mehl.

7. Die zahlreichen Maßnahmen der Regierungen und ebenso die wohlgemeinten Ermahnungen zur Sparsamkeit usw. erreichten denn auch in der Tat nicht das gewünschte Ziel. Schon die zunächst lückenhaften Feststellungen der Statistik[1] ließen ersehen, daß die letzte Ernte sich nicht über den Durchschnitt erhob. Die Ergebnisse der am 1. Dezember 1914 vorgenommenen Zählung der Bestände kamen auch vielleicht etwas spät zur Kenntnis der Behörden; es fehlte diesen und der Öffentlichkeit an schneller Orientierung über die Statistik. Anderseits durfte man nicht erwarten, daß Volksgewohnheiten der Ernährung durch bloße Ermahnungen so leicht überwunden, daß die notwendige Beeinflussung des Brotverbrauchs ohne erzwungenes Haushalten erreicht werden könnten. Obwohl weniger Getreide zur Verfügung stand, wurde tatsächlich das gleiche Quantum verbraucht wie früher, ja zum Teil noch mehr als in normalen Zeiten. Das Verbot der Verfütterung von Brotgetreide wurde übertreten; die Anordnungen über die Vermischung des Mehles mit Kartoffelprodukten, die Einschränkung der Bäckereibetriebe usw. haben den oft geradezu verschwenderischen Gebrauch der Vorräte nicht verhindern können.

Als nun die Statistik, die am 1. Februar 1915 über die Getreide und Mehlbestände aufgenommen wurde, geringere Bestände ergab, als unter Zugrundelegung der Statistik vom 1. Dezember 1914 erwartet werden durfte, als der Zusammenbruch in bedenkliche Nähe gerückt war, da schritt der Bundesrat, welchem durch den Reichstag umfangreiche Vollmachten erteilt sind, zu einer wirklich durchgreifenden Maßregel, wie sie schon lange, jedenfalls frühzeitig und wohl zuerst von Dr Heim in Vorschlag gebracht worden war. Die Verordnung vom 25. Januar 1915 verfügte die Beschlagnahme der Getreide- und Mehlvorräte, die öffentliche Regelung der Lebensmittelversorgung. Alle, die an Produktion, am Vertriebe des Getreides beteiligt sind, und ebenso die Verarbeiter und die Konsumenten mußten sich nun in Reih und Glied einordnen, wie die Reservisten und

[1] Die Ernteſtatiſtik wird bei uns seit 1898 und auch in Österreich auf die Ernteschätzungen sog. landwirtschaftlicher Sachverständigen (nicht mehr wie früher der Gemeindevorstände) gestützt. Die Statistik dieser Sachverständigen fällt günstiger aus als vordem die der Gemeindevorstände, leicht etwas zu günstig. Veranlassung dazu bietet ja auch das starke Anwachsen der Ernte (durch Verwendung von Kunstdünger, sorgfältigere Bearbeitung des Ackers, fortschreitende Sortenzüchtung). Für den 1. Juli 1914 war von der deutschen Reichsregierung eine Erhebung von Getreidevorräten angeordnet. Das Ergebnis wurde nicht veröffentlicht, war wohl auch nicht genügend sicher.

Landstürmer draußen im Felde. Diese Neuordnung ging weiter als die öffentliche Regelung der Getreideversorgung, mit welcher die Schweiz uns bereits vorangegangen war. Auch der Antrag Kanitz, der seinerzeit nur die Verstaatlichung des Getreidehandels vorsah, wurde wenigstens zum Teil wegen der Schwierigkeit und Kompliziertheit der praktischen Durchführung abgelehnt. Das jetzige Getreidemonopol aber bedeutet ein noch unvergleichlich schwierigeres Problem. Nicht nur die sämtlichen landwirtschaftlichen Betriebe wurden dabei einer Kontrolle unterworfen, auch die ungefähr 50000 Mühlen Deutschlands, die mehrere Hunderttausende Bäckereien mußten überwacht werden. Hier zeigte sich dabei aber im hellsten Lichte das Organisationstalent, die Verwaltungstüchtigkeit der Behörden, anderseits die Disziplin des Volkes, nachdem einmal das richtige Kommandowort erschallte.

Wir müssen uns an dieser Stelle natürlich lediglich auf kurze Übersichten beschränken, können hier nicht auf alle Einzelheiten der Anordnungen des Bundesrates, der Landeszentralbehörden, der Kommunalverbände (Stadt-, und Landkreise) eingehen, die zur Durchführung der ganzen Maßregel erforderlich wurden und werden.

Die Bundesratsverordnung vom 25. Januar 1915 verfügte zunächst eine Anzeigepflicht über sämtliche Getreide- und Mehlvorräte, sodann die Beschlagnahme der einen Doppelzentner[1] übersteigenden Vorräte mit dem 1. Februar 1915 (freihändiger Kauf oder Enteignungsverfahren). Ausgenommen von der Beschlagnahme waren die der Marineverwaltung, den Proviantämtern oder sonstigen staatlichen Anstalten gehörigen Vorräte; ebenso wurden von der Enteignung Bestände ausgenommen, welche Landwirte bei einem Verbrauch von 9 kg pro Kopf und Monat bis zum 1. August 1915 zur Ernährung (auch für Deputate) der Angehörigen ihrer Wirtschaft und als Saatgut benötigten. Nach Feststellung der Bestände hatte die neu geschaffene „Reichsverteilungsstelle" für jeden Bezirk auszurechnen, wie viel davon auf ihn entfalle. Die Beschlagnahme von Weizen und Roggen erfolgte zugunsten der „Kriegsgetreidegesellschaft", der Mehlvorräte zugunsten des Kommunalverbandes (Stadt- und Landkreises), in dessen Bezirk sie sich befanden. Ein ihnen fehlendes Quantum Mehl hat die Kriegsgetreidegesellschaft den Kommunen zu beschaffen, anderseits überflüssige Bestände zu übernehmen und anderweitigen Mangel damit zu decken. Selbstgewonnenes Getreide können die Kommunalverbände, soweit

[1] Die Gemeinden erhielten bald das Recht, Mehlvorräte von mehr als 25 kg zu beschlagnahmen.

es nach dem Verteilungsplan ihrem Bedarf entspricht, für sich behalten. Zum Zwecke solcher „Selbstbewirtschaftung" dürfen sich auch verschiedene Kommunalverbände vereinigen, eventuell ein Landkreis mit einem Stadtkreis, wodurch das Geschäft der Mehlversorgung sich vereinfacht, die Kriegsgetreidegesellschaft entlastet wird. Die Brotversorgung ist den Kommunalverbänden übertragen; sie geben die Mehlvorräte an die Bäcker, Konditoren usw. aus, können Backverbote für Kuchen erlassen, Einheitsbrot (zugelassene Sorten: ein Roggenbrot, ein Brot aus Gemisch von Roggen- und Weizenmehl, Zwieback) vorschreiben, den Preis des abgegebenen Mehles und für Gebäck bestimmen. Die Abgabe des Brotes ist auf bestimmte Mengen (anfangs 250 g, später 200 g pro Kopf und Tag) und ebenso auf bestimmte Abgabestellen und Zeiten beschränkt. Als Ausweis bei der Abgabe dienen die Brotkarten, Brotbücher.

Im Mittelpunkte der Durchführung der Bundesratsverordnung vom 25. Januar 1915 steht die „Kriegsgetreidegesellschaft". Dieselbe wurde (Ende November 1914) in privatwirtschaftlicher Form als Gesellschaft m. b. H. begründet zu gemeinnützigem Zweck. Die Kriegsgetreidegesellschaft hatte anfangs nur die Aufgabe, einen großen Bestand, zwei Millionen Tonnen Brotgetreide (freihändig, dann auch mit Enteignungsbefugnis) zu erwerben, einzulagern, als eisernen Bestand über das Frühjahr hinaus bis zum Sommer aufzubewahren[1]. Die Bedeutung dieser Aufgabe lag auf der Hand. Ein nicht unbeträchtlicher Teil des Roggens pflegt in der Landwirtschaft verfüttert zu werden. Und ferner: das deutsche Brotgetreide weist einen verhältnismäßig hohen Feuchtigkeitsgehalt auf; die Konservierung desselben über das Frühjahr und namentlich über die gefährliche Keimzeit hinaus ist daher mit einem Risiko verbunden, dem sich sehr viele Einzelwirtschaften nicht aussetzen wollen und können. So strömten denn alljährlich große Mengen deutschen Brotgetreides während des Winters und im Frühjahr nach dem Auslande. Der Abgang konnte im Sommer wieder durch trockenes, unter einer heißeren Sonne erzeugtes, ausländisches Getreide ersetzt werden, ein Vorgang, der durch das sog. Einfuhrscheinwesen (zollfreie Einfuhr eines dem ausgeführten gleichen Quantums) wesentlich erleichtert wurde. Die Kriegsgetreidegesellschaft sollte also nun eintreten für den Zweck einer Bewahrung des vordem ausgeführten Getreides und

[1] Wie wir bereits in den früheren Aufsätzen bemerkten, wurde kurz nach Ausbruch des Krieges die „Zentralstelle zur Beschaffung der Heeresverpflegung" gegründet, um die Deckung des Bedarfs der Militärverwaltung an Getreide zu sichern.

sonstiger Vorräte, auch um gegen Verfütterung von Getreide wirksam zu schützen. Es war ihr damit keine leichte Aufgabe gestellt, weil eben zugleich den wirtschaftlichen Ansprüchen der Landwirte, der Müller, der Getreideverbraucher, den besondern Verhältnissen der beiden großen agrarwirtschaftlich verschiedenen Gebiete Deutschlands, von denen das eine mehr Getreide benötigt, als es erzeugt, das andere mehr produziert, als es benötigt, den demgemäß verschiedenen Interessen von Ost und West, ferner den verwaltungsmäßigen Eigentümlichkeiten der verschiedenen Teile unseres Landes Rechnung getragen werden mußte. Auch spielten eine Reihe von besondern Unsicherheitsfaktoren in den Geschäftsgang der Gesellschaft hinein. So begleiteten denn, wie zu erwarten, von Anfang an manche Klagen, berechtigte und unberechtigte, das Wirken der Kriegsgetreidegesellschaft, und diese Klagen haben auch nicht gefehlt, nachdem durch die Bundesratsverordnung vom 25. Januar 1915 das gesamte Getreide- und Mehlgeschäft in der Hand der Gesellschaft monopolisiert wurde. Die Gesellschaft arbeitet, wie gesagt, gemeinnützig, ist kein Privatunternehmen, das auf Erträge abzielt. Für die Gesellschafter wurde bei der Gründung 5% normiert; im Falle der Auflösung der Gesellschaft sollten sie nur den Nennwert ihrer Anteile erhalten, ein etwaiger Rest ans Reich fallen für gemeinnützige Zwecke. Das Stammkapital wurde aufgebracht vom preußischen Staat, von allen deutschen Großstädten und von einer Anzahl der großen industriellen Unternehmungen. Auch in Zukunft wird zu beachten sein, daß keine Gesellschaft, kein Verband aus dem Getreide- und Mehlmonopol, nicht einmal für eventuelle gemeinnützige Zwecke, einen Gewinn erstrebe. Es genügt, daß sie ihre Selbstkosten decken, oder besser noch: es werden die Kosten der behördlichen Nahrungsmittelregelung als wirtschaftliche Kriegskosten behandelt und nicht auf die Warenpreise abgewälzt (Forderung der christlichen Gewerkschaften).

Der deutsche Landwirtschaftsrat hat nun den Antrag gestellt, man solle den Verkehr mit Getreide fürderhin dezentralisieren. Der ganze Apparat der Kriegsgetreidegesellschaft erscheint zu schwerfällig, zu kostspielig, zu bureaukratisch und überstraff zentralisiert. Auch fehlt in ihm eine Vertretung der Landwirtschaft usw. Es sollten darum die Kommunalverbände für die Hauptgeschäfte der Volksernährung eintreten, die Hauptarbeit bei Beschlagnahme und Verteilung der neuen Ernte leisten. Die Aufgabe der bisherigen Reichsverteilungsstelle ferner soll, nach den Vorschlägen des deutschen Landwirtschaftsrates, durch eine Zentralausgleichsstelle und Landes- (Provinzial-) Ausgleichsstellen mit Beiräten aus Vertretern der verschiedenen Berufsstände übernommen werden. Um eine Vorausbeschlagnahme der im Felde stehenden Ernte durch die Spekulation zu verhindern,

wird als wirksamstes Mittel das (in Österreich-Ungarn schon bestehende) Verbot aller Vorverkäufe von Getreide der neuen Ernte (mit Ausnahme von Saatgut) gefordert. Schließlich wird bei solcher Neuorganisation eine umfangreichere Beteiligung der Kleinmühlen an dem Vermahlen der neuen Ernte erwartet, was zugleich der gleichmäßigen und billigeren Verteilung der Kleie und des Mehles dienen würde. Auch das offizielle Organ des Verbandes deutscher Brotfabrikanten („Der Brot-Fabrikant") wendet sich gegen die Kriegsgetreidegesellschaft, die sich der ihr gestellten Aufgabe nicht gewachsen erwiesen habe. Höchstens für die Haltung der Brotkorn-Reserve, nicht mehr für die reguläre Verteilung könne sie in Frage kommen. Alles Getreide müsse gleich mit dem Zeitpunkt der Ernte in die Beschlagnahme der Kommunalverbände übergehen. Diese hätten der „Reichsverteilungsstelle" die beschlagnahmten Vorräte zu melden, und jener würde es dann obliegen, jedem Kommunalverbande die für seinen Eigenverbrauch erforderliche Menge zu belassen, eventuell andere Kommunalverbände zu bezeichnen, an welche ein Überschuß abzuliefern sei. Es muß den Behörden überlassen bleiben, die innere Zweckmäßigkeit dieser Vorschläge, und ebenso die Zweckmäßigkeit einer Änderung der bestehenden Einrichtungen zu prüfen. Von den christlichen Gewerkschaften wurde die Errichtung eines „Reichslebensmittelamtes" zur Durchführung der gesamten Regelung der Lebensmittelversorgung empfohlen, dem ähnliche Einrichtungen in den Gemeinden zu unterstellen wären. In diesen Ämtern müsse aber den Verbrauchern, und speziell den minderbemittelten Verbrauchern, eine entsprechende Vertretung eingeräumt werden. Daß für die Getreide- und Brotversorgung das Rationensystem beizubehalten sei, wird wohl allgemein anerkannt. Ebenso scheint es außer Frage zu stehen, daß bei den hauptsächlichsten Lebensmitteln nicht nur für Produzenten, sondern auch für den Groß- und Kleinhandel eine öffentliche Regelung der Preise Platz greifen muß. Für die Höhe der Preise kann aber nicht der durch die bisherige Spekulation erreichte Stand zur Grundlage gewählt, vielmehr muß bei der neuen Ernte der Preis dem normalen Stande angepaßt werden.

Auch in Österreich zeigte sich dieselbe Unsicherheit der Ernteſtatistik wie in Deutschland. Die Ernte war schwach. Nach den bisherigen Einfuhrziffern stand ein Mangel der Inlandsversorgung von etwa 15—20 Millionen Meterzentnern in Aussicht. Für Ungarn reichte die Ernte mutmaßlich aus, um den Bedarf der ungarischen Zivilbevölkerung und des Militärs, nicht aber um zugleich den Bedarf Österreichs an feineren Mehlgattungen zu decken. Mais wird erst in letzter Zeit in größeren Mengen nach Österreich verführt („Mais-Zentrale" als Übernahmestelle für Mais aus Ungarn). Ein rascher Bezug aus dem Auslande, bei Beginn des Krieges, hätte den Inlandsvorrat noch verstärken können. Der rumänische Markt stand ja anfangs noch offen. Die Aufhebung der Einfuhrzölle (9. Oktober 1914) beantwortete Rumänien aber sofort mit einem Ausfuhrverbote. Auch in

Österreich finden wir dieselben Sparmahnungen, ähnliche Sparvorschriften über die Verwendung von Weizen und Roggen bei der Brotbereitung, die Verwendung von Getreide und Kartoffeln in den Brennereien usw. wie in Deutschland. Doch auch hier erwiesen sich solche Vorschriften als wenig wirksam. Die Produzenten folgten den Wünschen der Konsumenten, die privaten Haushaltungen sicherten sich Vorräte, viele Bestände blieben bei Produzenten und Händlern liegen mit Rücksicht auf die erwartete Preissteigerung; wirksame Kontrolle war unmöglich. Am 28. November 1914 erfolgte dann die Festsetzung von Höchstpreisen; man hatte sich von denselben erst die erwünschte Wirkung versprochen, wenn auch Ungarn darauf einginge. Der Dualismus bereitete überhaupt in der ganzen Versorgungsfrage Schwierigkeiten. Österreich-Ungarn ist ein einheitliches Zollgebiet, besteht aber aus zwei autonomen Wirtschaftsgebieten. So konnte die österreichische Regierung in dem wichtigsten Bezugsgebiete, in Ungarn, nicht mit zwangsweiser Enteignung, sondern nur mit freihändigem Einkauf vorgehen. Der Einführung eines einheitlichen Getreidemonopols standen Hemmnisse im Wege. Durch kaiserliche Verordnung vom 21. Februar wurde über alle am 24. Februar 1915 vorhandenen Vorräte an Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Mais, sowie an Mahlprodukten die Sperre verfügt, am 28. Februar 1915 eine „Kriegsgetreideverkehrsanstalt" geschaffen, welche die Verteilung der Vorräte zu besorgen hat. Die politischen Bezirksbehörden oder die Gemeinden sind ermächtigt, die Abgabe von Brot und Mahlprodukten näher zu regeln.

Ein nicht unwichtiges Lebensmittel ist für uns auch der Reis. In Friedenszeiten beziehen wir denselben zum größten Teil aus Indien. Durch die Unterbindung der Einfuhr seitens Englands, die Aus- und Durchfuhrverbote seitens der neutralen Staaten ist uns die weitere Beschaffung für den Reis abgeschnitten. Um so größere Bedeutung haben die noch in Deutschland vorhandenen erheblichen Bestände. Ende April verlieh darum der deutsche Bundesrat der „Zentraleinkaufsgesellschaft", die auch sonst zur Durchführung mancher Verordnungen mitwirkt, das Recht, Reis zu beschlagnahmen und käuflich zu erwerben. Diese Erwerbungen haben es im wesentlichen nur mit den im Großhandel befindlichen Reismengen zu tun, nicht mit dem Reis, der am Stichtage bereits im Kleinhandel sich befand, schon an Konsumvereine, Ladengeschäfte usw. überführt war. Die Maßregel richtete sich speziell gegen diejenigen Personen und Geschäfte, die im Inland befindliche Nahrungsmittel zum Spekulationsgegenstande machten und die gegenwärtige Notlage benutzten, um des eigenen Nutzens willen, dem Volke seine Ernährung zu verteuern, die also — theoretisch gesprochen — den kapitalistischen Ertragsgedanken über die Wohlfahrt der Volksgemeinschaft zu stellen sich nicht scheuten.

8. Die Kartoffel, die wichtigste Hackfrucht, deren Produktion etwa $^1/_8$ der gesamten deutschen Ackerfläche beansprucht, wird außer zur menschlichen Ernährung zur Viehfütterung und zu gewerblichen Zwecken (Brennerei, Stärkefabrikation) verwendet. Die Kartoffelernte von 1914 war überschätzt worden. Eltzbacher und Kuczynski nahmen sie zu 47 Millionen Tonnen an, Ballod zu 42—43 Millionen Tonnen. Es wurden nun zunächst Höchstpreise für die Landwirtschaft festgesetzt, diese dann wieder beträchtlich erhöht, zum Teil deshalb, um die Besitzer zur Herausgabe ihrer Vorräte zu bestimmen. In der Mark Brandenburg, wo Höchstpreise für den Verkauf im Kleinhandel bestanden, hob das Generalkommando dieselben wieder auf, um den von Kartoffeln entblößten Berliner Markt wettbewerbsfähig zu machen usw. Also auch in der Kartoffelfrage mancherlei Unsicherheit und Unstimmigkeiten. Von einer Bestandsaufnahme und noch mehr von einer Beschlagnahme der Kartoffeln wollte man anfangs nichts wissen. Es ergab sich aber doch allmählich die unbedingte Notwendigkeit, mit durchgreifenden Maßregeln vorzugehen. So kam es zu dem Gesetz zur Sicherstellung des Kartoffelbedarfs der Minderbemittelten (in Kraft seit dem 12. April 1915). Von einer allgemeinen Beschlagnahme des gesamten Vorrates und von einer Monopolisierung des Kartoffelgeschäftes wurde auch jetzt Abstand genommen. Die allgemeine Beschlagnahme begegnet eben großen Schwierigkeiten. Die in Betracht kommenden Mengen sind zu gewaltig, die Kontrolle der riesigen Vorräte war unmöglich, umfassende Qualitätsverschlechterungen (Erfrieren, Verfaulen) wären nicht zu vermeiden gewesen. Auch wo eine Beschlagnahme durch die neugeschaffene „Reichsstelle für Kartoffelversorgung" oder durch die Kommunen im speziellen Fall erfolgt, werden in der Regel die bisherigen Besitzer die Verwahrung gegen Vergütung übernehmen müssen. Die dem Reichsamt des Innern untergeordnete „Reichsstelle für Kartoffelversorgung" (bestehend aus Präsident, Referenten, einem Beirat aus Vertretern der Landwirtschaft, der Städte, des Handels und auch der Verbraucher) hat für die Verteilung der Kartoffelvorräte über das Reich hin zu sorgen. Die Kommunalverbände aber sind Träger der unmittelbaren Versorgung der Bevölkerung, und zwar soll dabei in erster Linie auf die Deckung des Bedarfs der minder Bemittelten Rücksicht genommen werden. Als Durchschnitt ist für jeden Kopf und Tag eine Menge von $^3/_4$ bis 1 Pfund zu rechnen. Die Kommunalverbände haben zunächst ihren Bedarf an Kartoffeln und die in ihren Kreisen verfügbaren Vorräte festzustellen. Sie sind befugt, sich die in ihrem Bezirk

liegenden Vorräte zwangsweise zu sichern. Können sie etwaige Fehlbeträge nicht decken, so müssen sie ihren noch bleibenden Bedarf bei der „Reichsstelle" anmelden. Diese kann dann, eventuell auf dem Zwangswege, verfügen, daß Überschüsse des einen Kreises an einen andern, der Fehlbeträge hat, abgegeben werden, ähnlich wie die „Reichsverteilungsstelle" das bei Getreide vorschreiben kann. Die Zuschußkreise schließen in der Hauptsache die großen Städte und Industriezentren in sich, während die ländlichen Bezirke durchgängig Überschußkreise sind. Die Kommunalverbände dürfen die Versorgung der Bevölkerung den einzelnen Gemeinden übertragen; solche Gemeinden, welche die Selbstbewirtschaftung übernehmen, können dann alle erforderlichen Maßregeln selbst treffen. Etwaige Überschüsse beim Kartoffelverkauf sind für Zwecke der Volksernährung zu verwenden. Kartoffeln, die nach dem 15. April aus dem Auslande eingeführt werden, bleiben zur freien Verfügung des Handels, wie das analog auch für Getreide gilt. Wenn das Gesetz vor allem, nicht ausschließlich, die Versorgung der minder bemittelten Bevölkerung ins Auge faßt, so ist das dadurch begründet, daß dieser Teil der Bevölkerung in größerem Maße auf Kartoffelnahrung angewiesen ist als die wohlhabenden Schichten, die leichter einen Ersatz sich schaffen können. Für Beantwortung der Frage, was unter den minder bemittelten Schichten zu verstehen sei, dachte man zunächst von der Pflicht zur Krankenversicherung oder der Angestelltenversicherung aus zu gehen. Allein das ging nicht an, da viele Personen, die über keine größeren Mittel verfügen als die Versicherten, aus verschiedenen Gründen außerhalb der Versicherung stehen, z. B. die Staatsbeamten. So sah man sich gezwungen, einen Zensus einzuführen, das Einkommen entscheiden zu lassen. Der Preis, den der kleine Mann zu zahlen hat, soll möglichst niedrig gehalten werden! Den Unterschied zwischen diesem Preis und dem wirklich höheren Preis trägt das Reich.

Zur Streckung der Kartoffelbestände diente dann noch die Kontingentierung der Verwendung von Kartoffeln für gewerbliche Zwecke (Stärkebereitung, Brennerei usw.), namentlich aber die erbarmungslos verfügte Abschlachtung der Schweine. Dieselben sind nämlich im Kartoffelgenuß mächtige Konkurrenten des Menschen; in erhöhtem Maße mußten sie es seit der Beschlagnahme von Brotgetreide und Hafer werden.

9. Daß der ganze Bestand von etwa 18—20 Millionen oder noch mehr Schweinen mit Spreu, gebrühtem Heuhäcksel, Abfallkartoffeln und sehr wenig Korn bis zum Grünfutter hingehalten werden könnte, war kaum

zu erwarten. So versteht man die Forderung Ballods[1], daß sogar $^3/_4$ des Schweinebestandes abzuschlachten sei. Ein erheblicher Schaden für die Volkswirtschaft würde auf die Dauer daraus nicht entstehen, da, bei der hohen Fruchtbarkeit der Schweine, im Laufe von $1^1/_2$ bis 2 Jahren der alte Bestand wieder erreicht werden könnte. Um die Abschlachtung der Schweine zu sichern, bedurfte es deren Enteignung. Von derselben wurden Ausnahmen gemacht, wo der Zuchtzweck es erforderte, ferner im Interesse der Deckung des Hausbedarfs der Besitzer, und für solche Schweine, die durch Magermilch, Käserei, Molkereirückstände, Weidegang oder Eintrieb in Waldungen ernährt werden können. Die „Zentraleinkaufsgesellschaft" (Berlin) kaufte die Schweine für die Gemeinden an; diesen wurde durch wiederholte Bundesratsverordnungen die Ansammlung von Fleischdauerwaren auferlegt[2]. Mit 8. Mai 1915 traten jene Verordnungen außer Kraft. Es waren genug Schweine geschlachtet.

Getreide, Kartoffeln ernähren mehr Menschen, wenn sie unmittelbar als menschliche Nahrung verwendet, als wenn sie durch Verfütterung in Fleisch und Molkereiprodukte verwandelt werden. Im günstigsten Falle kommen 50 % ihrer verwertbaren Energie in Form der tierischen Nahrungsmittel den Menschen wieder zugute. Öfters aber gehen $^2/_3$ bis $^3/_4$ der in der Pflanze vorhandenen Nährstoffe verloren. Die Milch, das Getreide, die Kartoffeln, die ein Schwein verzehrt, können doppelt so viel Menschen ernähren als das daraus produzierte Schweinefleisch. Alles in allem wird man darum denjenigen beipflichten dürfen, welche mit Berufung auf diese physiologischen Tatsachen fordern, daß alles, was der Mensch selbst essen könne, in einer Notlage nicht erst zur Fütterung von Tieren verwendet werden solle.

Die Ansichten über die Abschlachtung des Viehbestandes gingen indes namentlich anfangs auseinander, und auch die Behörden offenbarten

---

[1] Soziale Praxis XXIV Nr 23, vom 4. März 1915.

[2] Für die Erhaltung von Lebensmitteln, namentlich Fleisch, gibt es jetzt treffliche Methoden; namentlich wird durch künstliche Kälte Austrocknung, Fäulnis, Gärung verhindert. Besondere Bedeutung haben während des Krieges die Großkühlhäuser, die nicht nur, wie die Kühlanlagen der Schlachthäuser, eine Erhaltung des Fleisches bis zu 6 Wochen bewirken, sondern das geschlachtete Tier einfrieren lassen und so auf lange Zeit bewahren. Auch für Fische ist kühle Aufbewahrung nötig. Milch erhält sich unbegrenzt bei einem Grad unter Null, Eier, die im Mai, Juni kalt, in Kühlkammern, eingelegt werden, bleiben gut bis zum Beginn des folgenden Jahres. Auch Obst erfordert kalte Lagerung. Eine Berlin-Marienfelder Konservenfabrik wendet eine Konservierungsmethode an, die jeden Gewichtsverlust bei Fleisch vermeidet.

nicht geringe Unsicherheit in ihren Ratschlägen und Maßregeln. Die Zählung vom 1. Dezember 1914 hatte für Deutschland einen Viehbestand von außergewöhnlicher Höhe ergeben. Jetzt mußte mit dem Ergebnis des volkswirtschaftlich so wertvollen, glänzenden Aufschwunges des heimischen Viehstandes zum Teil aufgeräumt, mußten Maßnahmen getroffen werden, die tief in die wirtschaftlichen Interessen und Gewohnheiten der ländlichen Bevölkerung einschnitten. Allein die Verhältnisse waren doch mächtiger als Wünsche und Ansichten. Nach dem Verbote der Getreidefütterung war die Landwirtschaft zur Durchhaltung der Viehbestände und zur Hochhaltung der Milchproduktion mehr als sonst auf Kraftfuttermittel angewiesen. Durch Abschneidung fast der ganzen Zufuhr der durch Qualität und Menge bedeutsamen ausländischen Futtermittel aber sank die zur Verfügung stehende Menge von Kraftfuttermitteln auf die Hälfte des normalen Bestandes. So mußte sich, bis die Fütterung mit Grünzeug wieder möglich, allgemach eine starke Knappheit ergeben. An die Beschlagnahme des Brotgetreides hatte sich alsbald die der Haferbestände angeschlossen, zur Sicherstellung des Bedarfes der Heeresverwaltung; die verbleibenden Mengen sollten möglichst gleichmäßig dem privaten Konsum zugeführt werden. Für das einzelne Pferd erübrigten nach Deckung des Kriegsbedarfs nur 3 Pfund Hafer pro Tag, während sonst 12, 15 und 20 Pfund verfüttert wurden. Für die bei der neuen Erntearbeit stark beschäftigten Pferde wird aber dieser Betrag, trotz Grünfutter und Rauhfutterbeigabe, doch wohl erhöht werden müssen. Eine Ersparnis an Gerste zu Futter- und eventuell zu Nährzwecken sollte dann noch die Kontingentierung der Bierproduktion herbeiführen. Das Gesetz über Zuckerfutterstoffe in Verbindung mit dem Zuckerausfuhrverbot ferner bezweckte den Zucker für die Viehernährung zu sichern[1]. Eine Verordnung vom 31. März 1915 verfügte die Beschlag-

[1] Nachdem anfangs die Zuckerausfuhr gestattet war, erfolgte später sogar die Beschlagnahme der vorhandenen Bestände; auch die im Freihafenbezirk Hamburg lagernden reichen Zuckervorräte wurden unter Verschluß genommen. Der Zuckerverbrauch ist infolge der Verfütterung von Zucker stark gestiegen und ebenso infolge größerer Verwendung des Zuckers zu gewerblichen Zwecken (Spiritus-, Hefefabrikation usw.). Gleichwohl stehen jetzt für den menschlichen Konsum des Inlandes, wie in normalen Zeiten, gut 50% der deutschen Zuckerproduktion zur Verfügung, und auch für den gesteigerten Zuckerbedarf unserer Krieger kann reichlich gesorgt werden. Die Regierung durfte bei der neuerlichen (April) Freigabe eines Rohzuckerkontingents zum steuerpflichtigen Inlandsverbrauch mit Bestimmtheit erklären: „Der für den Verbrauch zur Verfügung stehende Zucker reicht unter allen Umständen bis zur nächsten Kampagne aus."

nahme der vorhandenen Kraftfuttermittel usw. An der Versorgung der Landwirte sind nunmehr beteiligt neben der „Bezugsvereinigung der deutschen Landwirte" in Berlin (für die beschlagnahmten Vorräte), die agrarischen Genossenschaften, die neu gegründete „Landwirtschaftsbank" und ein ebenfalls neuer Verein süd- und westdeutscher Interessenten.

Es war für die Landwirtschaft gewiß eine schwere Aufgabe, eine zum Teil völlig veränderte Fütterungsmethode anzuwenden. Sie hat auch diese Aufgabe gelöst, und wir dürfen hoffen, daß noch ein beträchtlicher Viehbestand in bessere Zeiten hinübergerettet wird. Besonders wichtig für die Volksernährung ist die Erhaltung einer ausreichenden Anzahl von guten Milchkühen. Das Fleisch einer Kuh von etwa 240 kg Schlachtgewicht liefert kaum über 40—48 kg Eiweiß und vielleicht 10—20 kg Fett. Bei einem Jahresertrag von 2000 l beläuft sich dagegen der Eiweißgehalt ihrer Milch auf wenigstens 60—70 kg; ebensoviel beträgt das Butterfett, und dazu kommen noch 100 kg an Milchzucker. Man möge also immerhin einen Teil des Jungviehbestandes und die Kühe, die keine Milch geben, schlachten, etwas weniger Kälber aufziehen, im übrigen aber für die Erhaltung der Milchnahrung Sorge tragen. Besonders zu empfehlen ist die von Heim so warm befürwortete Öffnung des Waldes für den Weidebetrieb usw., die Verallgemeinerung des Hüteweſens, auch in Bruch-, Moorgegenden, auf Angern usw.

Wir werden im kommenden Herbst und Winter weniger Fleisch essen, und das vorhandene wird teurer sein. Auch das gehört mit zu dem für uns notwendigen „Durchhalten" in schwerer Zeit. Bei voller wirtschaftlicher Ausnützung aller Ernährungsquellen, über die Deutschland verfügt oder die es sich dienstbar machen kann, ist aber die uns zugedachte Aushungerung unmöglich geworden. Bis in den August hinein reichen die Getreidevorräte aus. Das kann uns genügen. Wir haben Opfer gebracht, und die Mahnungen zur sparsamen Verwendung der Vorräte werden nicht sobald verstummen. Dieses „Durchhalten", diese Opfer bilden einen Teil unseres siegreichen Kampfes, und nicht den geringsten: Bis vincit, qui se vincit in victoria!

10. Zu Beginn des Krieges besaßen wir noch ausländisches Getreide; auch war die Zufuhr aus neutralen Ländern, wenigstens in den ersten Monaten, nicht gänzlich ausgeschlossen. Im zweiten Kriegsjahre werden die Vorräte fremder Herkunft fehlen, bleiben wir auf die eigene Kraft unserer Landwirtschaft angewiesen. Die Regierungen konnten aber jetzt

frühzeitig, auf Grund der Erfahrungen des ersten Kriegsjahres und unter Beibehaltung bewährter Organisationen und Anordnungen ein Programm der Volksernährung für das zweite Kriegsjahr aufstellen[1], die Landwirtschaft ihrerseits alle Vorkehrungen treffen, um die Ernährung Deutschlands während der Dauer des Krieges zu sichern. Vermehrung der Anbaufläche, richtige Bodenbenützung und Zuführung derjenigen Nährstoffe, die im Boden vorhanden sein müssen, wenn die Pflanzen gedeihen sollen, kommen hierbei namentlich in Betracht.

Was die Vermehrung der Anbaufläche betrifft, so ist dafür unter anderem die Kultivierung der Moor- und Ödländereien warm empfohlen worden. Nach der letzten Erhebung (1913)[2] waren in Preußen 22 846 231 ha landwirtschaftlich benutzt (65,4 %), 8 436 283 ha (24,2 %) Forsten und Holzungen; die Haus- und Hofräume, Wege, Gewässer usw. umfaßten 2 094 386 ha (6 %). Auf Moorflächen und sonstiges Öd- und Unland entfielen noch 1 530 472 ha (4,4 %). Erfolgreiche Versuche der Kultivierung wurden in den letzten Jahren gemacht. Aber doch nicht das ganze Öd- und Unland ist kultur- und besiedelungsfähig — wohl nur die Hälfte; die Kosten der Kultivierung sind überdies hoch, die Erträge anfangs gering. Gleichwohl wird man die Kultivierung dieser Flächen für die Zukunft im Auge behalten müssen. Nur darf man im gegenwärtigen Augenblick nicht allzuviel davon erwarten. Die sofortige Urbarmachung der Ödländereien bleibt eben bloß in beschränktem Umfange möglich. Es fehlen jetzt namentlich die notwendigen brauchbaren Arbeitskräfte und der für eine solche Kultur erforderliche Dungstoff. Eine Vermehrung der Anbaufläche in nicht geringem Umfange ermöglicht vielleicht die Bestellung der Schwarzbrache und des schlecht bestandenen Teiles der Ackerweide. Zwar haben die Reserveflächen, Brache und Ackerweide, in den letzten Jahren schon eine starke Verminderung erfahren. Doch wurde berechnet[3], daß die Anbaufläche möglicherweise um rund 500 000 ha anwachsen könne, wenn nur die Hälfte der Schwarzbrache und ein Viertel der oft nur sehr mäßige Erträge liefernden Ackerweide einer volleren Nutzung zugeführt werden.

Im wesentlichen mußte aber das Bestreben der Landwirte darauf gerichtet bleiben, auf den bisher vorhandenen Flächen möglichst hohe

[1] Beim Reichsamt des Innern ist eine besondere Abteilung für die Ernährungsfragen geschaffen worden.

[2] Vgl. Statistische Korrespondenz Nr 40, 18. August 1914.

[3] Vgl. Deutsche Tageszeitung vom 3. Februar 1915.

Erträge zu erzielen, also auf sorgfältige Bestellung und Pflege der Saaten, Auswahl geeigneten Saatgutes, hinreichende Düngung[1]. Eine Verschiebung des Verhältnisses zwischen den einzelnen Kulturarten (Acker, Wiese, Weide, Wald) konnte bei der Frage der Bodenbenutzung nur in verhältnismäßig geringem Umfange eintreten, und ebenso ließ sich das Anbauverhältnis der einzelnen Ackerfrüchte, die Fruchtfolge usw., wenigstens in der Regel, für die Kriegszeit, nicht stark verändern. Es fehlten die gewohnten Betriebsleiter und Arbeiter, die jetzt im Felde stehen, so daß stärkere Veränderungen in der Bodenbenutzung den Erfolg der Bewirtschaftung vielleicht in Frage stellen würden. Immerhin erschien unter den obwaltenden Verhältnissen die Beschränkung des Zuckerrübenbaues als rätlich zugunsten einer stärkeren Produktion von Brotgetreide, Kartoffeln, Hülsenfrüchten. Deutschland produzierte jährlich mehrere Millionen Tonnen Rübenzucker; in einzelnen Gegenden hat der Zuckerrübenbau ein Zehntel und mehr Boden dem Körnerbau entzogen. Die gesteigerten Betriebskosten führten allerdings schon eine Minderung des Zuckerrübenbaues herbei, allein es lassen sich doch noch Tausende Hektare für die für unsere Ernährung notwendigeren Kulturprodukte gewinnen, wenn dann auch die Deutschen nicht so viel Zucker ausführen oder selbst verbrauchen (jetzt über 20 kg pro Kopf der Bevölkerung). Wenig Anklang fand der Vorschlag, an Stelle von Kartoffeln mehr Getreide anzubauen. Man berief sich hierfür auf die Tatsache, daß der Eiweißgehalt der Hackfrüchte pro Mengeneinheit kleiner sei als der des Getreides; allein dem konnte entgegengehalten werden, daß der Nährertrag trotzdem ein viel größerer deshalb sei, weil der Ernteertrag pro Flächeneinheit um so viel größer ist. Voraussichtlich wird der Bedarf an Kartoffeln sogar, infolge der Beschränkung der Fleischnahrung, sich wohl um $^1/_3$ erhöhen. Die Maßregeln, die bezüglich der Kartoffelversorgung getroffen wurden, dürften darum auch keine wesentliche Änderung erfahren; die Kontingentierung der Verwendung für gewerbliche Zwecke, Bestandsaufnahmen (die zweite fand am 15. Mai statt), Höchstpreise, Kartoffeltrocknungsanstalten usw., all dieses wird bis zum Ende des Krieges seine Bedeutung bewahren. Hafer und Gerste, bisher hauptsächlich Futtermittel, werden ebenfalls in größerem Maße für menschliche Nahrung Verwendung finden. Bei Hafer dürfen etwa $1\,^1/_2$ Millionen Tonnen, bei Gerste ca $1\,^1/_4$ Millionen Tonnen für diesen Zweck zur Verfügung stehen. Selbstverständlich sind auch hier alle die Sicherungsmaßregeln anzuwenden, an die

[1] Westdeutscher Landwirt 1915 Nr 1.

uns das erste Kriegsjahr gewöhnt hat: Statistische Aufnahmen, Höchstpreise, Rationensystem, also Beschlagnahme, Enteignung, planmäßige Verteilung, Schaffung einer Reserve für die letzten Monate der Verbrauchszeit.

Man hat sich gegen die von der Regierung verfügte Einschränkung des Bierbrauens darauf berufen, daß der Nährwert der Gerste bei der Bierbrauerei zu etwa 60 % ausgenutzt werde, und daß bei der Verwendung von Gerste zur menschlichen Nahrung in Graupenform nicht viel mehr herauskomme. Aus Gerste kann aber auch Brot gebacken werden, wie dies in Süddeutschland schon früher geschah. Ohne Zweifel ist Bier ein an Nährkraft reiches Genußmittel — „flüssiges Brot" —; die volle Beseitigung würde dem an Bier gewöhnten Volke[1] ein allzu großes Opfer sein. Darum hat denn auch die Regierung sich mit der bloßen Einschränkung des Brauens begnügt und ist nicht zum Verbot übergegangen. Die Einschränkung kann um so leichter ertragen werden, weil in der Kriegszeit der Bierexport ausfällt. Unter den Hülsenfrüchten würden die Ackerbohnen und Erbsen den größten Raum beanspruchen. Was ist ein Heer ohne Erbswurst? Aber für Erbsenkultur werden die Bauern sich nicht gerade überall begeistern können; dieselbe macht besondere Ansprüche an den Boden, der Ertrag ist unsicher (viele Schädlinge), die Ernte schwierig. Wenigstens für Gegenden, wo der Erbsenbau schon heimisch war, kann sich aber doch ein stärkerer Anbau empfehlen und durchführen lassen. Auch der Gemüse- und Obstkultur (mit Dörrgemüse und Dörrobst) wird erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet werden müssen. Mancherorts gibt es sogar einen „Kriegsausschuß für Gemüsebau", und es ist geradezu erbaulich, wenn man den Eifer beobachtet, mit welchem z. B. im Bereich des ehemaligen Teltowseegeländes junge Mädchen und ältere Damen beim Graben, Jäten, Hacken tätig sind. Wir kennen einen Universitätslehrer, der sein Vorgärtchen eigenhändig mit Gemüse bepflanzt hat. Die Gesundheitsapostel dürfen sich freuen, daß die Deutschen nun in halbe Vegetarianer sich umwandeln, da die Not der Zeit sie mehr auf Pflanzennahrung anweist. Wir werden dann auch hoffentlich in der Folge weniger über Gicht, Arterienverkalkung usw. zu klagen haben, wenn nicht so viel Fleisch genossen wird.

[1] Man erinnere sich an die „Schlacht im Tale" zu München in den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts, wegen Erhöhung des Bierpreises ausgefochten, an die Aufregung der 1880er Jahre aus gleichem Anlaß, und in den 1890er Jahren, als der Salvatorkeller eine Stunde früher schloß. Den damals von den Sozialisten verhängten Boykott sollen freilich die echten Bierkenner insofern begrüßt haben, als sie auf das besser abgelagerte Bier im voraus sich freuten.

Wichtiger als irgend welche Verschiebung und Änderung der Bodenbenutzung ist die Erzielung möglichst hoher Erträge, speziell an Korn und Weizen, auf den vorhandenen und bisher bewirtschafteten Flächen. Adenauer[1] nimmt an, daß wir, bei einem Verbrauch von 200 g Mehl pro Kopf und Tag, einer 20% Reserve, wie sie jetzt besteht, Saatgut und erheblichen Zuschlag für das Heer eingeschlossen, aufs Jahr berechnet, nach dem heutigen Prozentsatz der Ausmahlung, rund 10 000 000 Tonnen Weizen und Roggen zusammen benötigen werden. Die Durchschnittsernte 1912/13 betrug 15 958 913 Tonnen. Eine gleiche neue Ernte vorausgesetzt, dürften wir also mehr Brotgetreide zur Verfügung haben, als wir brauchen. Werden die gegenwärtigen Bestimmungen im wesentlichen festgehalten (Kartoffelzusatz aber nur bis zu 10%), wird selbst ein Teil des Getreides für Griesmehl, Teigwaren, Grünkern reserviert (mit Höchstpreisen für Groß- und Kleinhandel), dann dürfen wir, wenigstens von Dezember an, auf eine Erhöhung des Tagesquantums über 200 g hinaus hoffen. Von dem Ausfall der Ernte wird es abhängen, ob die Ausmahlung herabgesetzt, ein Teil des Roggens zu Futterzwecken erübrigt werden kann. Wichtig ist selbstverständlich die rechtzeitige Einbringung der neuen Ernte.

11. Deutschland hat in den letzten Zeiten an Weizen, Roggen, Hafer, Kartoffeln einen größeren Ertrag pro Hektar erzielt als irgend ein anderes Land. Diese großen Erträge aber setzten die Verwendung bedeutender Mengen von Düngestoffen voraus. Wir führten jährlich ein 600 000 Tonnen Salpeter, 450 000 Tonnen schwefelsaures Ammoniak und 130 000 Tonnen sonstiger Stickstoffe. Von den stickstoffhaltigen Düngemitteln wird der Salpeter gänzlich ausfallen, schwefelsaures Ammoniak nur in geringerer Menge zur Verfügung stehen. Thomasmehl hängt in seiner Menge ab von Beschäftigung der Eisenindustrie. Die Hauptverbraucher von Koks, die Hochöfen, waren nicht voll im Betrieb, Kali und Kalk besitzen wir genug (Ausfuhrverbot für Kali). Der Kalk kann dazu dienen, den noch im Boden vorhandenen Stickstoff in lösliche, aufnehmbare Verbindungen überzuführen. Freilich ist Kalkdüngung nicht überall angebracht, bei leichten, ärmeren Böden nur mit Vorsicht zu gebrauchen. Es ist nun freilich gelungen, den freien Stickstoff der Luft zu binden und für das Pflanzenwachstum zu verwerten. Die Regierung ließ sich ermächtigen, ein Handelsmonopol für diese Ware einzuführen, um die Rentabilität der Produktion zu sichern. Der Ausfall wird aber auch damit kaum voll gedeckt werden können. Ob

[1] Vgl. Köln. Volkszeitung Nr 325 326 328 vom 21., 22. und 24. April 1915

auf anderem Wege geholfen werden kann, steht noch dahin. Man hat wenigstens wieder einmal eingesehen, wie viel an teuren künstlichen Düngemitteln durch ausreichende Gewinnung, sorgfältige Behandlung und Bewahrung des Stallmistes und der Jauche gespart werden kann. Bei der bisherigen Behandlung des Stalldüngers gingen wohl 30 % Stickstoff verloren; würde man Torfstreu anwenden usw., dann könnte der Verlust auf 7 % eingeschränkt werden, so daß der nun fehlende Chilesalpeter mehr als ersetzt wäre. Immerhin bedeutet die Unterbindung der Einfuhr bisher gebrauchter Düngemittel, neben dem Mangel an menschlichen und tierischen Kräften, an Arbeitern und Gespannen, eine Erschwerung der neuen Ernte.

12. Zum Schluß noch eine theoretische Frage. Man hat mit Rücksicht auf die von der Regierung getroffenen Maßnahmen zuweilen von „wachsendem Staatssozialismus" gesprochen. Friedrich Naumann soll, nach dem Bericht der Vossischen Zeitung[1], in einem zu Berlin gehaltenen Vortrage gesagt haben: Was Jahrzehnte hindurch nur Theorie war, ist durch den Krieg mit einem Schlage Praxis geworden: Der Sozialismus. Heute brauchen wir kein Buch mehr, um diesen Begriff zu erklären, denn wir erfahren ihn jeder am eigenen Leibe. Sozialismus in der Konsumtion ist die Beschlagnahme des Brotes und seine Verteilung nach Köpfen. Sozialismus in der Produktion ist die Bildung der Militäreinkaufsgesellschaft, die Feststellung der zu Heereslieferungen allein in Betracht kommenden Firmen, die Festsetzung von Normalpreisen usw.

Wir teilen diese Auffassung nicht. Der demokratische Sozialismus fordert oder erwartet die Aufhebung des Privateigentums an sämtlichen Produktionsmitteln, an Grund und Boden, Gruben, Bergwerken, Rohstoffen, Werkzeugen, Maschinen, Verkehrsmitteln, die Verwandlung dieses Privateigentums in gesellschaftliches Eigentum, die Vergesellschaftung der gesamten Produktion und Verteilung. Haben nun auch die weitest gehenden Maßnahmen der Regierungen irgendwie einen solchen Zustand herbeigeführt? Man wird vielleicht in der erfolgten Beschlagnahme aller Getreide- und Mehlvorräte ein Zipfelchen von Sozialismus erkennen wollen.

Aber auch das geht nicht einmal an. Nicht in der Hand der sozialistischen „Gesellschaft" ist der Getreidehandel monopolisiert, sondern in der Hand einer Gesellschaft m. b. H., der „Kriegsgetreidegesellschaft". Käufer und Verkäufer sind in dem ganzen Prozeß: diese Gesellschaft, die Gemeinden, die Privaten, Produzenten, Bäcker, Konsumenten. Der Preis, den der

[1] Nr 159 vom 27. März 1915.

Konsument schließlich bezahlt, enthält die Vergeltung für Bodenrente, Kapital- und Handelsprofit, besagt also eine sehr reale Anerkennung des Privateigentums an den Produktionsmitteln, des Eigentums der Bauern, der Händler, der Müller, der Bäcker. Beim „Sozialismus" aber handelt es sich, wie gesagt, nicht bloß um eine Vergesellschaftung bzw. eine Kontrolle des Handels, wie in unserem Falle, sondern um die Beseitigung des Privateigentums an den Produktionsmitteln schlechthin, und zwar ohne Bezahlung für das, was beschlagnahmt wird, bzw. was vermöge des „ehernen Muß der Geschichte" der „Gesellschaft" durch „naturnotwendige Entwicklung" in den Schoß fallen wird.

Und der „wachsende Staatssozialismus"? Für die individualistische Auffassung gilt ja freilich jede Staatsintervention, welche dem privaten Gewinnstreben Schranken zieht, insbesondere aber jedes Staatsmonopol schon als „Staatssozialismus". Richtig verstanden aber ist „Staatssozialismus" im vollen Sinne die Herbeiführung eines der oben geschilderten sozialistischen „Gesellschaft" und Gesellschaftswirtschaft analogen Zustandes; nur daß hier der geschichtlich überlieferte Staat die Leitung der Produktion und Verteilung übernimmt, nicht die demokratische „Gesellschaft". In abgeschwächter Bedeutung kann man von „Staatssozialismus" auch dann schon sprechen, wenn der Staat wirtschaftliche Funktionen im Widerspruch mit dem natürlichen Zwecke der staatlichen Gesellschaft übernimmt, weil damit eben im Prinzip die Begrenzung der Staatstätigkeit durch den Staatszweck durchbrochen, der weiteren Verdrängung bürgerlicher Tätigkeit die festeste Schranke genommen wird. Die bloße Beteiligung des Staates an der Wirtschaft aber ist ebensowenig „Staatssozialismus", wie ein Monopol, das durch finanzielle oder volkswirtschaftliche Notwendigkeit gerechtfertigt wird. Wir werden nach dem Kriege solche Monopole vielleicht in größerem Umfange bekommen, finanzielle, möglicherweise auch solche, die dem Schutze der Konsumenten dienen, sofern die Konzentrationsbewegung, der Mißbrauch der privaten Kartellmacht zur Ausbeutung der Menge, die Trustbildung, weitere Fortschritte machen.

Das sind gewiß, praktisch betrachtet, immer sehr heikle Sachen, diese Monopolfragen. Wir könnten es z. B. nicht billigen, wenn ein eventuelles Getreidehandelsmonopol des Staates, sofern es zur Schaffung von Getreidevorratslagern nötig werden sollte, finanziell ausgenützt würde. Auch wird man sich späterhin fragen müssen, ob es zweckmäßig und richtig ist, die durch den Krieg geschaffenen 20 000 neuen Rentner in der Durchschnittsgröße eines Millionärs, die von den Kriegsanleihen ihre 5 % beziehen, steuerlich zu schonen, dafür aber die breitere Masse

des Volkes durch Monopole oder indirekte Steuern für Tabak, Branntwein, Petroleum, Streichhölzer, elektrisches Licht usw. zu belasten. Das bleiben Fragen der Zukunft, die, wie gesagt, praktisch nicht immer leicht gelöst werden können. Ohne darum jedem Monopol das Wort zu reden und unter Wahrung einer größeren Zurückhaltung in der Monopolfrage, als Edgar Jaffé im „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik" und in Damaschkes „Deutscher Warte" sie erkennen läßt, tragen wir darum doch kein Bedenken, im Prinzip für die Zulässigkeit eines finanziell oder volkswirtschaftlich als notwendig erwiesenen Monopols einzutreten. Das ist noch lange kein „Sozialismus", und ebensowenig sind es die von der Regierung während der Kriegszeit getroffenen Maßnahmen.

Nicht einmal in normalen Zeiten kann der Staat Produktion und Handel gänzlich der individuellen Freiheit überlassen, in Kriegszeiten aber wird unter Umständen die individuelle Willkür auch bei der sonst so freien Güterverwendung gefährlich. Durch die Isolierung wurden bei uns die Vorräte an Lebensmitteln stark beschränkt. Wären sie reichlich vorhanden gewesen, so würde doch wenigstens ein Abgabezwang für die Besitzer von Waren notwendig geworden sein. Beim Mangel an den notwendigen Naturstoffen genügte aber solch ein Abgabezwang nicht; der Vorrat mußte von den Zentralinstanzen übernommen und nach der Dringlichkeit des Bedarfs verteilt werden. Auch die Preisbestimmung konnte nicht dem „freien Spiel der Kräfte" überlassen bleiben. Beim „freien Spiel der Kräfte" würden, mit dem natürlichen Schwinden der Vorräte, die Preise der Waren, speziell die Getreidepreise, enorm gestiegen sein, so daß sie im Frühjahr schon eine für die breite Masse unerschwingliche Höhe erreicht hätten. Dann war das Ziel der Gegner, die Aushungerung des Volkes, erreicht, die Volkskraft und der einheitliche Volkswille gebrochen. Nein, das individualistische Freiheitsprinzip erwies sich niemals so klar wie jetzt als Chimäre. Man kann nur wünschen, daß diese Erkenntnis für die volkswirtschaftliche Theorie und Organisation in Zukunft nicht wiederum verloren gehe. Es ist ein wichtiges Prinzip in der schweren Zeit mit voller Helle zu Tage getreten, daß nicht der private kapitalistische Ertrag, sondern das Gemeinschaftsinteresse der Volksversorgung den volkswirtschaftlichen Prozeß beherrschen muß, und daß Bürger und Staatsgewalt danach sich einzurichten haben.

Gewiß, es bedurfte tief einschneidender Eingriffe in die Produktion, den Tauschverkehr, Warenmarkt, Preisbildung, Warenverteilung; selbst der Konsum wurde in bestimmte Bahnen gelenkt, zur Sparsamkeit gezwungen. Eine Maßregel, wie sie insbesondere die Bundesrats-Verordnung vom

25. Januar 1915 darstellt, hätte man sonst für unmöglich, in Friedenszeiten auch nicht für zulässig gehalten. Allein es handelte sich eben bei all diesem um Kriegsnotwendigkeiten, um besondere Verhältnisse und Bedürfnisse der Kriegslage. Wenn in einer belagerten Stadt die gesamten vorhandenen Getreidemengen beschlagnahmt und auf den Kopf der Bevölkerung verteilt werden, so wird es niemand einfallen, in einer solchen Maßregel „Sozialismus" oder „Staatssozialismus" zu erkennen. Genau so aber war und ist unsere Lage. Durch Abschneidung der Zufuhr wird unsere Existenz bedroht. Das ist kein Normalzustand, dieser Zustand einer belagerten Stadt, eines künstlich isolierten Landes. Will man die durch außerordentliche Verhältnisse nötig gewordenen außerordentlichen Maßnahmen „Sozialismus" nennen, so dürfte unseres Erachtens kaum eine schärfere Zurückweisung und Kritik des Sozialismus erdacht werden können; er wäre nicht als etwas Dauerndes aus der normalen geschichtlichen Entwicklung geboren, sondern Produkt anormaler Verhältnisse, in sich selbst und an sich etwas Anormales, von provisorischem Charakter.

Wenn heute das Volk die starken Eingriffe des Staates in sein wirtschaftliches Leben, sein Privateigentum, erträglich findet, so tut es das nur im Hinblick auf höhere Werte, die in Frage stehen. Wer aber vielleicht sozialistische Neigungen vordem verspürte, der wird heute vollständig davon geheilt sein, sofern er imstande ist, vorurteilsfrei zu urteilen. Gewiß, ein tüchtiges Beamtentum kann vieles leisten, aber es bleibt doch außerstande, das ganze volkswirtschaftliche Getriebe in einen tadellos funktionierenden Automaten zu verwandeln. Das wird das Fazit unserer Kriegserfahrungen in Zukunft bleiben.

Als Exzellenz Wermuth in der Berliner Stadtversammlung sagte: „Vielleicht werden wir die Brotkarte tränenden Auges scheiden sehen, wenn einmal der Friede sie hinwegscheucht", da gab die Versammlung ihr Urteil kund durch allgemeine Heiterkeit, wie der Bericht sagt. Sapienti sat! Aber diese Heiterkeit wich berechtigtem Ernste, als er fortfahrend richtig und treffend bemerkte: „Dann wird das letzte Papierblättchen in unsern Händen bleiben als Erinnerungszeichen an eine große Zeit, in welcher wir uns Selbstzucht und Beschränkung auferlegten, um den Feind niederringen zu helfen."

Heinrich Pesch S. J.

Deutsche Literatur und Weltliteratur.

Im Jahre 1797 schrieb Schiller in einem unvollendeten Entwurf über Deutschlands Größe[1]: „Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte, doch der Tag des Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit." Friedrich Schlegel nannte am Schlusse seiner Wiener Vorlesungen vom Jahre 1812 den „deutschen Geist" den „gemeinsamen und alles verknüpfenden Träger" für das Kulturerbe der gesamten Vergangenheit und stellte ihm die Aufgabe, „den letzten Schlußstein des Ganzen zuerst zu tage zu fördern, damit, wie einst der Zwiespalt, so auch jetzt das neue Licht von hier aus sich über die andern Nationen verbreiten könne". Fünfzehn Jahre später erklärte Goethe[2], daß er „überzeugt sei, es bilde sich eine allgemeine Weltliteratur, worin uns Deutschen eine ehrenvolle Rolle vorbehalten ist". „Nationalliteratur will jetzt nicht viel sagen", meinte er im selben Jahre im Gespräche mit Eckermann, „die Epoche der Weltliteratur ist an der Zeit, und jeder muß jetzt dazu wirken, diese Epoche zu beschleunigen".

Die geschichtliche Entwicklung hat bis heute die Hoffnungen jener Großen nur zu einem bescheidenen Teile verwirklicht, aber unsere Stellung zum Schrifttum des Auslandes ist mehr als bei jedem andern Volke eine der wichtigsten Fragen unseres literarischen Schicksals geblieben. Die Erörterungen darüber haben nie ganz geruht, und nie sind sie so laut und dringend geworden wie während des jetzigen Weltkrieges. Da die Literatur zugleich Wurzel und Blüte nationalen Lebens ist, so rührt dieser literarische Streit an die höchsten Güter unseres Volkes, an eines jeden Deutschen sorgende Seele[3].

---

[1] Werke, herausgegeben von Güntter und Witkowski XX 518.

[2] Über Kunst und Altertum VI (1. Heft) 131—133.

[3] Für die hier behandelte Frage ist aus der letzten Zeit zu berücksichtigen: Die Weltliteratur im zwanzigsten Jahrhundert. Vom deutschen Standpunkt aus betrachtet von Richard M. Meyer. 8° (284) Stuttgart 1913, Deutsche Verlagsanstalt, geb. *M* 6.50. Der verstorbene Berliner Gelehrte bietet aus seiner freisinnigen Weltanschauung eine meist geistvolle, absichtlich subjektive und im ganzen nur für Kenner brauchbare Übersicht über die Vorgeschichte und den augenblicklichen Stand der weltliterarischen Entwicklung. In ähnlichem Sinne gehalten, aber sachlich von weit

So sicher, wie jeder Dichter ein Kind seines Volkes ist, wird selbstverständlich jede seiner Dichtungen, er mag wollen oder nicht, Spuren seines Volkstums zeigen. Und jeder Volksgenosse, der als einfacher Genießer oder als geschulter Beurteiler diese Dichtungen liest, wird von ihnen, weil auch er das eigentümliche Denken und Fühlen seines Volkes in sich trägt, anders berührt als ein Fremder. Nun kann es ganz gewiß nicht Aufgabe der Literaturpflege sein, die nationalen Unterschiede möglichst zu verwischen und nach einem für alle Kulturvölker gleichen Kunstempfinden zu streben. Denn je mehr besondere Arten der künstlerischen Befähigung sich auswirken, desto reicher wird die künstlerische Ernte der Menschheit sein. Gerade die Dichter, denen der Ausdruck des allgemein Menschlichen am vollkommensten gelungen ist — Homer, Dante, Cervantes, Shakespeare, Goethe — spiegeln zugleich unverkennbar die Eigenart ihres Volkes wider. Und mit kaum geringerem Rechte behauptet Bartels (130): „Die Literaturen, die im letzten Menschenalter vielleicht die Führung hatten, die französische, die russische, die nordischen, sind so entschieden national gewesen wie irgendeine früherer Zeit, und wenn die heutige deutsche es weniger ist, so liegt das vielleicht an ihrer Schwäche."

Als Grundlage nationalen Denkens und Fühlens betrachtet Meyer nicht die gemeinsame Abstammung, sondern den „Willen zur Absonderung und Selbstbehauptung" (21). Aus diesem Willen bilde sich die Einheit in Sprache und Überlieferung, die schließlich zu einer nationalen Literatur führe. Das „letzte Geheimnis der Individualität" liege „weniger in einem mystischen allerletzten ‚Kern des Wesens' als in der jeder Analyse freilich spottenden eigenen Art der Mischung ihrer Elemente" (214). Der nationale Gehalt einer dichterischen Persönlichkeit stamme eigentlich aus den nationalen Zeitverhältnissen. Daß beispielsweise für Goethe, Schiller und die Romantiker das Deutschtum ein Teil ihrer Persönlichkeit geworden sei, erkläre sich aus den deutschen Zuständen jener Zeit (213). Meyer sagt ausdrücklich, daß er hier mit Annahmen und nicht mit sichern Erkennt-

geringerem Gewichte ist die Aufsatzreihe: Die Grundzüge einer Literaturbeurteilung. Aus Anlaß der „Einführung in die Weltliteratur" von Adolf Bartels. Von Hanns Martin Elster. (Die Grenzboten. Jahrgang 73, Heft 23—25, Berlin 1914). Gegen Meyer und Elster wendet sich die stark nationale, leider stellenweise zu weitschweifige und im Tone keineswegs akademische Kampfschrift: Nationale oder universale Literaturwissenschaft? Von Adolf Bartels. 8° (II u. 140) München 1915, Callwey. *M* 2.— Zahlreiche seit dem Beginn des Krieges erschienene Aufsätze über den Gegenstand weist das „Literarische Echo" nach.

nissen arbeitet. Zu wenig tritt bei ihm hervor, daß nach den Gesetzen der Vererbung die Abstammung eines Dichters für sein nationales Empfinden nicht gleichgültig sein kann. Aus der Geschichte läßt sich schwerlich nachweisen, daß die Rasse von geringerem Einfluß auf die literarische Entwicklung sei als die gerade wirksamen Kulturmächte der Umwelt.

Allerdings ist auch das Gegenteil kaum sicher zu erschließen. Bartels freilich, der Richard M. Meyer und das Judentum überhaupt seit Jahren scharf bekämpft, macht ein rassenhaft bestimmtes (94), den Juden durchaus wesensfremdes (136) Volkstum unbedingt zur Seele unserer Literatur. „Für uns andere", sagt er in diesem Sinne (92), „ist das Nationale die Grundlage, genauer: Triebkraft und geistig-seelischer Gehalt und bleibt es alle Zeit; dann kommen wohl Einflüsse, genauer: Zeitbewegungen, äußere Formen und manchmal auch Stoffe von außen, werden gemäß dem nationalen Geiste aufgenommen und umgeformt, aber selbstverständlich besteht neben ihnen immer auch National-Ursprüngliches, von dem Fremden nicht Beeinflußtes und Beeinflußbares, und dieses muß, zusammen mit dem Nationalen, in dem in nationalem Geiste Umgeformten überwiegen, wenn eine Nationalliteratur Wert haben soll." Bartels gibt zu (53), daß die Rassenwissenschaft „noch in den Anfängen stehe". Er ist sich auch bewußt, daß volle Rasseneinheit bei keinem großen Volke zu finden ist, und daß höchstens von der Vorherrschaft einer Rasse gesprochen werden darf (94). Sogar Goethe, dem er anderswo[1] nachrühmt, in ihm seien „alle Eigenschaften, die den Deutschen machen", und sie seien zu „voller, runder, harmonischer Wesenseinheit ausgeglichen", nimmt er (52) „nicht ganz" für die germanische Rasse in Anspruch. Anderseits behauptet er (17): „Beweise und Herleitungen sind *für die Praxis* zuletzt vollkommen überflüssig, man sieht's und fühlt's eben, was deutsch ist." Erscheint es nicht bedenklich, die beneidenswerte Sicherheit dieses Gefühles vorzugsweise aus der Rassenangehörigkeit erklären zu wollen, wenn die Rassenverhältnisse überhaupt schwankend und dunkel sind?

Paul de Lagarde — den französischen Namen hat er bekanntlich von seiner Adoptivmutter — wollte ein Deutschland „voll deutscher Menschen und deutscher Art", „so voll von sich wie ein Ei": „dann", sagte er[2], „ist für Palästina kein Raum in ihm". Und dennoch schreibt dieser Deutsche, der mit der zügellosen Liebe des liberalen Schwärmers an seinem

[1] Einführung in die Weltliteratur I, München 1913, 1.

[2] Deutsche Schriften[2] (Göttingen 1891) 367.

Volke hing: „Das Deutschtum liegt nicht im Geblüte, sondern im Gemüte. Von unsern großen Männern sind Leibniz und Lessing sicher Slawen; Händel, als Sohn eines Halloren, ist ein Kelte; Kants Vater war ein Schotte: und doch, wer wird diese undeutsch schelten? Wer wird uns schelten, wenn wir sie als Exponenten deutscher Art ansehen?“ [1] Mag die Herkunft dieser Großen auch nicht ganz so feststehen, wie de Lagarde anzunehmen scheint, fest steht jedenfalls, daß unsere gegenwärtigen Kenntnisse uns nicht berechtigen, dem Abkömmling einer fernstehenden Rasse von vornherein das deutsche Empfinden abzusprechen. Wo immer wir tatsächlich deutschem Denken und Fühlen begegnen, da müssen wir es anerkennen, auch wenn es nicht durch Geburt, sondern durch Erziehung entstanden sein sollte. Deutsche Art ist weder so eindeutig bestimmbar, noch zu allen Zeiten und in allen Gauen so vollkommen gleich, daß wir z. B. den Einfluß der fremden Rasse in jeder Dichtung eines deutschen Juden nachzuweisen vermöchten.

Am stärksten wird sich aber deutsches Wesen selbstverständlich da offenbaren, wo deutsche Abstammung und deutsche Bildung zusammenwirken. Dichtkunst, die auf solchem Grunde blüht, müssen wir im allgemeinen vor jeder andern pflegen, weil sie eine nur uns gegebene Besonderheit und wahrhaftig keine verächtliche Besonderheit menschlichen Könnens ist. Bartels teilt die Anschauung, daß unsere Rasse „die wertvollste der Welt“ sei (52), aber „als höflicher Mann“ will er „nur von der großen Bedeutung der lichten nordeuropäischen Rasse“ sprechen. Andere werden lieber für Deutschland das wiederholen, was für Spanien, dessen nationalen Geist auch Bartels über alles erhebt [2], einer der größten Gelehrten [3] dieses Volkes bekannt hat: „Weil etwas spanisch ist, braucht es noch nicht das beste und einzige auf der Welt zu sein, denn Gott hat nicht alle geistige Größe zum Erbteil *einer* Rasse gemacht.“

Uns genügt die Gewißheit, daß die deutsche Art eine gute Art ist. „Die deutsche Nation“, sagt Eichendorff [4], „ist die gründlichste, innerlichste, folglich auch beschaulichste unter den europäischen Nationen, mehr ein Volk der Gedanken als der Tat.“ Gründlichkeit scheint der eigentliche Kern

[1] Deutsche Schriften 24.

[2] Einführung in die Weltliteratur II 517.

[3] Marcelino Menéndez Pelayo, Calderón y su teatro, Madrid 1881, IV.

[4] Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands, herausgegeben von W. Kosch, Kempten 1906, 1.

unseres Wesens zu sein. Weil wir gründlich sind, suchen wir überall das Innere der Erscheinungen, die letzten Gedanken und die höchsten Gesetze der Welt — und wir finden so viel, daß wir es oft genug in keine klare Form bringen. Weil wir gründlich sind, sehen wir so leicht das Trennende, huldigen so gerne persönlichen Sonderbestrebungen — und haben doch auch wieder Verständnis für Unterordnung. Weil wir gründlich sind, glänzen wir nicht durch geistige und körperliche Beweglichkeit, sondern vervollkommnen lieber mit schwerfälligem Fleiße, was raschere Denker im Fluge erhascht haben. Unsere Gründlichkeit drängt uns, den Kulturbesitz aller Völker und Zeiten zu durchforschen und trotz zahlloser Enttäuschungen immer Neues vom Ausland zu übernehmen. Unsere Gründlichkeit gibt dem deutschen Gemüte seine Wucht und Innigkeit, und unsere Gründlichkeit hat endlich das Schwerste vollbracht: sie hat das Volk des Gedankens zu den erstaunlichsten Taten befähigt.

Es leuchtet ein, daß eine solche Naturanlage gerade für die Dichtung von außerordentlichem Werte ist. Innere Wahrheit, edler und hoher Gehalt und vor allem der unwiderstehliche Zauber echter Stimmung können einer wirklich dichterischen Schöpfung, die aus den Tiefen der deutschen Seele aufsteigt, niemals fehlen. Hohles Wortgepränge ist deutscher Sachlichkeit unerträglich. Eine Kunst, die sich am Sinnlichen genügen läßt, steht deutschem Idealismus zu niedrig. Ein herzloses Virtuosentum befriedigt kein deutsches Gemüt. Vor wieviel literarischen Ungeheuerlichkeiten, vor wieviel beschämenden Umwegen und wieviel bitterer Reue wären die letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts bewahrt geblieben, wenn unsere Dichter und Kritiker nicht so hastig hinter fremden Berühmtheiten hergetrabt wären, sondern daheim mit unentweihter Seele an den Quellen deutschen Wesens getrunken hätten!

Dennoch können und wollen wir auch in Zukunft durch alle literarischen Fernen schweifen. Alle menschliche Eigenart ist eben als Eigenart nur ein begrenztes Stück Wirklichkeit. Unbegrenzte Möglichkeiten stehen ihr offen. Jede fremde Literatur birgt Werte, mit denen wir unsern heimischen Besitz erweitern können. Der befruchtende Einfluß des Alten und Neuen Testamentes, der griechischen und lateinischen Klassiker durchzieht alle Jahrhunderte unsere Dichtung. Die großen Kunstepen unseres Mittelalters haben romanische und keltische Vorbilder, unser Drama ist an griechischen, spanischen und englischen Mustern zur Größe emporgewachsen, unser Roman hat sich bis auf den heutigen Tag an Engländern, Franzosen, Skan-

dinaviern und Russen gebildet. Wir sind also außer stande, auch nur unsere eigene Literatur gründlich zu verstehen, wenn uns die Literaturen des Auslandes fremd bleiben. Durch die Unterschiede, die sich uns da aufdrängen, lernen wir zugleich unsere deutsche Art klarer erfassen und in mancher Hinsicht mit weniger Überhebung, in mancher auch mit mehr Selbstbewußtsein beurteilen. Jakob Grimm war gewiß einer der größten Erneuerer deutschen Sinnes, und doch sprach er nicht nur mit hoher Begeisterung von den Klassikern des Altertums, er lernte sogar die fernliegende Sprache der Serben und vertiefte sich in ihre neu entdeckten Lieder. „Wenn er überall", sagt Michael Bernays[1] über ihn, „dem Vaterländischen den Vorrang einräumte, so mochte er doch nie den Wert der Geistesgüter, die von fremden Völkern uns dargeboten oder aus fernen Zeiten uns überliefert werden, engherzig mißachten oder herabsetzen. Seine treue, ausharrende Liebe zum Vaterlande erhellte ihm vielmehr den Blick und erweiterte seinen Gesichtskreis, so daß er die Bedingungen erkannte, unter denen der deutsche Geist zu seiner Vollkraft gedieh, und unter denen allein er sich in seiner vollen Herrscherkraft zu behaupten vermag."

Selbstverständlich genügt es, und muß es bei der Kürze des Lebens genügen, daß wir nur die ganz bedeutenden Werke fremder Völker kennen, die freilich auch dann, wenn sie Schöpfungen der Gegenwart sind. Denn um vollwertige Menschen von heute zu sein, müssen wir das Leben von heute innerlich erobert haben. Das aber ist auf allen Gebieten derart ins Unermeßliche gewachsen, daß niemand es unmittelbar zu überschauen, geschweige denn aus unmittelbarer Einsicht zu beherrschen vermag. Wie schon auf den niedersten Stufen der Bildung vieles nur durch das Symbol des Wortes, das die bunte Vielheit zur Einheit zusammendrängt, dem Geiste nahegebracht werden kann, so muß bei steigender Kultur immer häufiger die Betrachtung von Bildern des Lebens die Anschauung des wirklichen Lebens ersetzen. Reichstes Bild alles Lebens ist aber die Dichtung, und da jedes Volk andere Seiten des Lebens in seiner Dichtung darstellt, so können wir auf keine Literatur verzichten, wenn unser Weltbild irgendwie umfassend sein soll. Es ist ja bekannt, wie oft die Entstehungsgeschichte gerade der hervorragendsten Dichtungen der Weltliteratur auf frühere Dichtungen, also auf bereits stilisiertes und nicht selten von fremden Völkern stilisiertes Leben zurückführt. Selbst ein so mächtiger Geist wie

[1] Schriften zur Kritik und Literaturgeschichte II Berlin 1903, 371.

Shakespeare hat seine besten Stücke aus englischen und nichtenglischen Novellen und Dramen geschaffen. Aber auch für den Leser gilt einigermaßen, was Meyer (87) für den Dichter bemerkt: „Die Dinge kommen gar nicht unmittelbar an den Dichter heran, sondern ihn umgibt eine Atmosphäre reinen Kunstempfindens, die sie schon stilisiert in ihn eingehen läßt. Damit sie auf ihn wirken können, ist deshalb eine um so größere Intensität des Erlebnisses nötig; er muß sein Sein zum Menschheitssein erweitern und das Erlebnis der Welt in sich Form gewinnen lassen." Natürlich darf daneben, wenn echte Kunst geschaffen oder genossen werden soll, die unmittelbare Beobachtung des äußeren und inneren Lebens der wirklichen Welt nicht fehlen. Dazu aber findet sich nach der Meinung eines der gescheitesten unter den lebenden Kritikern[1] auf einem Gebiete von 6 Quadratkilometern Gelegenheit genug.

Übrigens ist die Begrenztheit unserer Eigenart nicht der einzige Grund, warum wir die Literaturen des Auslandes brauchen: unsern nationalen Vorzügen stehen, wie bei jedem Volk, nationale Fehler gegenüber, die sich auch in der Literatur schmerzlich bemerkbar machen. Unsere Innerlichkeit raubt uns leicht den Blick für das Tatsächliche, für den unerschöpflichen Reichtum der Welt, den die englische Literatur so klar und ruhig ausbreitet. Unser Tiefsinn, manchmal auch unsere Schwerfälligkeit oder unser Individualismus ist schuld daran, daß wir den ästhetischen Wert der Form oft übersehen, daß wir allzu leicht Drama und Lyrik oder Drama und Roman vermengen, ohne zu bedenken, daß jede Art in ihren Mitteln zugleich ihre strengen Gesetze hat, und daß die Verwendung dieser Mittel zu artfremden Aufgaben ihre Tauglichkeit von vornherein schwächt. Für das alles, für die Reinheit und Leichtigkeit der Form wie für die Achtung vor der Weisheit überlieferter Regeln, sind uns die alten Klassiker und die romanischen Dichter der Neuzeit unvergleichliche Lehrer. Wir haben es in der Vernachlässigung unserer Muttersprache zu trauriger Berühmtheit gebracht: Holländer und Skandinavier können uns zeigen, daß sorgfältige Sprachpflege nicht die Liebhaberei einiger Feinschmecker, sondern eine ernste Angelegenheit aller wahrhaft Gebildeten sein soll. Der Fortschritt unserer Zivilisation erschwert immer zahlreicheren Volksgenossen die Fühlung mit der Natur, aus der doch stets frische Lebenssäfte aufsteigen müssen, damit der stolze Baum der Kultur nicht verdorre: in heilsame Erinnerung rufen

[1] Émile Faguet, L'art de lire, Paris 1912, 35.

uns das die noch verhältnismäßig naturnahen Literaturen der Slawen und Magyaren. Und während unser Hang zum Rationalismus und die Verweltlichung des literarischen Lebens unsern seelischen Zusammenhang mit der Religion, dem ewigen Urboden aller Dichtung, unaufhörlich bedrohen, lassen uns die semitischen Literaturen in gewaltigen Bildern die Schauer des Göttlichen ahnen. Mit einem Worte: wir würden uns die Überwindung unserer literarischen Schwächen nicht bloß erschweren, wir würden unsere literarische Vervollkommnung unmöglich machen und schließlich durch Inzucht verkümmern, wenn das Gerede von einer geistigen Grenzsperre jemals mehr werden könnte als bloßes Gerede.

Aber unser deutsches Wesen sträubt sich mit allen Fasern gegen eine solche Einengung. Wir sind zu gründlich, als daß wir an den Schönheiten der fremden Literaturen achtlos vorbeigehen könnten. Als die geschichtliche Entwicklung uns auf den Plan führte, hatten manche Kulturen ihre Blüte oder gar ihren Verfall schon hinter sich: wir wurden naturgemäß ihre Erben, zumal da auch unsere angeborene Befähigung uns mehr zu Vollendern als zu bahnbrechenden Schöpfern bestimmt. Es ist, genau besehen, eine Forderung der deutschen Art überhaupt, was Meyer (267) als das Ideal unserer zeitgenössischen Dichtung bezeichnet: allen geistigen Besitz der Menschheit, soweit nur ein einzelner das vermag, im Erlebnis aller Dichter nachzuerleben und in sich weiterwirken zu lassen. Unsere Erfahrung bezeugt uns hundertfach, daß ein Kunstwerk durchaus nicht aus deutschem Geiste geboren zu sein braucht, um uns zu entzücken. Die ägyptischen Pyramiden, die Hagia Sophia und der Tadsch Mahal sind uns so wenig stumm wie die Kartause von Pavia oder das britische Parlament. Uns ergreifen die majestätischen Worte der jüdischen Propheten, der ruhelose Schmerz eines Dante und die unvergeßlichen Gestalten des einzigen Cervantes; aber auch Florentinische Bildhauer und Venetianische Maler, eine Symphonie von Tschaikowskij, ein französischer Roman, ein schwedisches Lied tragen uns oft auf Höhen reinen Genusses. Und wer gar mehr als deutscher Genießer, wer deutscher Kritiker sein will, für den wird in der Hauptsache doch gelten müssen, was mit etwas zu weltbürgerlicher Verkennung nationaler Gebundenheit einer der Begründer unserer Kritik, August Wilhelm Schlegel, in der ersten seiner Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur ausspricht: „Ein echter Kenner kann man nicht sein ohne Universalität des Geistes, d. h. ohne die Biegsamkeit, welche uns in den Stand setzt, mit Verleugnung persönlicher Vorliebe und blinder Gewöhnung uns in die Eigenheiten anderer

Völker und Zeitalter zu versetzen, sie gleichsam aus ihrem Mittelpunkte heraus zu fühlen und was die menschliche Natur adelt, alles Schöne und Große unter den äußerlichen Zutaten, deren es zu seiner Verkörperung bedarf, ja bisweilen unter befremdlich scheinenden Verkleidungen zu erkennen und gehörig zu würdigen."

Nicht eine Verwischung, sondern eine Verbesserung unserer Eigenart wird die Folge dieser geistigen Rassenkreuzung sein, vorausgesetzt, daß wir endlich aufhören, die Güte des fremden Papieres nach dem Lungenaufwand oder der Kennermiene derer zu beurteilen, die es in der allzeit offenen Börse der Tagesmoden geschäftig ausschreien. Wenn Bartels die Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung vom 11. April 1915 gelesen hat, wird er eine grimmige Genugtuung empfunden haben. Denn da erhebt (113) Ludwig Fulda, also einer aus der Rasse, gegen die Bartels unerbittlich kämpft, dieselbe Anklage, die Bartels so oft verübelt worden ist: „Wir haben die Überschwemmung mit wahllosem Massenimport zu einer derartigen Hochflut anschwellen lassen, daß unsere eigene Produktion darin kläglich zu versinken und zu ertrinken drohte. Kein fremder Schundroman durfte unseren Zeitschriften und Verlegern, kein fremdes Effektstück unseren Bühnen entgehen. Diese widmeten einen erheblichen Teil ihrer Spielabende, manchmal die Hälfte, manchmal mehr als die Hälfte der ausländischen Dutzendware; ja, wir hatten Theater, die überhaupt nur solche und gar keine einheimischen Stücke aufführten. Sie wurden dabei unterstützt von einer gewissen Kritik, die noch dem letzten Pariser Zotenschwank mehr Wohlwollen im Urteil und mehr Respekt im Ton entgegenbrachte als den neuen Werken unserer besten Dichter. . . . Eine tiefe Entmutigung ging durch die Reihen unserer Künstler, der anerkannten wie der erst um Anerkennung ringenden, da ihr Platz an der Sonne sich zu gunsten der Ausländer zusehends einengte, und viele von ihnen darben mußten, während auf jene sich ein deutscher Goldstrom ergoß. Nur ein verzweifeltes Mittel blieb übrig: sich zum Zweck eines aussichtsreicheren Wettbewerbs unter fremder Maske zu verstecken. In der Tat, ebenso wie allerlei Firmen ihren Erzeugnissen eine französische oder englische Etikette aufklebten, wie die Mehrzahl der Variété-Artisten ihre simple Herkunft aus Stettin oder Luckenwalde durch einen möglichst exotisch klingenden Namen sorgfältig verschleierten, so sind mir auch verschiedene Fälle bekannt, wo deutsche Autoren ein ausländisches Pseudonym annahmen, weil sie dadurch bei ihren Landsleuten auf eine Erhöhung ihres Kredits rechnen durften. Welchem Deutschen

treibt im jetzigen Augenblick diese Tatsache nicht die Schamröte ins Gesicht?" Gewiß, wo sich bei Deutschen, sie mögen Dichter, Kritiker oder Genießer sein, ein so würdeloses Gebaren findet, da ist alle Literaturpflege in schlechten Händen. Und weil leider sehr weite Volkskreise von verderblicher Ausländerei angesteckt sind, mahnt Bartels (139) mit vollem Recht, daß unsere Aufnahmefähigkeit für Fremdes doch nur dann Wert hat, „wenn wir zunächst einmal uns selber treu bleiben, wenn neben Weite und Freiheit auch Tiefe und Stärke stehen, wenn wir uns, so viel auch an uns herantritt, nie selbst verlieren, sondern immer im alten, stets erneuten Geiste unseres Volkstums leben".

Letztes Maß der Literaturpflege kann aber auch das Volkstum nicht sein. Denn „es ist ja klar", sagt Bartels selber (15), „daß den Vorzügen des Volkstums, der Persönlichkeiten und der von ihnen geschaffenen Kunst auch Schattenseiten entsprechen". Was Licht, was Schatten ist, was dem Volkstum frommt, was ihm schadet, kann nicht ausschließlich aus den eigentümlichen Merkmalen des Volkstums selber abgeleitet werden. Sondern da das Volk aus Menschen besteht, und da die Dichtung eine menschliche Schöpfung ist, ergeben sich allgemein menschliche, also übernationale Gesetze, deren Übertretung, wenn sie in der Anlage eines Volkes wurzelt, eben eine Schattenseite dieses Volkstums darstellt. Das übernationale Werturteil hat nach Hanns Martin Elster (490—491) „für jetzt und alle Zeiten seinen kritischen Maßstab darin, wieviel Lebensenergie eine Zeit offenbart". „Lebensenergie allein", behauptet Elster, „ist die Gesundheit eines Volkes, einer Literatur! Alle andern Behauptungen, Maßstäbe können nur relative Geltung beanspruchen, während für den universalen Literaturwissenschaftler nur ein absoluter Maßstab in Betracht kommt. . . . Von diesem Standpunkte aus gewinnen wir sofort die rechte Stellung zu allen Tages- und Zeiterscheinungen, wie zur Abnahme der Geburten, die noch keineswegs eine Abnahme der Lebensenergie — also eine Dekadenz —, sondern nur eine Übertragung der Lebensenergie auf andere Lebensäußerungen und Gebiete bedeutet, wie zur Zunahme der Verbrechen, die sogar, wenn man von allem Ethischen absieht, eine Zunahme der Lebensenergie ausdrücken kann (ich denke hier an die Zeit der italienischen Renaissance), wie zu den Wirtschaftsformen, zum Judentum, zu allem, das Bartels nur tendenziös zu beurteilen vermag, während es doch tendenzfrei beurteilt sein muß." Also auch die „Lebensenergie", die durch Verminderung der Geburten das Volk dem Untergang überantwortet,

auch die „Lebensenergie", die durch zunehmende Verbrechen die menschliche Gesellschaft unterwühlt, beweist noch nichts gegen „die Gesundheit eines Volkes, einer Literatur"? Die Einschränkung: „wenn man von allem Ethischen absieht", löst den Widerspruch nicht, denn im Begriff der Volksgesundheit ist das Ethische notwendig eingeschlossen.

Nein, wer die Lebensenergie zum Maßstab für den Wert eines Volkes oder einer Literatur macht, der darf nicht an eine Energie denken, die das menschenwürdige Leben schwächt oder gar vernichtet, sondern der muß unter den Begriff der Lebensenergie die Kräfte zusammenfassen, die ein der menschlichen Natur entsprechendes, also ihre verschiedenen Strebungen harmonisch einendes Leben schaffen und steigern. Die so verstandene Lebensenergie ist dann allerdings das endgültige Maß auch für den Wert einer Dichtung. Auch die Dichtung steht um so höher, je kraftvoller sie eine harmonische Menschennatur ergreift. Bei aller Unsicherheit unseres Wissens vom Schönen gibt es einige unmittelbar aus dem Wesen menschlicher Kunst erwachsene Forderungen, die wir alle in jedem Werke erfüllt sehen wollen. Es ist nur eine Folge dieser Einmütigkeit, daß eine immerhin große Zahl von Dichtungen sich die Anerkennung der Kulturmenschheit dauernd erobert hat.

Wie wir es aber als eine Minderung unseres ästhetischen Wohlgefallens und deshalb auch als eine Minderung des Kunstwertes empfinden, wenn einer Dichtung die Einheit fehlt, oder wenn der Dichter mit reinen Begriffen arbeitet, statt anschaulich zu gestalten, so müssen wir im Namen der Kunst auch alles andere bemängeln, was den Kunstgenuß stört, z. B. alles, was den schroffen Widerspruch unseres Verstandes herausfordert, alles, was unüberwindlichen Ekel oder geschlechtliche Erregung weckt. Werden durch die Störung zugleich Lebensgüter von noch höherer Bedeutung als die Kunst ernstlich gefährdet, so ist die Ablehnung solcher Werke nicht mehr bloß ein Gebot der Kunst, sondern je nachdem auch ein Gebot der sozialen Kultur, der Sittlichkeit, der Religion. Die für das Bestehen und den Fortschritt der Menschheit wesentlichen sittlichen und religiösen Forderungen lassen sich aus der Menschennatur und aus der Geschichte mindestens mit der Klarheit ableiten, daß kein Dichter sich die Verwegenheit zutrauen darf, an diesen Grundlagen zu rütteln. Deshalb zeugt es weder von Einsicht noch von sicherem Gefühl für Verantwortung, daß Elster (546) meint, wir könnten „für das universale Werturteil der Kunst den Begriff des Sittlichen nicht verwenden", und (547) die

„Lascivität" einer Dichtung schade „echter Lebensenergie nie, zumal wenn eine reine Kunstform sie in die ästhetischen Betrachtungskreise rückt". Dagegen betont Bartels (64) mit einer Entschiedenheit, die den Dank jedes Deutschen verdient, das Recht, auch einmal „einem wirklichen Dichter, der auf gefährlichen Bahnen wandelt, Vorhaltungen zu machen". Und er fügt hinzu: „Dieses Recht aber wird zur Pflicht, wenn, wie zu unserer Zeit, die Volksgesundheit erschüttert ist; dann ist der bewußte Amoralismus der Dichter einfach Verbrechen und der unbewußte jedenfalls nicht zu respektieren. Denn auch der Dichter ist ein Sohn seines Volkes und hat an dessen Heil zu denken, hat Verantwortung für jede Zeile, die er veröffentlicht."

Wenn also die Ehrfurcht vor den Ewigkeitswerten der Religion und vor den durch Jahrtausende geheiligten Grundlagen des sittlichen Lebens zur gesunden Entwicklung eines Volkes und seiner Dichtung unerläßlich ist, wenn unsere Literatur zu ihrer vollen Entfaltung zugleich die Kräfte des eigenen Volkstums und den besten Besitz aller fremden Literaturen braucht, dann dürfen wir deutsche Katholiken wohl sagen, daß unsere Mitarbeit für das Gedeihen unseres nationalen Schrifttums von Bedeutung ist. Unsere Kirche bietet in ihrer durchdachten Einheit und sturmerprobten Lebenskraft dem Dichter wie dem Kritiker in allen Fragen der Weltanschauung eine Führung, deren Zuverlässigkeit nicht übertroffen werden kann, und deren wunderbare Anpassungsfähigkeit der Eigenart jedes Volkes gerecht wird. Wir Katholiken bewahren den ununterbrochenen Zusammenhang mit den geistigen Mächten, die unsere Literatur von ihren Anfängen durch die Jahrhunderte einer ruhmvollen Geschichte bis an die Schwelle der neuen Zeit geführt haben: so unlöslich wurzeln wir im uralten Boden unseres Volkes. Und zugleich sind wir in einer unerschöpflich reichen Gedankenwelt mit allen Katholiken der Erde vereint, so daß wir tatsächlich jene Gemeinsamkeit des Denkens und Fühlens verwirklichen, die nach Goethes Ansicht die Voraussetzung einer Weltliteratur ist.

Allerdings kann eine Literatur mit so ernsten und hohen Zielen nicht den Markt beherrschen. Auch Goethe meinte ja[1], was der Menge zusage, sei nicht das „Ernste und eigentlich Tüchtige": die wenigen, „denen es um das Gegründete und von da um den wahren Fortschritt der Mensch-

[1] Brief vom 11. November 1829 an die Berliner Gesellschaft für in- und ausländische Literatur.

heit zu tun" sei, müßten „eine stille, fast gedrückte Kirche bilden". Dennoch haben der katholischen Weltliteratur auch in den letzten Jahrzehnten Namen von europäischem Klange nicht gefehlt. Uns gehören Enrica von Handel-Mazzetti, Henryk Sienkiewicz, Patrick Sheehan, Francis Thompson, Guido Gezelle, Luis Coloma. Und manche, die in andern Lagern gelebt hatten, — Coppée, Huysmans, Bourget, Claudel, Benson, Jörgensen — traten zuletzt, mit dem Ruhm ihrer Kunst gekrönt, unter unsere zukunftsichern Fahnen.

Und so wollen wir fortfahren, auf unsere Art den geistigen Freihandel zu fördern, zu dem sich Erich Schmidt bekannte, als er in seiner Wiener Antrittsrede von Wegen und Zielen der deutschen Literaturgeschichte sprach, jenen weltweiten Freihandel, den auch Gaston Paris[1] als ein Grundgesetz des literarischen Fortschritts ansah. Aber in allen Fernen soll der Muttersprache wonnesamer Laut durch unsere Erinnerung schweben, und inmitten aller fremden Schönheit soll deutsches Wesen unsere Kraft und unsere Sehnsucht bleiben.

---

[1] La poésie du moyen-âge, Paris 1895, xv.

Jakob Overmans S. J.

Besprechungen.

Philosophie.

O. Külpe, Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland. 6. Auflage. Leipzig 1914. Teubner. [Aus Natur und Geisteswelt Bd 41.] (152 S.); geb. *M* 1.25.

Das trotz seines geringen Umfanges höchst beachtenswerte Büchlein ist aus Vorträgen hervorgegangen, die um die Jahrhundertwende gehalten wurden. Als es zu Beginn des vergangenen Jahres zum sechsten Male neu aufgelegt wurde, konnte man meinen, es sei schon zu weit von seinem Geburtsjahre entfernt, als daß es seinem Titel gerecht zu werden vermöchte. Mancher hätte lieber das, was im Anhang trefflich aber knapp mitgeteilt wird, den Neukantianismus der Marburger Richtung, die Philosophie der Werte, die intuitive Philosophie usf., im Mittelpunkt der Betrachtung gesehen. Heute, wo das Büchlein noch ein weiteres Jahr von seinem Ursprung abgerückt, darf man behaupten, daß es wieder ganz modern ist. Denn die gewaltigen Geistesströmungen, die hinter den Schlachtreihen der Millionenheere stehen, die vielfach den Arm des Kriegers beleben, die jetzt siegen und besiegt werden, sind nicht jene Strömungen der neuesten Zeit, sondern die weit tiefer greifenden Richtungen der letzten fünfzig Jahre, die Külpe, freilich nur zum Teil, seinen Lesern vorführt. Der Positivismus, Materialismus, Naturalismus und Idealismus wird in seinen Hauptlehren und seinen markantesten Vertretern sorgfältig und übersichtlich gezeichnet und mit trefflicher Kritik als unzureichend dargetan. Besonders interessant ist die allgemeine Beanstandung des objektiven Idealismus, wo der Verfasser von seinem eigensten Gebiet, der experimentellen Psychologie aus originelle Gesichtspunkte zur Geltung bringt, wenn sich auch gegen den Idealismus vielleicht andere, leichter verständliche Gründe ins Feld führen ließen und die Külpesche Beweisführung selbst durch weitergehende Differenzierung des Begriffes „bewußt" noch an Klarheit gewinnen könnte.

Wer die von Külpe dargestellten Richtungen an seinem Blick vorüberziehen läßt, der staunt über die Zumutungen, die sie alle an den gesunden Menschenverstand stellen, wenn es sich um die letzten Lebensfragen handelt. Nur von einer verschonen sie ihn wie auf Verabredung: von jeder Annahme, die eine Heteronomie in das Leben des Menschen bringen, die den „Menschengott" einem andern unterordnen könnte. Man begreift es, daß demgegenüber das Wort vom Bankerott der Philosophie geprägt werden konnte. Und doch wäre es ein folgenschwerer Irrtum, zu glauben, diese Richtungen hätten kein Verdienst um die Fortführung der Philosophie, es sei denn auf logischem und psychologischem Gebiet. Da müßte man doch an der prinzipiellen Befähigung des Menschengeistes zur Lösung solcher

Fragen verzweifeln — ein schon dogmatisch unmöglicher Standpunkt. Die verschiedenen Philosophien und Philosophen sind vielmehr wie ein bewegtes Kräftesystem aufzufassen, wo jede einzelne Kraft zwar eine Bewegungsfreiheit hat, aber alle eng miteinander verbunden, der gleichen Gesamtbewegung folgen müssen. So zeigt auch Külpe, wie die vier Hauptrichtungen trotz ihrer verwunderlichen Irrungen das eigentliche philosophische Problem ausgestalten und weiterführen. „In dem ‚pathologischen Zwischenzustande' einer philosophischen Anarchie, die zurzeit noch vorzuherrschen scheint, weckt und stärkt unsere Hoffnung und Tatkraft der Blick in eine mögliche fruchtbare Einheit philosophischer Bestrebungen und Leistungen. Ein neues Reich erhebt sich bereits langsam, aber sicher aus dem zurückweichenden Meere der Zukunft." Das ist die Philosophie eines geläuterten Rationalismus, einer an dem Verfahren der Einzelwissenschaften geschulten Metaphysik. Sein erstes Problem ist das der Realität, das Külpe selbst in einem groß angelegten Werke (Die Realisierung, Bd I, Leipzig 1912) in Angriff genommen hat.

Je freudiger man dem Verfasser in seiner letzten Ausführung beistimmt, um so verwunderter muß man sich fragen, wieso denn in der „Philosophie der Gegenwart" gerade jener geläuterte Rationalismus, jene auf realistischer Grundlage aufbauende Metaphysik, die der Ansicht des Verfassers zum wenigsten nahe stehen muß, die Neuscholastik nämlich, kein Wort der Erwähnung gefunden hat. Gewiß kann diese Philosophie nicht auf moderne Vertreter hinweisen, die sich durch Originalität oder gar Absonderlichkeit in der Konzeption der Grundbegriffe auszeichnen. Das ist auf neuscholastischem Standpunkt prinzipiell unmöglich. Dafür weist sie in der Vergangenheit aber Namen auf, die Höhepunkte der gesamten Philosophie kenntlich machen, und in der Gegenwart eine so ansehnliche Zahl beachtenswerter Anhänger wie keine andere der hier dargestellten Richtungen. Woher dies bei einem Gelehrten, der mit solcher Selbständigkeit, Unbefangenheit und mit solchem Wohlwollen die ihn umgebenden Strömungen zu würdigen bedacht ist? Einen Teil der Schuld dürfen wir der bisherigen Tradition anrechnen, den größeren müssen wir uns selbst zuschreiben. Der Abwehrstandpunkt, der sich aus dem politischen Kampf leider auch auf das literarische und wissenschaftliche Schaffen übertrug, der in dem Andersdenkenden nur zu oft einzig und allein den niederzuringenden Gegner, aber nicht auch den Mitarbeiter erblickt, die leidige Sucht, mit Kompendien den Markt zu überschwemmen, statt in Sonderforschungen den großen Problemen näher zu treten, sie namentlich haben mitgebaut an der von andern böswillig errichteten Mauer, die uns von den Besten in andern Lagern trennt, zu niemandes Nutzen, zu beiderseitigem Schaden.

Auf einen mißverständlichen Satz muß noch hingewiesen werden, den Külpe heute wohl nicht mehr so schreiben würde. Seite 69 heißt es: „So ist Nietzsche mit seiner Dichtung vom Übermenschen der Herold und Prophet aller jener Stimmungen und Strömungen geworden, die zu dem neuen deutschen Reiche geführt und es groß gemacht haben." Bei der Stellung, die Külpe Nietzsche gegenüber einnimmt, ist es ausgeschlossen, daß er in ihm den Herold der deutschen

Sache sieht. Im Zusammenhang besagt die Wendung, daß Nietzsche für das Kraftbewußtsein des deutschen Volkes den lautesten Ausdruck gefunden, wie anderseits Schopenhauer dem Pessimismus der Restaurationszeit die Stimme lieh. Immerhin bleibt der Satz dem Mißbrauch ausgesetzt.

J. B. Lindworsky S. J.

Das Problem der Geltung. Von Arthur Liebert. 8° (VI u. 262) (Kantstudien, Ergänzungshefte Nr 32.) Berlin 1914, Reuther und Reichard. *M* 8.—

Warum gilt die Erkenntnis? Was ist die Wahrheitsgeltung, die jede Erkenntnis sich zuschreibt? Was ist also die Wahrheit? Denn „wirklich wahr", sagt Lotze, „nennen wir einen Satz, welcher gilt, im Gegensatz zu dem, dessen Geltung noch fraglich ist". Ja wir teilen der Wahrheit eine Geltung zu, die über allem zufälligen Dasein und Erkennen steht. „Wir alle sind überzeugt, in diesem Augenblicke, in welchem wir den Inhalt einer Wahrheit denken, ihn nicht erst geschaffen, sondern nur ihn anerkannt zu haben; auch als wir ihn nicht dachten, galt er und wird gelten, abgetrennt von allem Seienden, von den Dingen sowohl als von uns, und gleichviel, ob er je in der Wirklichkeit des Seins eine erscheinende Anwendung findet oder in der Wirklichkeit des Gedachtwerdens zum Gegenstand einer Erkenntnis wird" (S. 206). Man sieht hier, wie alle zugeben, vor einer Kernfrage der Philosophie, obwohl man nicht zugeben kann, daß die Philosophie weiter nichts als die Wissenschaft von der Erkenntnis, somit das Problem der Geltung eigentlich das einzige philosophische Problem sei.

Arthur Liebert antwortet auf die Frage nach der Geltung als Neukantianer. Während man sonst Sein und Denken einander gegenüberstellt, das Sein als das Erste und Bestimmende, das Denken als das Zweite und Bestimmte ansieht und demzufolge die Wahrheit als die Übereinstimmung des Denkens mit dem Sein bezeichnet, muß im Kantianismus, der an der Ergreifung des Seins durch das Denken verzagt, eine andere Begriffsbestimmung für die Wahrheit gesucht werden, wie ja schon Kant sie als Übereinstimmung der Gedanken miteinander und mit der Gesetzmäßigkeit des Verstandes hinstellte. Wie das Kantsche Erkennen, so bleibt auch die Kantsche Wahrheit in den Kreis des Erkennenden eingeschlossen; von der wirklichen Welt, dem „Ansich", dringt dort nichts ein als etwa das Nichtwissen, ob sie sei. Liebert hält sich an diese Gedankenrichtung, indem er die logisch-theoretische Geltung in die Systemidee verlegt. „Erkenntnis bedeutet, einmal kurz gesprochen, System, bedeutet logisch eindeutige und logisch notwendige Beziehung aller Teile zur Einheit, bedeutet logische Wurzelhaftigkeit aller Teile in der Einheit" (S. 33). „Das Einzelne gilt, insofern es Glied in dem System ist, indem es im System eine Funktion ausübt" (S. 116). „Die Idee des Systems ist die reine Form und Gestalt des Geltungsbegriffes, die reine Gestalt der theoretischen Geltung überhaupt ... Jeder geltende Gedanke hat seine Geltung nur auf Grund und nur innerhalb seines Geltungszusammenhanges" (S. 143). Andere Sicherungen als den Systemgedanken könne nur eine Philosophie annehmen, die

an der eigenmächtigen und eigengesetzlichen Erkenntnis, oder wie man neuerdings öfter sagt, am „Logos" Verrat üben wolle. Liebert zieht aus der neueren Philosophie als Vertreter der „autonomen Geltungssphäre des Logos" Bernhard Bolzano, Edmund Husserl, Hermann Lotze, Bruno Bauch, die Marburger Schule (Hermann Cohen), Alois Riehl heran, tadelt dagegen an Wilhelm Windelband, Heinrich Rickert, Emil Lask, daß sie, wenn auch nicht in der Form, so doch im Inhalt der Erkenntnis etwas finden wollen, was nicht rein aus ihr selbst zu verstehen sei, sondern einer eigenen Geltungssphäre angehöre. Wir unserseits, die wir nicht Kantianer sind, empfinden den letztgenannten Tadel freilich als Lob; denn wer nur Erkenntnis, nichts als Erkenntnis annimmt und nirgends das wirkliche Sein zu ergreifen überzeugt ist, muß dem allgemeinen Zweifel verfallen. Liebert hat diesen Einwurf gegen seine Anschauungen stellenweise berührt, aber nirgends befriedigend gelöst.

Der angeblich rein auf sich selbst ruhenden Geltung der kritischen Vernunfterkenntnis steht nach dem Verfasser das gefühlsmäßige „Erlebnis" gegenüber. Es ist sonderbar genug, daß er auch die Metaphysiker, die etwas den Vernunftbegriffen Entsprechendes draußen, z. B. eine wirkliche, etwa in Gott verankerte Einheitsordnung der Dinge lehren, kurzerhand zu den Erlebnisphilosophen reiht und damit abgetan haben will. Diese Metaphysiker verstiegen sich zu ihren Behauptungen, nur weil sie ein subjektives Evidenzgefühl zu deren Gunsten verspürten und weil ihre gleichsam hellseherisch geschauten Intuitionen sich ihnen als höchste Werte darstellten, somit außerordentlich gesteigerte Wertgefühle in ihnen auslösten. „Das im metaphysischen Sinne höchste Gut und unbedingt Wertvolle ist nichts anderes als der Ausdruck der subjektiven Funktion des psychologischen Werterlebens und Werterteilens; es ist nichts anderes als die Hypostasierung dieses Werterlebens und Werterteilens" (S. 51). Metaphysik sei also nur eine „anthropologisch-biologisch-psychologische" Erscheinung, eine „verdingliche Psychologie", ja eine Art von Mystizismus, mit dem zusammen sie Liebert auch behandelt. Die Metaphysiker werden darauf natürlich erwidern, daß sie eines solchen Mystizismus, einer solchen Wertgefühlslogik nicht schuldig sind und daß ihre Gedankengänge von einer so oberflächlichen Kritik keinesfalls getroffen werden.

Weil indessen auch verfehlte Auffassungen zutreffende Gedanken zu enthalten pflegen, bewegt sich Lieberts Kritik anderwärts auf gangbareren Bahnen. So seine Ablehnung der mannigfachen neueren Versuche, das „Leben" zum Grundbegriffe der Philosophie zu machen.

„Was heißt überhaupt ‚Leben' und ‚Erleben'? Haben diese Größen von sich aus Eindeutigkeit und Bestimmtheit? Besitzen sie die Geltung systematischer, gesetzlich-einheitlicher Grundwerte? Läßt sich mittels ihrer ein gesetzlich-systematischer Aufbau der Erkenntnis vollziehen? Läßt sich bei ihrer Zugrundelegung die synthetische Einheit und die synthetische Notwendigkeit der Erkenntnis ergreifen und begreifen? Bedürfen sie nicht erst der logischen Klarstellung und des kritischen Rechtsausweises über ihren Sinn und ihre Bedeutung, bevor man sie in die wissenschaftliche Arbeit hineinträgt?" (S. 19.)

Der Pragmatismus behauptet nach des alten Protagoras Vorgang, wahr sei das, was sich als nützlich, als fördernd für die Tendenzen des Lebens erwiesen hat. Unsere Erkenntnis sei wie alles andere ein Produkt der Anpassung; Begriffe entwickeln sich, wenn sie sich als tauglich für Bestand und Fortführung des Lebens bewähren, sie verlieren wieder ihre Bedeutung, sobald sie unnützlich werden. Dagegen sagt Liebert mit Recht, daß die Geltung der Erkenntnis gar nicht auf den Nutzen der Erkenntnis zu warten braucht, sondern längst vor ihm und unabhängig von ihm besteht. Der Nutzen ist auch etwas so Verwickeltes, in so weite Kreise Greifendes, Unüberschaubares und Unabschätzbares, daß man durch ihn nie mit abschließender Bestimmtheit Wahrheitsgeltung feststellen könnte. Darum kann die Erkenntnistheorie mit Nietzsches Wort: „Das Wohl der Menschheit muß der Grenzgesichtspunkt im Bereich der Forschung nach Wahrheit sein" nichts anfangen.

Pragmatismus ist im Wesentlichen auch die Als-Ob-Philosophie Hans Vaihingers. Nach ihr wäre alles Begriffliche, über die Empfindungen Hinausgehende bloße Fiktion zum Zwecke des Lebens. Nicht nur im rechtlichen und staatlichen, im religiösen und sittlichen Handeln operiere der Mensch mit Fiktionen, „edlen Täuschungen", z. B. mit dem Eid, indem man schwöre, *als ob* ein Gott es hörte, mit dem Glauben an Gott überhaupt, dem Begriff der Freiheit, den das ganze Kriminalrecht voraussetze, obwohl er logisch monströs sei, sondern selbst die philosophischen Grundbegriffe seien lediglich „imaginative Vehikel des Denkens", „mnemonische Hilfsmittel", theoretisch so wertlos wie praktisch unentbehrlich. Liebert bemerkt, daß damit nicht bloß die alte „Metaphysik", sondern überhaupt alle Wissenschaft, auch die Als-Ob-Philosophie selber stürze. „Wenn jedwede Erkenntnis, jedwede Theorie durchaus nur von Fiktionen getragen wird und auf diese Weise nur fiktiven Charakters ist, welchen Wahrheitswert, welche wissenschaftliche Bedeutung hat dann die Theorie des Als-Ob selber, die doch eine Theorie sein will?" (S. 74.)

Henri Bergson sieht als Wesen der Wirklichkeit die „Lebensschwungkraft" an. Zu Lebenszwecken habe der élan vital den begriffebildenden Intellekt hervorgebracht, doch sei nicht mit ihm und seinen starren Begriffen das fließende Wesen der ewig werdenden Welt zu erreichen; dieses leiste vielmehr einzig der Instinkt mit der uns vorläufig nur in Augenblicken aufleuchtenden Intuition. „Damit ist", sagt Liebert, „der äußerste Gegensatz zum Griechentum erreicht" (S. 84). Das Griechentum war vom Intellektualismus beherrscht, und darum verdankt die Welt ihm die Begründung der Philosophie und der Wissenschaft. Auf Bergsons Wegen aber geht es nur zu einem verschwimmenden, aller Nachprüfung sich entziehenden Mystizismus; da herrscht, mit Hegel zu sprechen, die „Unmethode des Ahndens und der Begeisterung". Verwandte Unzulänglichkeiten findet Liebert auch bei Wilhelm Dilthey, dessen erstes Augenmerk freilich nicht auf die Philosophie als Ganzes, sondern nur auf die „Geisteswissenschaften" im Gegensatz zu den „Naturwissenschaften", somit auf die „Kritik der historischen Vernunft" ging. Wesentliche Aufgabe der Geschichte ist nach Dilthey nicht die Erforschung von Gesetzen, sondern die künstlerische Darstellung des Einzigen und Einmaligen in seinen Zusammenhängen.

Während Pragmatisten und Biologisten die Wahrheit in gar zu ungeschminkter Weise auf den Lebensnutzen zurückführen, haben andere versucht, ihr in einem erhabeneren Guten ihre letzte Grundlage zu geben. So sieht Fichte, an den in der Gegenwart sich Hugo Münsterberg anlehnt, ihre letzte Sicherungsinstanz im Sittengesetz. „Nur inwiefern ich ein moralisches Wesen bin, ist Gewißheit für mich möglich; denn das Kriterium aller theoretischen Wahrheit ist nicht selbst wieder ein theoretisches" (S. 171). Lotze macht zuweilen kühne Anläufe auch zu Ableitungen im einzelnen; er findet im Identitätsgesetz eine Abspiegelung der inhaltvollen Treue gegen sich selbst als ethischer Vollkommenheit, und in den mathematischen Grundbegriffen Voraussetzungen der Ordnung, welche als höchstes Prinzip das Gute der Welt auferlegt. „Die Objektivität unserer Erkenntnis liegt also darin, daß sie . . . uns eine Welt vorführt, deren Zusammenhang nach dem Gebote des einzig Realen in der Welt, des Guten, geordnet ist" (S. 178). Wer immer über die notwendige und ewige Geltung der Wahrheit nachgedacht hat, wird sich schon auf ähnliche Pfade begeben haben. Aber sorgfältige Prüfung zeigte dann auch, daß sie nicht zum Ziele führten. Die Wahrheit gilt unabhängig von der Güte; sie gilt sogleich als Abglanz des Seins. Die Wahrheit gehört zum Reiche des Seins, zum Reiche des Guten aber nur, weil das Gute immer Sein ist. Das Gute begründet die Wahrheit so wenig, wie es das Sein begründet; die Wahrheit ist ein Zweites in Bezug auf das Sein, nicht in Bezug auf das Gute. Das Erste aber ist das Sein. So gewiß es ist, daß die letzten Tiefen schon gut sind, so wenig ist begrifflich genommen das Gute die unterste Tiefe. Und das Allererste, sich selbst und alle Welten, auch die Welt der Erkenntnis zutiefst Begründende ist das durch-sich-selbst-seiende Sein.

Otto Zimmermann S. J.

Geschichte.

Helden des Christentums. Heiligenbilder, herausgegeben von Konrad Kirch S. J. (Vollständig in zwölf Bändchen.) Paderborn, Bonifatius-Druckerei. Jedes Bändchen (kl. 8°, gegen 200 S.) *M* 1.—; geb. in Leinw. *M* 1.25. I. Aus dem christlichen Altertum. 1. Die Kirche der Märtyrer (erschienen 1914): Maranatha, Paulus, Ignatius von Antiochien, Justinus der Philosoph, Die Märtyrer von Lyon, Cyprian, Anmerkungen. 2. Glaubensstreiter im Osten (erschienen 1915): Die neue Zeit, Athanasius, Ephräm der Syrer, Basilius, Johannes Chrysostomus, Johannes von Damaskus, Anmerkungen.

Um Weihnachten 1912 äußerte der Religionslehrer eines großen rheinischen Gymnasiums bei einem Besuch im Ignatiuskolleg zu Valkenburg den Wunsch nach einer Sammlung von Heiligenleben, die, belehrend und erbauend zugleich, dem Herzen der Schüler nicht minder als dem Verstande Befriedigung böten. Sie müßten kritisch zuverlässig, nicht zu lang und anregend geschrieben sein. Der Gedanke fiel auf guten Boden. War doch ein ähnliches Bedürfnis auch schon sonst zutage getreten, wie u. a. die dankenswerte Neuausgabe von Hahn-Hahns Bildern aus

der Geschichte der Kirche bewies, wenn sie ihm auch nicht völlig abhelfen konnte. Schnell verbanden sich also mehrere Ordensgenossen, die aus dem Studium der Kirchengeschichte die rechte Begeisterung für die Helden des Christentums und für die heilige Kirche, deren beste Söhne jene Helden sind, gewonnen hatten, um den Versuch zu wagen. Wenige Grundsätze wurden aufgestellt, an die sich alle zu halten hätten; im übrigen sollte jeder seiner eigenen Art folgen dürfen. Eine gemeinsame Leitung würde für den nötigen Einklang sorgen. Mit der Urkirche wollte man beginnen.

Während die schriftstellerische Arbeit gut von statten ging, glückte es auch, in dem weitblickenden Direktor der Paderborner Bonifatius-Druckerei einen Verleger zu gewinnen, der den Büchlein die entsprechende Ausstattung und durch einen möglichst niedrigen Preissatz auch die wünschenswerte Verbreitung zu verschaffen versprach. Billig und gut mußte um so mehr die Losung sein, als man es ja vor allem auf Studentenbörsen abgesehen hatte.

1. Noch zu Sommeranfang 1914 erschien „Die Kirche der Märtyrer". Der erste Aufsatz mit dem Bibelwort Maranatha, Komm, o Herr! als Überschrift zeichnet die Lage der von Juden und Heiden, von privater wie öffentlicher Gewalt verfolgten Christen und weist die Gründe des Kampfes, aber auch seines siegreichen Ausganges nach. Zugleich schlägt er die Grundstimmung an, die das ganze Büchlein durchzieht, nämlich die verlangende Hingabe an Christus und das zum höchsten Opfer bereite Streben nach der Verwirklichung seines Gottesreiches auf Erden. Paulus, Ignatius von Antiochien, Polykarp, Justinus der Philosoph, die Märtyrer von Lyon und Cyprian sind die Helden, deren Leben und Sterben für dieses eine hohe Ziel in den folgenden Bildern geschildert wird. Die durch die Mehrzahl der Verfasser bedingte Verschiedenheit in Auffassung und Darstellung ist ganz geeignet, neben der Freude an der Sache selbst auch das Interesse an der Form rege zu halten.

2. An dem Tage, wo das erste Bändchen eintraf, wurde das folgende in die Druckerei gesandt. Wir hatten uns nämlich schon bald entschlossen, statt des einen ihrer zwölf zu veröffentlichen, in denen alle drei kirchlichen Zeitalter, jedes mit vier Nummern, vertreten sein würden. Das zweite wurde Ostern 1915 ausgegeben. Nach einem einleitenden Abschnitt über die mit Konstantin angebrochene „neue Zeit" erscheinen die großen „Glaubensstreiter im Osten", Athanasius, Ephräm, Basilius, Johannes Chrysostomus und Johannes von Damaskus vor dem geistigen Auge des Lesers. Ihr an Wechselfällen reiches Leben ermöglichte es, die erzählende Darstellung noch ausgiebiger zur Anwendung zu bringen, als im ersten Bändchen, wo das Eingehen auf die Briefe und Werke der hll. Paulus, Ignatius und Justinus bisweilen Anlaß zu belehrenden Erörterungen gegeben hatte. Der Unterschied der Verfasser wird auch hier seinen Reiz behalten. Vielleicht findet der Leser schon die eine oder andere bekannte Feder heraus. Alles Lob verdient die künstlerische Ausstattung mit ihren schön gezeichneten Titelblättern und Vignetten. Die Vignetten sind im zweiten Bändchen noch enger als im ersten dem jeweiligen Charakter der Erzählung angepaßt worden.

3. Obschon bereits seit Ausbruch des großen Krieges drei der bisherigen Mitarbeiter als Feldgeistliche bei unsern tapfern Soldaten im Westen und Osten stehen und andere ihnen inzwischen gefolgt sind, gelang es doch, auch die druckfertige Niederschrift des dritten Bändchens zum bestimmten Zeitpunkte zu vollenden. Es verläßt

für diesmal die chronologische Ordnung, nach welcher noch zwei Bändchen aus dem christlichen Altertum folgen sollen, und eröffnet die zweite, dem Mittelalter zugedachte Reihe. Sein Titel „Leuchten in dunkler Zeit" paßt gleich gut zu den Helden, denen es gewidmet ist, und zu der Umwelt, in der sie gewirkt haben. Die Heiligen sind: Bonifatius, der Apostel der Deutschen; Ansgar, der Apostel des Nordens; der große Papst und Reformator Nikolaus I.; Mathilde, das heilige Vorbild einer deutschen Frau und Königin; der Reichsfürst und Bischof Ulrich von Augsburg, und die romantische Erscheinung des Basilianermönches Nilus von Rossano in Kalabrien, der in seiner Art die alternde griechische Kultur mit der lateinischen verknüpft. Den dunklen Hintergrund, von dem sich diese Lichtgestalten abheben, entwirft mit kurzen, kräftigen Strichen die Einleitung, die auch die Kirche des Mittelalters als die Macht erweist, unter deren unermüdlichem Walten überall wieder „neues Leben aus Ruinen" sprießt. Schon rüstet man sich im deutschen Vaterlande zur Feier des zwölfhundertjährigen Gedächtnisses der Landung des hl. Bonifatius an unsern Gestaden (716). Hoffen wir, daß es der Verlagsanstalt trotz aller äußeren Schwierigkeiten gelingen möge, auch unsern kleinen Beitrag noch frühzeitig zu veröffentlichen.

Die Heiligenbilder suchen zwar ihre Leser zunächst auf den Oberklassen der Gymnasien und Lyzeen und auf ähnlichen Bildungsstufen, doch möchten sie keineswegs darauf beschränkt bleiben. Vielmehr hoffen sie, auch den Akademikern, insbesondere den Theologen, und selbst weiteren gebildeten Kreisen willkommen zu sein. Allen möchten sie die Heiligen als Beispiele echten Menschentums und wahrer Seelengröße näher bringen. „Menschliche Eigenart und göttliche Berufung, natürliche Kraftentfaltung und übernatürliche Gnade, Beeinflussung durch irdische Kultur und durch himmlische Gaben, das alles sollte sich in diesen Gestalten durchdringen, die gewissenhaft nach dem Zeugnisse der Geschichte gezeichnet werden. Sie möchten wirken als eine glänzende Apologie unserer heiligen Kirche, die solche Helden aus menschlichem Stoffe formte; sie möchten zu uns reden als Brüder und Mitmenschen mit der ganzen Kraft eines heldenmütigen Beispiels."

Konrad Kirch S. J.

Medaillen und Münzen im Dienste der Religion. Ein Beitrag zur christlichen Volkskunde, zugleich eine Anregung zum Sammeln religiöser Gepräge von **Bernhard Müller**. Mit 132 Abbildungen im Text und auf sieben Tafeln. 8° (74 S.) Berlin-Friedenau 1915, Selbstverlag (Wilhelmshöherstraße 24).

Kulturgeschichtliche Sammlungen nehmen alles auf, was das Leben des Menschen begleitet. Sie verschmähen nicht das Gewöhnliche und Kleine, weil es im Volksleben oft eine bedeutende Rolle spielt. Für die Übung der Religion in den weitesten Schichten sind kleine Bilder, Gebetszettel und Medaillen von hoher Bedeutung zur Kenntnis der Strömungen in diesen oder jenen Zeiten und Ländern. Ihr Wert ist um so größer, je weniger, trotz ehemaliger weiter Verbreitung, sich erhalten hat. Das Vatikanische Museum besitzt zehn noch aus dem 2. bis 7. Jahrhundert stammende Medaillen; zahlreiche Wallfahrtszeichen

aus der zweiten Hälfte des Mittelalters hat man zu Paris aus der Seine beim Ausbaggern des Flußbettes erhoben. Viele ältere religiöse Medaillen hängen heute vergoldet an Monstranzen, manche gehen an Rosenkränzen unbeachtet langsam zu Grunde. Die wichtigsten Klassen solcher kleinen religiösen Denkmäler bilden zuerst die zahlreichen Münzen, auf denen Heilige, Kirchen und kirchengeschichtliche Ereignisse dargestellt sind, dann Erinnerungen an Wallfahrtsorte mit Abbildung ihrer Reliquien, Gnadenbilder und Kirchen, weiter Betpfennige, die unten an Rosenkränzen befestigt oder an einer Schnur auf der Brust getragen wurden. Sehr verbreitet waren Bruderschafts- und Kongregationsmedaillen, dann solche mit dem Bilde eines Heiligen, der als Schutzpatron galt gegen eine bestimmte Krankheit, gegen plötzlichen Tod, gegen Verwundung im Krieg. Der Verfasser steht auf gut katholischem Standpunkt, gibt kein hochgelehrtes, für Fachleute bestimmtes Buch, sondern ein leichtverständliches, das sich auf die Hauptsache beschränkt und „zur Sammlung religiöser Gepräge Anregung geben" und anleiten will. Seine Abbildungen sind zahlreich, schön und voll Wechsel.

Stephan Beissel S. J.

Jugendfürsorge und Jugendpflege.

Jugendfürsorge. Unter Mitwirkung von Dr E. Crasemann, Dr E. Jaques, Dr Ch. J. Klumker, E. Schallehn, M. Schirmer, Dr E. Schultze bearbeitet von Dr Joh. Petersen in Hamburg †. Herausgegeben von der Deutschen Zentrale für Jugendfürsorge. 8° (VI u. 250) Berlin 1915, Heymann. *M* 6. — L'état et l'enfant. Receuil des lois et arrêtés relatifs à la protection de l'enfance précédés de l'exposé historique des théories inspiratrices des diverses parties de cette législation. Par Charles Campioni (Bibliothèque de la société d'études morales et juridiques 10). 8° (VIII u. 497) Brüssel 1914, van Fleteren. *Fr* 6.— Handbuch der Jugendfürsorgepraxis in Bayern unter besonderer Berücksichtigung der Jugendgerichtshilfe. Von Landgerichtsrat K. Rupprecht. (8° 105) M.-Gladbach 1914, Volksvereinsverlag. *M* 1.20. — Behördliche Jugendpflege mit besonderer Berücksichtigung der behördlichen Mitwirkung und Einwirkung bei privater Jugendpflege. Von J. F. Landsberg †. 8° (VI u. 158) Berlin 1914, Heymann. *M* 3. — Moderne Jugendpflege. Kurze Orientierung über die gegenwärtigen Jugendpflegeprobleme und den heutigen Stand der Jugendorganisation in Deutschland. Von Dr B. Jauch. Zweite, vollständig neu bearbeitete Auflage. 8° (XII u. 300) Freiburg i. B. 1915, Herder. *M* 3.80.

„Jugendfürsorge" nennt sich das letzte Werk des Direktors der öffentlichen Jugendfürsorge in Hamburg, Dr Johannes Petersen. Petersens Leben war immer vollkommener in der Jugendfürsorge aufgegangen, die Hamburger öffentliche Jugendfürsorge sein Werk. So durfte auch diese letzte seiner literarischen Arbeiten,

über deren Vollendung ihn der Tod überraschte, als Summe seines Lebens schlechthin sich „Jugendfürsorge" nennen. Aber bei einem Manne, der wie Petersen Organisator und Mann der Praxis war, ist es fast selbstverständlich, daß wir eben Petersens Jugendfürsorge im Buche zu suchen haben. Seines Schaffens Stärke ist auch seines Buches Stärke. Hervorgehoben sei besonders der Abschnitt über Ersatzerziehung (Waisenpflege). Hamburg steht auch hier stark im Vordergrund. Doch schauen wir gerne mit dem Meister sein Werk. In andern Teilen wird diese lokale Beschränkung des Gesichtskreises allerdings zur Einseitigkeit. So ist es eine unverzeihliche Lücke, wenn neben der Berufsvormundschaft die modern geleitete und organisierte Einzelvormundschaft überhaupt nicht erwähnt wird. In solchen Fällen, wie z. B. auch in dem geschichtlichen Überblick, macht sich die auf bestimmte Gruppen beschränkte Literaturkenntnis des Verfassers und verschiedener Mitarbeiter unangenehm fühlbar. Wir würden diese Einseitigkeit nicht tadeln, wenn sie klar als gewollt zum Ausdruck käme.

Ist das Buch Petersens ein Werk, das den gedanklichen Niederschlag langer Erfahrung bietet, so gibt Campioni mit seinen Mitarbeitern eine theoretische, klar angelegte Übersicht über die Beziehungen des belgischen Staates zur Jugend unmittelbar vor Ausbruch des Krieges und der Besetzung des Landes durch die deutschen Truppen. Gerade deshalb dürfte die Schrift, der zahlreiche Gesetzestexte und Verordnungen der Regierung beigefügt sind, weiteren Kreisen willkommen sein. Die Schrift zeigt Verständnis für die Aufgaben des Staates in der Jugendfürsorge, wenn auch der heutige Stand der deutschen Fürsorgemaßnahmen im allgemeinen noch nicht erreicht ist, selten, wie im Jugendschutzgesetz von 1912, teilweise überschritten wird.

Eine glückliche Vereinigung von Theorie und Praxis bietet Rupprecht in seinem Handbuch. Er beschränkt sich vornehmlich auf die Jugendfürsorge im engsten Sinne, die Sorge für die straffällige oder bereits verwahrloste Jugend. Eine systematische Darstellung der bayrischen Gesetze, Verordnungen, Organisationen und Anstalten ist deshalb besonders zu begrüßen, weil große Handbücher meist neben den allgemein deutschen Verhältnissen höchstens noch die preußischen in der für die praktische Arbeit notwendigen Ausführlichkeit bringen.

Zum Denkstein für einen edeln Jugendfreund ist auch das Buch „Behördliche Jugendpflege" des Jugendrichters Landsberg in Lennep geworden. Im vergangenen Frühjahr hatte der Tod seinem reichen Wirken ein Ende gesetzt. Der Jurist will hier nach dem Vorwort vor allem seinen Berufsgenossen dienen und ihnen Kenntnis und Verständnis der Jugend und ihrer Pflege vermitteln. Landsberg gibt dementsprechend, auf seine reiche Belesenheit und große Erfahrung aufbauend, zunächst psychologische Grundlagen für die Arbeit an den verschiedenen Klassen der Jugendlichen. Sodann bietet er einen Überblick über die Jugendpflege der einzelnen Richtungen und sucht nach Richtlinien für ihr Zusammenwirken mit den Behörden und untereinander. In seinem starken Gerechtigkeitssinn sucht Landsberg allen Richtungen gerecht zu werden. Er wird es dabei nicht in allem jedem einzelnen recht machen. Aber dankbar werden ihm alle sein für sein

Eintreten für hohe, ernste Arbeit an der Jugend. „Nicht werden lassen — das taten wir allzu lange — gestalten ist die Losung." Und: „Das Wichtigste für den Jugendverein ist die geistig-sittliche Kultur.... Das Körperliche aber muß im Dienst stehen der geistig-sittlichen Ideenwelt, der Emporentwicklung der Menschheit."

Was der Jugendrichter aus seiner Erfahrung heraus wünschte: Wege, die er als Außenstehender der Jugendpflege anrät, finden wir trefflich erläutert und in die Tat umgesetzt in der Schrift des Diözesanpräses der Freiburger Jugendvereine, Dr Jauch. Auch dieses Buch schöpft sein Erfahrungsmaterial in der Hauptsache aus dem eng begrenzten Bereich des Großherzogtums Baden. Dadurch sind manche Eigenheiten in den Vordergrund getreten. Anderseits ist freilich die vorzügliche Verwertung der Statistik ein Musterbeispiel auch für andere Bezirke. Lehrreich ist vor allem, wie gerade in Baden anscheinend mit gutem Erfolg ein erfreulich gutes Zusammenarbeiten kirchlicher und staatlicher Jugendpflege erzielt wurde. Auch die planmäßige Heranziehung des Laienelementes, die Arbeiten zur Gewinnung der Jungmännerwelt zeugen von der frischen Arbeitslust, mit der allen Problemen entgegengetreten wird. Schließlich konnten auch bereits die Kriegsarbeit und die Zukunft nach dem Kriege kurz berücksichtigt werden.

Constantin Noppel S. J.

Umschau.

La Guerre Allemande et le Catholicisme.

Es ist unsern Lesern bekannt, daß sich in Frankreich ein Comité Catholique de propagande française gebildet hat, das von Msgr Baudrillart, dem Rektor des Institut Catholique und Generalvikar des Erzbischofs von Paris, geleitet wird, und dem außer den Kardinälen von Reims und Paris, sowie neun Bischöfen der von unsern Truppen besetzten Gebiete eine Anzahl katholischer Akademiker, Politiker, Gelehrter und Publizisten angehört. Dieses Comité Catholique hat unter dem Titel La Guerre Allemande et le Catholicisme ein Bilderbuch und eine Sammlung von Aufsätzen und von Auszügen aus bereits bekannten französischen und belgischen Kundgebungen erscheinen lassen.

Wir haben diese geräuschvoll angekündigten Veröffentlichungen geprüft und müssen enttäuscht bekennen, daß ihre sachliche Bedeutung uns nicht veranlassen kann, uns hier mit ihnen zu beschäftigen. Die Katholiken der neutralen Länder, an die sich das Comité Catholique in erster Linie wendet, und denen es beide Bücher auch in Übersetzungen vorlegen will, bedürfen nicht unserer Hilfe, um die französische Darstellung zu würdigen.

Aber insofern als diese Darstellung zugleich ein Angriff auf die Ehre unseres Vaterlandes und eine Gefährdung des inneren Friedens der katholischen Kirche ist, erheben wir ausdrücklich Einspruch. Wir dürfen das unbeschadet unserer Ehrfurcht vor allen Trägern des kirchlichen Hirtenamtes um so eher, als Msgr Baudrillart erklärt, daß die dem Comité Catholique angehörenden Kardinäle und Bischöfe nicht als Vertreter der katholischen Hierarchie, sondern nur als hervorragende Zeugen betrachtet zu werden wünschen.

Msgr Baudrillart bezeichnet es im Namen des Komitees und aller Verfasser des Buches als Zweck der Darlegungen, den Katholiken der neutralen Länder einige Tatsachen und Erwägungen zu unterbreiten, aus denen sie ermessen könnten, ob sich in diesem Kriege Deutschland oder Frankreich als Feind des Katholizismus erweise. Um diesen Zweck zu erreichen, erhebt das Buch gegen Deutschland den dreifachen Vorwurf, es trage die volle Verantwortung für den Ausbruch des Krieges, es führe den Krieg ohne Achtung vor Recht und Menschlichkeit, und es handle so infolge seiner katholikenfeindlichen und im Grunde unchristlichen Geistesrichtung. Wörtlich wird erklärt[1]: „Der wirkliche Einsatz dieses furchtbaren Krieges

[1] „L'enjeu véritable de cette épouvantable guerre, ce n'est pas le déplacement de quelques centaines de kilomètres de frontières au profit d'une nation ou d'une autre; ce n'est pas une hégémonie politique, ou économique, ou navale à perdre

ist nicht die Verlegung der Grenzen um einige hundert Kilometer zum Vorteil des einen oder andern Volkes, nicht Verlust oder Gewinn der Führung im staatlichen oder wirtschaftlichen Leben oder der Vorherrschaft zur See, nicht die Änderung der Landkarte Europas oder der Weltkarte, nicht einmal (Gott weiß, wie mein Herz pocht, während meine Feder diese Worte schreibt!) nicht einmal das Leben oder der Tod eines Volkes. Der Einsatz dieses Krieges ist in Wahrheit das Reich Gottes in den Seelen, denn es geht um die Wiederherstellung oder die Vernichtung des Absoluten im menschlichen Geiste." Während daher die katholische Kirche von einem Triumphe Deutschlands alles zu fürchten habe, beweise Frankreich (trotz vorübergehender Verirrungen) durch seine der katholischen Kirche daheim und namentlich in den auswärtigen Missionen geleisteten Dienste und durch die religiöse Erneuerung seiner Bevölkerung und seines Heeres, daß sein Sieg der katholischen Kirche zum Segen gereichen werde.

Wir leugnen nicht, daß Frankreichs Name leuchtend auf vielen Seiten unserer Kirchengeschichte steht, wir freuen uns über alles, was dieses alte Volk auch heute noch an katholischer Lebenskraft besitzt, und es würde uns aufrichtig schmerzen, wenn unsere Kirche in irgend einer Zukunft auf den Geist und den Opfermut der französischen Katholiken verzichten müßte. Aber wir verwahren uns dagegen, daß man einen Krieg, für den auf unserer Seite so viele katholische Fürsten, Politiker und Heerführer die Verantwortung mitübernommen haben, in dem Millionen österreichischer, ungarischer und deutscher Katholiken kämpfen, und den die gesamte katholische Bevölkerung der verbündeten Länder bis zum siegreichen Ende durchzuhalten entschlossen ist, in einen Krieg gegen die katholische Religion umzudeuten wagt. Wir verwahren uns dagegen, daß man über Deutschlands Anteil bei der Entstehung des Krieges und über die Haltung unserer tapfern Soldaten in den besetzten Gebieten auf Grund parteiischer Berichte und dazu mit einer Sicherheit urteilt, die erst nach langen, von beiden Teilen geführten Untersuchungen und nach Kenntnisnahme vieler jetzt noch unzugänglicher Urkunden berechtigt sein könnte. Wir verwahren uns dagegen, daß dieselben Katholiken, die ihrem ausgesprochen gottlosen Staate ohnmächtig unterlegen sind, die katholische Sache unter der Macht dieses Staates besser geborgen wähnen, als unter der Herrschaft des Deutschen Reiches, das verfassungsmäßig christlich ist, dessen größter Staatsmann eine katholikenfeindliche Politik nicht aufrecht zu erhalten vermochte, und dessen 25 Millionen Katholiken in ihrer Vergangenheit eine lebendig fortströmende Quelle der Begeisterung und des Vertrauens für ihre Zukunft besitzen.

Was Österreich-Ungarn und Deutschland für den Katholizismus bedeuten, brauchen wir den Katholiken der neutralen Länder nicht zu sagen: die Meinung,

---

ou à gagner; ce n'est pas le remaniement de la carte d'Europe ou de la mappemonde; ce n'est pas même (mon Dieu, vous voyez avec quel battement de mon cœur dans ma plume j'écris ces mots!) ce n'est pas même la vie ou la mort d'une nation. L'enjeu de cette guerre, c'est vraiment le règne de Dieu dans les âmes, parce que c'est la restauration ou la ruine de l'absolu dans l'intelligence humaine" (S. 28).

die sie von uns haben, hat unsere französischen Gegner zu ihrem Buche veranlaßt. Hoffentlich werden auch diese sich bald wieder erinnern, daß auf dem Boden unseres Vaterlandes neben dem Protestantismus und trotz mancher unchristlichen Philosophien ein reiches katholisches Leben blüht. Georges Goyau, der sich jetzt an dem bedauerlichen Angriff gegen uns beteiligt, hat 1911 in der Einleitung seines Werkes Bismarck et l'Église unsere „wirklichen Millionen wirklicher Katholiken" denen als notwendiges Vorbild hingestellt, die an einer religiösen Erneuerung Frankreichs arbeiten wollen. Und im Frühjahr 1908 hat der Akademiker Paul Thureau-Dangin seine unter dem Titel Le Catholicisme en Angleterre au 19e siècle gedruckten Vorträge in demselben Institut Catholique, dessen Rektor schon damals Msgr Baudrillart war, damit begonnen, daß er die Siege und die Organisationen der deutschen Katholiken als glänzende Beweise des wunderbaren Wachstums unserer heiligen Kirche pries.

Die Verfasser des Buches, das wir aufs schärfste verurteilen, wollten Frankreichs Ehre retten. Das war ihr gutes Recht und ein schöner Ausdruck treuer Vaterlandsliebe. Aber sie taten es, indem sie Deutschland und Österreich-Ungarn wider Wahrheit und Gerechtigkeit schmähten. Das ist gegen das Grundgesetz des Christentums. Und darum durften wir nicht schweigen. Denn die Sorge um den guten Namen, die Kardinal Amette in seinem Begleitbrief dem Buch gleichsam als Motto vorsetzt, ist auch unsere Pflicht.

Die Schriftleitung.

Soll der Burgfriede unter den religiösen Bekenntnissen von Dauer sein?

In einer liberalen Zeitung las man kürzlich folgende vortrefflichen Worte über obige Frage:

„Zu den erfreulichsten Erscheinungen, mit denen der Krieg uns überrascht hat, gehört der Ausgleich zwischen den verschiedenen Konfessionen, der sich mit einer Selbstverständlichkeit vollzog, als hätte nicht bis in die letzten Tage Mißtrauen und Feindseligkeit auf diesem Gebiete bei uns das politische Leben bis zur Unerträglichkeit belastet. Nun konnte man die Kundgebungen aus allen Lagern nebeneinander stellen, ohne die Spur eines Mißklangs darin zu finden. . . .

„Wenn irgend eine Errungenschaft des Krieges in den Frieden hinübergerettet werden muß, ist es diese. Lange genug haben wir unter den entgegengesetzten Zuständen gelitten. Verwundert fragen wir uns jetzt, warum wir es taten, warum wir einander anfeindeten, statt einig miteinander die gleichen Ziele zu verfolgen. . . . Der Krieg hat uns, wie in vielen andern Dingen, auch hier die Augen geöffnet; es handelt sich für uns darum, daß wir sie dauernd offen behalten.

„Es hat sich bei uns für die Beziehung der Konfessionen zueinander das Wort Toleranz, Duldung, herausgebildet. Wir glauben damit einen Zustand erreicht zu haben, der alles Lob verdient; in Wahrheit sind wir aber auf einem falschen Wege. Geduldet wird etwas, was man nicht gut ändern kann, aber doch als unerfreulich empfindet. Schon in dem Gebrauche dieses Wortes liegt eine Überhebung. Nicht Duldung, sondern Achtung muß die Grundlage dieser Beziehungen werden. Mag jeder an seinem Glauben mit aller Innigkeit festhalten, so soll er doch nie und bei keiner Gelegenheit vergessen, daß seinen Mitbürgern, die auf dem Boden

eines andern Bekenntnisses stehen, ihr Glaube so wert ist wie ihm der seinige, und daß die allereinfachste Pflicht des Anstandes und der Rücksichtnahme alle Äußerungen und Handlungen verbietet, aus denen eine Geringschätzung ihres Glaubens hervorgehen könnte" ... (Münchener Zeitung 1915, Nr 114).

Was hier ein liberaler Politiker über Sinn und Mißbrauch des Wortes Toleranz zu bedenken gibt, stimmt so auffallend mit dem überein, was von katholischer Seite fast mit gleichen Worten ausgesprochen wurde, daß es eine Freude ist.

„Toleranz! Schönes Wort für oberflächliche Leute. ... Das Wort heißt auf deutsch Duldung. Das Wort dulden brauchen wir nur, wenn von etwas die Rede ist, das eigentlich nicht sein dürfte, nicht sein sollte, was wir gern beseitigt haben möchten. ... Fort mit der Toleranz! Du aber, göttliche Caritas, weiche nie aus unserer Mitte! Gieße du lindernden Balsam in die Wunden, welche die traurigste aller Spaltungen uns allen geschlagen hat. Banne du den Haß, und wir werden miteinander ruhig das besprechen, was uns entzweit, und ganz gewiß verstehen wir einander wieder!"

So schrieb P. Roh schon vor 50 Jahren in der ersten Reihe dieser „Stimmen" [1]. Seitdem sind wir entschieden bescheidener geworden und wären schon zufrieden, wenn man uns nur dulden, tolerieren wollte. Zeuge dessen ist der Toleranzantrag des Zentrums, dessen Gewährung immer noch aussteht.

Nenne man übrigens das, worauf es ankommt, nach Belieben Duldung, Achtung, Freiheit, Gewissensfreiheit, Gerechtigkeit oder Liebe, in der Sache sind wir jedenfalls mit dem Verfasser des Artikels einverstanden, und wenn wir im folgenden bald die eine bald die andere Benennung anwenden, so verstehen wir doch die Duldung nicht anders als gleichbedeutend mit Gerechtigkeit und wirklicher aufrichtiger Achtung. An uns soll es nicht fehlen, wenn es gilt, diese veredelte Duldung, d. h. die wahre, auf christlich-sittlicher Überzeugung gegründete Hochachtung vor Andersdenkenden in den Frieden hinüberzuretten.

Eine wichtige Vorbedingung muß allerdings bei diesem wie bei jedem andern Ausgleich sichergestellt werden: Die Parteien müssen sich über das Wesen, den Sinn und die Grenzen ihres Friedensschlusses ehrlich und ohne Hintergedanken oder Zweideutigkeiten verständigen. Dazu ist eine freimütige Aussprache unumgänglich notwendig, sonst droht die Gefahr, daß bei der ersten kleinen Reibung, die ja nicht ausbleiben kann, das ganze Friedenswerk in neuen Hader umschlage.

Es ist also vorauszusetzen, daß der „Ausgleich" auf der Grundlage der gegenseitigen *Achtung* und der *Gerechtigkeit* erfolge. Daraus folgt, daß jeder Teil, jedes Bekenntnis und jede vertragschließende Kirche den andern Teil *so nehme, wie er ist*. Wir Katholiken müssen uns also vertragen mit den Protestanten, wie sie heute sind und leben, und dürfen unsere Verträglichkeit nicht

[1] Die Enzyklika Papst Pius' IX. vom 8. Dezember 1864, Stimmen aus M.-Laach II: Die Grundirrtümer unserer Zeit von Peter Roh S. J. (Freiburg i. Br. 1865 [^{6}1905] S. 61 f). Der nämliche Gedanke wurde in dieser Zeitschrift mitten im Kulturkampf 1878 von P. Knabenbauer ausgesprochen (ebd. XV 355). Man vergleiche auch LXXXVI 238 323.

einschränken auf einen Protestantismus, wie er etwa nach den Bekenntnisschriften des 16. Jahrhunderts oder nach der Symbolik Möhlers sein könnte oder sollte. Ob die Altlutheraner und die Reformierten alten Stiles mit den Neuprotestanten um Rade, Traub und Jatho als verschiedene „Richtungen" einer gemeinsamen Religion oder als zwei oder drei verschiedene und entgegengesetzte Religionen zu betrachten seien, fällt für unsere bürgerlichen Pflichten gegen sie nicht in die Wagschale. Ebenso müssen wir aber auch von unsern nichtkatholischen Mitbürgern verlangen, daß sie ihre Toleranz nicht einschränken auf eine katholische Kirche und ein katholisches Bekenntnis, wie es von ihnen zurechtgedacht wird, wie es aber nicht existiert und nie existiert hat, sondern daß sie auch den Katholizismus nehmen, achten und leben lassen, wie er leibt und lebt.

Man sollte meinen, das sei selbstverständlich und bedürfe keines Beweises. Der Verfasser des eben berührten Artikels redet ja in der Tat nicht von den verschiedenen Konfessionen, wie er sie sich theoretisch denkt, sondern wie sie leibhaftig vor ihm stehen, arbeiten, kämpfen, leiden und sich vertragen. Trotzdem ist es der Mühe wert, etwas genauer auf die Sache einzugehen. Denn aus dieser ersten Voraussetzung ergeben sich weitere Nutzanwendungen.

Wie einfach und einleuchtend klingt z. B. der oft gehörte und nachgesprochene Satz: „Duldung aller Überzeugungen und Bestrebungen, nur keine Duldung der Unduldsamkeit!" Aber genau besehen, macht dieser Grundsatz jede wahre Toleranz oder Duldsamkeit unmöglich. Denn wie der gewiß nicht katholikenfreundliche Kanonist Friedberg mit Recht bemerkt, „eine Kirche als solche kann weder in dogmatischer noch in ethischer Hinsicht prinzipiell tolerant sein". Folglich müßte man alle „Kirchen" und alle Konfessionen von der Duldung ausschließen, weil sie alle prinzipiell intolerant sind und sein müssen. Wenn wir also im praktischen Leben zu einer auf Achtung gegründeten Verständigung und Verträglichkeit kommen wollen, so müssen wir erst über die verschiedenen Bedeutungen klar werden, welche das Wort Toleranz oder Duldung haben kann.

Viele Lobredner der Toleranz gehen von der rationalistischen Annahme aus: Alle vorhandenen Religionen sind gleich gut und gleich wahr, oder wenn man will, gleich unwahr und irrig. Es hat darum keinen Zweck, sagen sie, sich über Wahrheit oder Falschheit der bestehenden Bekenntnisse zu streiten. Dadurch wird nur der Friede gestört. Wir dürfen also nur die Kirchen und Konfessionen dulden, welche sich zu dem Grundsatz bekennen, daß alle Religionen gleichwertig seien, diejenigen aber müssen wir von der Duldung ausschließen, welche den Anspruch erheben, die allein wahre Religion zu sein: Duldung für alle, nur keine Duldung der Unduldsamkeit! Damit wäre aber dem Christentum in seiner Gesamtheit und allen christlichen Bekenntnissen die Duldung verweigert, denn es liegt von Anfang an im Wesen der christlichen Religion, daß sie den Anspruch erhebt, die absolute, allein wahre, seligmachende Religion zu sein. Die Anhänger des Islams, des Buddhismus, des Konfuzius usw. hätten also das volle Recht,

allen christlichen Bekenntnissen die Duldung zu verweigern, denn alle sind in diesem dogmatischen Sinne unduldsam, und jedes will die allein richtige und vollkommene Religion darstellen.

Da hilft kein Sträuben, wir kommen nicht an der Notwendigkeit vorbei und müssen unterscheiden zwischen Duldung im religiös-dogmatischen Sinne und Duldung, Achtung, Verträglichkeit im Verhältnis des bürgerlichen Lebens. Kein ehrlicher Christ kann die Toleranz soweit treiben, daß er eine der seinigen widersprechende Religion als gleich wahr und gleich gut anerkennt. Das wäre Grundsatzlosigkeit oder Heuchelei. Aber nichts steht im Wege, daß er trotz dieser Verschiedenheit des Glaubens allen Mitmenschen mit Gerechtigkeit, Achtung und Liebe entgegenkomme, das ist vielmehr strenge Pflicht. Erst im Lichte dieser obersten Christenpflicht empfängt die Toleranz ihren Wert, ihre Grundlage und Beständigkeit, denn nun ist meine „Duldung" nicht ein freigebiges Geschenk, das ich morgen wieder verweigern könnte, sondern die Erfüllung eines göttlichen Gebotes.

Das Gebot der Nächstenliebe bezieht sich eben nicht nur auf das Verhalten gegen jene Menschen, die mit uns in jeder Hinsicht eines Sinnes sind. „Wenn ihr die liebet, die euch lieben, welchen Lohn werdet ihr haben? Tun das nicht auch die Zöllner? Und wenn ihr nur die grüßet, die euch grüßen, was tut ihr dann mehr? Tun das nicht auch die Heiden?" (Mt 5, 46.) Gruß, Achtung, Gerechtigkeit und Wohlwollen schulden wir den Mitmenschen, auch wenn wir ihre Ansichten, Grundsätze und Handlungsweisen für verkehrt halten und bekämpfen. In den Angelegenheiten weltlicher Natur, in Wissenschaft und Politik, gehört es zu den einfachsten Pflichten des Anstandes, daß man zwischen diesen zwei Formen von Toleranz zu unterscheiden wisse. Ein Gelehrter, der einen wissenschaftlichen Strauß nicht ausfechten kann, ohne seinem Gegner auf sachliche Gründe mit Zeichen von persönlicher Geringschätzung zu antworten, wird bemitleidet oder getadelt. Religiöse Menschen, Christen zumal, sollten sich um des Gewissens willen der gleichen Bildung befleißigen.

In diesem Sinn sagte auch der Abgeordnete Gerichtspräsident Ludwig v. Gerlach (der politische Lehrmeister Bismarcks) am 12. Februar 1853 im preußischen Abgeordnetenhaus: „Mir hat die Definition der Toleranz immer sehr wohl getan, daß nur der tolerant sei, der auch die Intoleranz toleriere" (O. Pfülf, Jos. Graf zu Stolberg — diese Zeitschrift, 111. Ergänzungsheft 1913, S. 146).

Welche Lehren ergeben sich aus dem Gesagten für die Zukunft? Welches sind die Bedingungen, unter denen die Katholiken in Friedenszeit mit den Andersgläubigen in gleicher Verträglichkeit zusammenleben können wie im gegenwärtigen Kriege? Wir wollen drei der wichtigsten namhaft machen.

1. Man verlange von uns keinen Verzicht auf Grundsätze, welche zum Wesen des Katholizismus gehören, mit denen er steht und fällt. Daß wir zu dieser Forderung berechtigt sind, bedarf keines Beweises. Sie sagt mit andern Worten nur: Man nehme uns als das, was wir sind, als wahre, glaubens-

treue Katholiken, denen ihr Glaube und ihre Überzeugung ebenso heilig ist als den andern die ihrigen. „Mag jeder an seinem Glauben mit aller Innigkeit festhalten" — hat es in dem obigen Friedenswort geheißen. Wenn man mit diesem Zugeständnis Ernst macht, dann wird man nicht mehr fordern können, die katholische Kirche müsse, bevor man mit ihr im Frieden leben könne, zuerst anerkennen, daß der Protestantismus oder die evangelische Kirche eine berechtigte, im Evangelium oder der Offenbarung begründete Form des Christentums sei. Das wäre Verleugnung eines katholischen Glaubensartikels, wäre mit andern Worten Selbstvernichtung! Wir machen ja auch unsere Achtung vor den protestantischen Mitbürgern nicht davon abhängig, ob sie unserer Glaubens- und Sittenlehre denselben Wert beimessen wie der ihrigen. Trotzdem ist diese Forderung in den letzten Jahren immer und immer wieder erhoben worden.

Ganz ebenso verhält es sich mit einer andern, ebenso laut und zudringlich ausgerufenen Bedingung, von der man die „Toleranz" abhängig machen wollte: Solange die katholische Kirche, hieß es, die von protestantischen Geistlichen gespendete Taufe nicht ohne Prüfung anerkennen und die darüber ausgestellten Zeugnisse nicht als gleichwertige Urkunden gelten lasse, könne kein Friede und keine Parität walten. Auch dieses Verlangen ist ohne Selbstenthauptung nicht erfüllbar. Denn die Lehre von den sieben Sakramenten ist ein wichtiger Teil des katholischen Glaubens, ein Teil, in dem die Protestanten zu unserem Bedauern so gründlich „reformiert" haben, daß von einer Gemeinsamkeit des Besitzes nur noch schwache Spuren übrig geblieben sind. Wenn die katholische Kirche gleichwohl darauf verzichten soll, ihre eigenen Glaubenssätze und die daraus erfließenden Vorschriften in dieser Lebensfrage nach eigener Erkenntnis geltend zu machen, so heißt das wiederum ihr zumuten, daß sie sich selbst aufgebe und ihr eigenes Bekenntnis verleugne. Ebensowenig, wie Rom den Anglikanern den Gefallen tun konnte, ihre Priester- und Bischofsweihen als gültig zu betrachten, kann ein Papst oder Bischof eine Taufe anerkennen, wenn er nicht die Gewähr hat, daß sie den Anforderungen der katholischen Glaubenslehre entspricht.

2. Man verzichte darauf, mit staatlichen, politischen Mitteln und mit Anwendung der weltlichen Macht die religiösen Lebenskräfte der Kirche zu unterbinden und sie an ihrer dem Geiste des Glaubens entsprechenden Betätigung zu hindern. Dieses Ersuchen geht etwas weiter als das erste. Aber wenn man einmal mit dem eingangs erwähnten Artikel der „M. Z." zugesteht, daß der alte Liberalismus auf verkehrtem Wege wandelte, als er den Grundsatz aufstellte: „Der Staat dürfe wohl den einzelnen Konfessionen Hindernisse in der Entfaltung ihrer Tätigkeit bereiten, müsse ihnen aber jede Förderung versagen", dann ist auch unsere zweite Forderung als berechtigt anerkannt. Gewiß gibt es viele Einrichtungen und Gebräuche in der katholischen Frömmigkeit, welche nicht zum Wesen der Kirche und des Glaubens gehören. Die katholische Kirche hat bestanden, ehe es Pfarrer und Pfarreien, Domkapitel, Kathedralen, Männer- und Frauenklöster, theologische Lehranstalten, Priesterseminare und ähnliche Stiftungen gab. Aber es war doch das Gegenteil von Duldung, Gerechtigkeit

und Achtung, als der Kulturkampf das alles und vieles andere in Scherben schlug mit dem kalten Trost, diese Dinge seien für die Religion nicht wesentlich. Auch Hände und Füße sind dem Menschen nicht wesentlich, denn er bleibt Mensch, auch wenn er diese Glieder verloren hat; folgt etwa daraus, daß es kein Unrecht ist, wenn man ihn zum Krüppel macht? So ist es auch ein Unrecht und das gerade Gegenteil von Duldsamkeit, wenn die öffentliche Gewalt den Katholiken zwar ihren Glauben, ihre Ansicht über gute Werke, evangelische Räte, Gelübde und Ordensstand nicht verbieten will, aber doch die religiös und kirchlich geordnete Betätigung dieses Glaubens durch Ausnahmegesetze unmöglich macht. Als die Sprecher der Katholiken vor einigen Jahren diese Knebelung rügten, ist ihnen von hoher Regierungsseite vorgehalten worden, sie möchten doch darauf verzichten, die Werke der Nächstenliebe, Krankenpflege, Waisenpflege und ähnliches gerade in der Form des Ordensstandes auszuüben. Wer Lust zu solcher Betätigung habe, könne sich ja dem Beruf der freien, weltlichen Organisationen zuwenden. Und da will man noch vom freien Wettbewerb der geistigen und religiösen Kräfte sprechen!

Ohne Zweifel können bei Geltendmachung dieser zweiten Forderung Fälle eintreten, wo die religiösen Bedürfnisse der einen Konfession mit andern öffentlichen Interessen in Widerstreit kommen oder zu kommen scheinen, denn „hart im Raume stoßen sich die Sachen". Da bleibt für gewöhnlich nur der Weg friedlicher Verständigung offen zwischen den berufenen Vertretern der einen und der andern Seite. Daß man auf katholischer Seite gern die Hand dazu bietet und mit Entgegenkommen wahrlich nicht kargt, dafür liegen Beweise in Menge vor.

3. Heikler könnte auf den ersten Blick eine dritte Voraussetzung für aufrichtige Verträglichkeit sein, und doch ist es ratsam, auch ihr ins Auge zu blicken: Kein Teil darf vom andern verlangen, daß er grundsätzlich auf Propaganda verzichte.

Jeder Mensch, der sich in einer wichtigen Sache eine Überzeugung gebildet hat, fühlt das Bedürfnis, seiner Umgebung von den Gründen seines Standpunktes Rechenschaft zu geben und sie, wenn möglich, für die gleiche Überzeugung zu gewinnen. Dieses Werben für die eigene Ansicht nennt man „Propaganda". Propaganda macht der Vegetarianer für Bevorzugung der Pflanzenkost und Vermeidung des Fleischgenusses, der Alkoholgegner gegen Schnaps und Spirituosen, Propaganda macht besonders jede politische Partei für ihre Grundsätze und ihr Programm. Propaganda macht auch der Philosoph für sein System, seine Weltanschauung. Soll einzig und allein für den religiösen Menschen ein Ausnahmegesetz gelten? Soll er allein nicht Farbe bekennen dürfen und verpflichtet sein, die eigene Überzeugung im Herzenskämmerlein zu verschließen?

In jedem Falle müßte ein solcher Verzicht auf Propaganda von allen Bekenntnissen ohne Ausnahme und nicht von den Katholiken allein gefordert werden. Dazu aber würden gerade die nichtkatholischen Konfessionen sich am allerwenigsten verstehen wollen. Gerade sie besitzen ja große und betriebsame Vereine zur Verbreitung ihres Evangeliums unter den Katholiken. Es bleibt also nur ein

gangbarer Weg übrig, daß man Katholiken und Protestanten erlaube, mit den Waffen des Geistes und mit Vermeidung aller widerrechtlichen und unehrenhaften Mittel für Anerkennung und Ausbreitung ihres Glaubens tätig zu sein.

Ist aber damit nicht gesagt und gefordert, nach dem Krieg solle der alte Hader, das alte Elend wieder von neuem beginnen? — Nein, in keiner Weise. Die Tatsache allerdings können wir nicht aus der Welt schaffen, daß es in Deutschland nun einmal mehrere staatlich und gesetzlich gleichberechtigte Religionsformen gibt und weiter geben wird. Aber diese bestehen doch auch während des Krieges nebeneinander und hindern doch die Eintracht keineswegs. Der Jammer, das Elend und die bis zur Unerträglichkeit gesteigerte Spannung kam nur daher, daß die verschiedenen Bekenntnisse mit ganz ungeistigen und ungeistlichen Waffen gegeneinander zu Felde zogen und aufeinander losschlugen. Man denke nur daran, wie in der politischen Presse, in Volksversammlungen, in den Parlamenten mit Spott und Hohn, mit Aufpeitschung gefährlicher Leidenschaften der Gegner beleidigt, verdächtigt, seine geheimen Absichten schwarz gemacht wurden! Es ist hier nicht der Ort, auf Näheres einzugehen oder zu untersuchen, auf welcher Seite die Hauptschuld lag; es liegt uns nur daran festzustellen, worauf es für die Zukunft ankommt.

Was Dr Ferdinand Avenarius kürzlich für das Betragen gegenüber der Sozialdemokratie verlangte, wird man hoffentlich auch uns zubilligen:

„Die gemeinsame Arbeit als Gleiche zu Gleichen ist jetzt denkbar: unter einer Voraussetzung, daß wir das Vergangene vergangen sein lassen, daß wir beiseite lassen ‚den alten Span', wie wir uns ehedem hinüber und herüber beschuldigten und bekämpften. Vor allem: es darf nicht irgendwelcher Meinungen und Überzeugungen wegen mehr ein moralisches Herabsetzen zwischen uns geben. Werden wir uns dazu erziehen können? Wenn nicht, so behalten wir das Gespenst im Hause und spätestens mit dem Frieden kommt der alte Jammer wieder" (Kunstwart, 2. Aprilheft 1915, S. 50 f).

So ist es. Die neue Losung kann einzig lauten, Luft und Licht, Achtung und Gerechtigkeit in gleichem Maße für alle! Wir Katholiken verlangen keine Ausnahmestellung vor den Staatsgesetzen. Die Toleranz und die Parität, um die unser Ringen geht, versagen wir auch andern nicht, weder Gläubigen noch Ungläubigen. Aber man darf uns auch nicht verwehren, daß wir diese bürgerliche Verträglichkeit und Achtung fremder Überzeugung, fremden Glaubens und fremder Religiosität vereinigen mit Treue gegen das eigene Bekenntnis und seine religiösen Ansprüche. Daß in dieser Vereinigung keine Unmöglichkeit und kein Widerspruch liegt, das lehrt ein Blick auf den Zustand vieler Länder mit religiös gemischter Einwohnerschaft in allen fünf Weltteilen. Wir schließen darum mit den Worten des mehrerwähnten Artikels:

„Gewiß, der Staat hat das Recht, jeder Störung des religiösen Friedens, der für die Erhaltung der Ordnung im Staat ein sehr wichtiges Gut ist, entgegenzutreten; aber er kommt nicht zum Ziel, wenn er unter Berufung auf diese Aufgabe den Weg der Ausnahmegesetzgebung einschlägt. . . .

„Es hat einmal als liberaler Grundsatz gegolten, daß der Staat im Interesse des religiösen Friedens wohl den einzelnen Konfessionen Hindernisse in der Ent-

faltung ihrer Tätigkeit bereiten dürfe, ihnen aber jede Förderung versagen müsse. Von diesem Standpunkte aus bekämpfte man insbesondere die Unterstützung des konfessionellen Religionsunterrichts und der Seelsorge durch den Staat, befürwortete aber alle Einrichtungen, die darauf abzielten, die Konfessionen — gleichviel welche — in ihrem Wirken zu hemmen. Diese Bestrebungen sind überall gescheitert und mußten vor allem bei uns scheitern, weil sie mit den gegebenen Tatsachen, insbesondere mit der geschichtlichen Entwicklung zu wenig rechneten. . . . Die Lehre für die Zukunft ergibt sich hieraus von selbst. Nicht die Verflachung und Verkümmerung des religiösen Lebens führt zum Frieden zwischen den Konfessionen, sondern seine Vertiefung und Veredlung. Die Bestrebungen, die dahin gehen, zu fördern, ist darum eine wichtige Aufgabe des Staates" (Münchener Zeitung, Hauptschriftleiter Karl Graf v. Bothmer. Nr 114 vom 25. April 1915).

Matthias Reichmann S. J.

Ein Brief Cavours über „Aspirationen" auf Triest und Dalmatien.

In der Sammlung der Briefe Cavours steht unter Nr 1089 und dem Datum vom 28. Dezember 1860 eine Zuschrift an H. Lorenzo Valerio in Ankona, damals königlich außerordentlichen Kommissär in den Marken, späteren Senator. Sie handelt zunächst von einer Angelegenheit geringeren Belanges. Darauf folgt eine hochpolitische Ausführung über die genannten „Aspirationen". Deshalb ist es zeitgemäß, an diesen Brief zu erinnern; hat doch die italienische Kriegserklärung an Österreich-Ungarn sich auf die „nationalen Aspirationen" berufen.

Cavour schreibt: „Ich muß Euer Hochwohlgeboren ersuchen, jeden Ausdruck zu vermeiden, aus dem sich ergeben könnte, daß das neue Reich Italien bestrebt ist (aspira), nicht bloß Venetien zu erobern, sondern auch Triest nebst Istrien und Dalmatien. Ich weiß recht wohl, daß die Küstenstädte Siedelungsmittelpunkte einer Bevölkerung sind, die nach ihrer Abstammung italienisch ist, wie nach ihren Wünschen (per aspirazioni). Allein die Landbevölkerung gehört durchweg zu den Slawen. Es hieße unbedachterweise die Kroaten, die Serben, die Ungarn sich zu Feinden machen und dazu noch alle Deutschen, wenn man den Willen kundgäbe, so weiten Gebieten Mitteleuropas alle Auswege an das Mittelmeer zu nehmen. Jeder Satz, den man in diesem Sinn auszusprechen wagt, wird zu einer furchtbaren Waffe in der Hand unserer Feinde. Er gibt ihnen zum Versuch Anlaß, selbst England gegen uns aufzubringen, das es nur ungern sähe, wenn die Adria abermals ein italienischer See würde, wie sie es in den Zeiten der Republik Venedig gewesen ist. Diese Bemerkungen dürften meines Erachtens genügen, um Ihnen Vorsicht zu empfehlen. Gegenwärtig müssen wir uns darauf beschränken, Ankona gut zu befestigen. Das mag die Stufe zu glänzenden Fortschritten in einer Zukunft sein, die unsern Enkeln nicht fern dünken wird. Genehmigen Sie" usw.

Man hat Cavour wegen der Genauigkeit seiner Berechnungen den Mathematiker unter den Diplomaten genannt. Vor 55 Jahren, vor fast zwei Menschenaltern, schrieb er diesen Brief. Sonach stünden wir jetzt dem Zeitalter der Enkel nahe. Im Königshause ist es bereits eingetreten. Indes leben und wirken noch Söhne der Zeitgenossen Cavours. Der Generalstabschef Cadorna z. B. ist der

Sohn des Breschengenerals der Porta pia. Wie zu Lebzeiten Cavours, zwischen 1850 und 1860, die Ereignisse sich weit rascher entwickelten, als er meinte, so sind auch jene Aufgaben der Zukunft, die er den Enkeln zuwies, vielleicht früher in Angriff genommen worden, als er dachte. Politische Fieberzustände sind in ihrem Verlauf und in ihren Wirkungen unberechenbar. Die Aspirationspolitik glich vielfach solchen Anfällen. Ein Fieberherd war Quarto im Jahre 1860 und war es neuerdings. Welcher Aspirin-Kur die Aspirationspolitik bedürftig ist, wissen wir alle.

Es ist nicht oft vorgekommen, daß Cavour den Feuereifer seiner Untergebenen mäßigen zu müssen meinte, wie das im gedachten Briefe geschah. Im Fall Valerio hatte er einen Grund von beklemmender Dringlichkeit, dieses zu tun, nämlich eine preußische Note vom 24. Dezember 1860, die ihm als unwillkommene Weihnachtsbescherung zu teil geworden war. Man weiß, welch außerordentlich großen Wert Cavour auf gute Beziehungen zu Preußen legte, und kann daraus abnehmen, wie peinlich ihm diesmal die Aspirationen wurden, welche Herr Valerio amtlich zu bescheinigen sich vermaß.

Im offiziellen Blatt Corriere delle Marche hatte der Kommissär ein Dekret veröffentlicht, worin dem österreichischen Lloyd die Vorrechte bestätigt wurden, die ihm die päpstliche Regierung verliehen hatte. Die dem Dekret vorausgeschickten Erwägungen sprachen indes nicht bloß dem Lloyd den österreichischen Charakter ab, sondern nannten zudem Triest eine italienische Stadt, schrieben seinen Bewohnern italienische Aspirationen zu. Davon hatte man in Berlin Kunde bekommen, und der Außenminister von Schleinitz nahm daraus Anlaß, Aufklärungen zu erbitten. Da Triest zu den Ländern des Deutschen Bundes gehöre, liege Preußen die Bündnispflicht ob, im Angriffsfall es mitzuverteidigen. Die in einem amtlichen Stück den Bewohnern „der deutschen Stadt Triest" zugeschriebenen Aspirationen seien lediglich Hochverrat und nichts anderes. Preußen, das bisher in den italienischen Angelegenheiten volle Zurückhaltung bewahrt habe, müsse nun aber doch die Fragen stellen, ob Herr Valerio mit seinem Dekret tatsächlich im Namen des Königs gesprochen und die Ansicht seiner Regierung wiedergegeben habe; ob im andern Fall Herr Valerio von maßgebender Stelle eines besseren belehrt worden sei? Es versteht sich, daß Cavour, als Preußen vorstellig wurde, die zweite Frage mit Schwung bejahen wollte. Und deshalb schrieb er den Brief an den außerordentlichen Kommissär in den neuköniglichen Marken. Dort waren nämlich noch nicht zwei Monate seit der Volksabstimmung verflossen, welche wie anderwärts der vorläufigen Besetzung nachträgliche Rechtfertigung zu geben bestimmt war. In der Herstellung seines Lebenswerkes, der Italia unita, erwies sich Cavour nicht als der alles vorausberechnende Mathematiker unter den Diplomaten. Denn noch 1856 sprach er in vertraulichen Briefen von dieser Einheit als einem törichten Traum. Nirgends dagegen arbeitete seine diplomatische Mathematik sicherer als in der Handhabung des Plebiszits. Mit untrüglicher Sicherheit wußte und wollte er dessen Ergebnis voraus.

Wenige Tage nach dem berichteten Zwischenfall folgte der Thronwechsel in Preußen. Am 2. Januar 1861 begann König Wilhelms I. Regierung. Von

Turin wurde zur Beglückwünschung des neuen Herrschers General La Marmora entsendet. Cavour gab ihm eine Instruktion mit, in der er alle seine Geschicklichkeit aufwendet, um Sympathien zu gewinnen und jede Trübung zu beseitigen (in den Nachträgen der Briefsammlung Nr 1869). Eindringliche Worte widmet er der beregten Sache. Kein Mensch in Italien habe im geringsten die Erwägungen beachtet, die Valerio seinem Dekret vorausschickte, die königliche Regierung selbst habe es erst getan, als Graf Rechberg in auffallendster Weise die Verfügung zur Kenntnis der deutschen Bundesfürsten brachte. Die Aspirationen der künftigen Enkel wurden damals vom eigenen Großvater als „rednerische Phrasen" (frasi rettoriche) preisgegeben und abgetan. R. v. Nostitz-Rieneck S. J.

Die Entdeckung Rußlands durch Nikolaus Poppel in den Jahren 1486—1489.

In derselben Zeit, in der Kolumbus alle Hebel in Bewegung setzte, um seine Westfahrt zu ermöglichen, schickte sich der schlesische Ritter Nikolaus Poppel oder Popplau zu der kaum minder langwierigen und gefahrvollen Entdeckungsreise in den fernen Osten an. Weiß-, d. h. Alt- oder Großrußland (vgl. Karamsin, Geschichte des russischen Reiches VI 277) war das Ziel seiner Fahrt.

Wie Amerika um das Jahr 1000 durch die kühnen Wikinger, so war allerdings auch Rußland um das Jahr 1000 infolge der Bekehrung Wladimirs d. Gr. in den Gesichtskreis der Abendländer getreten. Aber wie sich um 1480 von den Entdeckungen der Normannen in Amerika kaum mehr als eine Erinnerung an Grönland erhalten hatte, so wußte man auch von Rußland um dieselbe Zeit kaum mehr, als daß es „hinter Negarten", d. h. Nowgorod gelegen sei (vgl. Die Chroniken der deutschen Städte XI 488: Nürnberger Chronik zum Jahre 1472).

Hatte sich Kolumbus auf seine kühne Westfahrt durch weite Seereisen vorbereitet, so unser Poppel auf seine Ostfahrt durch nicht minder ausgedehnte Landreisen. Mit einem langen Spieß, der „am Wagen hängend" mitgeführt wurde, und der so schwer war, daß ihn ein gewöhnlicher Ritter nicht einmal aufheben konnte, gab er spielend so kunstfertige Kraftleistungen zum besten, daß keiner es wagen mochte, mit ihm zu stechen.

Von einer unwiderstehlichen Wanderlust beseelt, trat Poppel am 2. Februar 1483 von Wien aus eine dreijährige westeuropäische Reise an. Mit Empfehlungsschreiben seines bisherigen Herrn, des Kaisers Friedrich III., versehen, gelangte er über Innsbruck und die verschiedensten Städte Deutschlands nach Brüssel und Mecheln. Dort traf er mit Maximilian, dem damaligen Herzog von Burgund, zusammen und erhielt auch von ihm Empfehlungsschreiben an die Herrscher von England, Spanien, Portugal und Frankreich. Allüberall fand der als Ritter wie als Redner und Humanist gleich ausgezeichnete deutsche Mann die ehrenvollste Aufnahme. In seine Vaterstadt Breslau zurückgekehrt, legte er seine Beobachtungen in einer Beschreibung nieder, die heute noch die höchste Beachtung verdient und wiederholt, wenigstens im Auszuge, gedruckt wurde. Wie scharf er in seinem Urteil sein kann, zeigt z. B. folgende Bemerkung über die Engländer: „Unter

allen Tugenden, deswegen sie zu rühmen sind, ist die vornehmste, daß sie groß Gut und Geld on alles Gewissen zuwege bringen" (vgl. Fiedler, Niklaus Poppel [Sitzungsberichte der Kaiserl. Akademie der Wissensch. XXII], Wien 1857, 195).

Kaum hatte Poppel seine Reisebeschreibung vollendet, so drängte ihn seine Reiselust und Wißbegierde alsbald zur Ostfahrt. Im Bewußtsein der drohenden Gefahren traf er seine letztwilligen Anordnungen, die noch erhalten sind. Wiederum vom Kaiser mit Empfehlungsbriefen ausgestattet, gelangte er mit nur zwei Dienern Ende 1486 nach Moskau. Man hielt ihn für einen litauischen Spion und behandelte ihn als solchen. So forderte man von ihm, er solle die Namen der deutschen Reichsfürsten aufzeichnen. Durch Vergleich seiner Schrift mit der des kaiserlichen Briefes gedachte man den Beweis zu erbringen, daß er sich das Aktenstück selbst ausgefertigt habe. Da der Versuch mißlang und dem Zaren Iwan III. eine Annäherung an den ersten Herrscher des Abendlandes nur erwünscht sein konnte, so setzte es Poppel endlich durch, von dem Herrscher aller Reußen empfangen zu werden. Die Frage, ob er einen besondern Auftrag des Kaisers auszurichten habe, mußte er verneinen. Zur Erklärung seiner weiten Reise konnte er nur angeben: „Ich sah alle christlichen Länder und alle Könige; ich wünsche Rußland kennen zu lernen und den Großfürsten." So seltsam auch den bäuerischen Russen der damaligen Zeit eine solche Begründung erscheinen mochte, so wurde Poppel doch, wie es scheint, in der Erforschung des Landes nicht weiter behindert. Jedenfalls ist soviel sicher, daß er dem Kaiser und den Fürsten auf dem Reichstage von Nürnberg 1487 so bedeutsame Aufschlüsse bieten konnte, daß er alsbald mit einer offiziellen Gesandtschaft nach Moskau betraut werden sollte.

Was Poppel dem Kaiser und den Reichsfürsten über Rußland eröffnete, das hat er im Januar 1489 Iwan III. bei der ersten Audienz selbst verraten. Das in russischer Sprache abgefaßte Protokoll über die Audienz ist noch vorhanden. Gedruckt findet es sich zugleich mit der letzten Hälfte (die erste ist nicht erhalten) des kaiserlichen Kredenzbriefes in der Sammlung „Denkmale der diplomatischen Verhältnisse des alten Rußlands mit auswärtigen Mächten" (Petersburg 1851 bis 1856). In deutscher Übersetzung ist die uns hier interessierende Antrittsrede Poppels mehr oder weniger vollständig bei Fiedler (a. a. O. 206 ff) und Karamsin (VI 165 ff) geboten. „Nachdem ich", so begann Poppel seine Rede, „vor zwei Jahren von Deiner Hoheit abgereist war, fand ich den Kaiser und Deutschlands Fürsten in Nürnberg. Auf die Frage des Kaisers, ob Deine Hoheit und Dein Reich dem König von Polen untertänig seien, habe ich offen vor allen erklärt, daß Deine Hoheit, ein großer Fürst und mächtiger Herrscher, mehr Länder besitzt und an Gebiet und Schätzen reicher ist als der König von Polen. Der große römische Kaiser und die übrigen Fürsten wunderten sich über Deine Größe und Weisheit und über die große Ausdehnung des von Dir beherrschten Reiches. Es war ihnen unbekannt; auch hatten sie noch von keinem Menschen so viel darüber gehört wie von mir. Der Kaiser befragte mich täglich an der Mittagstafel über Deine Hoheit. Zuletzt wünschte er, Rußlands Bundesgenosse zu werden, und er befahl mir, als Gesandter mit zahlreichem Gefolge zu Euch zu reisen." Über den Zweck seiner Gesandtschaft bemerkte Poppel: Der Kaiser wünsche eine mög-

lichst enge Verbindung zwischen dem deutschen und dem russischen Reiche in die Wege zu leiten. Der Großfürst möge daher eine seiner Töchter mit dem Markgrafen Albrecht von Baden, einem Neffen des Kaisers, vermählen. Um möglichst sicher zu gehen, ergänzte Poppel diesen Vorschlag in der dritten Audienz dahin: Iwan möge eine seiner beiden Töchter dem Kurfürsten Johann von Sachsen („er besitzt viel Land, und sein Vater war der Sohn der Schwester des Kaisers") und die andere dem Markgrafen Sigmund von Brandenburg („dessen älterer Bruder ist Schwiegersohn des Königs von Polen") zur Gemahlin geben. Solche Heiratskandidaten erschienen aber dem selbstbewußten Herrscher zu gering für seine Töchter, wie er dies ausdrücklich in der Instruktion für seine Gesandten an den Kaiserhof betont. Aber eine Heirat mit dem verwitweten Kaisersohn, dem bereits zum deutschen König gewählten Maximilian, wurde als erwünscht bezeichnet. Der Vorschlag fand ein geneigtes Ohr, kam aber schließlich doch nicht zur Ausführung.

In der dritten und letzten Audienz machte Poppel im strengsten Vertrauen dem Großfürsten unter vier Augen einen sehr merkwürdigen Vorschlag. Nach der dringendsten Bitte um Verschwiegenheit, da sonst sein Leben in Gefahr sei, fuhr Poppel fort: „Wir haben vernommen, daß Du, Herrscher, vor Jahren an den Papst Gesandte mit dem Wunsche und dem Ersuchen abgeschickt hast, daß er Dich zum König in Deinem Reiche erhebe. Zugleich hörten wir, daß der König von Polen sehr dagegen gewesen ist und Gesandte mit großen Geschenken an den Papst geschickt hat, damit er es nicht tue. Wir geben Deiner Hoheit zu wissen, daß der Papst hierin keine Macht hat: seine Gewalt erstreckt sich nur auf die Geistlichkeit; Könige, Fürsten und Ritter zu machen steht nur in der Macht des römischen Kaisers. Wenn es daher Deiner Hoheit beliebt, so will ich Deiner Hoheit ein treuer Diener beim Kaiser sein, damit Dein Wunsch in Erfüllung geht. Ich will es auch ganz geheim und auf eine für Dich ganz ehrenvolle Weise tun, so daß Deiner Hoheit keine Unehre daraus erwachse." Mit der erneuten Bitte um Bewahrung des Geheimnisses, da ihm sonst die Polen nach dem Leben trachten würden, schloß Poppel seinen geheimnisvollen Antrag.

Die Vermutung dürfte nicht allzu kühn sein, daß wir es hier mit einem auf eigene Faust unternommenen Versuch Poppels zu tun haben. Wie er selbst in der Rede bemerkt, hatte er „vor zwei Jahren" in Polen den Grund erfahren, weshalb man dort um jeden Preis die Erhebung des Zaren zum König hintertreiben wollte: „Alles unter der Herrschaft des Königs von Polen stehende russische Land werde abfallen und zum Großfürsten übergehen, sobald er den Königstitel erlange." Als persönliche Gefälligkeit Poppels fand das Anerbieten Dank. Aber „mit edlem, wahrhaft fürstlichem Stolze" (Karamsin VI 167) wies der Zar jede von einem auswärtigen Herrscher anzustrebende Rangerhöhung ab. Gleichzeitig verneinte er es aufs entschiedenste, daß er die Königswürde vom Papste erbeten habe, mit den Worten: „Wir sind von Gottes Gnaden Herrscher in unserem Reiche . . ., und so wie wir früher unsere Erhebung von niemand begehrt haben, so begehren wir sie auch jetzt nicht." Poppel wagte es nicht, noch einmal auf den Vorschlag zurückzukommen. Die entschiedene Zurückweisung des Königstitels in unserem Falle scheint, nebenbei bemerkt, auch dafür zu sprechen,

daß nicht die Großfürsten, sondern deren Gesandte eigenmächtig die Päpste immer wieder mit der Bitte um Übertragung der Königswürde behelligten und betrogen (vgl. P. Pierling S. J., La Russie et le Saint-Siège, Paris 1896 ff; mit Recht wird dort I 168 und sonst der Italiener Volpe als der erste Urheber dieser Mystifikationen bezeichnet. Vgl. auch Pastor, Geschichte der Päpste II ^{4}, Freiburg 1904, 474 ff).

Auf dem Rückwege über Schweden erkrankte Poppel in Lübeck. Nach dreimonatigem Krankenlager bat er den Kaiser um die Erlaubnis, sich zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Nürnberg begeben zu dürfen, wo er bei seinem ersten längeren Aufenthalt auch Heilung von schwerer Krankheit gefunden hatte. Der Kaiser entsprach der Bitte. In Nürnberg erholte sich Poppel bald, und von dort aus schickte er am 18. Juni 1490 seinen Diener Johann Saëder nach Moskau. Dieser sollte die angekündigten Gesandten an den Kaiserhof abholen. Poppel benützte die Gelegenheit, um für den Kaiser drei oder vier Elentiere zu erbitten, da der Kaiser ihm zürne, daß er solche Tiere nicht selbst mitgebracht habe. Ebenso bat er um einen „Guljatin, der rohes Fleisch frißt" (Fiedler S. 216). Der Großfürst fühlte sich durch eine solche, an ihn persönlich gerichtete Bitte Poppels gekränkt und verweigerte auch die Annahme der reichen Geschenke. Aber die Gesandtschaft ging alsbald an den Kaiserhof ab, und seit der Zeit wurden die diplomatischen Beziehungen nicht mehr abgebrochen — bis zu dem Ausbruche des jetzt tobenden Weltkrieges.

Aber nicht nur auf politischem Gebiete war die durch Poppel angebahnte Verbindung mit Rußland von weitest tragender Bedeutung. Auch in kultureller Hinsicht erwiesen sich die neuen Beziehungen äußerst vorteilhaft, vor allem natürlich für Rußland. Hier sei nur auf eine einzige Tatsache hingewiesen. Rußland besaß damals noch keine Bergwerke. Die Edelmetalle mußte es auf dem Wege des Handels oder Tausches zu gewinnen suchen. „Aber von alters ging bei uns", wie Karamsin (VI 177 f) erzählt, „das Gerücht, daß die mitternächtlichen Länder, in der Nähe des Felsengürtels, Überfluß an Metallen hätten." Nach der Eroberung dieser Gebiete wünschte Iwan III. erfahrene Bergleute zu erhalten. Er gewann sie in Deutschland. Schon im zweiten Jahre nach der Gesandtschaftsreise Poppels, im Jahre 1491, „reisten zwei Deutsche, Johann und Viktor, mit Andrej Petrow und Wasilij Boltlin aus Moskau ab, um ein Silberbergwerk an den Ufern der Petschora zu suchen. Nach sieben Monaten kehrten sie mit der Nachricht zurück, daß sie selbiges nebst einer Kupfermine gefunden . . . auf einer Oberfläche von 10 Werften (1 Werst = 1,067 km). Diese wichtige Entdeckung verursachte dem Großfürsten viele Freude, und seit der Zeit begannen wir die Metalle selbst zu gewinnen, zu schmelzen und Münzen aus unserem Silber zu prägen" (Karamsin VI 177 f).

Für Deutschland war der kulturelle Gewinn allerdings nicht so bedeutend. Nicht einmal die Elentiere und den „Guljatin" scheint Poppels Diener mitbekommen zu haben. Gleichwohl ist nicht zu übersehen, daß damals vor allem die Länder- und Völkerkunde eine bedeutende Bereicherung erfuhr. Man braucht nur den berühmten „Erdapfel" des Martin Behaim vom Jahre 1492 (vgl. die Faksimile-Reproduktion bei E. G. Ravenstein, Martin Behaim, London 1908)

mit andern Karten der damaligen Zeit zu vergleichen, um sich von dieser Tatsache zu überzeugen. Aber auch noch andere, bisher unbeachtete Spuren lassen sich, wie es scheint, bestimmt nachweisen. Nur auf eine derartige Spur, die zu andern hinführt, und auf die ich bei anderer Gelegenheit zurückzukommen gedenke, sei hier hingewiesen. Sie findet sich in den berühmten Briefen des Nürnberger Arztes Dr Hieronymus Münzer (Monetarius) aus Feldkirch vom 14. Juli 1493. Nach der von Grauert (Jahrbuch der Görres-Gesellschaft XXX 319) gebotenen Übersetzung lautet die Stelle: „Schon preisen Dich (gemeint ist der König Johann II. von Portugal) als großen Fürsten die Deutschen, die Italiener, die Ruthenen, die Polen, die Skythen und diejenigen, welche unter dem trockenen Sterne des arktischen Poles wohnen, zugleich mit dem großen Herzog von Moskovien; denn vor nicht vielen Jahren wurde unter dem Schutze des genannten Sternes neuerdings die große Insel Grönland bekannt, die sich an der Küste 300 Meilen lang hinzieht, auf welcher eine sehr große Ansiedlung von Leuten der genannten Herrschaft des genannten Herrn Herzogs lebt."

Grönland und Rußland werden hier in eine seltsame unmittelbare Verbindung gebracht. Tatsächlich wurde Grönland um die Zeit wieder aufgefunden, in der Poppel Rußland von neuem entdeckte. Daß es aber als ein Teil der nördlichen Erwerbungen Iwans III. in Betracht gezogen werden konnte, wird in etwa wenigstens verständlich, wenn man die damaligen Nordlandskarten, z. B. die der Ulmer Ptolemäus-Ausgaben von 1482 und 1486 oder die Darstellung des Behaim-Globus kennt (vgl. auch Fischer, Die Entdeckungen der Normannen in Amerika, Freiburg 1902, Tafel V VI VII).

Wie Rußland und Grönland, so werden im Briefe Münzers auch Rußland und Amerika, wie wir heute sagen müssen, in engste Verbindung gebracht: der „große Herzog von Moskovien" mit seinen Erwerbungen im Norden und Johann II., der in dem Briefe Münzers zur Fahrt in „das östliche Catay", und zwar auf dem Westwege, aufgefordert wird. Höchst interessant und für den weitblickenden und unternehmungslustigen damaligen deutschen König und späteren Kaiser Maximilian I. sehr charakteristisch ist es, wie er sich den fast gleichzeitigen Entdeckungen im Osten und Westen gegenüber verhalten hat. An den Großfürsten in Moskau gab er noch als König 1490 dem kaiserlichen Gesandten Georg von Thurn besondere Empfehlungsschreiben mit, da er eine Tochter Iwans III. zu heiraten gedachte; mit dessen Nachfolger Wasilij schloß er als Kaiser ein Verteidigungs- und Angriffsbündnis für sich und alle seine Nachkommen, das er allerdings nur als Verteidigungsbündnis gelten lassen wollte; zuerst bediente er sich dem Großfürsten gegenüber, wenn auch nur irrtümlich und nur in zwei Vertragsurkunden, der Bezeichnung „Kaiser", was für das Aufkommen des russischen Kaisertitels von großer Bedeutung geworden ist. Anderseits suchte Maximilian, der im Jahre 1493 mit dem spanischen Hofe verfeindet war, die Spanier möglichst um die Erfolge der Westfahrt des Kolumbus zu bringen. In seinem Namen hat Münzer den eben erwähnten Brief an den Schwager Maximilians, den König Johann II. von Portugal, geschrieben, und in seinem Namen hat Münzer den Portugiesen zur Durchführung der Westfahrt den deutschen Seemann

Martin Behaim angeboten. Nach der Versöhnung mit Spanien gelang es Maximilian durch die Vermählung seines einzigen Sohnes mit Johanna, der Erbin von Spanien, nicht nur Spanien, sondern auch die ausgedehnten spanischen Besitzungen in Amerika für das Haus Habsburg zu gewinnen. Tu, felix Austria, nube! Jos. Fischer S. J.

Ein Skalde des „Militarismus".

Ein bedeutender Staatsmann hat die Aufforderung, daß er sein Leben der Nachwelt erzähle, mit der Begründung abgelehnt, wenn man selbst Geschichte mache, habe man keine Zeit sie zu schreiben. Gar stolz kommt dieses Wort einher. Unwillkürlich schaut man ihm auf die Füße, ob er nicht auf hohem Kothurn wandelt. Hätten alle so gedacht oder gehandelt, wie viel wäre der historischen Literatur aller Zeiten und Länder entgangen! Höchster Preis eignet Schriften von Verfassern, die Selbstgetanes, Selbsterlebtes, Selbstgeschautes schildern. Für alle Taten ist der Täter erster Kronzeuge.

Unter den Männern, die eigene Taten zu berichten haben, nehmen jene eine besondere Stellung ein, deren kulturgeschichtlichen Ehrenplatz fortschreitendes Verständnis für weltpolitische Aufgaben erst eigentlich entdecken wird: die Entdecker nämlich, die Forschungsreisenden. Sie sind nicht fade „Wahrheitsucher"; Eroberer vielmehr, Eroberer von Kenntnissen. Wie zu einer Heerfahrt ziehen sie aus, wohlgerüstet und doch waghalsig, Fährnissen entgegen, zu allem bereit, entschlossen, dem Feindesland der Unwissenheit ein Gebiet zu entreißen, um es dem Weltreich des Wissens einzuverleiben.

Unter diesen Helden gebührt heute Sven Hedin unbestritten ein erster Rang. Seine letzte Entdeckungsreise ist anderer Art als die früheren Weltreisen. Wohl wollte er auch diesmal Wahrheit entdecken. Es ist aber die Wahrheit über den „deutschen Militarismus", die er entdecken, unser „Volk in Waffen", das er sehen wollte. Diesen Titel gab er dem Buche, das bleiben wird wie das Gedächtnis an den Weltkrieg. Mit Freude und Dank soll es begrüßt werden, wo Deutsche wohnen. Es eignet ihm menschlicher, politischer, völkischer Hochwert, der uns Deutsche ehrt. Ein Mann der Wissenschaft sieht schärfer, ein Künstler sieht besser, mehr als andere, der Vielgereiste kann vergleichen, der Bahnbrecher vermag Kraftleistungen richtig zu schätzen; dem Weltbeobachter entgeht nichts Nebensächliches, ihm ist alles wichtig.

Solcher Art ist Sven Hedins Buch. Mit noch größerem Rechte als Walter von der Vogelweide kann er von sich sagen: „Ich hân lande vil gesehen unde nam der besten gerne war." Er kann aus eigener Anschauung erzählen von Tibet, dem Himalaja, von den Palmen im Hugli-Delta, den Pagoden in Benares, vom silbernen Mond über dem Tadsch-Mahal, den Tigern in den Dschungeln und dem kristallklaren Widerhall der indischen Wogen an den Klippen von Malabar-Point bei Bombay. Er beobachtet das Volk in Waffen und findet, daß die Deutschen nicht in den Krieg ziehen wie schlaftrunkene und aufgestörte Träumer, sondern als auf alles vorbereitete und ausgebildete Kämpfer. Er blickt auf die sich gegenüberstehenden Heere und urteilt: „Das deutsche Heer ist rassen-

rein und aus einem Guß, während das französische durch Engländer, Belgier und einen ganzen Farbenkasten importierter Heiden verunreinigt ist." Die deutschen Soldaten sind fröhlich und guter Dinge; sie singen lustige Soldatenweisen, als zögen sie hinaus zu einem Volksfeste. Der Krieg macht alle gleich. Es stehen in Reih und Glied Arbeiter, Geheimräte, Schuhmachergesellen, Advokaten, Bierfahrer, Richter, Klempner und Bürgermeister. Rangunterschiede, Parteikämpfe und Klassenhaß verschwinden im Felde spurlos. Sie alle haben nur das eine gemeinsame Ziel, Deutschland aus dieser gewaltigen Krisis zu retten, Deutschlands Sieg über die Feinde aus aller Welt, Deutschlands Zukunft und Ehre. Die deutsche Armee erscheint ihm als die erste der Welt durch ihre große Beweglichkeit, die Schnelligkeit, mit der ihre verschiedenen Einheiten hin und her geworfen werden, durch die hochgesteigerte Marschfähigkeit der Infanterie, wegen der unglaublich sichern und ruhigen Leitung des deutschen Oberkommandos. Woher stammt diese furchtbare Sicherheit? „Übung macht den Meister", das weiß das ganze deutsche Volk. Man hat die minutiöse Gründlichkeit der Deutschen in allen Dingen von gegnerischer Seite oft bespöttelt und sie selbst Pedanten genannt. Nun müssen die Feinde an ihrem eigenen Leibe erfahren, wozu diese Pedanterie gut ist. Alles geht wie ein Uhrwerk, und niemand braucht zu suchen und zu fragen. Und diese in Friedenszeiten geschaffene Ordnung herrscht überall. Allerdings, Samthandschuhe kennen die Deutschen bei der militärischen Erziehung nicht. Sie fordern von ihren Offizieren die unerbittliche, gerechte Strenge, die notwendig ist, um ein Heer zusammenzufügen. Sie wissen, daß die den Reichskörper durchdringende militärische Disziplin ihnen ihre Stärke verliehen hat; aber sie sind keine Sklaven, sie sind Herren ihres Tuns und Wollens. „Diese kerngesunde Stärke der deutschen Armee, das wechselseitige Vertrauen zwischen den Leitenden und den Ausführenden — das führt unbedingt zum Sieg."

Der Gegner wird aber nicht unterschätzt. Die deutschen Offiziere sprächen mit ungeteilter Achtung von den französischen Soldaten und ihrer Führung. Sie seien ebenbürtige und würdige Gegner, wirklich ausgebildete Soldaten, keine Söldner, die sich für Geld schlagen, sie kämpfen tapfer und mit dem Mute der Verzweiflung. „Auch im Hauptquartier sprachen alle mit höchster Achtung von den Franzosen als Gegnern, und niemand wollte den Engländern große Tapferkeit absprechen." Charakteristisch für die nationale Eigenart sind auch einzelne Züge aus den Gefangenen- und Verwundetenlagern. Die französischen Gefangenen, die Sven Hedin in Trier antrifft, lassen den frischen Lebensmut vermissen; sie sind ja im Feindesland, abgeschnitten von der Heimat. Alle französischen Gefangenen benähmen sich immer höflich und aufmerksam und beantworteten die Fragen der Offiziere korrekt und wahrheitsgetreu. Das beruht wohl auf dem ererbten militärischen Geist und dem Zuge angeborner Höflichkeit, der durch die ganze Nation geht. Die gefangenen Engländer dagegen stünden, „die Hände in der Tasche und die Pfeife im Maul, wenn sie von einem Offizier angesprochen würden, und grüßten erst militärisch, wenn sie zurechtgewiesen seien".

Unter den deutschen Verwundeten herrscht die gewöhnliche Stimmung, die mit der Kraft einer Naturgewalt die ganze bewundernswerte Armee beseelt, kein

Heimweh nach Hause, ein Heimweh nach dem Heere, nach der Front. Von den Franzosen wird gerühmt, sie seien bewundernswert geduldig. Wenn der Arzt einen Franzosen behandeln wolle, sei es fast Regel, daß der Verwundete sage: „Meine Kameraden brauchen die Hilfe nötiger, ich kann warten", oder: „Behandeln Sie, bitte, erst den Mann da, er ist Familienvater und seine Frau lebt in kümmerlichen Verhältnissen."

Heldenmütig ist auch der deutsche Arzt. Er überläßt seine nicht transportfähigen Kranken nicht allein den Feinden, sondern begibt sich ihretwegen in freiwillige Gefangenschaft, in Wahrheit eines der größten Opfer, das man im Kriege bringen kann. Dagegen hätten die deutschen Soldaten ein wahres Grauen davor, in die Hände französischer Ärzte zu fallen. „Wenn Gefangene und Verwundete nach Kriegsschluß ausgetauscht werden, werden unparteiische Richter in der medizinischen Welt urteilen können, auf welcher Seite die sorgsamere Pflege und die größere Menschenliebe zu finden waren."

Sven Hedin kommt auf die Presse zu sprechen, dieses so wichtige Verbindungsmittel zwischen der Front und dem Hinterlande, und er findet, daß das deutsche Volk von seiner Presse die ganze Wahrheit zu erfahren verlangt, sei sie gut oder schlimm. Gute Nachrichten werden nicht aufgebauscht, schlimme nicht unterschätzt. Das ganze Volk will über alle Kriegsschauplätze gut unterrichtet sein und seine Zukunftspläne nicht auf einem unhaltbaren Gewebe von Lügen aufbauen. Dagegen muß er die englische Presse brandmarken als „eine systematische Unterdrückung der Wahrheit. . . . England führt den Krieg durch konsequente Fälschung der Wahrheit, die in der englischen Presse so selten ist, wie in der deutschen die Lüge." Bezeichnend ist auch, daß man in Brüssel die deutschen Berichte über den erfolgten Fall von Antwerpen für „eine erfundene Geschichte" hielt.

Die Zentralmächte sind durch Wohlwollen von neutraler Seite nicht verwöhnt worden. Um so wohltuender berührt die ehrliche Begeisterung, die aus dem Buche spricht, in dem Sven Hedin seine Erlebnisse und Eindrücke beim deutschen Heer im Westen schildert. Als Neutraler ist Sven Hedin an die Front gereist. In ihm selbst war dieser Wunsch entstanden, ohne den Schatten einer Anregung von schwedischer oder deutscher Seite. Ja, „kein Schwede in verantwortlicher Stellung durfte eine Ahnung von dieser Reise haben, daß auch nicht ein Schein des Verdachtes auf seine Regierung falle, als reise er in irgend einer Art geheimer Sendung". Als Unparteiischer will er auch berichten. Er ist sich der Verantwortung vor dem deutschen Heere und dem deutschen Volke bewußt; aber ebensowenig will er gegen Deutschlands Feinde ungerecht sein. Nur ein wahres Bild hat Wert. Gewiß ist es für jeden Deutschen erhebend, wenn dieses neutrale Urteil in dem Satze gipfelt: „Keine Zeit hat jemals eine solche nationale Kraft bewiesen wie die, zu der das deutsche Volk in unsern Tagen herangewachsen ist. Und es ist erhebend, die Deutschen in ihrem größten Kampfe gesehen, und unvergeßlich, bei ihnen eine Zeitlang verweilt zu haben." Mit Bewunderung ist er erfüllt von dem deutschen Volke, das er in Waffen gesehen hat, das keinen Mahner brauchte, das in den Jahrzehnten des Friedens sich gerüstet hat und

nun, wo die Stunde schlug, bereit ist, auf dem Schlachtfelde vier Großmächten zu begegnen.

Trotz seines Wohlwollens Deutschland gegenüber ist er nicht teilnahmslos gegen die andern. Im Kurhause zu Ems schreibt er für den verwundeten französischen Leutnant an dessen Angehörige. In Sedan kann er nicht fröhlich sein. Es liegt ihm bleischwer auf der Brust, daß er ein Volk sieht, das gelitten hat und leidet, „ein edles, fleißiges, sparsames Volk, das am Gängelbande der republikanischen Demokratie an einen Abgrund von Unglück geführt wird". Sein Herz blutet, als er die alten Männer, gebeugt von der Arbeit des Tages, über den Marktplatz wanken sieht mit ihren gefurchten Gesichtern, ihren abgezehrten Zügen, dem feuchten Glanz der Augen und dem gleichgültigen Ausdruck! „Das sind Augen, die aufgehört haben zu weinen und nicht länger nach einem Lichtblick ausspähen." Allerdings konnte diese Teilnahme nicht verhindern, daß Sven Hedin, wie das „Echo de Paris" vom 13. April berichtet, aus der Liste der Mitglieder des Institut de France gestrichen werden soll. Sein großes Verbrechen war, gegen Deutschland gerecht zu sein.

Noch größeres Mitleid hat er mit den Belgiern. Er muß sein Herz verhärten; denn jeder Schritt erinnert ihn daran, „welches Unglück es sein muß, die Freiheit im eigenen Lande verloren zu haben", im Stiche gelassen von seinen großen Verführern und „Beschützern".

Eine wohltuende Neutralität, frei von jeder Voreingenommenheit, zeigt der schwedische Protestant auch allem Katholischen gegenüber, wo es ihm an der Front entgegentritt. Er weiß es zu würdigen, daß Priester und Ordensleute mit den Soldaten auf den Kriegsschauplatz eilten. „Wenn einem Reiche der Untergang droht und einem Volke die Vernichtung, da passen die weichen Töne nicht mehr, da greifen auch die Priester zum Schwert und ziehen mit den andern ins Feld." Er nimmt am Feldgottesdienst der Franziskaner teil und feiert mit ihnen das Gedächtnis des hl. Franziskus. „Ich sah Elisabethschwestern aus Essen und Vinzentiusschwestern aus Hildesheim." „Ich kann meine Augen nicht von diesen Brüdern und Schwestern abwenden, die von den Schlachtfeldern und Lazaretten gekommen sind, und deren Gedanken sich nun so friedlich um den Namen des großen Heiligen sammeln. Wie sind sie davon ergriffen, wie andächtig machen sie das Zeichen des Kreuzes!" Er verbringt nach dem Gottesdienst bei ihnen noch „eine angenehme Stunde".

Die Sachlichkeit seines Urteils über die Verwüstungen im Feindesland wird nicht getrübt durch seine germanische Empfindungsgemeinschaft mit uns und unserer gerechten Sache: diese Verwüstungen „waren teils unfreiwillig, teils durch die Haltung der Zivilbevölkerung erzwungen, aber niemals erfolgten sie aus Zerstörungswut". Weder Angreifer noch Verteidiger können solche Verluste vermeiden, wenn das Schicksal von Staaten auf dem Spiele steht. Wie heuchlerisch nehmen sich die Anschuldigungen gegen die Deutschen aus, wenn man die Versicherung Sven Hedins daneben stellen kann, daß bei der Beschießung Antwerpens „auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers alle historisch oder künstlerisch wertvollen

Häuſer, wie die Kathedrale, die übrigen Kirchen, das Rathaus, die Muſeen, auch der Zoologiſche Garten geſchont werden ſollten".

Als eines Nordgermanen gehören Sven Hedins Sympathien ſeinen Stammesbrüdern im Süden. Er bekennt offen, obgleich neutral, fühle er „Englands Treuloſigkeit gegen ſeine germaniſchen Anverwandten". Die Liebe zur eigenen Heimat zwingt ihn dazu. „Siegt Rußland, dann iſt das Schickſal Schwedens und Norwegens beſiegelt." Und er lehnt den Vorwurf ab, deshalb ein „Feind Frankreichs" zu ſein, weil er eine Ententepolitik verurteile, die ſo namenloſes Unglück über die nordöſtlichen Provinzen der Republik gebracht hat. „Wer mit eigenen Augen alle die Folgen des Krieges: Kummer, Armut, Vernichtung ſah, müßte ſich ſelbſt verachten, wenn er nicht laut die Politik verurteilte, die allein an all dieſem Unglück Schuld trägt." Unbarmherzig reißt er Englands Politik die heuchleriſche Maske vom Geſicht, die die Notwendigkeit vorſchützt, den „deutſchen Militarismus" auszurotten. „Aber ſie werden vergeblich hoffen, daß die neutralen Nordgermanen jemals dazu gebracht werden, in den Südgermanen ihre und Europas gefährlichſte Feinde zu ſehen. Iſt Englands Weltmeerherrſchaft kein militäriſches Syſtem? Läßt ſich ein ausgedehnterer Militarismus denken als der, der ſeine Werbungen über fünf Kontinente ausdehnt?" „Keine Nation hat je eine größere, weltumfaſſendere Verantwortung getroffen als England." Mit beißendem Spott führt er uns Tommy und Iwan Arm in Arm vor Augen. „Tommy betrachtet Iwan als einen verlauſten Wilden und Iwan ſieht in Tommy einen aufgeblaſenen Renommiſten ... und doch benützen ſie alle Höllenmaſchinen des modernen Militarismus, um den deutſchen Militarismus auszurotten."

Auch im Lärm des Weltkrieges wird dieſe Stimme ſich Gehör verſchaffen. Der alſo ſpricht, iſt ja durch ſeine Kulturtaten ein „Weltmann" geworden, Weltmann in anderem, höherem Sinne, als der dieſes Wortes ſonſt iſt. Der Skalde aus Wikingerland iſt uns aber zudem hoch willkommen als Bahnbrecher des Weges, der Nordgermanen und Deutſche einander nahe bringen ſoll, als Bürge des wachſenden Einvernehmens, das in den Sonderarten des Germanentums wie im Norden ſo im Süden dreieinige Macht aufzuerwecken vermag: geiſtige, völkerrechtliche, wehrhafte Einheit.

Alfred Gökel S. J.

UT TESTIMONIUM PERHIBEAM VERITATI

Gegründet 1865 von deutſchen Jeſuiten

Stimmen der Zeit, Katholiſche Monatſchrift für das Geiſtesleben der Gegenwart. Herausgeber und Schriftleiter: Hermann Muckermann S. J., München, Giſelaſtraße 31 (Fernſprecher: 32749). Mitglieder der Schriftleitung: J. Kreitmaier S. J., H. A. Kroſe S. J., A. v. Noſtitz-Rieneck S. J. (zugleich Herausgeber und Schriftleiter für Öſterreich-Ungarn), J. Overmans S. J., M. Reichmann S. J., O. Zimmermann S. J.

Verlag: Herderſche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau (für Öſterreich-Ungarn: B. Herder Verlag, Wien I, Wollzeile 33).

Von den Beiträgen der Umſchau kann aus jedem Heft einer gegen Quellenangabe übernommen werden; jeder anderweitige Nachdruck iſt nur mit beſonderer Erlaubnis geſtattet.

Der Papst in Feindesgewalt.

Genau einen Monat nach der Einnahme Roms, am 20. Oktober 1870, verkündete Pius IX. der Stadt und dem Erdkreis: Nun sind wir völlig in Feindesbotmäßigkeit und Feindesgewalt. Jahre kamen und gingen. Keine Abfolge der Zeiten, keine Macht der Gewohnheit dürfe die Überzeugung der Katholiken trüben, daß der Papst inmitten von Feinden zu leben genötigt sei, sagte Leo XIII. in öffentlicher Ansprache. Schon in Friedenszeiten muß das, abermals mit Papst Leo zu reden, als „unerträgliche Lage" angesehen werden.

Der Würde und der Unabhängigkeit des Papsttums verblieb eine letzte Zufluchtsstätte, der Vatikan. Er blieb Zufluchtsstätte der Unabhängigkeit um den Preis persönlicher Freiheit. Die Einnahme Roms und das Garantiegesetz zwangen dem Papst die Wahl auf zwischen amtlicher Abhängigkeit nebst persönlicher Freiheit und persönlicher Gefangenschaft, die aber den letzten und mindesten Rest von Unabhängigkeit gewährleistet. Er wählte die Gefangenschaft, und in diesem Sinne ist es eine freiwillige Gefangenschaft. Er wählte sie in vollkommener Zwangslage, die ihm kein anderes Mittel ließ, seinem Eid und seiner Amtspflicht zu genügen. Feindesgewalt zwang ihm diese Gefangenschaft auf. Von gleisnerischem Feinde blockiert, waltet er seitdem im Vatikan, dieser letzten Unabhängigkeitszuflucht, seines Weltamtes. Es liegt am Tage, welche Folgen das, von anderem abgesehen, für den freien, zensurlosen Verkehr mit der Weltkirche haben muß. Wie etwas Alltägliches und Selbstverständliches erwähnt Crispi in seinen Aufzeichnungen, daß er eine „im Vatikan eingelaufene Depesche" Rattazzi mitzuteilen sich beeilte. Was wird nun in einem europäischen Krieg, an dem das Königreich Italien teilnimmt, aus dieser schon im Frieden „unerträglichen Lage"!

Als die Absicht, Rom zur Reichshauptstadt zu machen, noch nicht mehr bedeutete als eine ferne Möglichkeit, hat Cavour den Kriegsfall schon ins Auge gefaßt. In einer Skizze, welche als der erste Entwurf des späteren Garantiegesetzes anzusehen ist, verlangte er eine Bürgschaft freien Verkehrs des Papstes mit dem Ausland auch für Kriegszeiten. In den Text des

Garantiegesetzes wurde gerade das nicht aufgenommen. Es ignoriert den Kriegsfall. Während der Kammerverhandlungen über das Garantiegesetz stellte der Abgeordnete Corte den Antrag, daß im Gesetz ausdrücklich gesagt werde, es entbehre in Kriegszeiten der Geltung. Der Antrag wurde fallen gelassen, da sowohl der Berichterstatter Bonghi wie die Regierung sich dazu ablehnend stellten. Bonghi tat das mit der weisen Bemerkung, man mache Gesetze für Friedens-, nicht für Kriegszeiten; der Minister Lanza mit der wenig beruhigenden Erklärung, es brauche niemanden gesagt zu werden, daß in Kriegszeiten nichts neben den Staatsnotwendigkeiten bestehen könne. Das nämliche hörte man beim Ausbruch des Weltkrieges. Als im August 1914 das Gerücht umlief, Italien verschiebe die Mobilisation wegen des unmittelbar bevorstehenden Konklaves, gab die Agenzia Stefani kund[1], derlei Nebensachen, wenn sie an sich auch nicht belanglos wären, könnten auf die Entschließungen der Regierung keinen Einfluß ausüben. Genau vor hundert Jahren überfiel Murat den Kirchenstaat und Rom. Kardinal Pacca gab Pius VII. den Rat, Rom zu verlassen und sich nach Genua zu begeben. Dort, am offenen Meer, habe er freien Verkehr mit der übrigen Welt und die übrige Welt mit ihm. Allerdings schreibt Pacca, er habe den Rat zur Abreise geben können, weil jeder Einsichtige wußte, daß Murat nichts ausrichten werde und baldige Rückkehr des Papstes zu erwarten stehe. Heute aber weiß jeder Kundige, daß die Drohung, man werde die letzte Zufluchtsstätte annektieren, von Crispi als Erpressungsmittel verwendet wurde, um den Papst in Rom festzuhalten. Deshalb sprachen Pius IX. und Leo XIII. mit höchster Besorgnis von der Lage des Heiligen Stuhles in kriegerischen Zeiten. Mehr noch als in Friedenszeiten wären beide Möglichkeiten, Dableiben und Fortgehen, schwere Übel, große Fährlichkeiten. Die Katholiken aller Länder und Staaten empfinden es als ein Unglück, daß der Papst in diesen Zeiten beispiellos schwerer Gegenwart und dunkelster Zukunft sich in der Gewalt seiner Feinde befindet. Wenn die Katholiken der Zentralmächte in Friedenszeiten am Bündnis mit Italien keine ungemischte Freude zu haben vermochten, so steigert jetzt unsern Schmerz, den Papst in der Gewalt seiner Feinde zu sehen, die Sorge, daß die Erfolge, die wir erhoffen, die Wut seiner Feinde wider ihn zum äußersten reizen werden. Die Katholiken aller andern kriegführenden Staaten aber tragen ihrerseits den peinlichen Druck, daß nun, im Kriege, ihre Regierungen mit

[1] Note vom 25. August: Neue Freie Presse 17961 M. 1914 VIII 26.

den Feinden des Papstes verbündet sind und daß von allen Feinden des Papsttums die erbittertsten alles, was sie konnten, daran setzten, diese Lage herbeizuführen. Die Solidarität aller Katholiken der ganzen Welt in der Beurteilung der römischen Frage, die in Friedenszeiten nie verleugnet wurde, hat auch im Weltkrieg Bestand.

* * *

In zweier Feinde Gewalt sehen wir den Stellvertreter Christi. In der Gewalt des zeitgeschichtlichen und der des grundsätzlichen Gegners; in der Gewalt des italischen Staates und in der des französisch-italienischen Freimaurertums. Ist die Feindschaft des Maurertums wider den Papst ein fraglicher Seelenzustand, wahnvoll und wutvoll, Typ Nathan, so dünkt uns die Feindschaft des Königreichs ein politisches Schicksal, böser, fluchfortzeugender Tat notwendiges Ergebnis. Sie traten wie Verbündete in den Krieg, allein der Staat war offensichtlich selbst in fremde Botmäßigkeit, in die Gewalt des Maurertums geraten.

Die Havasmeldung vom 27. Mai dürfte ausnahmsweise richtig sein: „Die Großloge Frankreichs richtete telegraphisch einen herzlichen Gruß an die italienische Großloge, in dem sie die für immer unlösliche Vereinigung von Frankreich und Italien feiert." In allen Blättern stand die Nachricht zu lesen: „Der Großmeister des italienischen Freimaurerordens spricht sich in einem Rundschreiben dahin aus, daß nunmehr die von ihm ersehnte und vorbereitete Stunde für Italien geschlagen habe." Die scharfe Absage dreier Münchener Logen an die welsche Freimaurerei beginnt mit den Worten: „Die Umtriebe der italienischen Freimaurerei, die nach zuverlässigen Nachrichten mit zum Treubruch unseres ehemaligen Bundesgenossen und zur Ausdehnung des Weltkrieges führten, haben allgemeines Befremden erregt." Der wohlinformierte M-Berichterstatter der „Frankfurter Zeitung" bestätigte in einem der letzten Telegramme, die er aus Rom seinem Blatt zukommen ließ, die Wahrnehmung aller, die diese erregten Tage miterlebten: „Die Organisation der ungeheuern Kundgebung für den Krieg und gegen Giolitti, die heute abend (Mai 16) auf der Piazza del Popolo stattfand, lag gänzlich in den Händen der franzosenfreundlichen Freimaurerei." Im „Tag" (Nr 137, Juni 15) hat jemand, für den die Ordensgeheimnisse offenbar keine Geheimnisse sind, den Gegensatz zwischen deutschen und romanischen Logen dadurch gekennzeichnet, daß die romanischen, „woran jetzt kein Zweifel mehr bestehen kann, politische Organisationen sind, die ihre Hauptaufgabe in der Verfolgung und Erreichung

politischer Ziele sehen". Er teilte mit, daß „schon Anfang September vorigen Jahres deutschen Großlogen unzweifelhafte Beweise für die feindselige Haltung der italienischen Freimaurerei gegenüber den Zentralmächten und für ihre Kriegshetzereien vorlagen". Die „Nationalzeitung" hat ein Dokument veröffentlicht, darin italienische Freimaurer die Hoffnung aussprechen, der Weltkrieg werde das „von allen Altären und Thronen befreite Zeitalter" herbeiführen. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" hob die Abhängigkeit der italienischen Freimaurer vom Pariser Großen Orient hervor, und die „Berliner Zeitung am Mittag" bezeichnete Herrn Barrère, den einstigen Communard und einflußreichen Maurer, als das Bindeglied zwischen beiden — eine seit Jahren notorische Tatsache, welche von der „Frankfurter Zeitung" bereits im Herbst 1913 der Aufmerksamkeit des deutschen Publikums nahegelegt wurde. Eine Zuschrift aus deutschen Maurerkreisen stellte diese Zusammenhänge und Beeinflussungen damals in Abrede. In der gleichen Nummer, in der das Frankfurter Blatt nun daran erinnert (1915, Juni 20, Nr 169[3]), bespricht es einen Aufsatz der „Süddeutschen Monatshefte" (Juni d. J.), der Dokumentarisches zu dieser Angelegenheit enthält, unter anderem ein Antwortschreiben, das der Sekretär des Großmeisters Ferrari nach Deutschland richtete und das durch die deutsche Anfrage veranlaßt war, ob die italienische Maurerei in der Tat einen Beschluß zugunsten des Dreiverbands oder gegen den damaligen „Dreibund" gefaßt habe. Da das katholische Mailänder Blatt L'Italia eine solche Meldung gebracht, konnte der Sekretär „das rote Tuch des Klerikalismus" schwingen und entgegnen, es seien das von Klerikalen ausgesprengte Gerüchte. Bis zum Übermaß benutzter Kniff! In den kritischen Maitagen hat sogar der Temps Giolitti als „Klerikalen" dem römischen Pöbelzorn denunziert! Die „Münchner Post" hob die Druckmittel hervor, mit denen man arbeitete: bis in die nächste Umgebung des schwachen Königs hatten die Logen Vertraute, welche ihn durch Drohungen schreckten und für den Bestand der Dynastie fürchten ließen, wenn er sich nicht den Ententemächten zugesellte.

Diese Machtprobe des italienischen Maurertums ist deshalb auffallend, weil es in den maßgebenden Kreisen Roms wie in der öffentlichen Meinung Italiens seinen einstigen Einfluß vertan zu haben schien, da es durch übermäßige Günstlingswirtschaft schwere Einbuße an Achtung erlitten hatte. Noch im Februar dieses Jahres brachte die „Frankfurter Zeitung" (man muß klerikalinfreie Gewährsmänner zitieren) ergötzliche Beispiele dieses

römisch-maurerischen „Nepotismus“ (39 M. Febr. 8). Und doch kam es abermals dazu, daß die Obmacht der maurerisch bearbeiteten Straße über die Ohnmacht der Widerstände den Sieg davon trug. „Verschüchtert“, „angewidert“ zogen sich „die Intellektuellen“ vor dem wilden Kriegsgetobe zurück, wurde übereinstimmend berichtet.

Die drei Münchener Logen sprechen in der angeführten Absage ihr „Befremden“ über die politische Wühlarbeit der italienischen Freimaurer aus. Dieses „Befremden“ kann von denjenigen unmöglich geteilt werden, die im Verlauf der letzten dreißig Jahre auch nur gelegentlich die Rivista della massoneria italiana einsahen. Mögen die politischen Großtaten, die beständig der Maurerei zugeschrieben wurden, samt und sonders auf Großsprecherei und meinetwegen auf Größenwahn beruhen, die Absichten und Zielstrebigkeiten werden durch derlei Geständnisse unwiderleglich bewiesen. Da war ja kein Ende des Rühmens, *sie* hätten einst die Regierung durch die Porta Pia getrieben, *sie* zwängen die Regierung immer wieder, dem Papsttum „Fußtritte zu geben“, *sie* wüßten die „ungeheuerliche Versöhnung zwischen dem Papst und Italien“ zu verhindern. Es ist leider sehr aktuell geworden, daran zu erinnern, daß in der Rivista schon vor Jahren „Frankreich, England und Italien“ als die „Bannerträger der europäischen Völker bezeichnet wurden“, die vor allem berufenen, „neue Zeiten“ heraufzuführen, oder Frankreich und Italien seien bestimmt, bei der „Neugestaltung Europas“ die Führung zu nehmen. Eben diese maurerischen Mächte schrieen es, in Maueranschlägen zu ihren Festen ladend, durch die Straßen Roms, es gelte „dem ewigen, dem unversöhnlichen Feind, dem Papsttum“. Es ist vollkommen zutreffend, wenn L. Raschdau im „Tag“ (125, Juni 1) die „langjährige“ Arbeit des Freimaurerwesens als die erste Ursache bezeichnet, die den „Treubruch Italiens“ herbeigeführt hat. In Sachen des Papsttums ist es bekanntlich der echte Erbe des jakobinischen Geistes, der den Vernichtungskrieg will und ihn — wie oft! — an römischen Straßen als Ziel seines Wollens und Wünschens plakatiert hat.

Als Cavour am 24. März 1860 im Amtshaus der auswärtigen Angelegenheiten auf dem Schloßplatz zu Turin den Abtretungsvertrag unterschreiben sollte, der Savoyen und Nizza Frankreich zusprach, schien die gewöhnliche Munterkeit von ihm gewichen. D'Ideville hat in seinem „Tagebuch eines Diplomaten in Italien“ die Szene, der er beiwohnte, sehr anschaulich beschrieben. Nie habe er Cavour so schweigsam, unter dem Druck schwerer Stimmung und Sorge gesehen. Als die Unterschrift aber mit

fester Hand vollzogen war, fand Cavour sich wieder, seine Fröhlichkeit brach wieder durch, und deren bekanntes äußeres Zeichen stellte sich ein: schmunzelnd rieb er sich die Hände. Er trat an den französischen Unterhändler heran und sagte ihm halblaut ins Ohr: „Nicht wahr, jetzt sind wir Schuldgenossen, Herr Baron?“ [1]. Er wollte damit sagen, Kaiser Napoleon nehme mit Savoyen und Nizza nicht bloß einen Lohn für geleistete Dienste entgegen, sondern auch ein Schweiggeld betreffs künftiger Geschehnisse. Und in der Tat schwieg Kaiser Napoleon zur Einverleibung von Toskana, die sich gleichzeitig vollzog, zur Einverleibung beider Sizilien, die damals vorbereitet wurde, zur Einverleibung Umbriens, die man demnächst bei willkommener Gelegenheit nebenher ins Werk setzte usw.

Cavour und seine Nachfolger sind aber selbst Schuldgenossen radikalster Parteien geworden, deren Bundesgenossenschaft man anzunehmen wähnte, während man in deren Botmäßigkeit geriet.

Zumal bei der Zerstörung des Kirchenstaates hat das junge Königreich Italien Geister gerufen, die es nicht und nie zu bannen vermochte, sich Umsturzgewalten verschrieben, die auf ihrem Schein bestanden. Es hat einen Pakt mit jenen Parteien geschlossen, deren Oberhaß dem Papsttum, deren Nebenhaß dem Königtum galt, Parteien, für die der Sammelname Mazzinismus zutreffend erscheint und deren Kerntruppe die italienisch-französische Freimaurerei wurde und blieb.

Mazzini und Cavour verharrten in tödlicher Feindschaft. Mazzini hat es Cavour nie verziehen, daß er ihm so viele und hochgeschätzte Anhänger vom Republikanismus wegzog und vorläufig um das Banner der Monarchie sammelte, um zunächst die politische Einheit Italiens mit Rom als Hauptstadt gemeinsam zu verwirklichen. Mazzini konnte die Rache nur ahnen, deren Durchführung die immanente Logik der Dinge besorgen mußte, daß nämlich die Monarchie dadurch in die Gewalt des Mazzinismus geriet. Schon 1881 fragte Bismarck in einer Reichstagsrede: „Ist in Italien seit 20 Jahren von Ministerium zu Ministerium der Schwerpunkt nicht immer mehr nach links geglitten, so daß er, ohne ins republikanische Gebiet zu fallen, nicht mehr weiter nach links gleiten kann?“ [2] Sehr bezeichnender Weise enthielt das Königstelegramm zur Festfeier in Quarto, die am 4. Mai dieses Jahres das Kriegstreiben entfesselte, einen Hinweis auf

[1] Maintenant nous sommes complices, n'est-il pas vrai, Baron? Das Stück auch bei Chiala abgedruckt: Lettere 4 (1885) LXVII f.

[2] Pol. Reden 9, 153 (Nov. 29).

Mazzini und wurde dabei in den Blättern hervorgehoben, zum erstenmal habe das Haus Savoyen den Manen Mazzinis öffentlich gehuldigt. Zehn Tage später tobte ein Entrüstungssturm durch die Straßen, „wie besessen" heulte und johlte man „Nieder mit dem König", „Es lebe die Revolution", „Es lebe die Republik" [1].

In der tragischen Schuld, die das Königreich Italien auf sich nahm, ist dieses Bündnis mit den Geistern des Umsturzes das erste und offenkundigste Moment. Wenn je mit oder ohne Schein von Berechtigung über eine Versöhnung zwischen dem Papst und dem Königreich gesprochen wurde, waren flugs die Radikalen an der Arbeit und erinnerten das Königtum daran: Wir sind Schuldgenossen! Da traten die Festredner auf, welche erklärten, eher bliebe kein Stein vom Vatikan auf dem andern, und auch kein Säulenkapitell würde für künftige Archäologen bewahrt, ehe man die Versöhnung zuließe. Im Garantiegesetz lautet Artikel 2: „Der Angriff auf die Person des Papstes und die Aufforderung dazu werden mit den gleichen Strafen belegt wie der Angriff und die Aufforderung zu einem Angriff auf die Person des Königs. Beleidigungen und öffentliche Schmähungen, die unmittelbar gegen die Person des Papstes durch Wort, Tat oder durch die im Artikel 1 des Preßgesetzes bezeichneten Mittel begangen sind, werden nach Artikel 19 des Preßgesetzes bestraft. Diese Straftaten werden von Amts wegen verfolgt und gehören zur Zuständigkeit der Schwurgerichte. Die Erörterung religiöser Fragen ist vollkommen frei." Gehandhabt wurde dieser Artikel des Garantiegesetzes, als ob einfach dastünde: Beleidigungen und Schmähungen, unmittelbar gegen die Person des Papstes gerichtet, sind vollkommen frei. Schon in den achtziger Jahren beklagte Geffcken, daß dieser Artikel toter Buchstabe sei. Und wie ist dieser Übelstand seitdem ins Maßlose gewachsen, zumal seit der Asino sich alles erlauben durfte! Es wurde unglaubliche Nachsicht geübt, denn man fürchtete die Schuldgenossen! Wenn man ihnen aber beweisen wollte, wie fest man stehe, und etwa das stolze Wort vom „unantastbaren Rom" immer wiederholte, so antworteten sie bei gegebener Gelegenheit mit grausamem Hohn. Am 20. September 1910 prangten wie üblich die grellen Straßenplakate an auffallenden Stellen. Neben dem Manifest Nathans sah man die Aufrufe des Großorients, des Großmeisters der schottischen Logen, der republikanischen Partei. In einem dieser Anschläge hieß es: Vor einem Jahr, beim Ferrersturm, konnte man hoffen.

[1] Neue Züricher Zeitung vom 14. Mai.

„Da verlangte das italienische Volk Abschaffung des Garantiegesetzes und Kampf bis aufs Messer gegen den Feind." Seitdem aber sei die Bewegung abgeflaut. „Wieder lassen wir die herkömmlichen Redensarten vom unantastbaren Rom über uns ergehen." Abschaffung des Garantiegesetzes wurde neuerdings wieder verlangt. Der Krieg biete guten Anlaß dazu. „Schon seit einiger Zeit", schrieb die „Frankfurter Zeitung" am 21. Mai d. J. (Nr 140[2]), „hat ein Teil der italienischen und der französischen Presse in Voraussicht des kommenden Krieges die Lage des Papsttums erörtert." Man sei zu dem Schluß gekommen, das Garantiegesetz müsse aufgehoben oder wesentlich beschränkt werden, „ganz abgesehen von jenen Stimmen, die verlangen, Italien solle den Anlaß benutzen und mit dem Papsttum ganz aufräumen". Diese Stimmen aber sind die Stimmen der Schuldgenossen.

Ist es schon schwer genug zu ertragen, daß der Heilige Vater in der Gewalt seiner zwei Feinde ist, in dieser Schicksalstunde der Weltgeschichte in Feindesgewalt sich befindet, so kommt noch dazu, daß der Feind, der im eigenen Interesse die Versöhnung wünschen *muß*, den Wunsch nicht hegen darf, noch weniger äußern darf, am allerwenigsten anzubahnen versuchen darf, weil er selbst in der Zwangsgewalt seines Bundesgenossen steht.

Die tragische Schuld des italischen Königreichs ist aber keineswegs erschöpft durch das einzige Bündnis, das es halten muß, weil der Genosse es nicht loszulassen in der Lage ist, das Bündnis mit den Umsturzgeistern. Das ist nur ein äußerer Belang. Das Wesen dieser tragischen Schuld liegt in der Tat selbst, in der Annexion des Kirchenstaates und Roms. Das ist an sich tragische Schuld im Vollsinn des Wortes und tragische Schuld von weltgeschichtlicher Wucht.

* * *

Mit dem 20. September 1870 kam das italische Königreich an den Abschluß seines Werdens, an das Ende seines Anfangs; zugleich wurde ihm der Anfang einer endlosen Sorge beschieden, die *römische Frage*. Als die Möglichkeit der Einnahme Roms auftauchte, schrieb der protestantische Staatsmann Guizot, die Zerstörung des Kirchenstaats würde als eine der gewalttätigsten Handlungen erscheinen unter allen, welche die Geschichte kenne und die der menschliche Geist zu ersinnen vermöge. Ebendamals schon (1861) hat Montalembert mit seiner prachtvollen Verve auf die unausbleiblichen Folgen hingewiesen. Nebenher fragend, ob der Frömmigkeit des Königs Viktor Emmanuel II. wirklich nur dann Genüge

geschehe, wenn er die 366 Kirchen Roms annektiere, traf er in der Hauptsache das Kernhafte. Bleibt der Papst in dem ihm entrissenen Rom oder verläßt er es, euch hilft nicht das eine noch das andere, rief er Cavour und dessen Anhang zu. Exiliert, ist der Papst, wo er sei, wider euch erdrückende Anklage; bleibt er, so ist seine tatsächliche Gefangenschaft eure unerbittliche Züchtigung. Als dann dreißig Jahre seit der Einnahme Roms verflossen waren, sprach ein Gelehrter, der die deutsche Liebe zum Italien der Kulturgeschichte auch auf das Italien des Risorgimento übertragen hatte, F. X. Kraus, von der gewalttätigen Einnahme Roms als dem „größten" und „bleibenden" „Unglück Italiens".

Mit der Anrufung hoher Ideale ging man ans Werk. Hymnoden begrüßten im nahenden Einheitsstaat den Anbruch eines neuen, sonnenbeglänzten Welttages für das italische Land und Volk. Cavour, der nüchternste Geschäftsmann, kam in rednerischen Schwung und sprach von Himmelssternen nationaler Hochziele, als die Verkündigung von Roma capitale einsetzte. Allein, wenn er die Sache wollte, so verwarf er das Mittel gewaltsamer Durchführung. Er wußte, daß schon die Sache selbst eine europäische, ja eine Weltverantwortung auflade; komme nun noch Gewalttat dazu, könne eine unheilbare Lage geschaffen werden. Wiederholt sprach er sich in der Kammer in diesem Sinne aus. Am 2. Oktober 1860: Die römische Frage könne nicht mit dem Schwert gelöst werden. Im März 1861: Nicht bloß für den Katholizismus, für Italien wäre es verhängnisvoll, wenn die Unabhängigkeit des Papstes beeinträchtigt würde. Kurz darauf: Wir dürfen nie als Eroberer in Rom einziehen. Am 17. April: Italien verpflichtet sich, das päpstliche Rom nicht anzugreifen. Kenner der sardinischen Politik konnten meinen, nun geschieht es sicher. In der Tat nahm das Verhängnis neun Jahre später seinen Lauf. Die Triumphpforte, durch die man einzog, war die berühmte Bresche, die Begleitmusik Kanonendonner und die Beschießung des päpstlichen Roms.

* * *

Man verübte eine Tat, die sich flugs als Untat entpuppte, die Folgen haben mußte, welche dem Täter weit über den Kopf wuchsen und zudem sich wider ihn selbst wandten und sein Werk. Die Tat selbst war so beschaffen, daß sie zum Versuch irgendwelchen Schadenersatzes nötigte, dieser Versuch aber zum reinen Hohn über den Täter wurde. Die Folgen der Tat belasteten die auswärtige wie die innere Politik des Königreichs aufs schwerste: die auswärtige Politik, weil das Königreich, wie immer es

sich um Schadenersatz bemühen mochte — zeitweise mehr, zeitweise weniger, oft genug gar nicht — immer und vor aller Welt dastand als ein bankbrüchiger Schuldner der Weltkirche, der seine Insolvenz mit der Miene ableugnen möchte: „Ich weiß von nichts", während Menschen und Dinge wider ihn zeugen, die Katholiken aller Länder und offenkundige Zustände beständig Klage erheben; die innere Politik, weil die um des Einheitsstaates willen vollzogene Tat in den Einheitsstaat einen Zwiespalt trug, den schreienden Gegensatz zwischen den religiösen Überzeugungen und dem patriotischen oder nationalen Empfinden in zahllosen seiner Bürger. Ist solcher Zwiespalt vorab ein soziales Unheil, so erscheint er zudem als ein persönlicher Schmerz peinvoller Art.

Was war die Beseitigung des Kirchenstaates und der unmittelbar folgende Erlaß des Garantiegesetzes, vom Standpunkt der Weltkirche beurteilt? Man zerstörte das Wohnhaus des päpstlichen Primats. Man wußte, daß man dem Papst und der Weltkirche einen Schadenersatz schulde, das Oberhaupt der Weltkirche nicht im Rechtssinn ohne Obdach lassen konnte. Man versuchte im Garantiegesetz für eine neue Wohnung zu sorgen. In diesem Abbruch des päpstlichen Eigenhauses, das zugleich der Einheit der Weltkirche Schutz bot und in dem aufdringlichen Neubau einer Mietwohnung für den Papst, die abgelehnt werden mußte, ist der Wesenskern der römischen Frage. Oder, es anders auszudrücken: dem internationalen, weltweiten Adlerflug der päpstlichen Amtswaltung gedachte man *Unabhängigkeit und Freiheit zu garantieren*, indem man den Adler in einen königlich italienischen *Käfig* sperren wollte, dessen Vergoldung mit jährlich Lire 3 225 000 veranschlagt wurde. Deshalb sagten wir: jeder Schadenersatzversuch wird zum Hohn auf den Täter.

Wenn der ehemalige Kirchenstaat als Wohnhaus des päpstlichen Primates bezeichnet wird, so soll dieses ausdrücken, daß die weltliche Souveränität des Papstes, sein Königtum im Kirchenstaat, als eine äußere, sichtbare, wirksame Ergänzung seiner geistlichen Souveränität sich ausgestaltet hatte und so außerordentliche und kaum zu ersetzende Vorteile bot, daß alle Begleiterscheinungen an Nachteilen, an wirklichen, an erfundenen, an zwischen beidem befindlichen, daneben kaum in Betracht kamen. Derlei Vorteile waren, daß der Kirchenstaat ein Bollwerk der päpstlichen, geistlichen Souveränswürde war, eine Bürgschaft für unabhängiges und freies Amtswalten und vor der ganzen Kirche dessen Merkmal. Der Kirchenstaat gab dem Papst Eigenbesitz an den Machtmitteln, deren seine geistliche Sou-

veränität bedarf. Denn die oft angerufene Unabhängigkeit und Freiheit des Papstes bedeutet nicht bloß Relatives, sondern auch Absolutes. Im relativen Belang nicht bloß Negatives: daß er in seiner Amtssphäre niemand über sich hat, sondern auch Positives: daß er in seiner Amtssphäre alle und alles unter sich hat. Dazu kommt der absolute Sinn, daß der Papst alle Machtmittel, deren er zur Ausübung seiner geistlichen Souveränität bedarf, in vollkommenem und unanfechtbarem Eigenbesitz habe. Der Kirchenstaat war ein kleines Land mit geringer Bevölkerungsziffer; allein, wie er dem Papst äußerlich, sichtbar weltliche Ranggleichheit mit allen Weltfürsten gab und Verkehrsfreiheit auf dem Fuß der Gleichberechtigung mit allen Staatshäuptern, so gab er ihm vor allem Land und Leute, mit dem Land unabhängige, öffentlich-rechtliche Eigeneinkünfte, mit den Leuten die gebornen Hilfskräfte für das kirchliche Verwaltungswesen, in dessen Organisation der Papst souveräne Freiheit besaß.

Zur Erläuterung dieser etwas lehrhaften Sätze berufen wir uns auf den großen Preußenkönig Friedrich II.[1]; seine Ideen beleuchten zudem sehr hell den Zusammenhang zwischen dem Kirchenstaat und der Einheit der Kirche.

Friedrich der Große liebte es bekanntlich, im vertrauten Kreise großer Köpfe akademische Erörterungen über alle möglichen Fragen der Vergangenheit und Zukunft zu pflegen. Die Zukunft von Christentum und Kirche, von Katholizismus und Papsttum kamen öfters an die Reihe. Mehr als einmal bespricht der König unter den Zukunftsmöglichkeiten auch diese, daß ein katholischer Fürst den Papst völkerrechtlich enteigne, ihm den Kirchenstaat nehme, in Rom residiere. Als Folgen, die dann eintreten müßten, ergäbe sich dieses: die andern Herrscher würden einen Papst nicht als geistliches Oberhaupt, die Katholiken anderer Staaten ihn nicht als ihr geistliches Oberhaupt anerkennen wollen, da er von einem fremden Herrscher, von einem Weltfürsten abhängig wäre. In den katholischen Staaten möchte es dann dazu kommen, daß man ebenso eigene Kirchenhäupter haben wollte, wie der in Rom residierende Fürst sein eigenes Kirchenhaupt hätte, Patriarchen u. dgl. Damit gehe die Einheit der Kirche in die Brüche, und die Entwicklung könne dann dahin führen, daß wie jedes Volk seine Sprache, so auch jedes Volk seine Religion hätte. Dieser Ausblick auf völkische Religionen ist beiläufig auch aus andern Gründen eigentümlich und beachtlich.

Deutlich legt dieser Gedankengang dar, weshalb der Kirchenstaat ein kirchlicher und internationaler Wert gewesen ist, ein kirchliches und inter-

[1] Die Stellen habe ich sämtlich angegeben Zeitschrift f. kath. Theol. 24 (1900) 608 [3].

nationales Gut, an dessen Fortbestand den Staatshäuptern und Regierungen ebenso gelegen sein muß wie der Weltkirche selbst, dem Gesamtepiskopat und dem Gesamtkatholizismus. Papst Benedikt XV. schreibt in seiner ersten Enzyklika (1914 November 1): alle Katholiken fordern mit Recht, es müsse „jeder Zweifel daran ausgeschlossen sein, daß ihr gemeinsamer Vater in der Verwaltung des apostolischen Amtes von jeder menschlichen Macht tatsächlich und offensichtlich frei sei"; mit andern Worten, auch kein Schein von Abhängigkeit dürfe bestehen, als welcher Zweifeln an der Freiheit Tür und Tor öffnete.

Es gab eine Zeit, etwa die der Kaiser Konstantin, Theodosius, Justinian, also vom 4. zum 6. Jahrhundert — auch an die Zeit Kaiser Karls des Großen könnte gedacht werden — da schien neben der Weltkirche ein Weltstaat zu stehen, dessen Herrscher die Stellung eines Weltherrschers einnahm. Die Forderung päpstlicher Unabhängigkeit von weltlicher Macht nimmt da eine einigermaßen andere Gestalt an als in Zeiten, wo die Welt aufgeteilt ist in mehrere Weltmächte oder Großmächte nebst vielen Mittelstaaten und Kleinstaaten, die als Souveräne alle in staatlichen Angelegenheiten niemand über sich sehen und in dem Sinne gleichberechtigt sind. Steht neben der einen Weltkirche und neben ihrem geistlichen Souverän ein einziger Weltstaat und Weltbeherrscher, so ist alle Eifersucht ausgeschlossen und unmöglich, welche besorgte, daß der Papst zu ungunsten anderer Staaten und deren Beherrscher von einem einzelnen Staat, einem einzelnen Herrscher abhängig wäre oder schiene. Der Weltpapst könnte von einem Weltkaiser im staatsbürgerlichen Belang abhängig sein, ohne daß die Unabhängigkeit des geistlichen Amtes, ohne daß die geistliche Souveränität in den Augen der Welt gefährdet erschiene oder sachlich und an sich gefährdet wäre. Die Päpste Leo I., Gelasius, Gregor I. wußten ihre geistliche Souveränität mit Hoheit und mit Erfolg zu behaupten. Derlei historischen Gedankengängen ging Kardinal Pacca im Gefängnis zu Fenestrelle nach, wo Napoleons Despotismus ihn eingesperrt hatte. Er erwog, ob die Vorsehung etwa es zulassen wolle, daß Kaiser Napoleon ein eigentliches und bleibendes Weltreich und ein Weltkaisertum begründe. In diesem Zusammenhang fragte er sich, ob der Kirchenstaat wieder aufleben werde, oder ob in einem allumfassenden Weltreich die Päpste etwa abermals (une seconde fois), obgleich Untertanen (quoique sujets), ohne schwere Unzuträglichkeiten die Weltkirche regieren könnten. Er tröstete sich mit dem Gedanken, den der hl. Paulus schon aussprach, Augustinus nach andern wieder aufnahm und

der zum Gemeinbesitz vom Glaubenslicht erleuchteter Christen geworden ist, daß die Vorsehung Übles zuläßt, um Gutes, Großes, Gesegnetes daraus hervorgehen zu lassen. In dem Zukunftsbild, das dem politischen Scharfsinn Friedrichs des Großen vorschwebte, wird die Unabhängigkeit des Papstes gewissermaßen nach oben betrachtet, daß der Weltpapst kein Staatshaupt über sich habe, dessen begrenztes Staatsgebiet Gefängnisenge ist neben dem Weltgebiet der Kirche. Allein die Unabhängigkeit der päpstlichen Souveränität kann auch nach abwärts betrachtet werden, daß innerhalb der geistlichen Amtssphäre alle und alles unter ihm stehe, ihm unterstehe. Ein Wort Bismarcks ist sehr geeignet, diese Seite der Frage zu beleuchten.

In der Reichstagssitzung vom 21. April 1887 [1] sagte der Reichskanzler: „Von meinem paritätischen Standpunkt, den ich als Vertreter der Regierung innehalten muß, gebe ich das zu, daß das Papsttum eine nicht bloß ausländische (Institution), eine nicht bloß weltallgemeine ist, sondern, weil sie eine weltallgemeine ist, auch eine deutsche Institution für die deutschen Katholiken ist." Das war vom paritätischen Regierungsstandpunkt gesprochen; vorausgeschickt hatte Bismarck einen Satz, der dem individuellen Standpunkt des katholischen Staatsbürgers Rechnung tragen sollte: „Wenn ich katholisch wäre, glaube ich nicht, daß ich die Institution des Papsttums als eine ausländische betrachten würde." Das alles trifft nun wieder den Kern der Sache, der Lehre von zwei Gewalten.

Die geistliche Souveränität des Papstes ist überall zugleich eine ausländische, sich ins Ausland erstreckende, und eine inländische Macht. In ihrem Umfang weltallgemein, erscheint sie durch ihr Wesen und ihren Inhalt als eine allenthalben inländische Souveränität, weil sie überall eigene und unmittelbare Untertanen hat. Alle Katholiken sehen aus Gewissensüberzeugung im Papst den Stellvertreter Christi; in geistlichen Dingen sind sie um Gottes und des Gewissens willen seine treuen Untertanen, wie in weltlichen Dingen um Gottes und des Gewissens willen treue Untertanen der weltlichen Obrigkeit. In dieser so einfachen Formel ist die Lösung der Frage gegeben, und diese einfache Formel ist nur eine Umschreibung der andern: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist.

Deshalb aber ist es, wie für die weltlichen Obrigkeiten in allen Staaten, so für jeden einzelnen Katholiken in jedem Staat von höchstem Belang, daß die geistliche Souveränität geistlich sei und bleibe, durch und durch, bis in ihre Spitze und ihre Verästelungen. Sie ist es für die einzelnen

[1] Polit. Reden 12, 361.

Regierungen und Staatsbürger nicht vollkommen oder ist es nicht zweifellos, wenn sie irgendwie von einem Auslandsherrscher in ihrem Range, in ihren Machtmitteln, in ihrer Amtsführung abhängig wäre oder schiene. Man erwäge, was das bedeutet: ein irgendwie vom Staat Italien verstaatlichtes und in diesem Sinne italianisiertes Papsttum als Inlandmacht in Spanien, in Österreich, in der Schweiz usw., in allen Staaten und Kolonien der fünf Weltteile! Auch diese Erwägung führt zum Ergebnis, daß die politische Unabhängigkeit des Papstes ein Wert und ein Gut ist für alle Regierungen aller Staaten, die katholische Untertanen haben, und für alle Katholiken in aller Welt; aus beiden Rücksichten sonach ein internationaler Wert. Der Kirchenstaat gab mit dem Eigenbesitz einer weltlichen Souveränität dem Papst politische Vollfreiheit, und zugleich war er ein in aller Welt verständlicher Beweis dafür, ein in aller Welt sichtbares Merkmal davon. Deshalb galt auch er als internationaler Wert, daher warf seine Zerstörung eine internationale Frage auf, die römische. Die italienische Regierung war sich dessen 1870 wohl bewußt und gestand es vor Europa ein. Das soll in einer folgenden Abhandlung dargelegt werden. Es mag indes hier noch eine Bemerkung über die Souveränität Platz finden, die der Papst 1870 einbüßte, und die, die er behielt und behält, solang die Kirche besteht.

Vor 1870 besaß er zwei in ihrem Wesen, in ihrem Ursprung, Umfang und Inhalt völlig verschiedene Souveränitäten, erstens die päpstliche und geistliche, zweitens die weltliche und königliche. Die weltliche war nicht von ferne irgendwie Ursache, irgendwie Bedingung der geistlichen, vielmehr deren Ergänzung und Bollwerk, deren Organ, deren Merkmal. Als sie dahinging, blieb die Würde, das Recht, die geistliche Macht der andern davon in sich unberührt. Diese geistliche Souveränität ist zweifellos eine wahre, wirkliche, rechtliche; als eine Inlandsouveränität in allen Staaten hat sie rechtliche Bezüge zu allen Regierungen; im Begriff der Souveränität ranggleich mit allen weltlichen Souveränen hat sie völkerrechtliche Bezüge zu allen Souveränen.

Da die völkerrechtliche Wissenschaft sich aber leider darauf versteift, Souveränität im Sinne eines „völkerrechtlichen Subjekts" sei ohne Staatsgebiet nicht vorhanden, der Papst aber seit 1870 kein Staatsgebiet hat, da ferner das Garantiegesetz von der „Person des Papstes" spricht und ihr die einem Souverän „zukommenden Ehren" zubilligt, hat sich der Gebrauch des Ausdrucks „persönliche" Souveränität des Papstes festgesetzt.

Nun ist die geistliche Souveränität des Papstes zweifellos eine persönliche, wenn man als Gegensatz dazu die kollektive, die Volkssouveränität denkt. Man faßt sie aber zumeist als Gegensatz zur territorialen Souveränität oder gar im Gegensatz zur Amtssouveränität, so daß der Begriff „persönliche Souveränität" einer titularen, einer bloßen Ehrensouveränität nahekommt. Die Souveränität des Papstes, in deren Vollbesitz er nach 1870 blieb und immer bleiben wird, ist aber eine wahre und wirkliche, eine kirchenrechtliche und völkerrechtliche; in ihrer eigenen Waltungssphäre hat sie nichts und niemand über, alle und alles unter sich, besitzt gesetzgebende Gewalt, Justizhoheit und Verwaltungshoheit. Die Einsetzung des Herrn zeigt uns im Papst den persönlichen Inhaber einer amtlichen und internationalen Souveränität, von Gottes Gnaden in einem eigenen und einzigen Sinn. Aber auch wer nur zeitgeschichtliche Tatsachen in Rechnung stellen wollte, muß die Weltmacht des Papstes anerkennen, anerkennen, daß sie international ist wie keine andere. Sie erscheint nicht bloß deshalb als internationale Herrschermacht, weil sie mit allen Souveränitäten auf dem Fuß der Gleichberechtigung, also völkerrechtlich, verkehrt, sondern auch deshalb, weil sie in allen Staaten als inländische Macht sich durchzusetzen vermag und dabei die Weltweite als ihr „Staatsgebiet" ansieht; weil ihre Verwaltungsorgane und Diener aus allen Nationen genommen und unter allen Nationen tätig sind; weil der Rechtstitel, den sie anruft, mit dem Volkstum nichts zu tun hat, ihm vielmehr übernationales und überweltliches Wesen eignet, wie dem Ursprung und dem Ziel von Kirche und Papsttum, wie dem Welterlöser und seinem Himmelreich. Dem Papsttum muß endlich auch deshalb internationale Eigenart zugesprochen werden, weil es die einzige selbsteigene Autorität darstellt, die nicht bloß über allen Nationen steht, sondern auch allen Völkern nach dem Vorbild der Welterlöserliebe um ihrer selbst willen zugetan ist. Und deshalb gibt es auch keine Macht der Welt, die so berufen wäre, in internationalen Angelegenheiten zu vermitteln. Das Papsttum hat darin große Erfahrung und eine glückliche Hand. Leo XIII. und Bismarck bestätigten dieses. Der Reichskanzler schrieb an den Papst (1886 Januar 13): „Eure Heiligkeit bemerken, nichts entspreche mehr dem Geist und Wesen des Papsttums, als sich in Friedenswerken zu betätigen. Eben dieser Gedanke leitete mich, als ich Eure Heiligkeit bat, das edle Amt des Schiedsrichters anzunehmen."

A. v. Rostitz-Rieneck S. J.

Wahrheit und Krieg.

Krieg und Wahrheit sind keine guten Bundesgenossen. Man schmiede aber deshalb nicht gleich Krieg und Lüge aneinander. Die Wahrheit muß sich oft ducken und verbergen, da sie nicht gern gesehen wird, nicht weil man sie nicht liebt, sondern weil es unklug wäre, nach den Eingebungen dieser Liebe zu sprechen und zu handeln. Aber es ist schon sehr viel wert, wenn man sich mit aller Aufrichtigkeit diesen Witwenstand der Wahrheit in Kriegszeiten eingesteht und nicht mit der Lüge, daß man im vollen Besitz der Wahrheit sei, seinen Charakter und die öffentliche Meinung verdirbt.

Jedermann weiß, daß die Staatskunst selten die volle Wahrheit verträgt. Sich darüber aufzuregen, wäre kindisch. Noch einfältiger ist es, aus den Brosamen, die vom Tisch der Diplomaten fallen, die Speisenfolge an dieser Tafel der Staatskunst aufzustellen. Die eigentlichen Ursachen des Krieges werden nicht zusammengeklügelt, sondern geboren; geklügelt werden die Anlässe, und die veröffentlichten Dokumente dürfen bei aller Genauigkeit und Gewichtigkeit nicht alle Geheimnisse der Staatsarchive preisgeben. Der Geschichtschreiber, der sich schmeichelt, jetzt schon auch nur ein annähernd getreues Bild der Geschehnisse entwerfen zu können, täuscht sich selbst gewaltig.

Gewiß, die großen Züge sind klar und wahr. Wir wissen, daß wir einer Welt von Feinden gegenüberstehen, daß wir uns ehrlich um den Frieden bemüht haben, daß wir einen Krieg um Österreich-Ungarns politische, um Deutschlands wirtschaftliche Existenz führen; wir kennen noch hundert andere Ursachen und Anlässe, — Bruchstücke alles das, Ahnungen, leises Anschlagen an die Riesenglocke eines Weltdoms, deren erschütternden Ton erst unsere Kinder und Enkel hören werden.

Und darum soll man sich nicht mit Kenntnis und Einsicht brüsten, sich nicht in einem Trugbild der Wahrheit sonnen. Das ist die große Wissenschaftlichkeit des Augenblicks, daß man sich die Unmöglichkeit eingesteht, in dem ungeheuer verwickelten, figurenreichen Bild klare, eindeutige Gesetze zu entdecken. Die wahre Geschichte muß warten, bis sie unsere Zeit in weißen Haaren sieht.

Und diese durcheinander wogende Mannigfaltigkeit erschwert es nicht allein. Reine Objektivität ist jetzt unmöglich, psychologisch unmöglich, strategisch und staatsmännisch unmöglich.

Eine Welt von begeisterten und verletzten Gefühlen, Liebe und Zuversicht, Zorn und Entrüstung, Schmerz und Trauer stürmt auf das Urteil ein. Man wird nachsichtig gegen sich und streng gegen den Feind. Wer wollte das verübeln? Man entschuldigt beim Freund, was man beim Gegner verurteilt. Welcher Pharisäer könnte unverschämt genug sein, mit scheinheiliger Grimasse an der Lüge seiner Unparteilichkeit ersticken zu wollen? Gewiß sollen sich die wahren und mutigen Freunde des Vaterlandes zur Wahrheit erziehen und zur Wahrheit zwingen, selbst wenn man den Feind anerkennen oder entschuldigen und der eigenen Leute Schwächen und Fehler tadeln müßte. In schweren Zeiten wirkten die geharnischten Sonette solcher Wahrheitssucher immer wie ein reinigender, zur Auferstehung rufender Sturmwind. Aber diese selbstverurteilenden, aus mächtigen Liebesimpulsen aufflammenden Wahrheitsworte sind nicht jedermanns Sache. Führer und Propheten des Volkes, deren Gedanken und Taten für ihr Land bereits unter dem Meißel der Geschichte das Marmorleben der Unvergänglichkeit begonnen haben, entzücken und begeistern durch ihre prachtvollen Wahrheiten. Wenn aber hämisch nörgelnde und lahme Thersitesse zu Wahrheitskündern werden, kleinliche Wahrheiten gegen unbedeutende Jahrmarktlügen mit pathetischem Gebrüll auffahren, ist die Wahrheit für eine Handvoll schwülstiger Entrüstung feil, und man verzichtet auf sie lieber als auf die kleinen Lügen, die doch niemand glaubt. Das ist es, was so unausstehlich wirkt: der Kleinkram der Wahrheit in großen Zeiten, Fischblutwahrheiten, mit grinsender Freude über diebisch entdeckte Unregelmäßigkeiten aus einem Meer von Glanz und Größe herausgefeilscht. In heiligen Stunden brauchen wir mächtige Wahrheiten, aus frischer, freier Männerbrust von Bergeshöhen herabgerufen, nicht allerlei Flickwahrheiten, die finstere und griesgrämige Neider aus Kellerlöchern herausgrölen. In solche Gesellschaft gerät man nicht gern, und das ist auch ein Grund, weshalb man manchmal schweigt, da man doch ein biederes und nützliches Wahrheitswort zu sagen hätte. Wenn dagegen ein Volk im Krieg gar keine Wahrheiten mehr vertragen kann, auch nicht jene starken reinigenden, nicht solche, die mit ritterlichem Edelsinn den Feind vor Verleumdung schützen, nicht einmal treue Warnungen zur Selbstbesinnung und zur Selbstzucht, so ist das ein Zeichen bedenklichster seelischer Ohnmacht; moderne Athener

wären es, die den schmeichelnden Dithyramben des Äschines lieber lauschten als den gewaltigen Anklagen demosthenischer Redegewalt.

Von den notwendigen Verschweigungen der Kriegs- und Staatskunst hier zu reden, ist wohl überflüssig. Immerhin würden manche verständnislose Klagen verstummen, wenn man sich vergegenwärtigte, daß eine unzeitige Wahrheit wirklich gefährlichen Schaden anrichten kann. Sie plaudert einen geheimen Plan aus; sie deutet den bevorstehenden Fall einer Festung an und verhindert so die rechtzeitige Vernichtung des aufgespeicherten Kriegsmaterials; sie macht durch unkluge Mitteilungen über errungene Vorteile, zumal zur See, Pläne durchsichtig; sie löscht den glimmenden Funken Mutes, den eine trügerische Hoffnung noch angefacht und vielleicht zur siegreichen Flamme entzündet hätte. Die rohe Wahrheit über einen mißglückten Vorstoß, einen erzwungenen verlustreichen Rückzug wirft sich mit lähmender Gewalt auf frische, kampflustige Truppen und bricht ihren Schwung. Der Opfersinn sieghoffender Bürger daheim erblaßt und erstirbt, wenn eine grausame Wahrheit ihre leuchtende Zuversicht verhöhnt.

Die Wahrheit darf also in Kriegszeiten nicht überall ans Tageslicht treten, sie muß sich oft still demütigen, sie wird haushälterisch den Wert des Redens und Schweigens wägen. Niemals darf sie aber ihr Regiment an die Lüge abtreten. Die Majestät ihrer Herrschaft muß geachtet bleiben. Denn die Lüge ist die allerschlimmste Bundesgenossin des Krieges. Sie schleicht sich mit frechdreister Miene aus der entmutigten Front und steht lässig und mit gespreizten Beinen auf dem Markt der Heimat, vornehm dumm die Achsel zuckend über das zusammenbrechende Nichts des Feindes; sie erniedrigt den furchtbaren Ernst des Krieges zum Sport und füllt leichtsinnige Vergnügungsräume, oder sie raunt verräterisch boshaft mit geheimnisvollem Flüstern zaghaften Herzen allerlei erfundene oder übertriebene Trauer- und Greuelbotschaften vom Kriegsschauplatz zu.

Die Lüge hat in diesem Weltkrieg mehr Schaden angerichtet als die Maschinengewehre und Granaten. Sie hetzte die Landbevölkerung auf durch Schauermären über den eindringenden Feind und ließ ihr nur die Wahl zwischen qualvollem Tod und einer von der Todesfackel des sterbenden Vaterlandes scheinbar verklärten Notwehr. Die es glaubten, wurden in ihren Augen zu Helden, in den Augen der siegreichen Truppen zu Mördern. Sie streute mit grinsender Wollust unter gutmütige und wohldisziplinierte Truppen verleumderischen Samen aus gegen persönliche Feinde, ahnungslose, naive Priester, um die armen Opfer unter das Anklagejoch des Ver-

rates und Mordes zu schleppen. Sie mißbrauchte die hehren Namen der Religion und der Kunst, um gebotene militärische Maßnahmen, zu denen sich unsere Heerführer in schwerster Not entschlossen, vor das Tribunal der Menschheit zu zerren. Was an falschen Siegesnachrichten und erfundenen Niederlagen vertrieben wurde, ist zu bekannt und lächerlich, um erwähnt oder gerügt zu werden.

In unbewußten Unwahrheiten schwelgt die Kriegsphantasie geradezu. Die ungeheure Aufregung eröffnet vor Augen und Ohren Gestalten und Töne, die mit verblüffendem Wirklichkeitsschein die unsicher gewordenen Sinne umgaukeln. Das Gedächtnis kettet Ereignisse, die in Raum und Zeit weit auseinanderklaffen, zu einem einheitlichen Bund zusammen. Man erzählt zuversichtlich ganze Reihen von Tatsachen, für die man sich verbürgt, weil man eine solche Gewalt der Sinnestäuschung nie erlebt hat, gar nicht für möglich hält, weil das scharf umrissene Scheinbild Phantasie und Gedächtnis unwiderstehlich bezwingt. Zu verwundern ist das nicht. Sonderbar ist nur, daß nicht bloß der unkritische kleine Mann, sondern auch gelehrtes Volk und geachtete Zeitungen mit allem Ernst diese Nervenoffenbarungen mit Tatsachen verwechseln und verbreiten. In unserer hochkritischen Zeit hat da die Kritik vollkommen versagt. Verhältnismäßig wenige halten die Lehren der Wissenschaft und des gesunden Menschenverstandes hoch und glauben so lange nichts, bis nach allen Regeln der historischen Kritik der Tatbestand festgestellt ist. Inzwischen haben aber diese unseligen unbewußten Irrungen ihre Arbeit getan. Denn Einbildungen stacheln noch mehr zu Zorn und Empörung an als Wirklichkeiten.

So ist es denn die heiligste Kriegspflicht der Presse, das sinkende Ansehen und das erlöschende Leben einer gesunden Kritik gegen tölpelhafte Leichtgläubigkeit zu verteidigen. Immer wieder soll man eine mehrgliedrige Front von Fragezeichen gegen Privatmitteilungen vorführen, die entweder nach einem nunmehr wohlbekannten Greuelkodex oder mit Gebärden, die starke seelische Erschütterungen verraten, die Eingebungen und Offenbarungen der „Massenhypnose" als Feldnachrichten auffliegen lassen. Man gewöhne den Leser durch die täglich und kräftig einsetzende Pein und Qual des Zweifels an das Fastengebot im Krieg dem Wissensdurst und lüsternen Sensationsverlangen gegenüber. Man kann dabei sehr viel bringen und sehr Interessantes bringen, das nur noch würziger wird durch die kritischen Erläuterungen. Es gibt bei uns zum Glück noch gesunde und kräftige Naturen genug, die ruhig und klar berichten, nachdem sie

einfach und treu gesehen haben. Solche Mitteilungen zeugen für sich selbst. Je weniger Haß sie enthalten, je sparsamer sie sind mit romanhaften Erzählungen tückischer Hinterlist und boshaften Verrates, je schlichter sie von soldatischem Mut und Großmut sprechen, in ritterlicher Gesinnung selbst dem unritterlichen Feind gegenüber, um so geschichtlicher sind sie. Ein vollkommenes Vorbild bleiben immer die ausgezeichneten Berichte unserer obersten Heeresleitung.

Wir müssen deutschen Mut zur Wahrheit haben, zumal wo es sich um Grundsätze handelt. Die Vaterlandsliebe ist um jeden elenden Wisch feil, die der Krücken der Lüge bedarf, um ihre schlotternden Knochen zu stützen. Wir verurteilen den Kampf der Zivilisten im Feindesland und bezeichnen ihre heimtückischen Angriffe aus dem Hinterhalt als Verbrechen, verurteilen aber in gleich scharfer Weise und mit gleich unerbittlichem Wort jede Regung ähnlicher Gefühle bei uns; würden unsere Frauen und Männer auf eigene Faust gegen den Feind in deutschen Grenzen die Freischärlerwaffe zücken, verachten würden wir sie als Mörder, nicht preisen als Helden.

Die Grundsätze müssen siegen, auch wenn sie vielleicht augenblicklichen Nachteil bringen. Der bleibende Vorteil eines günstigen Urteils der Weltgeschichte ist immer wertvoller.

Die Begeisterung für das Vaterland ist überall anzuerkennen, bei Freund und Feind. Die Drückeberger und lahmfüßigen Philister bei unsern Gegnern sind sehr bequem für unsere Sache, wir freuen uns, wenn die feindlichen Schlachtfronten zusammenschrumpfen, und es ist recht so, wir finden aber doch hoffentlich keine fadenscheinigen Entschuldigungsgründe für jene Hasenfüße, sondern erzeugen in unsern Seelen neue, kräftige Kriegsaffekte, aus Freude und Verachtung prachtvoll gemischt.

Alle Angehörigen, alle Nationen eines Staates müssen wie ein Mann aufstehen und zusammenhalten, wenn das Vaterland in Gefahr ist. Der sachliche Unterschied zwischen gerechtem und ungerechtem Krieg besteht zweifellos zu Recht. Aber an erster Stelle hat die Regierung zu entscheiden, ob die Sache des kämpfenden Landes weiß oder schwarz ist. Der Untertan kann heute fast niemals die Frage der Gerechtigkeit beantworten; die Verhältnisse sind zu verwickelt. So bleibt für ihn nur die sittliche Pflicht, zu kämpfen und zu sterben. Verrat an der vaterländischen Sache, Liebäugeln mit dem Gegner verurteilt der deutsche Mann auch beim Feind. Wir brauchen keinen Verrat, um zu siegen.

Ganz charakteristisch und ehrlich klar ist in dieser Beziehung die Proklamation des Generalfeldmarschalls Freiherrn von der Goltz vom 2. September 1914: „Belgier! Von niemand wird Verleugnung seiner vaterländischen Gesinnung verlangt, wohl aber eine vernünftige Fügsamkeit und unbedingter Gehorsam gegen die Anordnungen des Generalgouvernements. Von eurem Verhalten, von dem Vertrauen und dem Maße der Unterstützung, die das Volk, insbesondere die im Land verbliebenen Staats- und Gemeindebeamten, dem Generalgouvernement entgegenbringen, wird es abhängen, ob die neue Verwaltung euch und eurem Lande zum Segen gereicht."

Und auch die eigene Sache messen wir, den Prinzipien und der Wahrheit treu, mit keinem andern Maß. Unsere armen Brüder in Galizien mußten und sollten sich, solange die Okkupation dauerte, der feindlichen Verwaltung fügen. Nur wo russische Gewalt die Gewissen beugen und die Katholiken zur russischen Staatskirche zwingen wollte, mußte man zu leiden und zu sterben wissen.

Es ist das gute Recht des Heeres, das in Feindesland eindringt, die Bewohner dadurch günstig zu stimmen, daß man ihnen die Früchte zeigt, die für sie nach einem siegreichen Feldzug reifen werden. Für eine unterdrückte Nation kann dann vielleicht der geschichtliche Augenblick der Erhebung und Befreiung aufleuchten. Aber sicher nicht, bevor die Wucht der Tatsachen den Staat, der die Befreiung verkündet, zum wirklichen und bleibenden Herrscher gemacht hat. Die von italienischen Nationalisten erfundene Erlösungsbedürftigkeit der Italiener Südtirols ist zu lächerlich, um auch nur als Versuchung auftreten zu können. Schlimmer ist es, wenn sehr gescheite und sonst höchst gewissenhafte Patrioten aus dem Dreiverband die galizischen Polen, die doch in vollem Maß ihre nationale Freiheit genießen, gleich im Anfang des Krieges zum Anschluß an Rußland aufgefordert haben, obwohl die ganze russische Geschichte russische politische und religiöse Versprechungen von vornherein Lügen straft.

Ähnliche Wunderlichkeiten spielen immer wieder mit dem Begriff Naturrecht und Völkerrecht. Auch im Krieg muß die Philosophie Grundsätze und Charakter behalten. Daß die internationalen Abmachungen irgendwie im Naturrecht wurzeln, ist gewiß richtig. Es ist aber nicht philosophisch ehrlich, wenn man gegen jeden Bruch dieser Verträge die wuchtige Stimme des Naturrechts aufruft. Unter veränderten Bedingungen kann die heilige Pflicht der Selbsterhaltung größer sein als die anerkannte Vertragspflicht.

Dies gilt im Staatsleben noch weit mehr als im Privatleben. Dagegen ist es ein wirklicher Unfug, ein angebliches Naturrecht der Notwehr herbeizuzerren, um die Selbstverteidigung der Zivilbevölkerung — es handelt sich natürlich nicht um staatlich organisierte Legionen und Bürgerwehren — zu entschuldigen, solange es sich nicht um Abwehr willkürlicher Mord- und Brandtaten der einfallenden Truppen handelt; und auch dann ist noch abzuwägen, ob der Widerstand kein größeres Übel erzeugt. Jene Selbstverteidigung aber ist schon deshalb zu verurteilen, weil kein Staatsrecht eines zivilisierten Landes diese Art der Abwehr anerkennt, während jedes vernünftige Staatsrecht die Fälle vorgesehen hat, welche von der Vertragspflicht internationalen Abmachungen gegenüber entbindet. Zu verurteilen auch deshalb, weil unter den heute bestehenden Verhältnissen gar keine Aussicht vorhanden ist, dem Vaterland durch gesetzlose Selbsthilfe wirklich zu dienen.

Das Völkerrecht erlebt heute gewiß keine angenehmen Stunden. Man darf ja an seinem Dasein, an seiner Berechtigung und Notwendigkeit nicht zweifeln, aber fast möchte es scheinen, als ob man gut daran täte, es in seinem Ruhestand nicht zu viel zu stören. Auch hier fährt klare Aufrichtigkeit am besten. Mehr als jedes andere Recht ist das Völkerrecht auf gut gewillte Gegenseitigkeit aufgebaut. Sobald es einseitig wird, beginnt es an Lächerlichkeit zu kranken. Wie wenig dieses Völkerrecht in seinen Grundlagen und seinen Verpflichtungen festgelegt ist, fühlt man an den Schwankungen aller einschlägigen wissenschaftlichen Fragen in den Fachzeitschriften. Kein Mensch weiß jetzt, was dem Völkerrecht in den meisten praktischen Kriegsfällen widerspricht, was nicht. So ist denn jede Anklage auf verletztes Völkerrecht juristisch harmlos, weil alle ernsten Zeugen und Anwälte, die man zur Untersuchung lädt, vor lauter Klauseln und Zweifeln zur Definition des Völkerrechts und zur Einreihung des Falles unter die offenbaren Vergehen in absehbarer Zeit nicht vordringen können. Wirklich aufrichtige Politiker, Philosophen und Zeitungen werden vorläufig die Tatsachen ohne jeden rechtbezeichnenden Aufdruck sammeln.

Mag es bitter sein, wenig schmeichelhaft für das Jahrhundert der Kritik, wahr bleibt es: Die volle Wahrheit erhält erst ihre Pässe, wenn der Friede an den Völkergrenzen Wache steht.

Und dennoch birgt auch dieses Kriegsleben der Wahrheit in seinem Schoß wertvollste Einsichten von großer Tragweite.

Es ist also wirklich nichts um den Anspruch einer sich überhebenden Wahrheit, daß sie immer und unter allen Umständen Selbstzweck ist, daß

dem reifen Mann die Vorenthaltung der Wahrheit, der Verzicht auf Wahrheitserkenntnis niemals zugemutet werden darf. Es gibt höhere Güter als die unbegrenzte Erkenntnis der Wahrheit, und dann kann es nicht bloß edel, sondern auch richtig und pflichtmäßig sein, diesen Gütern den Vorrang zu lassen. Wie das Staatswohl, so kann auch das persönliche geistige Wohl gebieterisch fordern, daß auch dem reifen Mann bei bestimmten Anlässen Grenzen des Wissens und der Wahrheitserkenntnis gesteckt werden. Nur das ist die Frage, ob das Gut, das durch eine unzeitige Enthüllung der Wahrheit gefährdet wird, bedeutender und notwendiger ist als der Vorteil eines umfassenden allseitigen Wissens. Wissen kann Wunden schlagen, tiefe, tödliche Wunden auch dem, der sich für den unverwundbaren starken Mann hält, ja dem am meisten; denn bei seinem Bad im Drachenblut des Selbstdünkels ist vom absterbenden Baum der Selbsterkenntnis nicht bloß ein einziges welkes Blatt herabgefallen und hat die armselige Schutzhülle weggewischt. Der grimme Hagen eines unbändigen Wissensstolzes hat da Raum genug zum Zuschlagen. An sich ist die Wahrheit immer schön und gut. Aber nur für Gott ist sie nie zu stark. An sich braucht auch die Kirche die Wahrheit nie zu scheuen, aber oft sind die Menschen so schwach, daß ihnen die übereilte Kenntnis der Wahrheit das seelische Gleichgewicht rauben würde. Wie der Staatsbürger, so muß deshalb auch der Bürger des Reiches Christi fragen, ob die gepanzerte Faust der Wahrheit nicht einmal auch Tore vorzeitig zertrümmert, hinter denen Geister hausen, die, einmal losgelassen, nicht mehr zu bannen sind.

Stanislaus v. Dunin-Borkowski S. J.

Der Selbstherrscher aller russischen Seelen.

Als Teil der von der katholischen Gemeinschaft geschiedenen orientalischen Sonderkirche bekennt die russische Staatskirche, daß unter der Oberhoheit Christi, des unsichtbaren Regierers der Gesamtkirche, die vom Heiligen Geiste bestellten Bischöfe als „wirkliche Vorgesetzte und Häupter" die Einzelkirchen oder Diözesen regieren. Diese Lehre der amtlichen russischen Kirche spricht sich deutlich in dem dogmatischen Handbuche des gefeiertsten russischen Theologen, Makarius, Metropoliten von Moskau[1], aus. Seitens russisch-orientalischer Theologen wird ferner vorzugsweise in polemischen Schriften das treue Festhalten der orientalischen Kirchengemeinschaft an der ererbten apostolischen Überlieferung reichlichst betont, ja gerade diese gerühmte Festigkeit in allem Alt-Apostolischen wird von denselben Theologen als ein klares, zweifelloses Kennzeichen der Wahrheit hingestellt. So liegt nichts näher als die Annahme, die russische Staatskirche werde sich auch in ihrer eigenen geistlichen Leitung gewissenhaft an ihr Bekenntnis halten und die Regierungsgewalt keinem andern als den Bischöfen anvertrauen. Die folgenden Ausführungen sollen kurz darlegen, inwieweit die Wirklichkeit mit der Lehre der russischen Kirche übereinstimmt.

Unbekümmert um die kanonistischen Einwände der Bischöfe schuf Peter der Große im Jahre 1721 die noch heute an der Spitze der russischen Staatskirche stehende „allerheiligste regierende Synode". Den bezüglichen Staatsakt, das vom Pleskauer russischen Bischof Theophan Prokopowitsch unter Leitung des Zaren aufgesetzte „geistliche Regulament" und seine von Peter eigenhändig verbesserte „Ergänzung" mußten sämtliche russischen Bischöfe zum Zeichen ihrer Unterwerfung unterschreiben. Die vom Zaren erst nach der staatlichen Promulgation der neuen kirchlichen Behörde nachgesuchte Zustimmung der orientalischen Patriarchen erfolgte ungefähr $2\frac{1}{2}$ Jahre später. So war vor allem die in der russischen Kirche nach

[1] Außer dem angeführten Handbuch wurden zu vorliegender Arbeit der Katechismus des Metropoliten Philaret, die bei Herder erschienene russische Broschüre „Der römische Papst und die Päpste der orthodoxen orientalischen Kirche" (1899) und einige russische Monographien benutzt.

orientalisch-kanonischem Recht einst feierlich eingeführte Regierungsform des Patriarchates durch den Zaren gegen den Einspruch der Bischöfe eigenmächtig und wesentlich umgestaltet worden.

Doch auch die durch Peter getroffene Zusammenstellung der den Bischöfen aufgezwungenen Synode steht im offenen Widerspruch gegen den oben klargelegten Grundsatz des orientalischen Bekenntnisses von der Regierung der Kirche durch die Bischöfe. Nach Peters des Großen Willen sollte die Synode aus Repräsentanten verschiedener hierarchischer Stufen der russischen Kirche bestehen, um so eine Vereinbarung zu ungesetzmäßigem Vorgehen zu erschweren. Von den zwölf durch den Zaren festgesetzten Mitgliedern sollten drei Bischöfe sein, die übrigen „Archimandriten, Hegumenen, Protopopen“ [1], also immerhin nur einfache Priester. An Stelle des nach orientalischem Kirchenrecht höchsten Würdenträgers der geistlichen Hierarchie, des Patriarchen, sah also die Kirche Rußlands ein „Kollegium“ mit einer Dreiviertel-Mehrheit von nichtbischöflichen Mitgliedern, welche bei allen Entscheidungen dasselbe Stimmrecht besaßen wie die drei Bischöfe. Um ferner dem Vorsitzenden jeden Schein des ursprünglichen Ansehens zu nehmen, wird er durch Peter der Gerichtsbarkeit seiner Brüder unterstellt, also der Gerichtsbarkeit einer nichtbischöflichen Mehrheit, „wenn er in etwas sich besonders verfehlen sollte“. Aus demselben Grunde kommt ihm nur „eine mit den andern gleiche Stimme zu“. Erst Katharina II. verfügte 1763 eine neue Zusammensetzung ihrer obersten kirchlichen Behörde aus drei Bischöfen, zwei Archimandriten und einem Protopopen. Gegenwärtig besteht erfreulicherweise die russische Synode fast ausschließlich aus Bischöfen, nur der Beichtvater des Zaren und der Erzpriester der Armee und Flotte sind einfache Priester; tatsächlich hängt jedoch der synodale Personalbestand einzig von dem Willen des Selbstherrschers aller Reußen ab.

Die inneren Machtbefugnisse der neuen Regierungsform der russischen Staatskirche gehen klar und bündig aus der von Peter den Mitgliedern der Synode amtlich vorgeschriebenen Eidesformel hervor, in welcher es heißt: „Ich erkläre eidlich, daß der *höchste Richter* dieses geistlichen Kollegiums der allrussische Monarch, unser allergnädigster Herrscher ist.“ Auch vorher hatten sich russische Zaren tatsächliche Eingriffe in die Rechte der Kirche gestattet, doch wurde die direkte Abhängigkeit der Kirche vom weltlichen Staatsoberhaupt nie so unverblümt ausgesprochen wie in der

[1] Äbte, Prioren und Dekane.

von Peter für die Mitglieder der von ihm eingesetzten Synode verfaßten Eidesformel. Hiernach unterliegt die Synode dem „Gericht" einer höheren Gewalt, des allrussischen Monarchen, besitzt also offenbar keine Selbständigkeit in der Ausübung der ihr anvertrauten Befugnisse. Jedenfalls wollte Peter diese Abhängigkeit seiner Staatskirche den Synodalgliedern ganz besonders klar hervorheben. In der Eidesformel der neun weltlichen, vom Zaren Peter nach Art unserer Staatsministerien gegründeten Kollegien findet sich merkwürdigerweise nichts von einer besondern Anerkennung des „allrussischen Monarchen" als höchsten Richters; nur die, welche bestimmt waren, anstatt des früheren Patriarchen die russische Staatskirche zu leiten, mußten feierlich ihre Abhängigkeit von dem kaiserlichen Richter anerkennen. Ebenso findet sich ausschließlich in der Eidesformel der Synodalmitglieder die Versicherung, den Worten keinen inneren Vorbehalt zu unterschieben[1]. Offenbar traute Peter seinen Bischöfen nicht recht und wollte sich ihrerseits die völlige Unterwürfigkeit unzweifelhaft sichern. Alles im inneren Bestande der neuen Kirchenbehörde sprach nur zu klar von absoluter staatlicher Abhängigkeit. Das die Pflichten der Synode erläuternde „Regulament" gebot allen russischen Staatsangehörigen unter schweren Strafen, sich der Synode als einer „gültigen und amtlichen Regierung" zu unterwerfen. Wurde der neuen Behörde dann wohl das Recht zugesprochen, ihr Regulament den Umständen gemäß zu vervollständigen, so war für die Anwendung dieses Rechtes die Genehmigung des Zaren ausdrücklich vorgesehen.

Hochbedeutsam für die „regierende allerheiligste Synode" bleibt die von Peter verfügte Einsetzung ihres in der gebildeten Welt genugsam bekannten „Oberprokurators", der tatsächlich ihr eigentlicher Vorgesetzter ist. Jedoch im Gegensatz zu der höchsten kirchlichen Behörde Rußlands beweist nichts deutlicher den rein weltlichen Charakter jenes russischen Würdenträgers als die Weisung Peters, den Oberprokurator aus der Mitte der Offiziere zu wählen und ihm als Norm seiner Amtswaltung die kaiserliche Instruktion für den Generalprokurator des Senats zu geben. Wie ein hoher Staatsbeamter dem Senat vorsteht, ebenso hat der vom Kaiser auserlesene Offizier die „allerheiligste regierende Synode" zu leiten. In der betreffenden

[1] „Ich schwöre auch noch auf den allwissenden Gott, daß ich das heute von mir Versprochene nicht anders im Geiste auslege, als ich es mit meinem Munde ausspreche, sondern in der Bedeutung und in dem Verständnis, welche die hier niedergeschriebenen Worte den Lesern und Zuhörern bieten."

Instruktion heißt es u. a.: „Der Oberprokurator soll Sitz in der Synode haben und energisch darauf achten, daß die Synode an ihrer Pflicht festhalte und in allen Angelegenheiten, welche der synodalen Begutachtung und Entscheidung unterliegen, wahrhaftig, eifrig und ordnungsgemäß ohne Zeitverlust den Regulamenten und Ukasen gemäß verfahre." Wolle die Synode dem Oberprokurator nicht gehorchen, so solle er in derselben Stunde dagegen protestieren, die Angelegenheit sistieren und, sofern es die Not erheische, unverzüglich dem Kaiser Bericht erstatten, in andern Fällen aber bei Anwesenheit des Kaisers in der Synode oder jeden Monat oder jede Woche, wie der Ukas es besagen werde. Die volle landesherrliche Oberhoheit über die „allerheiligste regierende Synode" tritt hier offen zu tage. Die Beschlüsse der obersten Kirchenbehörde sind „den Regulamenten und Ukasen gemäß" zu fassen, die staatliche Aufsicht wacht in der Person des Prokurators darüber, und bei etwaiger Neigung zum Widerstande tritt als „höchster Richter" der Kaiser auf, an welchen der Prokurator alles zu weisen hat. Von einer unmittelbaren Beziehung der Synode zum Kaiser wird abgesehen, alles geht durch die Hände des Oberprokurators, welcher die Kanzlei der Synode und ihre Beamten sowie den Synodalexekutor ausdrücklich unter seiner Leitung haben soll. Um jeden Zweifel zu heben, wird der Oberprokurator in § 9 der zuständigen Instruktion einzig dem Gerichte des Kaisers unterstellt.

War, wie russische Theologen gern zugeben, die Rolle des Oberprokurators der Synode in der ersten Zeit mehr eine vorbeugende, um nämlich Zuwiderhandlungen der Synode gegen die Gesetze und Ukase zu verhüten, so hat sich im Laufe der Zeit seine rechtliche Stellung dahin verändert, daß der Oberprokurator einfach Herr der Synode geworden ist. Bezeichnend wußte die russische Beamtenschaft zwei Oberprokuratoren neuerer Zeit, welche in ihrer Amtspraxis eine mildere Auffassung befolgten, sehr bald zu beseitigen[1]. Die heutige Ausübung der Amtsgewalt des Oberprokurators hat sich so gestaltet, daß keine wichtigere Angelegenheit ohne seine Zustimmung auf die Tagesordnung der Sitzungen kommt, kein Beschluß der Synode ohne seine Zustimmung rechtskräftig wird oder auch nur dem Kaiser vorgelegt werden kann. Ferner werden außer den als geborene Mitglieder der Synode betrachteten Metropoliten von Petersburg, Moskau und Kiew die andern Mitglieder stets nur auf eine bestimmte Frist (drei oder fünf

[1] Obolenskij und Iswolskij, der Bruder des bekannten Ministers des Äußern beide nach den freiheitlichen Manifesten des Jahres 1905 tätig.

Jahre) ernannt. Zeigt eines der so ernannten Mitglieder eine außergewöhnliche Selbständigkeit, so ist seine Wiederverwendung einfach ausgeschlossen. Außerdem hat die russische Bureaukratie ein einfaches Mittel erfunden, um sich unbequemer Mitglieder *während* ihrer Amtsdauer zu entledigen. Zur Teilnahme an einer Synodalsitzung genügt es nicht, rechtliches Mitglied zu sein, sondern jedes Mitglied bedarf noch behufs Ausübung seines Rechtes der Einladung des Oberprokurators. So mußte z. B. selbst der Moskauer Metropolit Philaret jahrelang der Synode fern bleiben, weil der Oberprokurator seine Gegenwart nicht wünschte. Der weit bekannte Oberprokurator Pobiedonoszew beantragte sogar bei Kaiser Alexander III. die Absetzung des ihm in der Synode unliebsamen Metropoliten von Kiew, Platon; der Konflikt endigte mit Verbleib des Hierarchen im Amt, das er jedoch nicht mehr mit der früheren Unabhängigkeit ausüben durfte.

Somit weiß das staatliche Beamtentum Rußlands die „regierende allerheiligste Synode" schon von vornherein in der Zusammensetzung ihrer Mitglieder so zu gestalten, daß jede Äußerung kirchlicher Selbständigkeit und eigentlich bischöflich-oberhirtlicher Regierung selbst in der Ausübung der *synodalen* Tätigkeit völlig undenkbar ist; die russische Kirche ist gänzlich dem staatlichen Beamtentum ausgeliefert. Wie den russischen Kindern im Religionsunterricht tatsächlich vorgetragen werden kann[1], der Heilige Geist habe „nicht vergebens", sondern „wahrhaftig in allem" die Bischöfe zu „Vorgesetzten und Häuptern der Einzelkirchen" bestellt, ist schwer verständlich.

Noch klarer wird die Abhängigkeit der russischen „allerheiligsten Synode" von den rein staatlichen Organen durch den Wortlaut der maßgebenden russischen Staatsgesetze, in welchen die offizielle Ansicht über den *inneren* Charakter der Synode deutlich und ausführlich hervortritt. So heißt es in der russischen Gesetzessammlung (I. Teil, Art. 43): „In der Regierung der Kirche wirkt die selbstherrliche Gewalt mittels der allerheiligsten regierenden Synode." Was sich in der ganzen Handlungsweise und in den Verfügungen Peters des Großen ausspricht, wird hier in allgemein grundsätzlicher Form festgelegt. Die Kirche, worunter offenbar die „orthodoxe", russische Staatskirche verstanden wird, untersteht der Regierung der „selbstherrlichen" Gewalt, welche sich dazu der von Peter dem Großen geschaffenen Synode wie eines Werkzeuges bedient. Eine zuständige erweiterte Er-

[1] Nach der Confessio Dosithei.

läuterung dieses Artikels bietet die durch den russischen Rechtslehrer Michailow in seinem „Kurs der Gesetzeskunde" von der Synode gegebene Definition: „Die allerheiligste Synode ist das regierende Konzil der russischen Kirche unter der Gewalt des Monarchen, mittels dessen die höchste selbstherrliche Gewalt in der Leitung der kirchlichen Angelegenheiten des orthodoxen Bekenntnisses wirkt." Das erwähnte Handbuch des russischen Juristen ist amtlich in den Kriegsschulen des Zarenreiches eingeführt und dürfte in seinen Auffassungen somit entschieden die Ansichten der russischen Regierung wiedergeben. Übrigens heißt es in den kurzen Erklärungen des amtlichen alphabetischen Index zur russischen Gesetzessammlung: „Die allerheiligste Synode ist eine staatliche Einrichtung, mittels deren die höchste selbstherrliche Gewalt in der Regierung kirchlicher Angelegenheiten wirkt." Die Synode ist mithin „staatliche Einrichtung" wie die Ministerien; während jedoch letztere nur der ausführenden Gewalt dienen, untersteht die Synode der „selbstherrlichen" Gewalt, was offenbar auch die gesetzgebende Tätigkeit neben der ausführenden einschließt. Die „selbstherrliche" Gewalt, auf welche in der amtlichen Definition hierselbst hingewiesen wird, findet in dem Statut für Heer und Flotte folgende Erklärung: „Seine Majestät (der Kaiser) ist der selbstgewaltige Monarch, welcher niemanden auf der Welt von seinen Handlungen Rechenschaft zu geben braucht, sondern Macht und Gewalt hat, seine Staaten und Länder als christlicher Herrscher nach seinem Willen und seinem Gutbefinden zu regieren." Wird also die Synode, wie oben gesehen, ausdrücklich als Mittel der selbstherrlichen Gewalt in der Regierung kirchlicher Angelegenheiten erklärt, so untersteht sie, wie übrigens aus allen Verfügungen Peters des Großen genügend hervorgeht, einfach dem „Willen und Gutbefinden" des Zaren nicht bloß als ausführendes Organ, sondern auch in der Gesetzgebung. Demnach müssen die Mitglieder der Synode sich eidlich verpflichten, „alles nach den im geistlichen Regulament aufgestellten Statuten zu tun und nach denen, welche in Zukunft in Übereinstimmung mit dieser geistlichen Regierung — Synode — und mit Genehmigung der Kaiserlichen Majestät aufgestellt werden".

Gesetze in der christlichen Kirche sind entweder Glaubensdogmen oder Disziplinarkanones. Die Stellung der „selbstherrlichen" Gewalt zum Glauben selbst bleibe hier unerörtert; jedenfalls aber folgt aus der Eidesformel, daß in der russischen Staatskirche als höchstes Disziplinargesetz der Ukas des Zaren und vor allem das „geistliche Regulament" Peters des

Großen gilt, wie letzteres von dem seiner „Selbstherrlichkeit" vollbewußten Zaren ursprünglich eigenmächtig aufgestellt worden war. Um das russische Volk wirksam in dieses Bewußtsein von der Kirchenoberhoheit seiner Zaren einzuführen, ließ Peter der Große durch Theophan Prokopowitsch bald nach Bestellung der heiligen Synode einen kurzen Katechismus herausgegeben, in welchem bei der Erklärung des fünften Gebotes[1] gefragt wird: „Wer hat ein Recht auf unsere Ehrfurcht und unsern Gehorsam, und wie ist zu bestimmen, wem und *in welchem Grade*[2] wir diese Gefühle schulden?" Antwort: „Zuerst den Kaisern und regierenden Personen, welche uns im Namen des Herrn vorstehen, uns die Stelle der Eltern vertreten und die Pflicht haben, ihre Untertanen zu beschützen, sowie das ihnen Ersprießliche im weltlichen und geistlichen Bereich zu wählen, d. h. sorgfältig sich um alle *kirchlichen*, militärischen und bürgerlichen Angelegenheiten zu kümmern, auf daß jeder gewissenhaft seine Pflicht erfülle, und *dieses*[3] ist nach Gott die höchste väterliche Gewalt. *Nach den* Kaisern und den Fürsten des Herrscherhauses kommen die geistlichen Oberhirten, die Senatoren, Richter und militärischen Obrigkeiten, welche ebenfalls mit väterlicher Gewalt bekleidet sind. *Nach ihnen* wiederum kommen die der Abstammung uns nahen und mit väterlicher Gewalt bekleideten Personen, d. h. Vater und Mutter, welche, obgleich von Natur uns nahestehend, dennoch den oben erwähnten, als dem allgemeinen Wohl dienenden Personen Platz machen müssen."

Das russische Volk soll eben durch ein so tief eingreifendes und entscheidend maßgebendes Mittel, wie es nun einmal ein mit hohem religiösem Ansehen erscheinender Katechismus bleibt, in der festen Überzeugung erzogen werden, daß Gott *zuerst* dem Kaiser das Recht verliehen habe, seine „Untertanen zu beschützen und das ihnen Ersprießliche im weltlichen und geistlichen Bereich zu wählen". Diese Volksgesinnung gibt nur den Sinn des Regulamentes Peters des Großen und die sich daran knüpfende Auffassung der russischen Staatsgesetze wieder. Heißt es doch unter den Beweggründen für die Aufhebung des russischen Patriarchates und für die Einführung der Synode von Peters des Großen Gnaden: „Das einfache Volk weiß nicht, wie sich die geistliche Gewalt von der selbstherrlichen unterscheidet, sondern, verwundert über die große Ehre und Herrlichkeit des

[1] Die russische Kirche zählt das vierte Gebot von der den Eltern gebührenden Ehre als fünftes.

[2] u. [3] Sperrdruck des Verfassers.

obersten Hirten, denkt es sich, daß ein solcher Leiter ein zweiter Kaiser sei, mit gleicher Gewalt wie der Selbstherrscher oder selbst mit größerer als jener, und daß die geistliche Gewalt eine zweite und bessere Herrschaft sei." Peters Absicht war also, selbst jeden Schein einer Gleichstellung der von ihm begründeten Synode mit seiner selbstherrlichen Gewalt in den Augen des Volkes zu vernichten. Welch ein unüberbrückbarer Abgrund zwischen den von Peter für seine Staatskirche geschaffenen Rechtsgrundsätzen und dem Texte der von den Orientalen als symbolisches Dokument angenommenen Confessio Dosithei, welche besagt, der Heilige Geist bestelle für alle Teilkirchen Bischöfe, „die sie regieren und ihnen Hirten sein sollen, und das nicht vergebens, sondern auf daß sie wahrhaft und in allem Vorgesetzte und Häupter seien"!

Wenn endlich die lebendige Praxis die beste Gesetzesauslegung ist, so weist der russische Episkopat in seinem jetzigen Auftreten unter der Synode Verhältnisse auf, die in grellem Widerspruch zu dem soeben angeführten Grundsatz der orientalischen Kirche stehen.

Bei der staatskirchlichen russischen Bischofsweihe wendet sich der die Weihe Vollziehende an den Weihekandidaten mit den Worten[1]: „Der Allerdurchlauchtigste und Selbstherrschendste Große Herrscher, Kaiser N. N., Selbstherrscher Allrußlands, befiehlt durch namentlichen Ukas Seiner Majestät, und die Allerheiligste Regierende Allrussische Synode spendet dazu Euer Hochwürden ihren Segen, daß Sie Bischof der von Gott behüteten Stadt N. N. seien."

Der Weihekandidat antwortet:

„Weil der Allerdurchlauchtigste und Selbstherrschendste Große Herrscher Kaiser N. N., Selbstherrscher Allrußlands, befohlen hat es auszuführen, und die Allerheiligste Regierende Synode mich für würdig erachtet hat, in einem solchen Amte zu sein, danke ich und nehme an und widerspreche nicht."

Tatsächlich werden die Bischöfe der russisch-orientalischen Staatskirche auf Vorschlag der Synode mit maßgebendem Einfluß des Oberprokurators vom Kaiser ernannt, und der Ernannte hat vor seiner Weihe eidlich zu erklären:

„Ich verspreche alle Tage meines Lebens stets der Allerheiligsten Regierenden Allrussischen Synode zu gehorchen als der rechtmäßigen Behörde, welche von Seiner Kaiserlichen Majestät Peter dem Großen, Seligen und ewig würdigen Andenkens, begründet und von Seiner glücklich re-

[1] Wir geben dem slawischen Text gemäß die Eigenschaftswörter entsprechend mit großen Anfangsbuchstaben wieder.

gierenden Majestät wohlwollend bestätigt worden ist ... Auch nach den weiteren Ukasen und Bestimmungen, wenn solche künftig nach Einverständnis derselben Allerheiligsten Synode mit Erlaubnis Seiner Kaiserlichen Majestät getroffen werden, will ich vorgehen. ..."

So erkennt also der gesamte russische Episkopat, nachdem seine Glieder vom Staatsoberhaupte ernannt sind, den Befehl des Kaisers als bestimmenden Grund der Übernahme des bischöflichen Amtes an und verpflichtet sich — vorgeblich als rechtmäßiger Behörde — bei seiner Ordination eidlich der Synode zu vollem Gehorsam, also einer Behörde, welche willkürlich durch die Staatsgewalt allein geschaffen und mit Amtsbefugnissen versehen wurde, und deren höchster Richter, wie oben gezeigt, der russische Kaiser allein ist. Der gegenwärtige Episkopat der russischen Staatskirche verzichtet förmlich durch solches Vorgehen auf die Stellung, welche ihm in der Heiligen Schrift als vom Heiligen Geiste verliehen zuerkannt wird — „die Kirche Gottes zu regieren"[1].

Betrachten wir weiter auch nur oberflächlich das Wirken der gegenwärtigen russischen Staatsbischöfe, so scheint dasselbe mit dem Begriff der eigentlichen Regierung schwer vereinbar. Der russische Staatsbischof regiert die ihm anvertraute Diözese nur durch das „geistliche Konsistorium", eine aus geistlichen und weltlichen Mitgliedern gebildete Behörde, deren einzelne Beamte der Diözesanbischof der Synode zur Bestätigung oder Entlassung nur vorschlagen darf; die endgültige Aufnahme in das Konsistorium erfolgt nicht durch den Bischof, sondern durch die Synode. Erweist sich also der Bischof bereits durch die ihm staatlicherseits aufgezwungene „Vermittlung" des Konsistoriums in der Verwaltung der Diözese als gebunden, so zeigt sich die Einschränkung seiner Rechte noch mehr in dem 1841 erlassenen Statut der geistlichen Konsistorien. Danach hat vor allem die Synode vermittels des Konsistoriums das Aufsichtsrecht über das Kirchenvermögen, ja das Konsistorium hat nach Art. 112 sogar das Recht, sich in die Verwaltung des bischöflichen Hauswesens einzumischen. — Kirchenbauten in Städten, auf Kirchhöfen oder für Privatleute hängen von der Erlaubnis der Synode ab, für den letztgenannten Fall ist nach Art. 49 sogar die Allerhöchste Genehmigung einzuholen. Ebenso ist die Schließung einer Pfarrkirche, der Eintritt in den Ordensstand, die Strafversetzung eines Priesters in den Laienstand von der Synode abhängig. Der höheren

[1] Act 20, 28.

Hierarchie angehörige Personen erhalten Pässe zur Reise nach Petersburg nach besondern Vorschriften der Synode.

Über abergläubische Gebräuche des Volkes, über Abfall von der Staatskirche, über die Beichtpraxis der Angehörigen der Staatskirche, über den Zustand der Schulen, der kirchlichen Gerätschaften und Kultusgewänder, über die ohne Anstellung gebliebenen Kleriker, über die Obern der Klöster, über Auszeichnungen oder Belohnungen der Geistlichen, über jedes nicht weniger als 100 Rubel betragende Geldgeschenk an die Kirche, über die Statistik der Geburten, Eheschließungen und Todesfälle ist die Synode zu benachrichtigen, — in den meisten angeführten Fällen alljährlich. Dabei ist unsere Aufzählung noch nicht vollständig, sondern enthält nur das Hauptsächlichste.

Allmonatlich hat der Bischof der Synode zu berichten 1. über die nicht ausgeführten Allerhöchsten Befehle, 2. über die von der Synode erhaltenen Ukase, 3. über die endgültig ausgeführten Ukase der Synode. Anderseits ist alljährlich mit besonderer Genauigkeit über die von dem Bischof mit seinem Konsistorium noch nicht entschiedenen oder noch nicht zur Ausführung gelangten Angelegenheiten zu berichten. Mit Recht bemerkt ein russischer Schriftsteller in einem das Leben der Staatskirche schildernden Werke, der russische Bischof erhalte wöchentlich von seiner Synode so viel Aktenstücke und Verfügungen und habe wöchentlich so viele Beantwortungen und Eingaben an die Synode abzufertigen, daß die Erledigung der Kanzleiarbeit die eigentliche Leitung der Diözese unmöglich mache.

Am klarsten jedoch zeigt sich die für den russischen Episkopat tief demütigende Abhängigkeit von der russischen Bureaukratie in den Befugnissen des bischöflichen Sekretärs, genannt Sekretär des Konsistoriums. So unschuldig der Titel dieses Beamten klingt, so eingreifend wirkt der Sekretär den bischöflichen Rechten gegenüber. Ernannt wird dieser Beamte freilich von der Synode, doch auf Vorschlag des staatlichen Oberprokurators, unter dessen unmittelbarer Leitung der Konsistorialsekretär stets bleibt. Seine Rechte sind: Leitung der Konsistorialkanzlei, Vorlegung der zu erledigenden Geschäfte zur Entscheidung, Überwachung des gesetzmäßigen Verlaufs bei Durchführung der Angelegenheiten, Aufsicht über die Protokolle und Aktensammlungen, persönliche unmittelbar an den Oberprokurator der heiligen Synode einzureichende Berichte über die Tätigkeit des Konsistoriums, Aufsicht und genaue Prüfung des Konsistorialkassierers. Vorsichtshalber wird selbst der Schlüssel der für die laufenden Ausgaben bestimmten Kasse vom

Konsistorialsekretär aufbewahrt. Sind dem russischen Bischof schon durch ein von der staatlichen Synode zusammengestelltes Konsistorium die Hände gebunden, so kann der Konsistorialsekretär sich einfach als Herrn des Bischofs aufspielen. Er ist das Auge seines allmächtigen Chefs in Petersburg, dem er stets über die Tätigkeit des Konsistoriums, oder besser gesagt, des Bischofs, welcher durch das Konsistorium zu wirken hat, berichten muß. Ungünstige Berichte des Sekretärs können unschwer zur Absetzung des Bischofs führen, welche nach russischem Brauch mit Degradierung zum einfachen Mönche verbunden werden kann. Im Kloster wird alsdann der ehemalige Bischof auf das strengste bewacht; seinen Besuchern, seiner Korrespondenz wird mit Argusaugen nachgespäht. Welcher Bischof wird den Mut besitzen, durch nachdrückliches Wahrnehmen seiner Hirtenrechte auf ein solches Risiko sich einzulassen?

Übrigens verfügt die Synode oder richtiger ihr Oberprokurator noch über ein anderes Mittel, um die orthodoxen Bischöfe Rußlands in Unterwürfigkeit zu halten: die öftere Versetzung. In der kurzen Zeit vom 17. bis 30. Oktober 1905, wo die russische Presse sich einer weiteren Freiheit erfreute, erschienen mehrere Broschüren über die in der russischen Staatskirche wünschenswerten Reformen; plant man doch seit Anfang desselben Jahres sogar die Abhaltung eines allrussischen Konzils gerade behufs Abstellung schreiender Mißstände. Jeden Freund der kirchlichen Unabhängigkeit berührt es wohltuend, wenn in mehreren jener Schriften auf die völlige Behinderung der ersprießlichen Ausübung der bischöflichen Hirtengewalt gerade durch die öfteren Versetzungen der Bischöfe hingewiesen wird. Der ruhige objektive Ton, mit dem die Verfasser den Gegenstand behandeln, legt Zeugnis von der Berechtigung ihrer Klagen ab. Jedenfalls braucht man kein Spezialist in der Beurteilung kirchlicher Fragen zu sein, um mit den Verfassern klar zu erkennen, daß bei den in Rußland fast alle drei Jahre üblichen Versetzungen der Staatsbischöfe aus einer Diözese in eine andere ein ernstgefaßtes Weiden der geistlichen Herde ausgeschlossen ist. Verschwindend klein war um 1905 die Zahl der russisch-staatskirchlichen Prälaten, welche fünf Jahre in einer Diözese weilten. Nimmt man hinzu, daß die russischen staatskirchlichen Diözesen im allgemeinen mit den Gouvernements zusammenfallen, so versteht man die Schwierigkeit der Bischöfe, sich in so ausgedehnten Diözesen mit keineswegs immer ausgezeichneten Verkehrswegen zu orientieren. In der Zeit von drei Jahren hat der Oberhirt seine Schäflein kaum kennen gelernt — da kommt der allerhöchste Ukas

von der heiligen Synode und versetzt den Bischof anderswohin. Merkwürdigerweise tragen die Versetzungen nicht selten den Stempel der absichtlichen Erschwerung der Orientation in den neuen Verhältnissen. Für den starr-staatskirchlichen Gedanken liegt freilich ein tief durchdachtes System in diesem Herumwerfen der Bischöfe. Der russische Staat mit seinem selbstherrlichen Beamtenheer, zu dem Oberprokurator und Konsistorialsekretär gehören, will eben energisch verhindern, daß der Diözesanbischof nach tieferer Kenntnisnahme der Sachlage ein eigenes Urteil sich bilde und dann der „Allerheiligsten Synode" Schwierigkeiten bereite. So regiert niemals der Bischof als „wahrhaftiger Vorgesetzter" seiner Diözese, sondern die Synode, oder klarer gesprochen, der Oberprokurator nach den ihm unmittelbar zugehenden Berichten des Konsistorialsekretärs.

Die Synode ist somit eine staatliche Einrichtung, ein Werkzeug, durch welches die selbstherrliche Gewalt des Kaisers, also eines Laien, in der Regierung kirchlicher Angelegenheiten wirkt. Der Zar ist Selbstherrscher aller russischen Seelen.

Felix Wiercinski S. J.

Krieg und Wirtschaftsleben.

II. Finanzielle Leistungsfähigkeit.

In entscheidender Stunde zeigen sich die Reserven des wirtschaftlichen Körpers einer Nation. Durch Jahre hindurch aufgespeichert und sorgsam behütet, werden sie das Sammelbecken, aus dem die ökonomische Kraft zu schöpfen und sich stetig zu regenerieren vermag. Der Krieg als der große Zerstörer zehrt solchen Kraftvorrat auf, er ist aber auch der große Gestalter, der Arbeit schafft und die Grundlagen einer neuen Ordnung sichert." Nicht besser kann unsere Lage gekennzeichnet werden als mit diesen Worten Friedrich Lists.

Voraussetzung jeder Volksleistung ist die Volkskraft, militärisch sowohl wie finanziell. Der englische Finanzminister Lloyd George hat zwar vor dem Kriegsausbruch den Sieg Englands vorausgesagt, weil die letzte Milliarde über den Ausgang des Krieges entscheiden werde. „Wir brauchen jeden Penny", so meinte er, „um gegen den gemeinsamen Feind zu kämpfen. Die ersten hundert Millionen Pfund kann der Feind ebensogut aufbringen wie wir, die letzten hundert Millionen aber kann der Feind nicht aufbringen. Mit silbernen Kugeln haben wir schon früher den größten Krieg, den wir finanzierten, gewonnen, und damit werden wir auch diesmal gewinnen." Ob Lloyd George heute noch so sprechen würde, nachdem die finanzielle Leistungsfähigkeit der Zentralmächte so glänzend sich bewährt hat? Ihm fehlte offenbar damals noch die volle Kenntnis der finanziellen Reserven, über welche wir verfügen; er überschaute nicht das Glück und Geschick unserer finanziellen Kriegsrüstung, das Plan- und Zweckmäßige unserer finanziellen Mobilmachung, die staunenswerte Tragfähigkeit, die uns für ein finanzielles Durchhalten in schwerer Zeit, den größten Anforderungen gegenüber, befähigt.

1. Die finanzielle Kraft jedes Volkes ist bedingt durch sein Wirtschaftsleben. Sie beruht auf der Arbeit in der Friedenszeit und deren Erfolgen, auf der Ausnützung der Fruchtbarkeit des Bodens, des Reichtums der Bergwerke, der Kraft der Maschinen für Produktion und Verkehr. In all dem hat Deutschland Großes geleistet. Unsere Landwirtschaft

wird von keiner andern Landwirtschaft erreicht, unsere Industrie wuchs mächtig empor, unser Verkehrswesen erreichte eine Vollkommenheit, daß es den höchsten Anforderungen genügen konnte. Man hat aus dem raschen Aufblühen der deutschen Volkswirtschaft auf eine gewisse Schwäche des Unterbaues schließen zu können geglaubt. Ohne Zweifel ist ja Deutschlands Wirtschaft stark auf Kredit aufgebaut. Wenn aber unsere Gegner wegen der Empfindlichkeit unseres Kreditsystems einen schnelleren Zusammenbruch erhofften, so haben sie sich gründlich getäuscht. Unsere Kreditorganisation ist ausgezeichnet. Wir verfügen über die besten Einrichtungen für Personal- und Realkredit. Nirgends werden mit gleicher Vollkommenheit bares Geld und Forderungen der einzelnen in Kreditbanken, Kreditgenossenschaften, Sparbanken usw. zusammengefaßt.

Die Entwicklung des Volksvermögens und Volkseinkommens vor dem Kriege war anderseits so günstig, daß wir England nicht nachstanden, Frankreich übertrafen.

Schätzungen des Volksvermögens stimmen bekanntlich niemals völlig überein. Die geringeren Schätzungen berechnen es für Deutschland auf 270 Milliarden Mark, die günstigeren auf 320 bis 350 Milliarden. Helfferich[1] schätzt es auf 300 bis 320 Milliarden Mark für die Jetztzeit, gegenüber 200 Milliarden im Jahre 1895 (nach Schmollers Schätzung). Das gesamte Volkseinkommen bemißt er auf 42 Milliarden Mark, gegen 25 Milliarden im Jahre 1895 (Schmollers Schätzung). Für die letzten fünfzehn Jahre betrug der jährliche Durchschnitt des Zuwachses des deutschen Volksvermögens 6—7 Milliarden Mark, für die allerletzten Jahre rund 10 Milliarden Mark. Damit war jedenfalls ein großer Spielraum gegeben für die eventuelle Aufbringung der gewaltigsten Kriegskosten, wenn auch ein Krieg selbstverständlich nicht ohne Einfluß auf den weiteren Vermögenszuwachs und die Höhe des Einkommens bleiben kann.

Die geldliche Stärke Deutschlands mit Rücksicht auf den Kriegsbedarf erhöhte sich noch durch den Umstand, daß unsere ausländischen Anlagen, wenigstens im Verhältnis zu Frankreich und England, sich in bescheideneren Grenzen hielten. Die öffentlichen Emissionen, die auf ausländische Anlagen kamen, betrugen in Deutschland 15 %, in Frankreich 69 %, in England entfielen 46 % auf ausländische Anlagen, 36 % auf die Kolonien, 18 % auf inländische Anlagen. Bei uns wurde der Geldmarkt eben in weit überwiegendem Maße durch die Bedürfnisse der inländischen Industrie, des Handels, der Landwirtschaft in Anspruch genommen,

[1] Deutschlands Volkswohlstand 1888—1913, 3. Aufl. 1914, 92 ff 105 ff 115 ff.

diente so der inneren Erstarkung und Festigung der gesamten Volkswirtschaft[1].

Von höchster Bedeutung gerade für kritische Zeiten mußte die günstige Ausgestaltung des inneren Marktes werden, das Vorhandensein einer wachsenden und zugleich kaufkräftigen Bevölkerung, eines breiten, zahlungsfähigen, inneren Konsums.

Auch in Deutschland fehlte es nicht an konzentrierter Vermögensmacht. Die Hälfte des Wehrbeitrages wurde von 16000 Millionären aufgebracht. Doch ist das deutsche Volksvermögen lange nicht in demselben Maße zentralisiert wie in England. Julius Wolf hat festgestellt, daß von der Einkommenstufe von 60000 bis 200000 Mark allein in Preußen mehr Zensiten vorhanden sind als in England. Und noch beträchtlich günstiger erscheint die Vermögensverteilung, wenn man die tieferen Einkommenstufen berücksichtigt. Die mittleren Vermögen überwiegen. Was für die Erhaltung der Landwirtschaft, des mittleren Gewerbes und Handels, für die Verbesserung der Lohnverhältnisse geschehen ist, findet jetzt überreiche Vergeltung in der Unabhängigkeit unserer Volkswirtschaft, in der geldlichen Selbständigkeit, aus der heute unsere geldliche Schlagkraft die sicherste Gewähr empfängt.

2. Die geldliche Schlagkraft ist indessen nicht bloß durch den Reichtum des Volkes, sondern auch durch die entsprechende Verfügbarkeit des Geldes bedingt. Zur finanziellen Kraft muß die finanzielle Bereitschaft treten. Da hat uns nun, wie wir in dem Aufsatz über „Krieg und Volkswirtschaft“[2] bereits hervorhoben, die vielfach beklagte Abschwächung der wirtschaftlichen Entwicklung, die Senkung der Konjunktur, die in der zweiten Hälfte des Jahres 1913 begonnen, gute Dienste geleistet. Nach der früheren Überspannung des Geld- und Kreditmarktes lenkte das Wirtschaftsleben in ruhigere Bahnen ein, gewann an innerer Befestigung und Solidität. Der Kapitalmarkt zeigte während des ganzen Jahres 1914 größere Fülle. Die herrschende Geldflüssigkeit am Markte ermöglichte es insbesondere auch der Reichsbank, ihre finanzielle Bereitschaft, an der sie seit Jahren schon arbeitete, zu vervollkommnen und mit einem günstigen Status in den Krieg einzutreten. Die Kriegsereignisse selbst verstärkten noch den Kapitalüberschuß. Einmal, weil vorhandene Warenvorräte in beträchtlicher Menge schnellere Verwendung finden konnten und zugleich von dem Hauptabnehmer, der Reichsregierung, stets bar bezahlt wurde, so daß größere, bisher festgelegte Betriebskapitalien frei wurden. Sodann, weil sich geringere Möglich-

[1] Es soll aber keineswegs bestritten werden, daß auch bei uns allmählich manches in falsche Bahnen gelenkt wurde.

[2] Vgl. diese Zeitschrift LXXXVIII (1914) 122 ff.

keiten für Neuanlagen boten. Kapitalbildung im „volkswirtschaftlichen Sinne" in dauernder Sachanlage, in Häusern, Fabriken, Eisenbahnen usw. findet ja während der Kriegszeit nicht in gleichem Umfange wie sonst statt. „Der Wirtschaftskörper wächst im Kriege nicht." [1]

Alle Erschütterungen des Wirtschaftslebens erzeugen einen verstärkten Bedarf an Zahlungsmitteln, an Kredit. Diesem Bedürfnis muß in der modernen Volkswirtschaft namentlich eine gute Bankverfassung Rechnung tragen. Wir hatten nun freilich aus dem Versagen der Bank von England gegenüber den Wirtschaftskrisen von 1847, 1857, 1864 manches lernen können, um unser Kreditsystem selbst außergewöhnlichen Anforderungen und Aufgaben gegenüber mit ausreichender Widerstandsfähigkeit zu versehen. Unsere Zentralnotenbank, die deutsche Reichsbank, wurde denn auch so fest gegründet und verankert, daß sie selbst in schwerster Zeit ihre Tragkraft bewähren kann. Die Reichsbank darf nach den bankgesetzlichen Bestimmungen auf ihren Barbestand den dreifachen Betrag in Banknoten ausgeben. Ihre Noten bleiben hinreichend gedeckt. Vor einer Assignatenwirtschaft, der Ausgabe ungedeckter Banknoten, sind wir geschützt. Die Ausgabe neuer Noten schafft aber neues Geld für den Umlauf, neuen Kredit für die Geschäftswelt, indem die Reichsbank deren Wechsel mit ihren Banknoten ankauft. Damit ist die Möglichkeit gegeben, für den Bedarf an Umlaufsmitteln wie für den Kapitalbedarf der Volkswirtschaft und auch des Staates die erforderlichen Reserven zu schaffen. Nur wird vorausgesetzt, daß der Bar-, insbesondere der Goldbestand, der des größeren Vertrauens sich erfreut, auf entsprechender Höhe gehalten, daß ferner die auf Grund des Barbestandes gesetzlich zulässige Ausgabe von Noten nicht schon in normalen Zeiten sich voll erschöpfe, so daß dann eine erweiterte Ausgabe in kritischen Zeiten erschwert oder unmöglich würde.

Wir können hier nicht untersuchen, ob diese kluge Vorsicht vordem immer beobachtet wurde. Es ist jedenfalls das Verdienst v. Havensteins, des „Reichsgeldmarschalls", wie man ihn nennt, in der nach 1907 beginnenden Reformära den Goldpanzer der Reichsbank in einem Maße verstärkt zu haben, daß den außerordentlichen Anforderungen der Kriegszeit nach Geld und Kredit in vollem Maße und in voller Sicherheit Genüge geleistet war. Nicht als ob Deutschland auf den Krieg hingearbeitet hätte. Keineswegs! Aber die Politik der Reichs-

[1] Joh. Plenge, Der Krieg und die Volkswirtschaft (1915) 65 ff 105. Das ist natürlich nicht als absolutes Gesetz zu verstehen. Industrien, die jetzt große Vorteile beziehen, werden einer Ausdehnung ihrer Produktionsmöglichkeit nicht abgeneigt sein.

bank hat klugerweise die Friedensarbeit nicht als alleinige Aufgabe betrachtet, die Sicherheit des Vaterlandes nicht aus dem Auge verloren. Ohne der aufstrebenden Arbeit, der Mehrung unseres Wohlstandes, unnötige Hindernisse in den Weg zu legen, berechtigten Kreditansprüchen gegenüber zu versagen, begegnete die Reichsbank jedem Übermaß solcher Ansprüche mit einer weitschauenden, wenn auch oft verkannten Zurückhaltung. Ja man darf die beträchtliche Verkleinerung der von der Reichsbank gewährten Kredite geradezu als wichtigste Maßregel zur Festhaltung gesunder Deckungsverhältnisse bezeichnen[1]. Am 7. Juli 1913 belief sich der Goldbestand der Reichsbank auf 1009 Millionen Mark, am 7. Juli 1914 auf 1311 Millionen Mark; gleichzeitig fiel der Wechselbestand von 1307 Millionen auf 973 Millionen Mark. War dann der Goldbestand bis zum 23. Juli 1914 auf 1356 Millionen Mark gestiegen, so ging er unter dem Einfluß der goldhungerigen Kriegsangst bis zum 31. Juli wieder auf 1235 Millionen Mark zurück. Vom 23. Juli bis zum 31. Juli schnellte anderseits der Wechselbestand von 750 Millionen auf 2081 Millionen Mark in die Höhe vermöge der Einwirkung des gewaltigen Kreditbedarfs der Kriegserschütterung. Außer der Verminderung der dem Wirtschaftsleben gewährten Kredite dienten noch eine Reihe anderer Maßregeln der Wahrung eines günstigen Deckungsverhältnisses. Dahin gehört die durch Gesetz vom 20. Februar 1906 geschaffene Möglichkeit, kleine Banknoten von 20 und 50 Mark (jetzt auch 10 Mark) auszugeben. Die Gewöhnung des Volkes an den erweiterten Gebrauch von Papiergeld, der Umlauf von kleinen Banknoten, verminderte den Umlauf von Gold und wahrte den Goldbestand der Reichsbank. Von nicht geringer Bedeutung war ferner der durch die Novelle von 1909 eingeführte Zwangskurs für Banknoten. Ohne diese gesetzliche Zahlkraft würde die Annahme von Banknoten in der ersten Kriegsangst mancherorts auf Schwierigkeiten gestoßen sein. Anläßlich der Bewilligung der Wehrsteuern wurde sodann durch die Gesetzgebung von 1913 der bis dahin auf 120 Millionen beschränkte Kriegsschatz im Juliusturm zu Spandau verdoppelt, so daß am Tage der Mobilmachung der Reichsbank 240 Millionen Mark zuflossen, der Goldbestand von 1235 Millionen Mark am 31. Juli 1914 sich auf 1477 Millionen Mark am 7. August erhöhte, die Möglichkeit gegeben war, weitere 720 Millionen Mark in Noten in Umlauf zu setzen. Der wachsende Goldbestand umschloß schließlich auch große Beträge fremden Goldes, indem es den Bestrebungen Havensteins gelang, solches fremde Gold (1913) in Höhe von 324 Millionen Mark in die Keller der Reichsbank zu leiten.

3. Erscheint somit unsere finanzielle Kriegsrüstung als Werk einer überlegten, gut studierten, schon in Friedenszeiten klug durchgeführten Politik, so zeigte auch die finanzielle Mobilmachung gleiche Sicherheit wie die Mobilmachung des Heeres und des Transportwesens.

[1] Der Gedanke, auch die großen Kreditbanken, die Deutsche Bank, die Diskontogesellschaft usw., sollten durch Krediteinschränkung ihren Kassenbestand erhöhen, um diesen dann bei der Reichsbank zu hinterlegen, hat nicht allgemeinen Beifall gefunden.

Es war zunächst ein glänzender Beweis für die Überzeugung von der günstigen Gestaltung unseres Wirtschaftslebens und unserer finanziellen Organisation, daß Deutschland auf ein Moratorium verzichtete. Was gesund war in unserer Volkswirtschaft, konnte sich auch ohne Gewährung von Zahlungsfristen erhalten. Und das Gesunde überwog in einem Maße, daß man, um den Zusammenbruch des Ungesunden zu verhindern, nicht ein Mittel anwenden wollte, welches, wie ein allgemeines Moratorium, bei jedem komplizierten Kreditsystem schwere wirtschaftliche Störungen hervorrufen muß. Man denke sich nur, wie das ganze Wirtschaftsleben gelähmt worden wäre, wenn ein Moratorium sich auf die Verpflichtungen des Staates, der öffentlichen Kassen, der Reichsbank und der andern Banken usw. bezogen hätte. Während aber nicht nur die unmittelbar am Kriege beteiligten Staaten, wie England, Rußland, Frankreich, Serbien, Österreich-Ungarn, die Türkei, sondern auch Italien, die Schweiz, die skandinavischen Reiche, Griechenland, Bulgarien, Portugal und auch überseeische Länder, wie Argentinien, Brasilien, China, Ägypten, bei Beginn des Weltkrieges ein Moratorium erließen, galt bei uns die Kreditfürsorge usw. für so gut bestellt, daß nicht einmal ein gesetzliches Teilmoratorium, etwa für Wechselforderungen, nötig war[1]. Bloß die rücksichtvolle Ausübung der Gläubigerrechte wurde sicher gestellt, einmal durch gerichtliche Bewilligung von Zahlungsfristen für Forderungen, die vor dem 31. Juli 1914 entstanden waren, sodann durch die gerichtlich zu bestellende Aufsicht zur Abwendung des Konkurses[2], ferner durch Wegfall der Anmeldungspflicht des Konkurses für Gesellschaften usw., durch Verlängerung der Frist für die Erhebung des Wechselprotestes (mit erhöhter Begünstigung für die östlichen und westlichen Grenzgebiete), durch Unterbrechung von gerichtlichen Verfahren gegen Kriegsteilnehmer, durch Mieteinigungsämter usw.

Der Ausbruch des Krieges brachte, wie zu erwarten, anfangs die bekannten Äußerungen der Panik, den Ansturm auf Sparkassen und Banken, ein Drängen um Gold- und Silbergeld bei der Reichsbank, ängstliches

[1] Gegenüber denjenigen Ländern, welche Moratorien gegen Deutschland in Anwendung brachten, ist auch deutscherseits ein Moratorium eingeführt worden. Österreichisch-ungarische Gläubiger können aber jetzt wieder ihre Forderungen gegen deutsche Schuldner vor deutschen Gerichten zur Geltung bringen. Für Auslandswechsel wurde ein Fälligkeitsaufschub von neun Monaten gewährt. Diese Frist endigte für Wechsel, die im August 1914 fällig waren, im Verlauf des Monats Mai usf. Eine Erneuerung des Fälligkeitsaufschubs ist nicht mehr erfolgt. Tatsächlich sind die Auslandswechsel zum größten Teile schon bezahlt worden, abgesehen von den in feindlichen Ländern, gegen welche ein Zahlungsverbot besteht, ausgestellten Wechseln.

[2] Durch Stellung einer Aufsichtsperson über das Vermögen kann der Konkurs bis zum Ende des Krieges hinausgeschoben werden. Hierdurch hat sich die Zahl der Konkurse vermindert; aber auch wegen der relativ günstigen wirtschaftlichen Lage Deutschlands hielt sich die Zahl der Konkurse in engen Grenzen. Im ersten Quartal des Jahres 1915 betrug die Anzahl der Konkurse 1594 gegen 1633 im vierten Quartal 1914 und 2428 im ersten Quartal desselben Jahres.

Verbergen von Metallgeld. Doch sehr bald siegte die vernünftige Überlegung über den ersten Schreck. Bei dem starken Bedarf der Militärverwaltung an kleinen Geldzeichen und den diesbezüglich gesteigerten Anforderungen der zur Fahne berufenen Mannschaften und deren Familien trat zunächst eine gewisse Zahlungsmittelknappheit zu Tage, die indes mit Ende der Mobilmachung und der Ausgabe von Darlehenskassenscheinen in kleinen Abschnitten schnell überwunden war. Die relative Geringfügigkeit des Umlaufes an Darlehenskassenscheinen beweist übrigens, daß der deutsche Verkehr doch auch ohnedies ziemlich ausreichend mit Zahlungsmitteln versehen wäre.

Die gemäß Reichsgesetz vom 4. August 1914 in Berlin und an denjenigen Orten, wo Reichsbankfilialen sich befinden, zu gründenden „Darlehenskassen" dienten der Erweiterung und Erleichterung des Lombardverkehrs; sie hatten die Beleihung augenblicklich nicht veräußerbarer Werte zur Aufgabe und waren berechtigt, zu diesem Zwecke eine entsprechende Summe von Darlehenskassenscheinen auszugeben. Anfangs wurde ihre Beleihungsfähigkeit bis zu $1^1/_2$ Milliarden, später bis zu 3 Milliarden Mark festgesetzt. Sie beleihen Wertpapiere und deutsche Staatsschuldbucheintragungen, ebenso alle dem Verderb nicht ausgesetzten Waren, die einen marktgängigen und voraussichtlich dauernden Wert haben. Auch der mittlere und kleine Geschäftsmann vermochte sich solchen Weges auf seinen Besitz Vorschüsse zu verschaffen.

Für die Effektenbörsen, die ihre Tore geschlossen[1], war dadurch in gewisser Hinsicht Ersatz geboten. Man konnte jetzt bares Geld zu annehmbaren Bedin-

[1] Zu Anfang des Krieges wurden alle großen Börsen geschlossen, um einer Kurspanik und dem Einströmen von Wertpapieren aus dem Auslande vorzubeugen. Später belebte sich der Börsenverkehr von neuem. Seit dem 2. Juni 1915 beteiligen sich auch die Großbanken wieder an demselben. Unter gewissen Vorsichtsmaßregeln sind inzwischen ebenfalls die ausländischen Börsen wieder eröffnet worden. Am 25. Februar 1915 wurde in Deutschland die öffentliche Bekanntmachung des Kurses von Wertpapieren verboten. Es sollte dadurch dem Wertpapierhandel entgegengewirkt, eine Festlegung des deutschen Kapitals in Industriepapieren verhindert, dasselbe vielmehr für die Kriegsanleihen bereit gehalten werden. Nun hat sich aber doch ein geheimer „freier Börsenverkehr" entwickelt, bei dem die öffentliche Kontrolle der „Vermittlung" fehlt, und der von manchen „vermittelnden" Banken und Bankiers denn auch im eigenen Interesse und zum Schaden des Publikums ausgenutzt worden ist. Auf der andern Seite ist die Bereithaltung des Kapitals für Kriegsanleihen kaum davon abhängig, daß Wertpapiere im Inlande bloß ihren Besitzer wechseln. So versteht sich der Wunsch nach Öffentlichkeit der Kurse und nach einer „Ver-

gungen gegen Effekten erhalten. Die Beleihungsgrenze wurde, je nach der Beschaffenheit der Werte, auf 75 bis 40 % der Börsenkurse vom 25. Juli 1914, der Zinsfuß auf 6½ % (die Mitte zwischen dem am 1. August auf 6 % erhöhten Diskont der Reichsbank und ihrem Lombardzinsfuß) festgesetzt. Als die Reichsbank den Diskont Ende 1914 auf 5 % ermäßigte, wurde auch der Zinsfuß der Darlehenskassen auf 5½ %, für Kriegsanleihen auf 5¼ % herabgesetzt. Zu beachten ist speziell die werterhaltende Tätigkeit der Darlehenskassen. Durch die Möglichkeit, auf Effekten und Waren Geld zu erhalten, konnte die Entwertung der Papiere im freien Verkehr und ein Verschleudern der Waren verhindert werden[1]. Im übrigen darf die fortschreitende Verminderung der Inanspruchnahme der Darlehenskassen, ebenso wie der reichlichere Rückfluß von Mitteln in die Reichsbank, so daß sich dauernd ein Überschuß der Privatguthaben über die sonstige „Inanspruchnahme der Reichsbank" (durch Wechsel und Lombard) erhielt, als Zeichen relativ günstiger wirtschaftlicher Entwicklung gelten. Weniger bekannt war es, daß die Darlehenskassen auch den Bedürfnissen der Kriegsgetreide-Gesellschaft m. b. H. zur Verfügung standen[2]. Die Fonds, welche seitens des Reiches, einiger Bundesstaaten, Städte und größeren Unternehmungen dieser Gesellschaft zur Verfügung gestellt waren, reichten nicht aus zur Bezahlung des von ihr erworbenen Getreides. Darum wurde die Berliner Darlehenskasse durch die Hauptverwaltung der Darlehenskassen ermächtigt, der Kriegsgetreide-Gesellschaft gegen Verpfändung der ihr gehörenden Getreide- oder Mehlbestände, nach der bei ihr für das Warenbeleihungsgeschäft auch sonst geltenden Grundsätzen, Darlehen zu gewähren. Die Zusammenfassung der gesamten Darlehenserteilung bei der Berliner Darlehenskasse erschien namentlich mit Rücksicht auf die Beschleunigung des Geldverkehrs mit der Kriegsgetreide-Gesellschaft zweckmäßig und erwünscht. Das Getreide und Mehl der Gesellschaft war an mehr als 2400, über das ganze Reich hin zerstreut liegenden Lagerstellen eingelegt. Den Pfandbesitz übte die Berliner Darlehenskasse durch etwa 1900 Pfandhalter (mit Stellvertretern) aus. Ende April 1915 hatten die der Berliner Darlehenskasse verpfändeten Vorräte an Getreide und Mehl einen Wert von rund 143 Millionen Mark. Das hierauf entnommene Darlehen belief sich auf 75 Millionen Mark[3].

---

mittlung" durch handelsgesetzlich verantwortliche Kommissionäre, statt der „Vermittlung" durch gesetzlicher Verantwortung enthobene Eigenhändler (vgl. Germania Nr 255 vom 6. Juni 1915). — Es wird übrigens zu beachten bleiben, daß die Hochkonjunktur, deren speziell die Kriegsindustrien augenblicklich sich erfreuen, auf ewige Dauer keinen Anspruch erhebt. Die Banken dürften hier verlockender Überspannung der Produktionsmöglichkeiten und allzu großer Zuwendung von Kapitalien an die in Frage kommenden Industrien durch Zurückhaltung in der Kreditgewährung und durch Forderung größerer Sicherheit beim Kredit entgegenwirken können.

[1] Vgl. G. Münch, Unser Wirtschaftsleben im ersten Kriegsjahr. Finanz- und Handelsblatt der Vossischen Zeitung Nr 655 vom 25. Dezember 1914.

[2] Ebenfalls die Preußenkasse hat mitgeholfen.

[3] Berliner Zeitung am Mittag Nr 133 vom 18. Mai 1915.

Der Gesamtbetrag der von Darlehenskassen gewährten Darlehen blieb stets in mäßigen Grenzen und erreichte bis jetzt (Anfang Juni) niemals den Höchstbetrag der Beleihungsfähigkeit, wie dies die folgende Übersicht[1] zeigt:

(Millionen Mark)	Gewährte Darlehen	*)	Darlehenskassenscheine im Besitz der Reichsbank	*)	Verkehr	
31. Mai 1915	1134,0	— 279,3	417,4	— 334,6	716,6	+ 55,3
30. April „	1413,3	+ 228,2	752,0	+ 196,4	661,3	+ 31,8
31. März „	1185,1	+ 426,4	555,6	+ 346,9	629,5	+ 79,5
27. Febr. „	758,7	+ 13,4	208,7	— 50,6	550,0	+ 64,0
31. Januar „	745,3	— 571,9	259,3	— 611,8	486,0	+ 39,9
31. Dezbr. 1914	1317,2	+ 254,7	871,1	+ 131,9	446,1	+ 122,8
30. Novbr. „	1062,5	— 48,4	739,2	— 127,3	323,3	+ 78,9
31. Oktober „	1110,9	+ 633,1	866,5	+ 532,3	244,4	+ 100,8
30. Septbr. „	477,8	+ 235,1	334,2	+ 161,0	143,6	+ 74,1
31. August „	242,7	+ 242,7	173,2	+ 173,2	69,5	+ 69,5

*) Veränderung im Ausweismonat.

Am 30. Juni 1915 betrugen die von den Darlehenskassen ausgeliehenen Beträge 1258,8 Millionen Mark.

Stellen Reichsbank und Darlehenskassen das große Kreditreservoir dar, so wurden doch zur Erleichterung der Kreditvermittlung während der Kriegszeit auch noch andere Organisationen geschaffen nach den verschiedenen Bedürfnissen der einzelnen Schichten der Geschäftswelt und der Bevölkerung; so z. B. in einzelnen Städten und Bundesstaaten Beleihungskassen für sichere Hypotheken, in Berlin, unter Garantie der Gemeinde, eine Kriegsbeleihungskasse auch für nachstellige Hypotheken. Ferner kommen in Betracht die zur Gewährung von Diskont- und Akzeptkredit usw. nach Berliner Muster gegründeten „Kriegskreditbanken" (bis Ende April 1915 an 34 Orten). Wurden solche privaten Kriegsinstitute auch verhältnismäßig wenig in Anspruch genommen, so gab doch ihre Errichtung den kreditbedürftigen Kreisen des Handels und der Industrie die beruhigende Gewißheit, daß die Möglichkeit geboten war, jederzeit den etwa erforderlichen Kredit zu erhalten. Den diesen Kriegskreditbanken insgesamt von der Reichsbank in Aussicht

[1] Vgl. Finanz- und Handelsblatt der Vossischen Zeitung Nr 279 vom 3. Juni 1915. Zu den im Verkehr vorhandenen Darlehenskassenscheinen zählten 42,2 Millionen Mark, die für Reichskassenscheine hinterlegt waren, soweit diese über den Betrag von 240 Millionen Mark in Umlauf gesetzt worden sind. Der reine Umlauf von Darlehenskassenscheinen war demnach Ende Mai 1915 674,2 Millionen Mark. Der Bestand an Darlehenskassenscheinen bei der Reichsbank belief sich am 30. Juni 1915 auf 477,2 Millionen Mark.

gestellten Kredit von 560,5 Millionen Mark hatten sie bis zum 7. April 1915 nur mit zusammen 8,1 Millionen Mark in Anspruch genommen.

Den Bedürfnissen des gewerblichen und bäuerlichen Mittelstandes dienten ferner die bewährten älteren Kreditorganisationen. Eine allgemeine Kreditnot aller Gewerbszweige trat während des Krieges bisher nicht zu Tage. Das beweist schon die Tatsache, daß der den Genossenschaften des gewerblichen Mittelstandes bei der Preußischen Zentralgenossenschaftskasse zur Verfügung stehende Gesamtkredit am 20. Juli 1914 mit 51%, am 20. August 1914 mit 72%, am 20. September 1914 mit 56,6% und am 20. Mai 1915 nur mit 48,8% in Anspruch genommen wurde. Erwähnt seien schließlich auch die für den gewerblichen Mittelstand neugebildeten Kriegskreditkassen des Hansabundes.

Die Gesetze vom 4. August 1914, durch welche im wesentlichen die staatlicherseits durchgeführte finanzielle Mobilmachung zur Sicherung der Geldmittel für den Bedarf des Reiches und des wirtschaftlichen Verkehrs sich vollzog, griffen tief ein bis in die Fundamente unserer Geldverfassung. Die Zentralnotenbank brauchte nunmehr Noten und Reichskassenscheine nicht mehr in Gold einzulösen, eine Ungeheuerlichkeit in Friedenszeiten, jetzt ein Gebot der Not. Der spekulative Goldverkauf ins Ausland mußte gehemmt, der eigene Goldbestand möglichst gesteigert werden, um unabweisbare Zahlungen an das Ausland zu leisten und um möglichst viele, durch Gold gedeckte Noten ausgeben zu können. Dienen im übrigen zur bankmäßigen Deckung Wechsel, Schecks, diskontable Schatzanweisungen, so erfordert das Bankgesetz bekanntlich eine Drittelbardeckung aller Noten durch kursfähiges deutsches Geld, Gold in Barren oder ausländischen Münzen, Reichskassenscheine[1].

[1] Der Höchstumlauf der Reichskassenscheine war ursprünglich auf 120 Millionen festgesetzt und wurde später auf 240 Millionen erhöht. Die Reichskassenscheine verbriefen Forderungen an den Staat. Sie waren kein eigentliches Papiergeld im engeren Sinn, kein Wertzeichen, das gesetzliches Zahlungsmittel ist, mit Zwangskurs und Uneinlösbarkeit. Sie stellten ein „uneigentliches Papiergeld" dar, einlösbar gegen Gold bei der Reichsbank, ohne Zwangskurs, kein Geld im Rechtssinne. Der Zweck ihrer Ausgabe ist der finanzpolitische einer unverzinslichen Anleihe. Besondere Deckung fehlte. Wohl aber mußten die öffentlichen Kassen diese Kassenscheine annehmen. Es ist eine irrtümliche Annahme, daß der Kriegsschatz im Juliusturm als Deckung gegolten habe. In der Kriegszeit erhielten nun die Kassenscheine gesetzliche Zahlungskraft. Ihre Einlösbarkeit wurde beseitigt. Die Barmittel der Reichsbank mußten eben zusammengehalten werden für Deckung der Noten und sonstiger täglich fälliger Verpflichtungen. Ein Gesetz vom 22. März 1915 hat den Reichskanzler ermächtigt, für weitere 120 Millionen Mark Reichskassenscheine auszugeben. Doch wurde bestimmt, daß Scheine, welche über den bisher zulässigen

Um für alle Fälle ein Herabsinken der baren Notendeckung unter das gesetzlich vorgeschriebene Drittel zu vermeiden, wurde nun noch bestimmt, daß auch die im Besitz der Reichsbank befindlichen Scheine der Darlehenskassen als Deckung der Noten gelten könnten. Gerade mit Rücksicht auf diese ihre Aufgabe, eventuell ein Deckungsmittel für Reichsbanknoten zu werden, mußten bei Auswahl der Unterpfänder (Effekten und Waren) ziemlich hohe Ansprüche gestellt werden. Da nun die Darlehenskasse bis zu 3 Milliarden Darlehenskassenscheine in den Verkehr bringen durfte, so war dadurch die weitere Ausgabe des dreifachen Betrages, also von 9 Milliarden Mark in Banknoten, theoretisch und abstrakt gesprochen, ermöglicht. Praktisch aber ist diese der Reichsbank durch Gesetz vom 4. August verliehene Begünstigung ohne Bedeutung geblieben. Die Aktionskraft der Reichsbank war tatsächlich in keinem Zeitpunkte von ihrem Besitz an Darlehenskassenscheinen abhängig. Die reine Metalldeckung genügte, wie gesagt, für ihren Notenumlauf vollständig.

Der vierte Nachtrag zu der Denkschrift über wirtschaftliche Maßregeln aus Anlaß des Krieges, welcher dem deutschen Reichstage bei seiner Maisession zuging, besagt darüber folgendes: Die Golddeckung des Notenumlaufs der Reichsbank hat sich in der Zeit vom 31. Juli 1914 bis 30. April 1915 nach mehrfachen Schwankungen von 43,1 auf 44,6 % erhöht, zur gleichen Zeit ist bei der Bank von Frankreich ein Rückgang von 62 auf 36 % eingetreten. Bei dem Anwachsen des Notenumlaufs der Reichsbank (am 31. Juli 1914 2909 Millionen Mark, am 30. April 1915 5310 Millionen Mark) ist zu berücksichtigen, daß beträchtliche Notenmengen zur Versorgung des Zahlungsverkehrs in die besetzten Gebiete Nordfrankreichs, Polens und besonders Belgiens abgeführt werden mußten. Sie werden in diesen Gebieten zu einem großen Teil festgehalten, besonders da, wo infolge der militärischen Operationen der Bankverkehr gestört ist. — Die Noten und fremden Gelder, also die gesamten täglich fälligen Verbindlichkeiten, waren durch Gold gedeckt bei der deutschen

Höchstbetrag von 240 Millionen Mark hinausgehen, durch Darlehenskassenscheine oder durch bares Geld gedeckt sein müssen. Es sollte so verhindert werden, daß der Schönheitsfehler unseres Geldsystems (ungedecktes Papiergeld) sich noch vergrößere. Die Reichsbank hat bis zum 30. Juni 1915 insgesamt 75,5 Millionen Mark Reichskassenscheine empfangen, für die eine Deckung zu hinterlegen war. Am 30. Juni betrug der Bestand der Reichsbank an Reichskassenscheinen 30,7 Millionen Mark. Zur Deckung der Banknoten bedarf die Reichsbank tatsächlich auch der Reichskassenscheine nicht. Es genügt hierfür reichlich die vorhandene Metalldeckung. Der Bundesrat ist ermächtigt worden, die Reichskassenscheine zu 10 Mark einzuziehen und den Gesamtbetrag der Kassenscheine zu 5 Mark auf 240 Millionen Mark zu erhöhen. Auch darf jetzt die Reichsbank Noten von 10 Mark herausgeben. Bisher war die kleinste Banknote auf 20 Mark angesetzt.

Reichsbank am 31. Juli 1914 mit 30,1 %, am 30. April 1915 mit 35 %; bei der Bank von England am 29. Juli 1914 mit 38,5 %, am 28. April 1915 mit 21,5 %[1]; bei der Bank von Frankreich am 30. Juli 1914 mit 51,4 %, am 29. April 1915 mit 29,9 %. Hiernach haben sich die Deckungsverhältnisse während der neun ersten Kriegsmonate für die Reichsbank um rund 5 % gebessert, während sie bei der Bank von England eine Verschlechterung von 17 %, bei der Bank von Frankreich um 21,5 % erfuhren. — Der gesamte deutsche Notenumlauf betrug Ende Juni 1915 5840,3 Millionen Mark und war mit Gold in Höhe von 40,9 % gedeckt. Die Deckung der sämtlichen täglich fälligen Verbindlichkeiten durch Gold belief sich gleichzeitig auf 31,3 %.

Zu beachten ist, daß das zur Deckung dienende Gold sich tatsächlich in den Kellern der Reichsbank befindet und ihr gehört, während die Bank von England zu ihren Goldbeständen auch Gold rechnet, das in Kanada, Südafrika, Indien, Ägypten zu finden ist.

Die vorzüglichen Deckungsverhältnisse der Reichsbank führen sich indes nicht bloß auf die kluge Politik ihrer Leiter zurück. Sie sind zugleich Werk und Verdienst des ganzen Volkes. Mit Recht sagt die amtliche Denkschrift: „Die Erscheinung, daß während einer Kriegskrisis von solcher Schwere die Bevölkerung das in ihrem Besitz befindliche Gold freiwillig zur Zentralnotenbank trägt und dagegen Noten fordert, steht in der Münz- und Bankgeschichte aller Länder ohne Beispiel da."[2] Betrug der Goldbestand der

[1] Die Bank von England darf Noten bis zum Betrag von 14½ Millionen Pfund Sterling ausgeben, die durch Staatsschuldverschreibungen gedeckt, also ohne Golddeckung sind. Für jede über jenen Betrag hinaus ausgegebene Note muß aber volle Bardeckung bestehen. Abweichend von den andern Zentralbanken sind bei der Bank von England die (täglich fälligen) Verbindlichkeiten gegen ihre Einleger und diesen entsprechende Anlagen einem besondern Banking department zugeteilt, das von der Emissionsabteilung, dem Issue department, völlig getrennt ist. Bei der Metalldeckung wird in England zwischen Gold und Silber nicht unterschieden. Doch spielt der Silberbestand eine relativ geringe Rolle. Wenn man nun die Deckungsverhältnisse der Bank von England, wie sie in den oben angeführten Zahlen zum Ausdruck gelangen, ins Auge faßt, so ergibt sich sofort, daß dort für die Deckung der täglich fälligen Verbindlichkeiten weniger gut gesorgt ist.

[2] Wenn die Zunahme des Goldbestandes in der letzten Zeit gering erscheint, so bleibt zu beachten, daß die Reichsbank für unerläßliche Zahlungen an das Ausland aus dem ihr zufließenden Golde die erforderlichen Beträge vorweg bereitstellen muß. In letzter Zeit war aber hierfür ein besonders hoher Goldbetrag erforderlich. — Einige schätzen das noch zurückgehaltene Gold in Münzform auf 1 bis 1½ Milliarden Mark, andere auf etwa 700 Millionen, indem sie sich auf eine Schätzung berufen, die vor ein paar Jahren den Goldvorrat bei der Reichsbank und im Verkehr auf annähernd 3 Milliarden Mark bemaß. In Schmucksachen und Luxusgegenständen mag aber etwa noch ein Goldvorrat von 2 Milliarden Mark vorhanden sein. Rechnet man mit einer jährlichen Verarbeitung von 50 Millionen für diese Zwecke, so ergibt das seit 1895 1 Milliarde, und ebensoviel dürfte auch schon aus früherer Zeit für Luxuszwecke dem Münzverkehr entzogen worden sein.

Reichsbank am Schluß des Jahres 1913 1170 Millionen Mark und am 31. Juli 1914, also unmittelbar vor dem Kriege, 1253,2 Millionen Mark, so hob er sich während des Krieges andauernd durch Zuflüsse aus dem Verkehr. Ende 1914 waren es schon 2092,8 Millionen Mark, Ende Februar 1915 2270,63 Millionen Mark, am 23. April 2361,76 Millionen Mark, am 30. April 2368,5 Millionen Mark, am 31. Mai 2379,4 Millionen Mark, beim Halbjahrsschluß (30. Juni) 2387,6 Millionen Mark (Silberbestand 46,7 Millionen Mark).

4. Das deutsche Volk kennt seine geordneten Währungsverhältnisse, vertraut auf seine Geld- und Kreditorganisation, vertraut auf sein Heer und seinen Staat.

Gerade dieses Vertrauen ist es denn auch, welches ein finanzielles Durchhalten selbst bei langer Kriegsdauer ermöglicht und verbürgt. Jedermann ist überzeugt, daß die Ansprüche, welche der Staat macht, nicht zu Verlusten führen werden. Dafür bürgen ihm die staatlichen Eigentumsunterlagen[1], ganz besonders aber die ungeheure Steuerergiebigkeit des deutschen Volkes. Auch diese Erwägungen spielen ja in finanziellen Fragen immerhin eine wichtige Rolle, ohne daß dabei patriotischer Opfersinn an Bedeutung verliert.

Die günstige finanzielle Verfassung hatte schon die Aufbringung des einmaligen Wehrbeitrages wesentlich erleichtert. Die erste Rate desselben im Betrage von rund 320 Millionen Mark gelangte im Sommer 1914 zur Einzahlung. Dadurch konnte noch in letzter Stunde die schwere Rüstung vollendet werden. Der weitere Bedarf des Reiches wurde nicht durch Kriegssteuern, sondern zunächst durch Ausgabe von Schatzanweisungen und dann durch die Kriegsanleihen gedeckt.

War schon der Erfolg der ersten Kriegsanleihe im Herbst 1914 groß, so überstieg das Ergebnis der zweiten Milliardenanleihe alle Erwartung. Für die erste Anleihe wurden 4480 Millionen Mark gezeichnet, und schon an dem ersten Termin waren 2420 Millionen, um 636 Millionen mehr als fällig, eingezahlt. Den Hauptbestandteil auch der zweiten Anleihe bildeten 5 %ige Schuldverschreibungen, ebenso bis zum 1. Oktober 1924 unkündbar. Bis zu diesem Zeitpunkt

[1] Die Gesamtschuld von Reich und Bundesstaaten (1913 nicht ganz 20 Milliarden) sind durch den Anlagewert der Eisenbahnen und das Kapitalvermögen nahezu gedeckt. Überdies gehören hierhin Forsten und Domänen der Einzelstaaten (nach dem Reinertrag kapitalisiert über 4 Milliarden an Wert), der Bergwerksbesitz mit 1,6 Milliarden Ertragswert, der Wert der öffentlichen Gebäude, für das Reich insbesondere die Post- und Telegraphenanlagen.

ist Konvertierung (Herabsetzung der Höhe der Zinsen) ausgeschlossen. Wie jedes andere Wertpapier sind auch die Schuldverschreibungen für den Besitzer jederzeit frei verkäuflich. Der Zeichnungspreis wurde auf 98,50 festgesetzt, somit um 1 % höher als bei der ersten Anleihe. Bei diesem Ausgabekurs, der unter Pari bleibt, geht also die effektive Verzinsung etwas über den Satz von 5 % hinaus. Gläubiger, die eine feste Anlage auf längere Dauer beabsichtigten, konnten die Eintragung ihrer Forderung ins Reichsschuldbuch beantragen; ihnen wurde eine Preisermäßigung von 20 Pfennig bewilligt; sie erhielten keine Anleihestücke, erwarben eine verzinsliche Buchforderung an das Deutsche Reich mit Sperrung bis zum 15. April 1916 (bei der ersten Anleihe betrug die Sperrfrist nur ein halbes Jahr). Will jemand später dafür Anleihestücke haben, so kann er dieselben, gegen mäßige Gebühr, von der Reichsschuldenverwaltung sich aushändigen lassen. Auch diesmal wurden, neben den Schuldverschreibungen, für solche Kreise, die eine nach bestimmter Zeit rückzahlbare Kapitalanlage wünschten, Schatzanweisungen (die typische Form der schwebenden Finanzschuld)[1] aufgelegt. Dieselben werden in vier Abschnitten, erstmals am 1. Januar 1921, letztmals am 1. Juli 1922, halbjährlich zur Tilgung ausgelost und bar zum Nennwert ausgezahlt. Der Zeichnungspreis der Schatzanweisungen betrug ebenfalls 98,50. Die Reichsanleihe wurde auch diesmal in ihrem Höchstbetrage nicht begrenzt. Die Zeichner durften und mußten also darauf rechnen, den gezeichneten Betrag voll zugeteilt zu erhalten. Überzeichnungen durch spekulative Scheinzeichnungen, Konzertzeichnungen[2], sollten vermieden werden. Waren speziell die Schatzanweisungen bei der ersten Kriegsanleihe auf 1 Milliarde fest begrenzt, so sah man bei der zweiten Anleihe von einer Festsetzung des Höchstbetrages hierfür ab. Doch behielt sich die Reichsfinanzverwaltung vor, eventuell nur einen Teilbetrag der tatsächlich gezeichneten Schatzanweisungen (statt ihrer aber Anleihestücke) zuzuteilen, um die Rückzahlungsverpflichtungen zu immerhin verhältnismäßig nahen Terminen nicht zu einer drückenden Last für den Staat werden zu lassen. Für die eine Milliarde Schatzanweisungen der ersten Anleihe waren die Rückzahlungstermine in der Zeit vom 1. Oktober 1918 bis zum 1. Oktober 1920 angesetzt.

Da für die Schuldverschreibungen und Schatzanweisungen das ganze Deutsche Reich mit seiner gesamten Finanzkraft haftet, so bot auch die zweite Kriegsanleihe, mit annähernd gleich günstigen Bedingungen, wie die erste sie aufwies, eine höchst vorteilhafte und zugleich sichere Anlage, die bei der gegebenen Geldflüssigkeit, dem unbedingten Vertrauen auf die staatliche Finanzkraft, bei der leb-

[1] Man unterscheidet zwischen langfristigen Schatzanweisungen, Inhaberpapieren von 4 bis 6 Jahren Laufzeit, und kurzfristigen, unverzinslichen Schatzanweisungen in Wechselform, mit einigen Monaten Laufzeit. Beide Formen der Schatzanweisungen bilden die „schwebende Schuld". Die „fundierte Schuld" besteht aus Anleihen von unbeschränkter oder mehrere Jahrzehnte umfassender Laufzeit.

[2] „Konzertzeichner" nennt die Börsensprache solche Leute, die zu jeder Subskription sich herandrängen, nur um die ihnen zugeteilten Beträge schnell wieder mit Gewinn verkaufen zu können.

hafteren Empfindung für die nationale Interessengemeinschaft, der klareren Erkenntnis, daß das Wohlergehen des Volkes durch das Wohlergehen des Staates bedingt ist, denn auch in ganz außerordentlicher Weise zur Geltung kam. Es wurden auf die zweite Kriegsanleihe in wenigen Tagen 9060 Millionen Mark gezeichnet, und bis zum 7. April waren bereits 4105 Millionen Mark, also 45,3 %, bei der Reichsbank eingezahlt [1]; bis zum 30. Juni 1915 waren es 8576,6 Millionen Mark = 94,1 % der Gesamtzeichnung. In Frankreich und England hat man spöttisch bemerkt, dieser Erfolg der Kriegsanleihe sei lediglich den Vorschüssen der Darlehenskassen zu verdanken gewesen. Wie wenig das zutrifft, beweist schon die Tatsache, daß den Darlehenskassen nicht mehr als 217 Millionen Mark für die ersten Einzahlungen zur zweiten Kriegsanleihe entnommen wurden, ein relativ geringer Betrag gegenüber den bis zum 7. April eingezahlten 4105 Mill. Mark.

Vergleicht man die Endergebnisse der Zeichnungen auf die beiden Kriegsanleihen, so weist die zweite Anleihe ungefähr eine Verdoppelung sowohl im ganzen wie bei den einzelnen Positionen auf. Besondere Beachtung verdient es, daß auch jetzt alle Schichten der Bevölkerung, reich und arm, sich beteiligt hatten. Die Zeichnungen gruppieren sich nach der Größe wie folgt (die eingeklammerten Ziffern beziehen sich auf das Endergebnis der ersten Kriegsanleihe):

von Mark	bis Mark	Zahl der Zeichnungen		Betrag in Millionen Mark	
	200	452 113	(231 112)	71	(36)
300	500	581 470	(241 804)	254	(111)
600	1 000	660 776	(453 143)	604	(587)
1 100	2 000	418 861		733	
2 100	5 000	361 459	(157 591)	1354	(579)
5 100	10 000	130 903	(56 438)	1057	(450)
10 100	20 000	46 105	(19 313)	745	(307)
20 100	50 000	26 407	(11 584)	926	(410)
50 100	100 000	7 742	(3 629)	648	(315)
100 100	500 000	4 361	(2 050)	1066	(509)
500 100	1 000 000	538	(361)	440	(287)
über 1 000 000		325	(210)	1162	(869)
	zusammen	2 691 060	(1 177 235)	9060	(4460)

Es wurden gezeichnet bei der Reichsbank und ihren Zweiganstalten 565 Millionen Mark, bei den Banken und Bankiers 5592, bei den öffentlichen Sparkassen 1977, bei den Lebensversicherungsgesellschaften 384, bei den Kreditgenossenschaften 430 und bei der Post 112 Millionen Mark. Indem dann noch die Zeichnungen aus dem Felde usw. hinzukamen, ergab sich als Gesamtbetrag aller Zeichnungen die Summe von 9103 Millionen Mark aus 2 711 000 Einzelzeichnungen, darunter über 20 000 unmittelbar aus dem Felde von unsern kämpfenden Truppen.

[1] Beim ersten Einzahlungstermin, wo 3360 Millionen Mark fällig waren, beliefen sich die Einzahlungen schon auf 6076 Millionen Mark.

Es konnte keinen glänzenderen Beweis für die finanzielle Kraft des deutschen Volkes, für sein unbedingtes Vertrauen auf Staat und Heer geben als die ungefähr 14 Milliarden, die in den beiden Kriegsanleihen aufgebracht worden sind[1]. Wie wenig aber diese unsere Geldmacht durch solch außerordentliche Leistungen heute erschöpft ist, das beweisen allein schon z. B. die vorhandenen 8 Milliarden Bankguthaben, ferner der deutsche Sparkassenbestand, der im April 1915 sich auf 20 Milliarden belief, obgleich viele Sparkassenzahler für die letzte Kriegsanleihe gezeichnet hatten; bloß in den Monaten Januar und Februar haben sich die Geldanlagen der Sparkassen um mehr als 600 Millionen erhöht. Von großer Bedeutung ist es sodann auch, daß alles, was Heer und Marine benötigt, nicht im Auslande, sondern in Deutschland angefertigt wird. Die Kosten des Krieges werden in Deutschland selbst bezahlt; somit bleibt das bei den Anleihen gezeichnete Geld im Reiche, kommt unserer Industrie, unsern Arbeitern zugute, geht zum Volke zurück, von dem es hergegeben wurde. Dadurch aber wird, wie Staatssekretär Helfferich in seiner Reichstagsrede hervorhob, dann auch die für den Herbst zu erwartende dritte Anleihe wiederum gesichert[2].

Wir sind also noch lange nicht deshalb die „geschlagene Nation", weil die Markwährung in den Vereinigten Staaten einen geringeren Kurs hat als früher (im Mai etwa 22 Cents statt 24 Cents)[3]. Entscheidet vielmehr, wie Lloyd George

---

[1] Die Nachfrage nach Kriegsanleihe bei den Banken ist fortgesetzt außerordentlich stark. Die beiden bisherigen Emissionen werden mit Aufgeld gegenüber dem Ausgabekurs gehandelt.

[2] Nach einer Äußerung des Staatssekretärs Helfferich dürfte der Ausgabekurs der dritten Kriegsanleihe voraussichtlich wieder etwas höher angesetzt werden. An und für sich könnte die Gewährung von Zinserhöhungen und sonstiger Vorteile bei einer zweiten, dritten Anleihe in Kriegszeiten nicht überraschen. Wenn Deutschland diesen Weg nicht beschritt, wenn es bei der zweiten Kriegsanleihe den Zinssatz der ersten Anleihe von 5 % beibehielt, wenn es sogar den Zeichnungspreis für 100 Mark von 97,50 auf 98,50 Mark erhöhte (was für die Reichskasse einen Mehrertrag von 90 Millionen bedeutet), so beweist das eben volles Vertrauen der Staatsleitung auf die finanzielle Leistungsfähigkeit und Bereitwilligkeit des deutschen Volkes.

[3] Das beweist eben nichts gegen den inneren Wert unserer Währung, wie aus dem stetigen Anwachsen des Goldschatzes der Reichsbank und aus der Tatsache sich erschließen läßt, daß innerhalb Deutschlands ein Goldagio nicht vorhanden ist. Jene Erscheinung ist lediglich Folge der Unterbindung der Ausfuhr aus Deutschland. Wir können infolgedessen keine neuen Forderungen im Ausland erwerben. Darum werden denn auch dort Zahlungsmittel an Deutschland wenig nachgefragt. Die Folge ist, daß sie, wie alle Waren, für die in einer Zeitperiode keine rechte Verwendung besteht, einen Abschlag sich gefallen lassen müssen. Aus der zeitweiligen Aufwärtsbewegung der ausländischen Zahlungsmittel in Deutschland ergibt sich ebenfalls nichts

sagt, die letzte Milliarde, dann ist der Sieg uns gewiß. Nicht England, sondern wir werden die letzte Milliarde und mehr als diese „letzte Milliarde" haben [1].

Darum ängstigen wir uns auch nicht über die großen Kriegslasten. Dieselben sind ja enorm im Vergleich zu früheren Kriegen. Im Jahre 1866 beliefen sich die Kriegskosten Preußens auf 282 Millionen Mark, die Deutschlands für den Kampf gegen Frankreich im Jahre 1870/71 auf 1024 Millionen Mark, die Kosten Englands für den Krieg in Südafrika auf mehrere Milliarden Mark und ebenso die Kriegskosten Rußlands für seinen Streit mit Japan. Nach dem zu Anfang Juni 1915 vom „Temps" veröffentlichten Bericht des Finanzministers Ribot betragen die gesamten Kriegsausgaben Frankreichs für den gegenwärtigen Krieg seit dem 1. August 1914 22 Milliarden 75 Millionen Franken. Die Ausgaben zur Unterstützung der Familien der Einberufenen (2319 Millionen Franken), für Einkauf von Getreide zum Gebrauch der Zivilbevölkerung (187 Millionen Franken) sind in dieser Zahl einbegriffen. Die reinen militärischen Kriegsausgaben belaufen sich bis Ende September 1915 auf 16 238 Millionen Franken. Die Militärausgaben stiegen von 850 Millionen Franken monatlich auf 1300 Millionen Franken im Laufe des Krieges infolge der zunehmenden Stärke der Heeresbestände, der Verstärkungen der Kampfmittel, der Ausdehnung der Operationen im Orient. Die Ausgaben für Unterstützungen haben sich von 68 auf 154 Millionen Franken monatlich erhöht. Für das dritte Vierteljahr 1915 forderte Ribot von der Kammer die Eröffnung eines provisorischen Kredits von 5 939 978 270 Franken. Die seit Ausbruch des Krieges im französischen Parlament angenommenen Kredite betragen 24 Milliarden Franken. Edmond Théry, der Herausgeber des „Economiste Européen", versuchte (im „Matin" Ende Mai 1915) die Kriegsausgaben der übrigen Ententemächte auf Grund der bis dahin von den einzelnen Regierungen gelieferten Angaben zusammenzustellen: Nach den Mitteilungen der englischen Minister Asquith und Lloyd George betrugen die Kriegsausgaben Englands in der Zeit bis Ende April 10 325 Millionen Franken, durchschnittlich 1125 Millionen pro Monat, dürften sich aber im weiteren Verlaufe auf 1575 Millionen pro Monat erhöhen, so daß das erste Kriegsjahr auch in Eng-

---

gegen unsere Währung. Diese Steigerung hängt vielmehr damit zusammen, daß die deutschen Firmen bei Rimessen nach dem Auslande in Deutschland selbst ausländische Zahlungsmittel anschaffen mußten, weil über die Guthaben im feindlichen Auslande und in den neutralen Staaten mit Moratorium nicht verfügt, neue Guthaben, bei dem Fehlen der Exportmöglichkeit, nicht erlangt werden konnten. Daher mußte bei uns ein Drängen um Zahlungsmittel an das Ausland eintreten. Aber auch ausländische Firmen (Holland, Italien, Schweiz) haben in Deutschland ausländische Zahlungsmittel angeschafft. Schließlich erklärt sich die Steigerung des Preises solcher Zahlungsmittel (z. B. des Rubels) ebenfalls dadurch, weil wir derselben in den okkupierten feindlichen Gebieten in einer das normale Maß übersteigenden Menge bedurften. Vgl. Vossische Zeitung Nr 251 vom 18. Mai 1915; Deutsche Tageszeitung Nr 12 (Zeitfragen) vom 16. Juni 1915.

[1] Vgl. Kölnische Volkszeitung: Die Beweiskraft der Milliarden, Nr 245 vom 24. März 1915.

land 15 Milliarden Franken — ohne die Beteiligung der Kolonien — kosten dürfte. Hinsichtlich der Ausgaben Rußlands, die bisher auf 1265 Millionen Franken pro Monat berechnet wurden, versichert Théry, daß bis Ende Juli gleichfalls 15 Milliarden ausgegeben worden sein dürften. Rechnet man zu diesen 45 bis 46 Milliarden des Dreiverbandes noch 4 oder 5 Milliarden für Belgien, Serbien, Montenegro und Japan hinzu, so stellen sich die Gesamtausgaben für die sieben verbündeten Staaten — ohne Italien — auf 50 Milliarden für das erste Kriegsjahr. Théry berechnet die Kriegskosten für alle Kriegführenden zusammen mit 87 Milliarden, durchschnittlich 7250 Millionen pro Monat, 242 Millionen pro Tag, etwa 10 Millionen pro Stunde, wohlgemerkt: nur Militärausgaben. Die Ententemächte — so setzt nach der „Wiener Rundschau" dieser französische Kritiker hinzu — hätten mehr ausgeben müssen, weil sie weniger gut gerüstet seien und erst nachträglich viel Versäumtes hätten nachholen müssen [1]. Das, was Deutschland aufwenden muß, kann schon aus der Höhe der Kriegsanleihen geschlossen werden. In welchem Maße eventuell Kriegsentschädigungen diesen Aufwand ersetzen werden, steht einstweilen dahin. Mögen bei finanzieller Erschöpfung unserer Gegner diesbezüglich vielleicht nicht alle Erwartungen sich erfüllen, das deutsche Volk ist fähig und bereit, in der Friedenszeit abzutragen, was von den Kriegslasten übrig bleiben wird. Nicht fremdes Gold, sondern die Lebenskraft seiner eigenen Volkswirtschaft, deren Entfaltung unter günstigen Bedingungen gibt Deutschland unerschütterliche Hoffnung und sichere Gewähr für eine glückliche Zukunft.

5. Und wie steht es mit den Finanzen unserer Gegner?

England, das auf die Macht seines Geldbesitzes so stolz vertraute, hat heute schon den Glauben an sich selbst verlieren müssen. Die metallische Verfassung der englischen Zentralbank erwies sich jetzt klarer noch, als sonst, völlig ungenügend. Die Bank von England suchte zur Aufbesserung ihres Goldschatzes französisches und russisches Bankgold herbeizuziehen. Von Rußland wanderten 8 Millionen Pfund Sterling in Gold nach England. Weitere Sendungen sind aber von dort kaum zu erwarten, wenn Rußland seine Zahlungsorganisation und seine Kreditbasis nicht völlig zerstören will. Für einen von England an Frankreich gewährten Kredit (Schatzscheinanleihe) von 60 Millionen Pfund mußte dieses eine Sicherheit von 20 Millionen Pfund in Gold geben [2] — gewiß keine besonders freundschaftliche Anerkennung der französischen Kreditwürdigkeit seitens des vorsichtigen Bundesgenossen. Nur durch ganz besondere Begünstigungen [3] an die Zeichner

[1] Berliner Zeitung am Mittag Nr 147 vom 4. Juni 1915.

[2] Die Goldabgaben Frankreichs an Amerika zur Stützung der Wechselkurse, auch der englischen, sind groß. In der kurzen Zeit vom 8. April bis 13. Mai 1915 nahm der Goldvorrat der Bank von Frankreich um 338 Millionen Franken ab. Am 29. Juli 1914 betrug er 4141,84 Millionen Franken, am 13. Mai 1915: 3915,65 Millionen, am 24. Juni 1915: 3927,17 Millionen Franken.

[3] Jedermann konnte für die Anleihestücke den vollen Zeichnungspreis auf drei Jahre von der Englischen Bank zurückerhalten gegen eine Zinsvergütung, die 1%

konnte England seine Kriegsanleihen durchführen. Das französische Finanzwesen hinwiederum ist völliger Zersetzung anheimgefallen. Die wirtschaftlich und finanziell leistungsfähigsten Departements sind durch unsere Truppen zum großen Teil belegt. In den ersten vier Monaten des Jahres 1915 ging der Ertrag der indirekten Steuern und Monopole um 294 Millionen Franken zurück. Vom 1. Januar bis zum 10. Mai mußten die Sparkassen um 59,4 Millionen Franken mehr zurückzahlen, als sie Neueinlagen empfingen. Und diese Gelder dürften kaum zur Erwerbung von Kriegsanleihen der Regierung zur Verfügung gestellt werden. Die einzige langfristige Kriegsanleihe Frankreichs hat ja auch nur die Summe von 300 Millionen Franken erreicht. Frankreich deckt seine Kriegskosten mit Schatzscheinen und mit Landesverteidigungsgutscheinen. Es schuldete der Bank von Frankreich (Mai) schon 5 Milliarden Franken, auch sonst noch mehrere Milliarden für unbezahltes Kriegsmaterial. Kein Wunder, daß, während unser deutsches Volk sein Gold zur Reichsbank trägt, die französische Bevölkerung die Goldmünzen festhält. Es fehlt eben alles Vertrauen auf Staat und Zukunft. Und was wird aus den vielen Milliarden ersparten französischen Geldes, das man Rußland gegeben hat? An Rußland, dessen Golddecke schon äußerst dünn und kurz, das seines internationalen Kredites beraubt ist, dessen innere Anleihen erfolglos blieben, das durch die Kriegsnöte immer mehr auf den abschüssigen, verhängnisvollen Weg der Papiergeldwirtschaft gedrängt wird [1]. Ja, England soll helfen, wenn Frankreich es nicht mehr vermag. Gewiß, aber die englischen Kapitalisten sind sehr, sehr vorsichtig, und es ist auch fraglich, ob Englands Finanzkraft auf die Dauer tatsächlich ausreicht, um nicht nur die eigenen Kriegskosten, sondern zugleich die der Verbündeten, wenn auch nur zum Teil, zu bestreiten. So ist die finanzielle Lage des Dreiverbandes keine rosige.

---

niedriger ist als der Bankdiskont. So bei der ersten Anleihe. Noch merkwürdigere Mittel zur Erreichung eines großen Erfolges wurden bei der jetzigen zweiten $4^1/_2$- (in Wirklichkeit mehr als 5-) prozentige Anleihe verwendet (die in der Finanzgeschichte zahlungsfähiger Staaten einzig dastehende Hinaufkonvertierung der englischen Konsols und Annuitäten, die Zulassung ganz kleiner Zeichnungsbeträge von 5 Schilling bis zu 25 Pfund Sterling usw.). Diese Anleihe wird eine gewaltige Belastung der Staatsfinanzen herbeiführen, eine radikale Verschiebung des Geldwertes mit ungeheuren Kursverlusten für Kolonial-, Munizipal-, Eisenbahn-, Industrieanleihen usw. — Äußerst schmerzlich ist (neben dem Unterseebootkrieg) für England die andauernde Entwertung des Sterlingwechsels auf dem amerikanischen Geldmarkte (Sinken unter den „Goldpunkt", ohne daß die englischen Banken dagegen etwas tun können), ein sicheres Anzeichen, wie sehr schon heute die einstige Monopolstellung Englands auf dem Geldmarkte gelitten hat.

[1] Der russische Professor der Nationalökonomie Migulin sagt in einem Artikel der Wochenschrift „Der neue Ökonom" (Mai 1915): Die Finanzlage rufe in Rußland weitgehende Befürchtungen hervor: „Die Angst vor dem Sinken der Valuta ist so gewaltig, daß unsere Kapitalisten in letzter Zeit sich sogar auf den Aufkauf von Brillanten stürzten, um nur ihr Geld vor Entwertung zu retten." Zwei Drittel des Artikels sind übrigens durch die Zensur gestrichen worden.

Der Plan einer gemeinsamen Anleihe ging in die Brüche. Die Aussichten verschlechtern sich von Tag zu Tag. Eine ausgiebige amerikanische Finanzhilfe ist kaum zu erwarten. Allerdings hilft Amerika mächtig mit teuer bezahltem Kriegsmaterial, das dem Dreiverband (bis Mai 1915) bereits eine Milliarde Dollars = 4,2 Milliarden Mark gekostet hatte [1].

Und nun der neue Feind, Italien. Wie viel hatte es dem Dreibunde zu verdanken! [2] Der durch seine Zugehörigkeit zu diesem Bunde herbeigeführte politische und wirtschaftliche Aufschwung befestigte den italienischen Staatskredit. Bereits nach dem ersten Dezennium des Bundes war der Staatsnotenumlauf um fast eine halbe Milliarde Lire vermindert worden. Die 1882 in Paris mit etwa 88 % notierte italienische 5 %ige Rente stand 1902 weit über Pari. Und hätte Italien die gewaltigen Schäden des abessinischen Feldzuges so rasch überwinden, in dem zehnjährigen Zollkrieg mit Frankreich (1888—1898) so relativ glücklich durchhalten können ohne den festen Rückhalt an Österreich und Deutschland? Die gesicherte internationale Stellung ermöglichte es Italien, seine glänzende Rentenkonversion im Juni 1906 (von 5 auf 3½ %) durchzuführen. Es durfte ferner dieser gesicherten internationalen Stellung sich erfreuen, obwohl die Hauptlasten der Rüstung lange Jahre hindurch von Deutschland und Österreich getragen wurden; es konnte die vordem furchtbar drückende Steuerschraube lockern, sah sein Budget jährlich mehr entlastet. Und da es nun infolge des geordneten Budgets, der steigenden Überschüsse, des erstarkten Kredits größere Kosten auf Heer und Flotte zu verwenden imstande war, als es ihm unter dem mächtigen Einfluß seiner Bündnisstellung gelungen war, eine nordafrikanische Mittelmeermacht zu werden, da wendet es die Waffen gegen seine Verbündeten. Äußerlich neutral, bereitet es sich vor zum Kampfe. Ungeheure Summen wurden dabei von der Mobilisation verschlungen. Zu Ende 1914 oder Anfang 1915 wurde eine Anleihe von einer Milliarde Lire aufgelegt mit schwachem Erfolge. Die italienischen Banken mußten große Beträge für eigene Rechnung übernehmen. Der libysche Krieg hatte stark mit den Vorräten an Kriegsmaterialien aufgeräumt. Es bedurfte gewaltiger Summen, um genügenden Ersatz und was darüber notwendig sein wird, zu beschaffen. Auch die zweite Anleihe von einer Milliarde Lire (Juni 1915) stieß auf Schwierigkeiten. Schon spricht man von einer eventuellen Zwangsanleihe. Der Ausweis der Bank von Italien vom 10. April 1915 zeigt, daß, während der Metallvorrat nur um 28 Millionen Lire vermehrt wurde, gleichzeitig 607 Millionen Lire Banknoten mehr in Umlauf gesetzt worden sind. Der Goldbestand war am 20. Juli 1914 in Millionen Lire: 1106,5, am 6. April 1915: 1134,9. Der Notenumlauf erhöhte sich bald nach

[1] Wenn man von einer „Billion" Dollars sprach, so geschah das auf Grund der französischen Rechnungsweise, die schon 1000 Millionen als „Billion" bezeichnet; die deutsche Rechnungsweise setzt die Billion gleich einer Million Millionen.

[2] Das hat Sonnino selbst 1890 im Parlament anerkannt. Er sagte damals: „Unsere Interessen im Trento sind ein höchst unbedeutendes Ding im Vergleich mit dem, was eine aufrichtige Freundschaft Österreichs und Deutschlands für uns bedeutet."

dem Ausbruch des Weltkrieges von 1661 auf 2268 Millionen Lire. Außerdem gelangten ungedeckte Staatsscheine im Betrage von 175 Millionen Lire zur Ausgabe. Die Vorschüsse der Bank von Italien an den Staat haben sich mehr als verdoppelt. Am 20. Juli 1914 waren es 204,4, am 10. April 1915: 439,3 Millionen. Die Staatsschuld betrug zu Anfang des Krieges schon 16 Milliarden Lire. Die finanzielle Lage Italiens, soweit dessen eigene Volkswirtschaft und die eigenen Finanzreserven in Betracht kommen, wird sich nach aller Voraussicht im Verlaufe des Krieges äußerst schwierig und immer schwieriger gestalten. Wenn Italien sich bei amerikanischen Banken, wie es heißt, um einen Kredit von 90 Millionen Dollars, unter französischer Garantie, bemüht hat, so dürfte das weniger Bankkredit als amerikanische Finanzierung von Waffenlieferungen bedeuten. Amerika wird im übrigen dem Risiko italienischer Anleihen gegenüber kaum besondere Neigung bekunden. Der römischen „Tribuna" zufolge wurde für den Eintritt Italiens in den Krieg die Aufnahme einer großen internationalen Anleihe für Heeresbedürfnisse geplant. Man sprach von 3 Milliarden Lire. Es wirkt schon fatal, wenn ein Land sich in finanzielle Abhängigkeit vom Auslande begibt, doppelt fatal, wenn diejenigen, auf die es seine Hoffnung setzt, schließlich doch versagen. Frankreich und England aber werden, bei der ungeheuern Last ihrer Kriegsfinanzierung, für Italien auf die Dauer und in der größten Not kaum erhebliche Summen aufbringen können. Auch wenn sie es könnten, sie werden es nicht wollen, insbesondere England nicht. Ist ja doch das gegenseitige Mißtrauen höchst charakteristisch für das innere Verhältnis des Dreiverbandes, und es besteht kein Grund, anzunehmen, daß nun gerade Italien ein größeres Vertrauen entgegengebracht werde [1].

6. Ganz anders zeigt sich dagegen die ehrliche, und darum feste, treue wirtschaftliche und geldliche Solidarität bei den Zentralmächten. Die österreichische Doppelmonarchie ist industriell nicht so entwickelt wie Deutschland, überwiegend noch ein Ackerbaustaat. Nach der letzten Statistik gehörten von tausend Erwerbstätigen an:

	in Österreich	in Ungarn
der Urproduktion . . .	582	685
der Industrie	222	134
dem Handel und Verkehr	73	41.

Zu beachten bleibt auch, daß Österreich-Ungarn wegen der ständig drohenden Haltung Rußlands und mit Rücksicht auf die kritische Lage im Balkan hohe Kosten steter Mobilmachung eines Teiles des Heeres zu tragen hatte.

[1] Im Februar 1915 meldeten die Zeitungen, daß die französischen Zahlstellen die Einlösung der fälligen Zinsscheine der belgischen Rente nicht mehr vorgenommen haben. Das würde den Staatsbankrott Belgiens anzeigen. Der Barbestand der belgischen Nationalbank ist von den Direktoren dieses Instituts geflüchtet, von England übernommen worden.

Die österreichisch-ungarische Zahlungsbilanz wurde, abgesehen von den Einwirkungen des Krieges, der Unterbindung der Ausfuhr, der Unmöglichkeit, Guthaben im Auslande auszunützen, insbesondere durch kurzfristige Schuldverpflichtungen und durch größere Zinsverpflichtungen an das Ausland beschwert. Alles dies führte natürlich einen schärferen Rückgang der österreichischen Valuta herbei, im Vergleich mit der deutschen Währung. Trotz allem zeigte Österreich-Ungarn schon bei seiner ersten Kriegsanleihe eine höchst erfreuliche, weit größere finanzielle Leistungsfähigkeit, als seitens der Gegner erwartet wurde. Das Gesamtergebnis der (wie in Deutschland nach oben nicht begrenzten) Anleihe überstieg 3 Milliarden Kronen (3306 Millionen). Dieser geradezu glänzende Erfolg legte ein beredtes Zeugnis ab sowohl für die geldliche Kraft wie für die vaterländische Begeisterung aller Kreise und Schichten in der Habsburgischen Monarchie. Die im Mai angekündigte zweite Kriegsanleihe bot mit Verzinsung von $5^1/_2$ % und mit dem Preise von $95^1/_4$ % noch günstigere Bedingungen für die Kapitalanlage als die erste Anleihe, die zu 97,50 begeben wurde. Doch hat sie eine zehnjährige Laufzeit gegenüber einer fünfjährigen der ersten. Diese zweite Anleihe ergab nach vorläufigen Angaben (5. Juli 1915) für Österreich 2630 Millionen Kronen, für Ungarn 1120 Millionen Kronen. Die Geldeinlagen bei den Banken und Sparkassen steigen immerfort an. Anfang 1915 beliefen sich die Einlagen bei sämtlichen österreichischen und ungarischen Geldinstituten auf 20 Milliarden Kronen und sind seitdem noch weiter gestiegen. In Wien allein betrug die Steigerung der Einlagen für die ersten vier Jahresmonate 225 Millionen und hat auch bisher nicht nachgelassen. Das bildet einen sichern Beweis für die relativ günstige Lage der privaten Geldwirtschaft. Aber auch die staatliche Geldwirtschaft erhebt sich weit über die der meisten Gegner. Der Staat hat insbesondere keine Schuldverpflichtungen für die Kriegsaufwendungen an die Notenbank, während z. B. Frankreich, wie gesagt, eine Milliardenschuld an die Bank von Frankreich eingehen mußte. Sind ferner England und Frankreich Borger bei Amerika geworden, dann hat Österreich noch kurz vor Ausbruch des Krieges Schatzscheine, die nach Neuyork begeben worden waren, zurückbezahlt. Die andauernde Geldflüssigkeit führte Mitte April bei der Notenbank zur Herabsetzung der Bankrate von $5^1/_2$ auf 5 % (also Pari des Zinsfußes der Österreichisch-Ungarischen Bank mit dem der deutschen Reichsbank). Der Goldbestand der Notenbank war schon im Anfang des Krieges ein befriedigender, erhöhte sich aber noch durch ge-

schickte Operationen der leitenden Instanzen (offizielle Zahlen fehlen). Das Publikum bringt der Notenpolitik volles Vertrauen entgegen. Genau so wie in Friedenszeiten werden die Noten gegeben und genommen. Ob der Erlaß eines Moratoriums für Österreich notwendig war, wird teilweise bestritten. Manche Fachleute, so namentlich der frühere Justizminister Franz Klein, haben sich dagegen ausgesprochen. Jedenfalls trug das Moratorium dazu bei, nicht wenige schwächer fundierte Unternehmungen zu erhalten. Das Kreditwesen in Österreich hat sich den Schwierigkeiten der Kriegslage gegenüber bewährt. Ein Mangel von Zahlungsmitteln für die kaufmännische Welt ist nicht eingetreten. Die neu errichteten Kriegskreditinstitute wurden weniger in Anspruch genommen, als zu erwarten war. Bis zum 31. März 1915 wurden bei sämtlichen Geschäftsstellen der Kriegsdarlehenskassen an Darlehen ausgezahlt 63 278 510 Kronen, und davon wieder zurückgezahlt 28 585 860 Kronen; es standen also an jenem Zeitpunkte noch aus 34 692 650 Kronen. Effekten und Einlagebücher regulativmäßiger Sparkassen, sowie Warenvorräte dienten bei dieser Kreditvermittlung als Pfänder.

Alles in allem — die Hoffnungen unserer Gegner auf den finanziellen Zusammenbruch der Zentralmächte sind ebenso eitel wie der Wunsch, durch Aushungerung uns zu überwinden.

Heinrich Pesch S. J.

Varnhagen von Enſe und ſein Zerwürfnis mit Klemens Brentano.

Als der preußiſche Diplomat a. D. Karl Auguſt Varnhagen von Enſe noch lebte, war er einer der angeſehenſten Schriftſteller Deutſchlands. Kein Geringerer als Alexander v. Humboldt ſchrieb an ihn noch am 7. Februar 1857: „Wenn in Berlin ich etwas leſe, was mein literariſches und politiſches Intereſſe anregt, ſo iſt mein erſter Gedanke auf Sie gerichtet.“ Es war ein Lob, was der große Gelehrte mit dieſen Worten ausſprechen wollte; eine ironiſche Anſpielung lag ihm gänzlich fern. Schon bald nach Varnhagens Tod erfuhr jedoch das Urteil der maßgebenden Kreiſe über ihn eine einſchneidende Änderung. Rudolf Haym, der Geſchichtſchreiber der Romantik, kommt 1863 in einem langen, für Varnhagen tatſächlich vernichtenden Aufſatz in den „Preußiſchen Jahrbüchern“ zum Schlußergebnis: „An ſolchen Staatsmännern würde der Staat, an mehreren ſolchen Schriftſtellern die Literatur zu Grunde gehen. Das Talent des Mannes in Ehren, — aber danke es ihm wer wolle, daß er uns Goethe zu einer Manier zu machen gedachte. Möge es auch in Zukunft unter uns viele gleich große Talente, aber nie einen zweiten Varnhagen geben. Es iſt genug und zu viel an dem einen.“ Der Hiſtoriker Treitſchke aber nannte den Literaten Varnhagen rundweg einen „Schwamm, der alle Schmutzbächlein aufſog“. Wer heute vorurteilsfrei ſowohl das Lebensbild wie die ſchriftſtelleriſche Tätigkeit des alten Diplomaten betrachtet, wird für Lob und Tadel, die man dieſer literariſchen Erſcheinung im Laufe der Zeit überreichlich ſpendete, eine Erklärung finden.

Am 21. Februar 1785 in Düſſeldorf als der einzige Sohn eines Arztes geboren, wächſt der Knabe Karl Auguſt Varnhagen ohne Verkehr mit gleichalterigen Kameraden verwöhnt und einſam auf. Eine geordnete, ſtramme Erziehung wird ihm nicht zuteil. Von Religion iſt kaum die Rede. Sein Vater, ein lauer Katholik und zu allerlei Extravaganzen geneigt, läßt ſein Söhnchen als Türken kleiden und freut ſich, wenn die Düſſeldorfer ſich darüber ärgern. Die Mutter iſt proteſtantiſch. Eine Tante lebte, wie Varnhagen erzählt, lange Zeit als unglückliche Nonne in einem Kloſter, wo ſie von ihren Mitſchweſtern angeblich in romanhaft ſchauerlicher Weiſe mißhandelt wurde und ſchließlich halb blödſinnig im Jahre 1814 hochbetagt ſtarb. Der häufige Wechſel des Aufenthaltsortes der Familie bedingt für den Knaben und Jüngling einen ungleichmäßigen Studiengang und verſchuldet die altkluge Frühreife ſowohl wie den Mangel an gediegener Bildung. Schon als fünfjähriger Junge ſchwärmt der kleine Karl Auguſt nach dem Muſter Goethes in Straßburg, der Vaterſtadt ſeiner Mutter, für das dortige Münſter. In Berlin beſucht er dem Wunſche des Vaters gemäß

um die Wende des Jahrhunderts die erſt 1795 gegründete mediziniſch-chirurgiſche Pépinière mit ähnlichem negativem Erfolg wie der jugendliche Schiller die Stuttgarter Karlsſchule. Als ihn die pedantiſche Strenge, die in der Anſtalt herrſcht, zur Verzweiflung treibt, ſchneidet er ſich den vorſchriftsmäßigen Zopf ab, nagelt ihn an die Haustüre und wird Privatlehrer, bevor ſeine eigene Erziehung auch nur halbwegs vollendet iſt. Im Jahre 1799 ſtirbt der Vater.

In Berlin und von 1804 an in Hamburg, wo er die vielen Lücken ſeines Wiſſens durch geordnete Gymnaſialſtudien auszugleichen ſucht, knüpft Varnhagen Beziehungen zu Chamiſſo und andern jungen Schöngeiſtern an. Wieder geht viel Zeit mit allerlei Nebenbeſchäftigungen verloren, unter denen poetiſche Verſuche die erſte Stelle einnehmen. Ein romantiſcher Muſenalmanach wird von dem Freundeskreis herausgegeben und gedeiht trotz ſcharfer Ablehnung von ſeiten der Fachkritik, u. a. auch der tonangebenden „Jenaiſchen Literaturzeitung", bis zum dritten Jahrgang. Die jungen Poeten gelten allgemein als Schüler Friedrich Schlegels. Im April 1806 bezieht der vielerfahrene Jüngling die Univerſität Halle, wo er ſich gleichzeitig als Mediziner und Philolog einſchreiben läßt. Doch ſchon im Herbſt bereitet der Krieg zwiſchen Preußen und Frankreich dem wiſſenſchaftlichen Leben an der Saale vorläufig ein Ende. Auf Befehl Napoleons müſſen die Studenten Halle verlaſſen. Zwar kehren einige von ihnen, darunter auch Varnhagen, bald wieder in aller Stille zurück, und der Unterricht wird von einer Anzahl Profeſſoren vor kleinem Auditorium fortgeſetzt; aber zu einer planmäßigen Wiederaufnahme des wiſſenſchaftlichen Betriebes kam es einſtweilen noch nicht. Varnhagen hört inzwiſchen den berühmten Homererklärer Friedrich Auguſt Wolf, beſucht fleißig die Predigten Schleiermachers, verkehrt mit dieſem und dem Kapellmeiſter Reichardt und ſchreibt gemeinſam mit dem jungen Dichter Neumann einen kurioſen Erziehungsroman, der Ende 1808 im Druck erſchien und Goethes „Meiſter" nachgebildet war.

Als das ſonderbare Preßerzeugnis der zwei jungen Poeten das Licht der Öffentlichkeit erblickte, hatte Varnhagen ſeine Studien bereits abgeſchloſſen, oder richtiger geſagt, abgebrochen, um ſie nie wieder aufzunehmen. Ohne feſte Lebensſtellung, ohne Beruf, ohne einen beſtimmten Plan befand ſich der talentvolle, aber unſelbſtändige Schöngeiſt in einer keineswegs beneidenswerten Lage, als er Ende 1807 die um 14 Jahre ältere jüdiſche Kulturdame Rahel Levin, Tochter des Kaufmanns Levin Markus, kennen lernte, die auf ſeine weiteren Geſchicke einen entſcheidenden Einfluß erlangen ſollte. Ein reger Verkehr entſpann ſich in der Folgezeit zwiſchen den beiden, und es ſcheint, daß Varnhagen ſchon im Jahre 1808 förmlich um die Hand dieſer gefeierten Vorkämpferin der Frauen- und Judenemanzipation warb. Rahel drang indes darauf, daß ihr Verehrer ſich erſt eine ſichere Lebensſtellung verſchaffen ſollte. Es folgen nun im Leben des jungen Mannes einige unruhige Wanderjahre. Im Sommer 1809 nimmt er als Kriegsfreiwilliger an der Schlacht bei Wagram gegen Napoleon teil und bleibt auch nach dem Frieden noch längere Zeit in öſterreichiſchen Dienſten, halb als Militär, halb als Diplomat. Das Jahr 1810 führt ihn im Gefolge des Grafen Bent-

heim nach Paris, wo er das berühmte Feſt des Fürſten von Schwarzenberg mitmacht, das mit dem großen Brandunglück in den Gärten der öſterreichiſchen Geſandtſchaft endigt. Nach dem unglücklichen Feldzug Napoleons gegen Rußland vertauſcht Varnhagen die öſterreichiſchen Epauletten mit den ruſſiſchen, zieht als Hauptmann unter dem Koſakenoberſten Tettenborn nach Hamburg, ſpäter mit den Verbündeten nach Paris und erhält im Herbſt 1814 auf Verwendung Freiherrn v. Steins eine ehrenvolle Stelle als Diplomat im preußiſchen Staatsdienſt. Am 24. September ſchließt er ſeinen Lebensbund mit Rahel.

Beim Wiener Kongreß entfaltete Varnhagen nebenher eine reiche literariſche Tätigkeit; auf den Gang der Verhandlungen konnte er infolge ſeiner untergeordneten Stellung keinerlei Einfluß ausüben. Schon im Sommer 1819 war indes ſeine diplomatiſche Laufbahn zu Ende: er hatte ſich als preußiſcher Miniſterreſident in Karlsruhe durch verſchiedene anonyme Zeitungsartikel mißbeliebt gemacht, wurde darum vom Kanzler v. Hardenberg zurückberufen und kaltgeſtellt.

Von da an lebt er nur noch ſeinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, die ſich mehr mit der ſchönen Literatur und der biographiſchen Porträtmalerei als mit der Politik befaſſen. Seine anfänglich gemäßigte Goetheverehrung wird durch einen Beſuch beim greiſen Dichter im Jahre 1817 bis zum ſchrankenloſen Heroenkult geſteigert. Als ihm der frühzeitige Ruheſtand die nötige Muße gewährte, betrachtete er die Verkündigung und Ausbreitung von Goethes Ruhm als ſeine vornehmſte Lebensaufgabe. Heine nannte ſpäter den ſchwärmenden alten Diplomaten im Anſchluß an ein Wort des Dichters Novalis den „Statthalter Goethes auf Erden".

Rahel, die ihrem Gatten in der Ausübung dieſes Kults den Weg gewieſen, folgte ſchon am 7. März 1833 dem gemeinſamen Abgott Goethe im Tode nach. Varnhagen fühlt ſich nach dem Hinſcheiden der zwei Menſchen, die ſein Leben am nachhaltigſten beeinflußten, vereinſamt, obwohl es ihm an ſchmeichelhaften Beziehungen zu Fürſten, Gelehrten, Künſtlern und andern hervorragenden Perſonen keineswegs fehlte. Der ſtärkſten äußeren Stützen beraubt, innerlich ohne Halt, gibt er ſich mehr und mehr der Verſtimmung über alle ſtaatlichen, kirchlichen und literariſchen Verhältniſſe hin, begünſtigt die jungdeutſche Richtung auf dem Gebiete des ſchönen Schrifttums und ſympathiſiert im Jahre 1848 ſogar mit den radikalen Demokraten, deren Ziele früher der vorſichtig ſondierende Diplomat und gewandte Günſtling der Fürſten eifrig bekämpft hatte. Seine letzten Lebensjahre verbrachte der alternde, kränkliche Mann in Berlin, wo er am 10. Oktober 1858 ſtarb.

Varnhagens Werke ſind überaus zahlreich. Nur einige der bedeutendſten ſeien hier genannt. Die neun Bände „Denkwürdigkeiten" umfaſſen ſeine gehaltvollſten Schriften. Sie erſchienen 1834—1854 und gewähren bald in Form einfacher Aufzeichnungen, bald in der ſtrengeren Geſtalt abgerundeter Charakteriſtiken ein Bild deutſcher Zuſtände vom Jahre 1785 bis 1819. Die Berliner und Wiener Romantik, die Schlacht bei Wagram, Paris in der Kaiſer-

zeit und das Feſt des Fürſten Schwarzenberg in der Seineſtadt, die kriegeriſchen Züge des Koſakenoberſten Tettenborn, der Wiener Kongreß werden hier nach eigener Anſchauung geſchildert. Die „Biographiſchen Denkmale“ (1824 bis 1830) enthalten in fünf Bänden eine größere Anzahl von Lebensbildern berühmter und wenig bekannter Männer. Blücher, der alte Deſſauer und der alte Derfflinger kommen hier zu Ehren, aber auch Sonderlinge wie Hans v. Held, König Theodor von Korſika, die ſelten gewürdigten Dichter Flemming, Canitz, Beſſer, die Generale Seydlitz, Winterfeldt, Schwerin, Keith. Auffallenderweiſe hatte der Aufklärer Varnhagen eine entſchiedene Vorliebe für den katholiſchen Dichter Angelus Sileſius, deſſen Schriften er wiederholt mit hohem Lobe erwähnt.

Unermüdlich zeigte ſich der ehemalige Staatsmann als Sammler und Herausgeber. Schon im Jahre 1823 ſtellte er einen Oktavband „Goethe in den Zeugniſſen der Mitlebenden“ aus lobenden Äußerungen von Zeitgenoſſen über den Dichterfürſten zuſammen. So gerne die Weimarer Exzellenz dieſe Huldigung ſich gefallen ließ, ſie erſparte doch dem übereifrigen Verehrer nicht die ironiſche Bemerkung, Varnhagen werde gewiß nicht verfehlen, neben dieſen „wohlwollenden“ nun auch die „übelwollenden“ Zeitgenoſſen zu Worte kommen zu laſſen. Seiner verſtorbenen Frau widmete der Vereinſamte in „Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde“ (2 Bde, 1834) eine ähnliche, ganz und gar panegyriſch gerichtete Schrift, die ſich der Hauptſache nach ebenfalls aus Briefen und ſonſtigen Zeugniſſen von befreundeter Seite zuſammenſetzt.

Die eigenen poetiſchen Verſuche Varnhagens wecken heute kaum noch Intereſſe. In der Form ſind die Gedichte durchweg ſorgfältig gefeilt und von einer tadelloſen Glätte, freilich auch ſteif und manieriert. Der Inhalt iſt faſt ausnahmslos dürftig. Wirklich dichteriſche Gedanken, ſelbſtändige Bilder und Vergleiche, Tiefe der Empfindung und Schwung der Sprache ſucht man hier vergebens. Für die Novellen und Erzählungen liebt der beleſene Verfaſſer die breite, behagliche Erörterung und Reflexion, nicht die eigentliche Schilderung und maleriſche Ausſchmückung; er bevorzugt die indirekte Rede und wählt häufig das abſtrakte ſtatt des konkreten Wortes. Den Romanfiguren fehlt das individuelle Element; ſie haben weder Blut noch Nerven und ſind kaum als Gliederpuppen für vollwertig anzuſprechen. Varnhagen ſchulte ſich zwar unabläſſig an Goethe, aber ſein Vorbild iſt weder der jugendlich geniale Titane noch der Meiſter auf der vollen Sonnenhöhe des Strebens, ſondern der würdige Geheimrat, den er perſönlich kannte, der Greis mit der zaudernden Bedächtigkeit, dem abgezirkelten Weſen und dem faſt berüchtigten Altersſtil. Gleich Immermann iſt Varnhagen von den Romantikern ausgegangen und hat ſich ſpäter für die Klaſſiker, vor allem für Goethe begeiſtert, doch mit dem Unterſchied, daß Immermann ein echter, ſelbſtändiger Dichter war und blieb, während der Gatte Rahels in der Hauptſache von ſeiner Frau die Gedanken, von Goethe die Form übernahm und dieſe Anleihen mit ungewöhnlicher Feinfühligkeit zu ſeinem geiſtigen Eigentum machte.

In ſeinen politiſchen Anſchauungen huldigte Varnhagen den Grundſätzen des Liberalismus, die er im Revolutionsjahre 1848 mit denen eines nicht ganz echten Radikalismus vertauſchte. Unzählige Angriffe richtet er offen und verſteckt gegen die konſervative Partei und deren angeſehenſtes Organ, die „Kreuzzeitung". Große Ideen, Initiative und Weitblick eigneten ihm auch als Diplomaten und Politiker nicht. Sein preußiſcher Patriotismus war ehrlich und gut gemeint, erwies ſich aber als unduldſam und kleinlich allen jenen gegenüber, die das Univerſalheilmittel gegen die ſtaatlichen und wirtſchaftlichen Schäden Deutſchlands nicht im Aufklärertum und Liberalismus erblickten.

Eine auffallend unbedeutende Rolle ſpielt im Leben des ſonſt ſo vielſeitigen Mannes das religiöſe Moment. Schon dieſe Tatſache würde genügend beweiſen, wofern es dafür heute noch eines Beweiſes bedürfte, daß er nicht jener tiefe Geiſt war, für den ihn viele ſeiner Zeitgenoſſen gehalten haben. Er ſelbſt ſpricht ſich über ſeine Auffaſſung von Religion in den „Denkwürdigkeiten" (II 115 f) einmal etwas wortreicher, aber im Tone der oberflächlichſten Selbſtgenügſamkeit aus:

„Ich verſäumte dieſe (Schleiermachers) Vorträge nie, wiewohl mich kein eigentlich religiöſes Bedürfnis zu ihnen zog. Ich wüßte keinen Abſchnitt meines Lebens, in welchem ich die Innigkeit frommer Empfindungen ganz entbehrt hätte, ein geheimes Erkennen und Verehren der göttlichen Macht und Liebe hatte mich nie verlaſſen; ich führte meinen Gnadenbrief, um hier ſo zu ſprechen, wenn auch noch ſo zuſammengedrückt und zerknittert, ſtets bei mir, und er konnte jeden Augenblick wieder entfaltet werden. Allein keine meiner Beziehungen zur Frömmigkeit hatte bis dahin einer Kirche ſich wahrhaft verknüpfen können; die proteſtantiſche ſchien den Glauben, mit welchem ſie ſich noch trug, entbehren zu können, und was dann übrig blieb an guten Lehren und Bildern, pflegte wahrlich trocken und nüchtern genug zu ſein. In dem Zwieſpalte der Vernünſtelei dieſer Kirche und des Aberglaubens der katholiſchen ſchien das religiöſe Gebilde völlig entſchwunden; das Reinſittliche konnte ohne ſolche Unterlage für ſich recht gut beſtehen, und die Gottergebenheit war auch aus der Philoſophie herzuleiten, womit die vorchriſtlichen Weiſen der Griechen und Römer ſich ohnehin hatten behelfen müſſen. Die geſchichtlichen Geſtalten der weltlichen Erſcheinungen des Chriſtentums durften am wenigſten anziehen, ſie hatten zu der verkündigten Liebe nur allzuoft kein anderes Verhältnis als die Schreckenszeit der franzöſiſchen Revolution zu den Verheißungen der Freiheit und Gleichheit, und es war faſt allgemein die Anſicht verbreitet, daß alles Hierarchiſche ſich überlebt habe und völlig weichen müſſe, während der geiſtige Hauch und die liebliche Wärme der urſprünglichen Liebe freilich zu ewigem Fortwirken berufen ſeien."

Was hier Varnhagen aus ſeiner Univerſitätszeit berichtet, gilt auch für ſein Mannes- und Greiſenalter, nur mit dem Unterſchied, daß ſich ſeine Gereiztheit gegen den „Aberglauben", d. h. gegen die katholiſche Religion und die proteſtantiſche Orthodoxie, in ſpäteren Jahren noch ſteigerte.

Trotz all dieſer offenkundigen Schwächen und Mängel ſeiner Perſönlichkeit und ſeiner Schriften ſtände Varnhagen vermutlich auch heute noch als typiſcher

Vertreter des liberalen Literatentums bei einflußreichen Kritikern in Ehren, hätte nicht ſeine Nichte Ludmilla Aſſing aus dem Nachlaß ihres Onkels zahlloſe indiskrete Briefe und Aufzeichnungen veröffentlicht, die hochſtehende Perſönlichkeiten in der peinlichſten Weiſe bloßſtellten und das Charakterbild Varnhagens ſelbſt in eine recht unglückliche Beleuchtung rückten. Zu dieſen unſeligen nachgelaſſenen Schriften gehören die berüchtigten „Tagebücher", die „Briefe von Alexander v. Humboldt an Varhagen von Enſe" und die „Biographiſchen Porträts". Enthielten ſchon die früheren Werke des ſchreibluſtigen Diplomaten, vor allem die Memoiren, eine reichliche Menge von Anekdoten, kleinlichen Notizen und unkontrollierbarem Krimskrams, zeigte er von jeher ſeine Helden gern in Schlafrock und Pantoffeln, ſo nimmt nun in den Veröffentlichungen Ludmillas die ſorgfältige Aufzeichnung jeglichen Stadt- und Staatsklatſches, aller kleinen und großen Intrigen, der unverbürgteſten Gerüchte und Ehrabſchneidungen den breiteſten Raum ein. Der gute Ruf eines Alexander v. Humboldt, einer Bettina v. Arnim und anderer berühmten Perſönlichkeiten, die Varnhagen ihr Vertrauen rückhaltlos ſchenkten, hat durch dieſe unerwarteten Enthüllungen mindeſtens nicht gewonnen. Noch weniger werden die Spitzen des Staates, die Führer einzelner Parteien, die Vertreter des Adels und der höheren Stände überhaupt geſchont. Selbſt vor dem Throne macht die Klatſchſucht und die gekränkte Eitelkeit des unbefugten Zenſors keineswegs Halt, und der Name König Friedrich Wilhelms IV. erſcheint hier im unwürdigſten Zuſammenhang mit Schilderungen von Hofintrigen und Hochſtaplereien der bedenklichſten Art. Am allerwenigſten war mit dieſen Publikationen dem Andenken Varnhagens ſelbſt gedient, ſo reißenden Abſatz auch anfänglich dieſe chronique scandaleuse fand. Die Selbſtgefälligkeit, der kleinliche und unedle Geiſt, die zunehmende Verärgerung des alternden ehemaligen Staatsdieners ſchimmern immer wieder durch, obwohl er gelegentlich auch hier gern als leidenſchaftsloſer, ſtreng objektiver Beurteiler gelten möchte.

Die Herausgabe der nachgelaſſenen Werke erregte, wie nicht anders zu erwarten war, ſofort ſchärfſten Widerſpruch und rief eine ganze Schar von gewichtigen Gegnern auf den Kampfplatz. Ludmillas Verſicherung, Varnhagen habe die Herausgabe ſelbſt gewünſcht, machte die Sache nur noch ſchlimmer. In der „Kreuzzeitung", den „Preußiſchen Jahrbüchern" und andern norddeutſchen Organen erſchienen Proteſte und Erwiderungen, anonym und mit Namen gezeichnet. General v. Hedemann verfocht die Sache Alexanders v. Humboldt; Hermann Grimm verteidigte das Andenken ſeiner Schwiegermutter Bettina v. Armin, und heute iſt die unparteiiſche Kritik auch in der Lage, den Bruder Bettinas, Klemens Brentano, gegenüber den bewußten Entſtellungen in Schutz zu nehmen, mit denen Varnhagen in ſeinen „Biographiſchen Porträts" (Leipzig 1871) die Erinnerung an den Frankfurter Romantiker trübte. Ein näheres Eingehen auf das ſeltſame Verhältnis dieſer zwei ſo gründlich verſchieden gearteten Männer iſt für ihre Beurteilung wertvoll und dürfte insbeſondere das bisher gezeichnete Charakterbild Varnhagens im ganzen vollauf beſtätigen, in einigen Zügen noch ergänzen und vertiefen.

Laſſen wir zunächſt dem biographiſchen Porträtiſten ſelbſt das Wort. Nachdem Varnhagen in klug berechneten Sätzen von dem zweifelhaften Rufe geſprochen, der dem Romantiker Brentano überall vorausging, indem man über ihn „mancherlei Luſtiges und Sonderbares", „zum Teil ſo Widerſprechendes, daß alles in eine Vorſtellung zu bringen oft unmöglich ſchien", zu berichten wußte, ſchildert er die erſte Begegnung mit dem wunderlichen Menſchen im Tone der gemütlichſten Plauderei:

„Endlich im Sommer 1811, zu Töplitz, trat unerwartet Klemens zu mir ins Zimmer, nannte ſeinen Namen und ſagte, er wolle mich kennen lernen, da er die nächſte Zeit in Böhmen und vorzüglich in Prag zu leben denke. Ich empfing ihn aufs beſte, er benahm ſich äußerſt liebenswürdig, ſeine gute Laune, der Witz und die Schärfe ſeiner Bemerkungen erhöhten jeden Augenblick mein Wohlgefallen. Als er deſſen nun völlig ſicher war, regte ſich ſogleich der Schalk, er wurde ſpöttiſch, bemühte ſich empfindliche Stellen zu berühren, drückte dieſe dann gefliſſentlich, und da er immer dreiſter wurde und endlich von einem meiner Freunde Unwürdiges vorbringen wollte — daß er Prügel bekommen zum Beiſpiel —, mußte ich unwillig gegen ihn auffahren, und wiewohl er gleich wieder einlenkte und das Geſagte zurücknahm, ſo blieb doch das gute Vernehmen zwiſchen uns aufgehoben, und ich entließ ihn mit Worten, nach denen ich glauben mußte, ihn nicht wieder zu ſehen. Er reiſte auch noch desſelbigen Tages ab" (S. 62 f).

Varnhagen fährt dann fort zu erzählen, wie Brentano trotzdem wieder mit ihm anknüpft, ihn von neuem feſſelt und abſtößt, angenehm unterhält und durch taktloſe Bemerkungen verletzt, ſich entſchuldigt, verdemütigt, wegwirft, gleich darauf aber anmaßend auftritt und namentlich durch ſarkaſtiſche Bemerkungen dem guten Rufe von Varnhagens Freunden Eintrag tut. So iſt der Leſer genügend vorbereitet, die tendenziöſe Darſtellung der ſchließlichen Kataſtrophe entgegenzunehmen, die der Freundſchaft der beiden ungleichen Männer ein Ende ſetzen ſollte.

„Brentano hatte in Prag zwei Schauſpiele zu dichten angefangen, deren Entſtehen ich ſchrittweiſe mit Anteil gefolgt war, wie denn dieſe Arbeiten unſerem Umgang ein hauptſächliches Band geworden waren; eines dieſer Stücke, ‚Aloys und Imelde', lag bei mir verwahrt, ich ſollte es durchſehen und etwaige Beſſerungen vorſchlagen. Nach längerem Wegbleiben, während deſſen der Kobold in ihm aber nicht geruht, ſondern gegen mich die ärgſten Frevel verübt hatte, kam Brentano eines Morgens und forderte ungeſtüm ſein Manuſkript. Er kam mir eben recht, das Maß war voll, ich hielt ihm ſein Betragen vor und warnte ihn, dasſelbe fortzuſetzen; aber das war ihm nur zum Lachen. ‚Ich ſehe', rief ich endlich ergrimmt, ‚mit Ihnen muß man anders verfahren, damit Sie Reſpekt haben', und legte Hand an ihn. Erſchrocken fuhr er zuſammen: ‚Warum ſchlagen Sie mich?' rief er, und als er ſah, daß die Handlung mehr ſymboliſch als materiell ſei und mit der bloßen Andeutung ſchon aufhörte, fügte er mit ſchon beinahe luſtigem Eifer hinzu: ‚Sie werde mei beſter Freund, wie Görres; grad wie Sie hat der mir ins Geſicht geſchlage!' Mir war unausſprechlich weh, ich fand mich und ihn häßlich in der Geſchichte, ich fühlte Scham und

Reue. Doch eben in dieſem Gefühl trat ich zurück und wich der angebotenen Umarmung aus. ‚Nein, Brentano‘, verſetzte ich, ‚das bleibt ein ewiger Unterſchied zwiſchen Görres und mir, Ihr beſter Freund werde ich nicht; aber ich meine es doch nicht ſchlecht mit Ihnen. Mir tut es entſetzlich leid, daß dergleichen zwiſchen uns vorfallen mußte, aber es mußte: Sie müſſen die Verſicherung haben, daß es dahin kommen kann zwiſchen uns, und die haben Sie nur, wenn wirklich es dahin gekommen iſt. Nun werden Sie ſich beſinnen, wenn Sie von mir und von Perſonen reden, die mir wert ſind. Übrigens braucht kein Dritter es zu wiſſen, ich ſage es niemandem, ſchon weil ich mich, glauben Sie es, für mich zu ſehr ſchäme.‘ Dieſe Worte beruhigten ihn vollends, und er forderte nun ſein Manuſkript. ‚Das ſollen Sie wieder haben‘, ſagte ich, ‚aber erſt übers Jahr, bis dahin dient es mir zum Pfand Ihrer guten Aufführung.‘ Jetzt wieder auf einem Boden, wo er ſich nicht fürchtete, nahm er alle ſonſtige Lebhaftigkeit wieder an und wollte ſein Manuſkript erbitten, ertrotzen, erſcherzen. Unter andern ſtellte er die lächerlichſte Beſorgnis für mich auf: ‚Es wird Krieg, Sie gehn ins Feld, Sie ſinn e toller Kerl und gehn in alles ’nein, da werde Sie totgeſchoſſe, — wo krieg ich mei Manuſkript wieder?‘ Wie ſollte man ernſthaft bleiben bei ſolchen Poſſen? ‚Fürchten Sie nichts‘, ſagte ich; ‚Sie halten mich für allzu tapfer, ich werde mich nicht ſo wild in jede Gefahr ſtürzen, ich werde um Ihres Manuſkripts willen am Leben bleiben!‘“ (S. 70—72.)

Der biographiſche Porträtmaler fügt dann noch bei, Brentano habe ſelbſt den Vorfall überall ausgeplaudert, weiß auch einige Anekdötchen geſchickt anzubringen, die geeignet ſind, Klemens in der Achtung der Nachwelt herabzuſetzen, ſpielt dann aber ſchließlich den gänzlich objektiven Berichterſtatter, der das leidenſchaftslos gezeichnete Charakterbild ſeines Gegners lediglich zur Bereicherung der allgemeinen Menſchenkunde der Öffentlichkeit übergebe, und — die moraliſche Hinrichtung iſt nach allen Regeln einer berechnenden Bosheit an einem Wehrloſen vollzogen.

Um Varnhagens Darſtellung richtig zu beurteilen, muß man ſich nämlich daran erinnern, daß er ſie erſt dann für die Veröffentlichung zurechtfriſierte, als Brentano und alle, die ihm naheſtanden, längſt die Augen für dieſe Erde geſchloſſen, und nachdem Bettina v. Arnim aus einem durchaus übel angebrachten Vertrauen dem Feinde ihres Bruders wichtige Dokumente ausgeliefert hatte, die Varnhagens Angaben vermutlich recht einſchneidend zu berichtigen geeignet waren. Die ganze Wahrheit über den Vorfall wird man daher wohl nie erfahren, aber glücklicherweiſe haben ſich in neuerer Zeit doch einige Schriftſtücke wieder gefunden, die das Verhältnis der beiden in einem völlig andern Lichte erſcheinen laſſen und uns in den Stand ſetzen, die abſichtlichen Ungenauigkeiten in Varnhagens Bericht an einigen Stellen mit Sicherheit nachzuweiſen.

Brentano ſelbſt ſchildert den Streit unter der durchſichtigen Hülle von Theaterfiguren in der zweiten Faſſung ſeines Dramas „Aloys und Imelde“, die er ſofort in Angriff nahm, als ihm Varnhagen die Handſchrift der erſten geraubt hatte. Das Stück wurde bekanntlich im Jahre 1912 von Agnes Harnack zum erſtenmal veröffentlicht. Der herzloſe, jeglicher edleren Regung unfähige, in ſeinem

Haſſe kalt überlegende Comingo iſt Varnhagen; der ſtets zum Vergeben und Vergeſſen geneigte, nur allzu weiche, deshalb dem rauhen Leben nicht gewachſene Edelmann de Luſſan iſt Brentano. Unter der Madame de Maintenon, die indes ganz im Hintergrund bleibt, birgt ſich die Mittlerin zwiſchen den beiden, der Verſtandesmenſch Rahel. So intereſſant es wäre, dieſe Ähnlichkeiten und Hinweiſe im einzelnen durchzugehen, ſo kann doch das poetiſche Bild, das hier der Dichter von dem Erlebnis gibt, für die Beurteilung des tatſächlichen Vorfalls kaum in Betracht kommen. Deutlicher ſpricht ſich Brentano gelegentlich in Briefen an Freunde aus, gibt aber nirgends eine eingehende Darſtellung des Vorfalls. An ſeine Schweſter Meline ſchreibt er unter dem 8. Dezember 1812: „... ich habe nämlich in dem letzten Jahre zwei Trauerſpiele mit großem Fleiße ausgearbeitet: das liebſte und beſte, ja das vorzüglichſte, was ich vielleicht je geſchrieben oder noch ſchreiben kann, an dem ich an vier Monate Tag und Nacht mit einem mir ſonſt unmöglichen Fleiß und Luſt gearbeitet, iſt mir auf die ſchändlichſte Weiſe von einem niedrigen Heuchler, den ich für meinen Freund hielt, geſtohlen worden. Du kannſt Dir meinen Kummer und Jammer denken, ſo um meine ſchwere und geliebte Arbeit von vier Monaten zu kommen, die ich jahrelang in der Seele ausgearbeitet hatte, ich wußte mich kaum zu faſſen." Mindeſtens ebenſo entrüſtet wie Brentano äußert ſich ſein Freund Achim v. Arnim. Er ſchreibt am 8. September 1812 aus Teplitz an Görres: „Klemens war in außerordentlicher Vorleſetätigkeit, er hat zwei Dramen in aller Wahrheit geſchrieben: ‚Comingo' und ‚Libuſſa'. Das erſte iſt ihm aber auf eine verfluchte Art in der erſten Bearbeitung geſtohlen worden, und die zweite Bearbeitung iſt noch nicht geendigt."

Rahel ſpielt beim Streit der beiden Männer eine ſchwankende Rolle. Wollte ſie unbefangen urteilen, ſo mußte ſie Varnhagen unrecht geben, und ſie tat es auch wohl. Anderſeits hatte Brentano ſie durch einen Brief gereizt, deſſen genaue Faſſung uns zwar nicht bekannt iſt, der aber, aus gewiſſen Äußerungen Rahels zu ſchließen, Beleidigungen für die Empfängerin enthielt. Wenn es wahr iſt, was Varnhagen berichtet, daß Klemens ſchon beim erſten Zuſammentreffen mit ihm die Rahel eine „garſtige, zudringliche Jüdin" genannt hat, ſo läßt ſich wohl annehmen, daß der launenhafte Dichter in ſeinem Briefe an die gefeierte Kulturdame ſelbſt ähnliche Taktloſigkeiten ſich zu Schulden kommen ließ. Rahel hatte über ein früheres Schreiben des rückſichtslos offenen Romantikers an ihren Freund Varnhagen ſehr anerkennend geurteilt und unter anderem geäußert: „Mich intereſſiert ſein Gemüte ſo, und mich dünkt, ich kenne es ſo ſehr, daß ich für mein Leben gern wiſſen möchte, womit Du ihn ſo gekränkt haſt. Auch ſehr meine Art mich auszudrücken, dieſe Stelle. Wenn ich ihm doch die heilende Entſchuldigung unter Deiner Geſtalt hätte machen können!" Doch nun gerät ſie außer ſich vor Ärger, nicht bloß über Brentano, ſondern faſt ebenſoſehr über Varnhagen, da er die Abſendung des Briefes nicht verhindert hatte: „Du mußt aber komplett die Beſinnung verloren haben, daß Du ihn dieſen Brief abſenden ließeſt! So pronierſt Du mich! und ſo läßt Du mich beleidigen, wenn einige Hiebe mich ſchützen können?"

Varnhagen ſah in dieſem Vorwurf eine Mahnung, das bisher Verſäumte nachzuholen; aber es offenbart ſeinen heimtückiſchen Charakter, daß er noch ungefähr zwei Monate lang mit dem nichtsahnenden Dichter freundſchaftlichſt verkehrte, um dann ſchließlich ſich in einer Weiſe an ihm zu rächen, die viel brutaler war, als von Varnhagen ſelbſt in den „Biographiſchen Porträts“ zugegeben wird. „Nun noch zwei Worte über Brentano“, ſchreibt er am 22. Mai 1812 an Rahel. „Ich habe ihm vor vier Wochen zwei gewaltige Ohrfeigen beigebracht. ‚Sie werden gewiß mein beſter Freund‘, rief er mit geſchwollenem Geſicht und wollte mich umarmen; ‚mein Freund Görres hat mir gerade ſo wie Sie ins Geſicht geſchlagen.‘ Er betrug ſich elendiglich, die Ohrfeigen hätte er aber nicht geachtet, wenn ich ihm nicht zugleich ſein handſchriftliches Trauerſpiel ‚Aloys und Imelde‘ konfiſziert und als Pfand ſeiner guten Aufführung zurückbehalten hätte; darüber brach er in den lächerlichſten Jammer aus. Nach einem Jahre kriegt er es wieder, und er fürchtet nur, ſo geſteht er mir, daß ich in der Zeit totgeſchoſſen werden könnte. Seine Niederträchtigkeit ſah er ein und weinte. Er ahndet nicht, daß Du auf ihn erzürnt warſt, es iſt lediglich meine Sache. Da ich ihm riet, er möchte Prag verlaſſen, ſo iſt er ſchleunigſt abgereiſt, damit ihn nicht noch andere prügeln, die ſolchen Vorſatz geäußert haben. Alle Welt in Wien und Prag ruft Beifall über die Züchtigung.“

Es iſt auffallend, daß Varnhagen erſt vier Wochen nach dem Vorfall an ſeine Freundin darüber berichtet. Er mochte ahnen, daß ſein Benehmen ihre Billigung nicht finden werde. Beſonders intereſſant und lehrreich bleibt aber die Gegenüberſtellung dieſer Mitteilungen an Rahel und jener für die Öffentlichkeit beſtimmten in den „Biographiſchen Porträts“, vor allem der Vergleich mit der dortigen Behauptung, daß „die Handlung mehr ſymboliſch als materiell“ geweſen ſei. Dieſe Gegenüberſtellung wäre ſchon an ſich genügend, die Glaubwürdigkeit der Varnhagenſchen Aufzeichnungen bedenklich zu erſchüttern.

Von Rahel beſitzen wir nur eine kurze Äußerung über den für ſie offenbar unerquicklichen Vorfall. Bald nach Empfang des Varnhagenſchen Briefes antwortet ſie verſtimmt: „Von der Sache des Klemens mündlich; es iſt mir ſchrecklich leid.“ Sie war offenbar darüber entſetzt, daß ihre unbedachten Worte eine ſo rohe Auslegung gefunden hatten. In den folgenden Jahren unterhält ſie ſogar einen ziemlich lebhaften Briefwechſel mit Brentano. Doch befriedigt dieſer Gedankenaustauſch ſchließlich beide Teile nicht und wird im Herbſt 1814 abgebrochen, nachdem Klemens durch ihre Vermittlung von Varnhagen endlich die Handſchrift von „Aloys und Imelde“ zurückerhalten hatte. In ſeiner Korreſpondenz ſpricht der Dichter Rahel gegenüber einigemal mit Bitterkeit von ſeinem unedlen, heimtückiſchen Gegner, als er aber im März 1829 in Koblenz nach langen Jahren wieder mit Varnhagen zuſammentrifft, hat er längſt verziehen; der zum Glauben ſeiner Kindheit zurückgekehrte Romantiker hegt keinen Groll mehr gegen den Beleidiger, und der Abſchied klingt friedlich aus.

Agnes Harnack, die in ihrer ausführlichen Einleitung zu „Aloys und Imelde“ in der großen Ausgabe von Brentanos ſämtlichen Werken ſich eingehend mit dem

Zerwürfnis befaßt, kommt auf Grund des ihr vorliegenden Materials zu dem Ergebnis: „Vieles und Wichtiges mag Varnhagen vernichtet haben, als er durch die Güte und Gutgläubigkeit Bettinas den Nachlaß A. v. Armins in die Hand bekam; aber das Vorhandene genügt doch, um Varnhagens eigene Darſtellung ſtark und für ihn wenig vorteilhaft zu korrigieren.“ Sie urteilt daher, die größere Schuld liege zweifellos auf ſeiten Varnhagens, obgleich man zugeben müſſe, daß beide Teile in dieſem Streit eine unrühmliche Rolle ſpielten.

Noch weit ſchärfer geht Reinhold Steig in ſeinem Buche „Achim von Armin und Klemens Brentano“ (Bd I aus „Achim von Armin und die ihm nahe ſtanden“) mit dem ungetreuen Porträtiſten ins Gericht, wenn er S. 295 zu einem nur noch verſtümmelt erhaltenen Briefe des Frankfurter Dichters vom 10. Dezember 1811 bemerkt:

„Dieſes Schreiben Brentanos wie eine Anzahl anderer Briefe weiſen mehr oder weniger große Lücken auf, die durch vorſichtiges Ausſchneiden einzelner Blätter oder Blätterteile, ſeltener durch Worttilgung herbeigeführt worden ſind. War oben S. 122 die Schilderung des jüdiſchen Salons der Madame Levin weggeſchnitten worden, ſo iſt in den aus und nach Prag geſchriebenen Briefen alles vernichtet, was über Brentanos damaliges Verhältnis zu Varnhagen und deſſen Berliner Kreiſen Aufſchluß geben könnte. Dieſe Tat hat Varnhagen ſelbſt begangen, dem Bettina die Papiere ihres Gemahls und Bruders auf Treu und Glauben ausgehändigt hatte. Bettina war unfähig, einen ſolchen Vertrauensbruch für möglich zu halten. Varnhagen konnte nun um ſo beruhigter ſeine Rache an Arnim, Bettina und Klemens üben, indem er jene nachgelaſſenen ‚Biographiſchen Porträts‘ verfertigte, die eine ſcheinheilige Entſtellung der Wahrheit ſind. Es wird einmal das Verhalten Varnhagens zu beſprechen ſein. Hier ſei nur darauf hingewieſen, daß die Prager Briefe Varnhagens an Rahel Levin eine Gehäſſigkeit gegen Brentano überall verraten. Varnhagen kam nach vielen Jahren die Gelegenheit erwünſcht, die Zeugniſſe gegen ſich und diejenigen, zu denen er gehörte, aus der Welt zu ſchaffen. Dabei mußte auch natürlich eine Reihe anderer Mitteilungen zugrunde gehen.“

Damit ſcheidet der einſt ſo überſchwenglich bewunderte literariſche Porträtiſt aus der Reihe der ernſt zu nehmenden Biographen aus. Ein Rechtfertigungsverſuch von ſeiten ſeiner Geſinnungsgenoſſen wurde nicht unternommen und erſcheint auch angeſichts der von Steig beigebrachten Tatſachen ausſichtslos. Gewiß bleibt Varnhagen für uns nach wie vor der rührige Sammler und Herausgeber, der talentvolle, feinfühlige Nachahmer auf den verſchiedenſten Arbeitsgebieten des Geiſtes, der Meiſter äußerer Korrektheit, Glätte und Maßhaltung in Stil und Sprache; aber als Dichter fehlte ihm die Eigenart, als Staatsmann der Weitblick, als Gelehrten die Gewiſſenhaftigkeit und als Charakter — die ſittliche Größe.

Alois Stockmann S. J.

Besprechungen.

Theologie.

Religion und Religionen im Weltkrieg. Auf Grund des erreichbaren Tatsachenmaterials dargestellt von Dr Georg Pfeilschifter, Professor für Kirchengeschichte an der Universität Freiburg i. Br. 8° (VIII u. 116 S.) Freiburg 1915, Herder. *M* 1.40; geb. in Pappband *M* 1.80. — La Question Religieuse en France pendant la guerre de 1914. Documents. Par Vte Maurice de Lestrange. 1. Série: Août-Septembre-Octobre 1914. 2. edit. 8° (93 S.) Preis 0.80. 2. Série: Novembre-Décembre 1914. (159 S.) Preis 1.— Paris, Lethielleux.

Der Krieg von 1914/15 ist bisher eine ununterbrochene Reihe von Überraschungen gewesen. Und selbst die Historiker der Zukunft werden trotz des überlegenen Blickes, den die Entfernung und die jetzt noch völlig dunkle Entwicklung der Dinge ihnen geben werden, immer noch Mühe genug haben, den Riß zu verstehen, den dieser Krieg in die Geschichte der abendländischen Völkerwelt gebracht hat. Und erst wir, die Zeitgenossen, die von den Ereignissen qualvoll hin und her gezerrt werden, wie sollten wir zu einer geklärten und befriedigenden oder gar abschließenden Anschauung gelangen können? Wir können nicht viel mehr tun, als fleißig und geduldig an der Sammlung, Sichtung und Prüfung der Tatsachen- und Stimmungsberichte zu arbeiten.

Für das religiöse Problem dieses Krieges — eines der dunkelsten — hat ein Berufener, der Kirchenhistoriker Dr Georg Pfeilschifter in Freiburg i. Br. einiges Material zusammengestellt. Die Ereignisse sind „bis Ende Februar verfolgt". Selbstverständlich ist das erreichbare Material, besonders soweit das feindliche Ausland in Frage kommt, sehr spärlich. Und dieses Wenige ist noch getrübt durch die Stimmungsnebel, die jetzt noch auf allen Gemütern diesseits und jenseits der Fronten lagern. So mußte Prof. Pfeilschifter in weitgehendem Maße Zeitungsnotizen heranziehen, und wir alle wissen es, welche unüberwindlichen kritischen Schwierigkeiten gerade jetzt der Verwertung des Zeitungsmaterials entgegenstehen. Darum ist auch der Wert des hier vorliegenden Materials, soweit es sich auf Zeitungsberichte und Zeitungsberichterstatter stützt, recht gering. Von größerer Bedeutung sind die Berichte der Feldgeistlichen und zum Teil auch die Feldbriefe der Soldaten. Als historisch völlig einwandfreie Quellen bleiben eigentlich nur die offiziellen Kundgebungen übrig, besonders von seiten des Papstes, der Bischöfe, der weltlichen Fürsten und Regierungen.

Prof. Pfeilschifter hat seinen Stoff in zwei sich leicht und natürlich ergebenden Teilen untergebracht. Der erste Teil schildert „die Religion in ihrer Betätigung

als religiöses Leben im Felde und zu Hause". Die Anordnung folgt hier naturgemäß den einzelnen Ländern. Im zweiten Teil wird „die Wechselwirkung der verschiedenen Religionen bzw. Kirchen und Konfessionen während des Krieges" dargestellt. Hier kommt zur Sprache: „das übernationale Papsttum", „die christlichen Konfessionen in Deutschland", „die orthodoxe Kirche in Österreich-Ungarn", „der Islam im heiligen Krieg", „die christlichen Missionen".

Im Schlußwort werden die Ergebnisse kurz zusammengefaßt, und trotz der Unzulänglichkeit des erreichbaren Materials können doch die folgenden Sätze im wesentlichen als gesichert gelten: Die verschiedenen Religionen und Konfessionen „haben als Motiv für die Entstehung des Krieges nirgends gewirkt. Für keine Nation ist der Krieg ein Religionskrieg, auch nicht für die Türkei. Die gleichen Religionen bzw. Konfessionen sind ebensowenig ein einigendes Band gewesen, als ihre gegensätzliche Verschiedenheit ein trennendes Hindernis war". „Überall aber spielt doch die Religion als religiöses Leben sowohl im Felde als bei den Nichtkämpfenden zu Hause eine zum Teil sehr bedeutende Rolle. In jeder Nation werden die religiösen Kräfte teilweise in sehr hohem Maße beigezogen und ausgenützt, wohl bei keiner Nation so stark wie bei uns. Wir müssen uns aber hüten, aus diesem Tatbestande voreilige Schlüsse zu ziehen über eine religiöse Neugeburt des ganzen deutschen Volkes."

Der negative Eindruck überwiegt in dem Werke eines französischen Sammlers, des Vic. Maurice de Lestrange, der eine ähnliche Materialiensammlung herausgibt, allerdings nur für Frankreich. Ihm ist das etwas pessimistische Resultat, zu dem er gekommen ist, zum Anlaß geworden, seiner Dokumentensammlung sogar einen polemischen, auf die „Kulturkämpfe" der Zukunft vorbereitenden Zweck zu geben. In der Einführung zum ersten Bändchen geht er von der Trêve aus, in der die religiösen Kämpfe seines Vaterlandes vorläufig beigelegt sein sollen, und knüpft daran die etwas bittern Bemerkungen: „Ohne Zweifel ist ein Waffenstillstand nicht selten der Anfang eines dauernden Friedens, und es dürfte wohl keinen Katholiken geben, der dies Ziel nicht ersehnt. Allein nach Erfahrungen zu urteilen, muß man fürchten, daß die Einheit aller Franzosen an dem Tage dahin ist, an dem man den Donner der Kanonen nicht mehr vernimmt.... Es ist darum sehr zu besorgen, daß sich die Katholiken auch nach dem Kriege der vollen Freiheit nicht erfreuen dürfen, die ihnen von Rechts wegen gebührt. Wenn sie dann zur Selbstverteidigung gezwungen sind, werden sie Tatsachen und Dokumente benötigen, um sich zu unterrichten und zu sichern. Diese zu bieten ist der Zweck dieser Schrift und derer, die folgen."

Die Sammlung der für „die religiöse Frage in Frankreich während des Krieges von 1914" bedeutungsvollen „Dokumente" geschieht in einer zwanglosen Reihenfolge von Heften, deren bis jetzt zwei erschienen sind. Sie umfassen die Kriegsmonate von 1914. Die Dokumente selbst bestehen in Kundgebungen der Regierung, Zirkularen der Minister, bischöflichen Schreiben und in Leitartikeln und Äußerungen der größeren Blätter aller Parteirichtungen und einzelner kirchlicher Wochenschriften. Über die meisten der offiziellen Dokumente sind seinerzeit auch in den deutschen Blättern kürzere oder längere Artikel erschienen, so besonders

über die „Rückberufung" der religiösen Genossenschaften, die Verteilung von Medaillen, die Anstellung von Feld- und Lazarettgeistlichen, die Vornahme öffentlicher Kulthandlungen usw. Diese Aktenstücke besitzen tatsächlich einen geschichtlichen Wert für die französische Kirchenpolitik. Die Leitartikel der französischen Journalisten dagegen haben höchstens ein gewisses Gegenwartsinteresse.

P. Lippert S. J.

Lehrbuch des katholischen Kirchenrechts von Dr Johannes Baptist Sägmüller, Professor der Theologie an der Universität Tübingen. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. 2 Bde gr. 8° I (XIV u. 508); II (VIII u. 520) Freiburg i. B. 1914, Herder. *M* 17.—; in Leinw. *M* 20.—

Die Vorzüge der früheren Auflagen[1] des ausgezeichneten Lehrbuches sind erhalten und in der dritten Auflage noch mehr zur Geltung gekommen. Die beträchtliche Vermehrung des Umfangs, die eine Verteilung auf zwei Bände ratsam machte, ist durch die zahlreichen kirchenrechtlichen Bestimmungen der letzten Jahre und durch die sorgfältige Erwähnung der in Betracht kommenden Literatur gegeben. Gerade durch die Literaturvermerke ist Sägmüllers Lehrbuch ein recht brauchbares Nachschlagewerk.

Während diese Zeilen geschrieben werden, schallt von Belgien der Geschützdonner nach Holländisch-Limburg herüber. Er lenkt die Aufmerksamkeit auf das Kapitel über den Kriegsdienst der Kleriker, Bd I S. 219 f. Von früh an hat die Kirche jene, die menschliches Blut auch ohne sittliche Verschuldung vergossen hatten, vom Klerikalstand ausgeschlossen. Das kirchliche Recht begreift unter diesem Ausschließungsgrund, dem „Mangel an Herzensmilde", die Beteiligung an einer durch die öffentliche Autorität erfolgten Tötung und die Teilnahme am Krieg. Die ältere Lehre hat durch Unterscheidungen zwischen gerechtem und ungerechtem, Angriffs- und Verteidigungskrieg im Anschluß an das Dekretalrecht den letztgenannten Grund genauer bestimmt. Die alten Regeln entbehren jedoch zum Teil der Anwendbarkeit auf die heutigen Verhältnisse. „Bei der allgemeinen Wehrpflicht", schreibt Sägmüller, „werden die Kommilitonen wohl nicht irregulär, da sie kämpfen müssen". Diese durchaus begründete Auffassung hat, wie mir scheint, durch die Entscheidung der Pönitentiarie vom 18. März 1912 (S. 220 Anm. 3) und neuerdings durch die Kongregation für Verwaltung der Sakramente 11. Februar 1915 (Acta Apost. Sed. VII 97) die Bestätigung erhalten.

Jos. Laurentius S. J.

Palästina und Syrien. 5. Auflage, mit 10 Karten, 17 Plänen und 2 Abbildungen. Meyers Reisebücher. 1. (XII u. 307) Leipzig und Wien 1913, Bibliographisches Institut. — Die neutestamentlichen Lokaltraditionen Palästinas in der Zeit vor den Kreuzzügen. I. Von Dr Gustav Klameth, Privatdozent in Olmütz. (Neutestamentliche Abhandlungen. Herausgegeben von Prof. Dr M. Meinertz, Münster i. W. 5. Band. 1. Heft.) 8°

[1] Vgl. diese Zeitschrift LXI 415; LXII 449; LXVIII 93 (1. Aufl.); LXXVI 554 (2. Aufl).

(XII u. 152, mit 4 Plänen) Münster i. W. 1914, Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung. *M* 4.50 — Jerusalem. „Da du diese Wege gingest ..." Von M. Reynes Monlaur. Preisgekrönt von der französischen Akademie. Mit einem Vorwort von Kardinal de Cabrières, Bischof von Montpellier. Berechtigte, nach der 18. Auflage des Originals bearbeitete deutsche Ausgabe von Ludwig Klinger. 8° (X u. 262) Trier, Petrusverlag. *M* 3.—

Die neue Ausgabe des Meyerschen Führers durch Palästina hält sich innerhalb der alten Grenzen. Der Reisende, der in Gesellschaft reist und den gewöhnlichen Straßen folgt, soll durch das Büchlein die notwendige, aber auch genügende Orientierung erhalten. Diesem Zweck dient namentlich die Einleitung (S. 1—91), die dem Reisenden in allen praktischen Fragen die besten Dienste leisten wird. Die Tafel der türkischen Münzen ist eine recht willkommene Beigabe der neuen Auflage, und wie das ganze Kapitel „Münzwesen" sorgfältiger Beachtung wert. Die Charakteristik des Orients und seines Lebens ist durchweg gut getroffen und verrät wahre Sachkenntnis.

Der beschreibende Teil zeigt überall die Spuren der Neubearbeitung. Was die Palästinaforschung der letzten Tage geleistet, die zahlreichen Forschungen und Ausgrabungen, sind wenigstens kurz namhaft gemacht. So die Grabungen von Gezer, Tell Taannak, Tell el Mutesſellim, Jericho, Sebastije, Tell Hum. Die Angaben sind leider sehr dürftig und geben keinerlei Bild der gewonnenen Ergebnisse und der Bedeutung der alten Bauten. Über das jedem Leser bekannte Jericho hätte doch etwas mehr gesagt werden sollen, nur die Grundmauern der alten Stadt sind erwähnt. Bei einer folgenden Ausgabe könnte in dieser Hinsicht mehr geschehen. Ebenso dürfte eine größere Gleichmäßigkeit in der Behandlung erstrebt werden. Die Stephanskirche der Dominikaner in Jerusalem wird nicht einmal dem Namen nach erwähnt, nur auf Reste einer Kirche mit gut erhaltenem Mosaikboden ist hingewiesen. Auch der École biblique der Dominikaner wird mit keinem Worte gedacht. Die wissenschaftlichen Institute dürften trotz des mehr praktischen Zweckes des Führers mehr gewürdigt werden. Die alten und jüngeren Überlieferungen des Heiligen Landes sind im allgemeinen richtig verzeichnet und verständig beurteilt.

Von Versehen ist der schwer verständliche Druckfehler Lk 19, 41 statt Lk 24 51 (S. 150) zu nennen. Bei der Beschreibung des Gartens Gethsemane wird der katholische Leser in den 14 Passionsbildern, die im Innern des Gartens an der Umfassungsmauer angebracht sind, sofort die 14 Kreuzwegstationen erkennen (S. 142). Auffällig ist die Ausdrucksweise S. 193. Hier wird des Jairus gedacht, „dessen Töchterlein Jesus heilte". Die Evangelisten drücken sich etwas anders aus.

Die neutestamentlichen Lokaltraditionen des Heiligen Landes unterzieht G. Klameth einer historisch-kritischen Prüfung, vorerst nur für die Zeit vor den Kreuzzügen. Es war keine verlockende Aufgabe, diesen zum Teil wenig ansprechenden und stark verwilderten Überlieferungen nachzugehen und deren Entstehen begreiflich zu machen. Die Ergebnisse bleiben bei der Dürftigkeit der

alten Nachrichten häufig zweifelhaft, und trotz der vom Verfasser geübten Vorsicht und Zurückhaltung ist für die Beurteilung noch ein weiter Spielraum offen. Die entsagungsvolle Arbeit wird darum eine vollständige Würdigung und Anerkennung des hingebenden Eifers und der wissenschaftlichen Behandlung nur in dem engeren Kreis der Gelehrtenwelt erwarten dürfen. Diese wird aber mit ihrem Danke nicht zurückhalten.

Nicht der Wissenschaft soll das Buch „Jerusalem" der Französin M. Reynes Monlaur dienen. Verständnis will es wirken für die heiligen Stätten des Orients, für das Land und sein Leben, für die heilige Stadt und ihren Tempel. Die Tage Christi sollen wieder erstehen, die Zeit mit ihren Menschen und Charakteren, mit ihrem religiösen Denken und Sehnen, mit ihrem Treiben und Streben, (und das) alles in dem Lichte und in den Farben des Morgenlandes. Vertrautheit mit der Geschichte, mit dem Leben und den Sitten des Landes, dazu eine wahrhaft künstlerische Begabung wirken zusammen, jene geheimnisvolle Vergangenheit wieder Leben gewinnen zu lassen und den Leser so gefangen zu nehmen, daß er sich in die Tage Christi zurückversetzt fühlt und das Jerusalem zu schauen vermeint, wie es war, da „Er diese Wege ging". Wer einmal den Orient gesehen, der durchlebt beim Lesen des Buches, was er früher geschaut, und wenn auch die hergebrachten Überlieferungen nicht erst kritisch gesichtet, sondern so, wie sie vorliegen, verwertet werden, so wird dadurch die Lebensfrische und Anschaulichkeit der Darstellung und damit die Freude an dem Buche kaum beeinträchtigt.

A. Merk S. J.

Kunstgeschichte.

Sehen und Erkennen. Eine Anleitung zu vergleichender Kunstbetrachtung. Von Paul Brandt. Mit 416 Abbildungen und einer farbigen Tafel. Zweite Auflage. (11.—18. Tausend.) 8° (272) Leipzig 1913, Hirt & Sohn. Geb. *M* 5.— — Museumsgänge. Eine Einführung in Kunstbetrachtung und Kunstgeschichte. Von Hans Löschhorn. Mit 271 Abbildungen, darunter 8 in farbiger Wiedergabe. Dritte Auflage. Lex.-8° (272) Bielefeld u. Leipzig 1914, Velhagen & Klasing. Geb. *M* 4.50 — Matthias Grünewald. Von H. H. Josten. [Künstler-Monographien Nr 108.] Mit 78 Abbildungen, darunter 6 mehrfarbigen Einschaltbildern. Lex.-8° (94) Bielefeld u. Leipzig 1913, Velhagen u. Klasing. Geb. *M* 4.— — Kleine Velazquez-Studien. Von Dr Aug. L. Mayer. Mit 15 Tafeln. 8° (60) München 1913, Delphin-Verlag. *M* 5.—; geb. *M* 6.— — Die deutsche Malerei im 19. Jahrhundert. Von Dr Richard Hamann. Mit 257 Abbildungen. kl. 8° (358 Text- und 162 Bildseiten.) Leipzig 1914, Teubner. Geb. in Halbpergament *M* 6.— — Das Buch Ruth. 6 Kupfer nach Joseph Ritter v. Führich. [4. Mappe der Sammlung „Religiöse Kunst".] 4° Stuttgart, Seifert. *M* 1.50

Das Buch „Sehen und Erkennen" von Paul Brandt hat bereits einen weiten Weg gemacht. In kaum drei Jahren wurde eine Auflage von 10000 Exemplaren

abgesetzt, ein Beweis, daß das Werk so seine Eigenart hat, der andere Bücher ähnlicher Art keine Konkurrenz machen können. In der Tat gibt es kein Werk, das so sehr geeignet ist, in eine verständnisvolle Kunstbetrachtung einzuführen, wie gerade dieses. Wer einmal Wölfflin gehört hat, weiß schon nach der Lektüre der ersten Seiten, daß sich der Verfasser ganz die Methode dieses hervorragenden Universitätslehrers angeeignet hat, die vor allem in Vergleichen besteht. Beispiel und Gegenbeispiel oder auch Parallelbeispiel werden stets gegenübergestellt und die Formeigenheiten untersucht. Und das geschieht in unserem Buche in einer so vorzüglichen und mustergültigen äußeren Anordnung, daß je zwei Seiten nach Bildern und Text ein abgeschlossenes Ganze bilden. Wer jeden Tag auch nur zwei solcher Seiten überliest und überdenkt, wird sehr bald eine Zunahme seines ästhetischen Seh- und Empfindungsvermögens wahrnehmen können. Mehr brauchen wir zum Lobe dieses vortrefflichen Buches nicht zu sagen.

Der Titel des Buches „Museumsgänge" ist nicht wörtlich zu verstehen. Das „Museum", von dem der Verfasser spricht, existiert nur in der Idealordnung: es ist nichts anderes als die Welt-Kunstgeschichte in ihrem ganzen Umfang. Daß hierbei in einem Buch von 270 reich illustrierten Seiten trotz des zumeist sehr kleinen Druckes nur das Wichtigste gestreift werden konnte und eine gewisse Oberflächlichkeit nicht zu vermeiden war, bedarf für den, der dieses „Museum" einigermaßen kennt, keiner besondern Hervorhebung. So betrachtet das Buch auch mehr eine Popularisierung der Kunst als seine Aufgabe, und es läßt sich nicht leugnen, daß der Verfasser diese Aufgabe glücklich gelöst hat. Indem er den gesamten Stoff um einige der bedeutendsten Meisterwerke herum gruppiert hat, ist für Übersichtlichkeit und leichte Lesbarkeit gesorgt. Bei dem erstaunlich billigen Preis verdient das Buch vollauf die Beachtung, die es bereits gefunden hat.

Bei der heutigen Vorliebe für Ausdruckskunst und malerische Qualitäten der Bilder konnte es nicht ausbleiben, daß man Matthias Grünewald wiederum dem Dunkel der Vergessenheit entriß, in das ihn die früher allzu einseitige Schönheitskultur gebracht hatte. Man wird dem Meister in der Tat nicht gerecht, wenn man mit dem Maßstab der klassischen Schönheit, der Lessingschen Kunstregeln an ihn herantritt. Für ihn gab es nur eine Kunst: das innerlich Erlebte zum malerischen Ausdruck zu bringen. Es ist mit Grünewald ganz ähnlich wie mit dem Spanier-Griechen Greco. Für beide gab es keine konventionelle Formgebung; sie bildeten sich ihre eigene Form von innen heraus. Mit Recht sagt darum Josten: „Die diese Sprache hören, empfinden ihre Gewalt, mögen sie ihr freudig ihr Ohr leihen oder sich von ihr als ihrem eigenen Wesen fremd abwenden." Grünewald kann in seinem krassen Naturalismus geradezu brutal sein, auf feinnervige Menschen nimmt er keine Rücksicht; seine Kreuzbilder mit dem zerschlagenen, zerschundenen Erlöserleib wirken erschütternd. Alles ist bei dem Maler auf inneren Ausdruck und Farbe hin gesehen, aus der Farbe heraus komponiert. Jostens Monographie hat die künstlerischen Probleme, die das Lebenswerk Grünewalds aufgeworfen hat, sehr glücklich behandelt, und man wird sein Buch nicht ohne großen geistigen Gewinn aus der Hand legen. Die äußere Ausstattung ist von der bekannten Güte dieser Sammlung.

Der unermüdliche, in der spanischen Kunstgeschichte wie kaum ein zweiter erfahrene Verfasser Dr Aug. Mayer bietet in dem Buche über Velazquez einige sehr bemerkenswerte Ergebnisse seiner Forschungen. Außer den vielen Fragen nach der Eigenhändigkeit gewisser dem großen Meister zugeschriebenen Werke ist es besonders die genaue Chronologie der Velazquez-Bilder, die der kunsthistorischen Forschung noch viele Rätsel zu lösen gibt. Für die Eigenhändigkeit der beiden strittigen Bildnisse Philipps IV. und des Herzogs von Olivares, die sich bis vor wenigen Jahren im Besitze der Herzogin von Villahermosa befanden, bringt Mayer eine Reihe von Gründen und weist den beiden Bildern einen chronologisch festbestimmten Platz an. In einem weiteren Kapitel behandelt der Verfasser das Münchener Reiterbildnis des Olivares, das Justi im Gegensatz zur fast allgemeinen Meinung der Kunstgelehrten für echt hält. Im Katalog der Bibliothek ist es Mazo zugeschrieben; Mayer neigt dazu, es für eine vlämische Kopie zu halten. Das Urbild, das dem von Hermann Paneels 1638 gestochenen Porträt des Olivares zugrunde lag und von Justi als verschollen bezeichnet wurde, glaubt der Verfasser mit Recht in dem miniaturmäßigen Porträt im Königl. Schloß zu Madrid gefunden zu haben. Des weiteren werden verschiedene Bildnisse der Infantin Maria Theresia durchgesprochen und bezüglich eines derselben im Wiener Hofmuseum die Ansicht korrigiert, die der Verfasser in seiner Geschichte der spanischen Malerei ausgesprochen hatte. Im Schlußkapitel wird die Frage untersucht, in welchen Werken des Meisters man eine Darstellung seiner Gattin erkennen müsse. Nach dem Verfasser sollten ihre Gesichtszüge in der sog. Sibylle des Prado verewigt sein. Das vom Verlag vorzüglich ausgestattete Werk sei Freunden der spanischen Kunstgeschichte bestens empfohlen. Unpraktisch ist die Verteilung der Anmerkungen an den Schluß der einzelnen Kapitel.

Hamanns Werk über die deutsche Malerei im 19. Jahrhundert wurzelt in der Berliner Jahrhundertausstellung vom Jahre 1906. Schon damals enthüllte sich dem Verfasser eine gewisse periodisch eintretende Ablösung des malerisch-ruhigen Stils durch den flatternden impressionistischen, dem hinwiederum eine besondere Pflege des Monumentalstils folgte. Diese Erkenntnis hat sich durch vertiefte Studien noch gefestigt, und das früher zusammenhanglos Scheinende fügte sich dann wie von selbst dem Rhythmus der Entwicklung ein. Im Aufdecken dieser großen Zusammenhänge liegt der Wert dieses Buches, das die einzelnen Künstler nicht als gesonderte Individualitäten betrachtet, sondern als Kettenglieder einer zusammenhängenden Entwicklung. Leider finden wir in dem Buche neben vielem, was uns aus dem Herzen gesprochen ist, wie z. B. die von sittlichem Ernst getragenen Ausführungen über den Highlife-Idealismus gewisser moderner Künstler, auch anderes, was vom Standpunkt des Protestanten ja verständlich ist, aber beweist, daß der Verfasser dem Katholizismus noch nicht ins Herz geschaut hat, so z. B. wenn er (S. 54) schreibt, „daß das, was den Katholizismus groß gemacht hatte . . ., die Veräußerlichung der Religion war". Der Katholizismus ist eine durchaus innere Religion, und wenn er auch äußere Mittel anwendet, um die Menschen zum inneren Christentum zu führen, so zeigt er nur, daß er die Natur

des Menschen als eine sinnlich-geistige erfaßt hat und daraus die Konsequenzen zu ziehen weiß. Kein Wunder, daß bei einer so falschen Grundauffassung vom Katholizismus die Würdigung der Nazarener zu wünschen übrig läßt und die große Monumentalkunst der Beuroner nicht mit einer Silbe erwähnt wird. Aber nochmals: für den geistig reifen Leser, der selbst kritisches Urteil genug besitzt, bietet das Buch sehr viele treffliche und weit ausschauende Gedanken.

Führichs Mappe „Das Buch Ruth" schließt sich ihren Vorgängerinnen würdig an. Es sind herrliche Bilder des großen Nazareners, stets originell und phantasievoll in der Erfindung, meisterhaft in der technischen Durchführung. Die Wiedergaben in Lichtdruck sind vorzüglich. Sowohl für eigene künstlerische und religiöse Erhebung als zu Geschenkzwecken ist diese Mappe gleich der ganzen Sammlung sehr zu empfehlen.

Joseph Kreitmaier S. J.

Ausländische Literatur.

Die Odyssee als Dichtung und ihr Verhältnis zur Ilias. Von Carl Rothe. 8° (X u. 360) Paderborn 1914, Schöningh. *M* 5.40; geb. *M* 6.40.

„Möchte der Ilias die Odyssee recht bald nachfolgen!" Mit diesen Worten schloß E. Grünwald in der „Monatsschrift für höhere Schulen" (XI. Jahrgang) seine anerkennende Besprechung über C. Rothes 1910 erschienenes Werk „Die Ilias als Dichtung" [1]. Diesen Wunsch hat der bekannte Homerforscher nunmehr erfüllt und damit einen neuen, sehr schätzenswerten Beitrag zur Kenntnis des großen Dichters und seines unsterblichen Werkes geliefert. Nach einer einleitenden Bemerkung über sein Verfahren gibt Rothe im I. Buche eine Analyse der Odyssee. Das geschieht aber nicht in einer trockenen Zerlegung, sondern in einer fließenden Darbietung des Ganges der Handlung, der man nur mit dem größten Genusse folgen kann. Es ist einem zu Mute, als zeigte ein kundiger Führer von ragendem Berggipfel die reizende Fernsicht. Unwillkürlich greift man nach dem altvertrauten Buche, um mit neuer Freude dem ewigjungen Liede des blinden Sängers zu lauschen. Gerne gibt man dem Verfasser zu, daß ein so planmäßig angelegtes Werk nur einen einzigen, und zwar großen Künstler zum Schöpfer haben kann; ja man möchte es dem vorsichtigen Führer fast verübeln, wenn er da und dort eine fremde Einschiebung wenigstens für möglich hält. Im II. Buche bespricht Rothe das Verhältnis der Odyssee zur Ilias. Er vergleicht die beiden Dichtungen nach Inhalt und Form und kommt zu dem Schlusse: Die auffallende Übereinstimmung macht es wahrscheinlich, „daß beide von demselben Dichter geschaffen sind, und zwar zuerst die Ilias, später die Odyssee mit reiferem Kunstverständnis, aber geringerem Pathos" (S. 292). In Verbindung mit der ältesten Überlieferung genügt das, um in Ilias und Odyssee die Werke eines einzigen Dichters zu sehen. In einem Anhange bespricht Rothe die Örtlichkeit der

[1] Besprochen in dieser Zeitschrift LXXXII (1912) 346 f.

Handlung im allgemeinen und den Streit um Leukas-Ithaka im besondern. Auch hier hält er an der alten Überlieferung fest und verwirft die von W. Dörpfeld aufgebrachte Ansicht, nach welcher nicht Thiaki, sondern Leukas das homerische Ithaka sein soll. Seine Ausführungen erhalten dadurch besondern Wert, daß ihm die Prachtwerke von Erzherzog Ludwig Salvator „Sommertage auf Ithaka" und „Wintertage auf Ithaka" zur Verfügung standen. Für die zersetzende Homerkritik, die übrigens doch so ziemlich abgetan ist, hat Rothe harte Worte. Er meint: „Es wird einer späteren Zeit, die von einer gewissen Entfernung aus die geistige Bewegung beobachtet, vorbehalten bleiben, den Zusammenhang zwischen der Homerkritik und der geistigen Überhebung, jenem Dünkel, der alles glaubt viel besser machen zu können als große Geister der Vergangenheit und Gegenwart, genauer festzustellen und in ihren Beziehungen zu erörtern" (S. 301 f). Unsere deutschen Nationalepen, welche manchmal zum Vergleiche herangezogen werden, scheint der Verfasser zu tief einzuschätzen. Auch sie besitzen hohe Schönheiten und kunstvollen Aufbau; wenn sie einmal ebenso eingehend bearbeitet und studiert werden wie die Dichtungen Homers, wird sich das klar zeigen. Auch das Urteil über Volksdichtung (S. 293 ff) scheint mir etwas hart. Doch das sind persönliche Ansichten, welche dem Gesamturteil keinen Eintrag tun, daß alle Freunde Homers dem Verfasser für seine Gabe zu großem Danke verpflichtet sind. Besonders der Lehrer hat hier ein Mittel, die Homerstunde äußerst anregend zu machen, zumal da mehrere sorgfältig gearbeitete Register die Benutzung des Buches erleichtern. Dem rührigen Verlage kann man zu dieser neuen Bereicherung seiner Homeriana nur Glück wünschen.

B. Wilhelm S. J.

Geschichte der französischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Prof. Dr Herm. Suchier und Prof. Dr Adolf Birch-Hirschfeld. Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 169 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Farbendruck, Kupferätzung und Holzschnitt und 13 Faksimile-Beilagen. 2 Bände. Lex.-8° (XI u. 334; IX u. 512) Leipzig und Wien 1913, Bibliograph. Institut; geb. *M* 20.—

Das Werk ist aus der fruchtreichen Auffassung hervorgegangen, daß die geistige Entwicklung eines Volkes, wie sie sich in seinem Schrifttum ausgeprägt hat, nur im Zusammenhang mit seinem politischen und kulturellen Werdegang dargestellt werden kann. Trotzdem führen die Verfasser uns Dichter und Werke nicht als Ergebnis der Umwelt vor. Ihre Literaturgeschichte ist nicht Taines „Herbarium für Geister" mit Angaben von Fundort, Gestalt und Verbreitung und liebevollem Versenken in jede Mißbildung. Trotz moderner und oft recht weitherziger Auffassung sehen die Bearbeiter in den literarischen Erscheinungen Äußerungen freien, sittlichen Wollens und in Tugend und Laster nicht gleich anziehende und gleichberechtigte Produkte wie Zucker und Schwefelsäure. Man freut sich, einem Buche zu begegnen, das nicht nur Eindrücke, sondern auch Urteile, sogar ethischer Natur enthält. Man freut sich über den Charakter, selbst wenn man den Urteilen oft nicht beizupflichten vermag.

Es ist nicht leicht, das Geistesleben eines Volkes in Abschnitte zu zerlegen, die sich wirklich voneinander scheiden. Darum müssen auch äußere Ereignisse als Markſteine dienen. Aber Umgrenzungen wie: Von der Rückgewinnung der Normandie bis zur Thronbesteigung der Valois (1204—1328), oder: Die Zeit Ludwigs XV. bis zum Frieden von Aachen (1725—1750) sind doch zu äußerlich und zwingen, innerlich Zusammengehöriges zu trennen. Wenigstens sollten die getrennt behandelten Züge auch einmal zu einem Gesamtbild zusammengefaßt werden, z. B. bei Mérimée, Vigny, Musset. Die geschichtlichen Angaben überwiegen namentlich bei manchen Kreuzrittern, von deren Dichtungen kaum etwas Bestimmtes oder Erwähnenswertes gesagt werden kann. Pierre von Dreux erhält (I 191) 13 Zeilen, obschon man darin außer seinen Schicksalen nur erfährt, er habe sich im Minnelied versucht, mehrere Tenzonen angeregt, ein religiöses und vielleicht ein volkstümliches Gedicht verfaßt. Dagegen wird die Chronik Villehardouins, des Vaters der französischen Geschichtschreibung auffallend kurz abgemacht. Überhaupt treten in dieser Literaturgeschichte sonst allgemein in den Vordergrund gerückte Persönlichkeiten hinter andere bisher weniger genannte zurück. Beim Lyriker Karl von Orleans, der in der Schlacht bei Azincourt ergriffen und 25 Jahre in England gefangen gehalten wurde, wird in der Besprechung seiner Gedichte erwähnt, in einigen habe seine Sehnsucht nach der Heimat rührenden Ausdruck gefunden. Viel besser würde er und die seichte, unpersönliche Lyrik seiner Zeit durch die Bemerkung charakterisiert, daß dieser unermüdliche und gefeierte Verfasser zierlicher Verse über Frühling und Liebe für seinen ermordeten Vater, seine aus Gram über dessen Tod gestorbene Mutter, seine belagerte Stadt und deren Befreierin Jeanne d'Arc und das ganze Unglück Frankreichs im Hundertjährigen Kriege kein Wort findet. In der Darstellung der neueren Zeit müßte neben den Werken das Lebensbild der Schriftsteller um so bestimmter in den Hauptumrissen erscheinen, als die Dichtung stärkere persönliche Züge und sogar die Sprache politischer Leidenschaft annimmt. V. Hugos Châtiments, in denen der würdige und auch prachtvolle Ausdruck edler Entrüstung mit widerlichem Schimpfen abwechselt, versteht man erst, wenn man seinen Zorn darüber kennt, daß ihm der erhoffte Ministerstuhl entging. Von Lamartines Méditations heißt es (II 334), daß für sie „kein Verleger zu finden war: der Dichter mußte das schwache Bändchen auf eigene Kosten drucken lassen". Das ist die alte Legende. Aus Lamartines Leben weiß man, wie gut er und seine Freunde auch den glänzenden Erfolg des Bändchens vorbereiteten.

Trefflich und mit wohltuender Zurückhaltung gegenüber allerhand Entstehungstheorien ist das altfranzösische Epos ausgearbeitet. Mit der allgemeinen Angst vor dem Weltende im Jahre 1000 (I 103) ist nichts zu erklären. Das ist eine Sage (vgl. diese Zeitschrift XLVIII 469 ff). Die Beiwörter kraftvoll, packend, anziehend erzwingen nachgerade ein Lächeln durch die Sicherheit, mit der sie bei den Erzeugnissen eines jeden liederlichen Subjekts erscheinen, das „die Schäden der Kirche aufdeckt". „Ohne Zweifel war Marot ein aufrichtiger Protestant" (II 10), ist eine unerwiesene Behauptung (vgl. Brunetière, Hist. de la

litt. franç. classique I 99 ff). Margarete von Navarra war weder katholisch noch protestantisch; ihre ganze Religion war ein Gefühlsmystizismus. Die Darstellung der provenzalischen Literatur ist langatmig, sehr anziehend und lehrreich die der Entwicklung des Dramas in Mittelalter und Neuzeit. Bei Corneille sollte die Bewunderung für sittliche Größe als die seinen Hauptwerken eigene dramatisch wirkende Kraft hervorgehoben werden. Gassendi, der Vertreter des epikureischen Sensualismus, wird (II 95) mit Unrecht zum Jesuiten gemacht. Seit Cousin und Nisard war es 50 Jahre hindurch Mode, die Ordnung, Klarheit, Einfachheit und alle Züge der klassischen Periode bis zum gesunden Menschenverstand einschließlich von Descartes abzuleiten. Diese maßlos übertriebene, selbst noch von Doumic in der Catholic Encyclopedia betonte literarische Bedeutung des Philosophen ist in vorliegendem Werk auf ihr bescheidenes Maß zurückgeführt. „Das wichtigste ist, daß er überhaupt in seiner Muttersprache geschrieben hat" (II 94). Aber warum werden ihm doch noch über vier Seiten gewidmet? Etwa weil er den Beifall der Jansenisten fand?

In der Tat hat es der Jansenismus Prof. Birch-Hirschfeld, dem Bearbeiter der Neuzeit, angetan. So frei er sich sonst Blick und Urteil wahrt, hier wiederholt er unentwegt die ungerechtesten und hundertmal widerlegten Anklagen gegen Kirche und Jesuiten. Hier verläßt er sogar seine Aufgabe und sein Gebiet, und mit der „weltmännischen Sorglosigkeit" in theologicis, die er an Pascal rühmt, gerät er in dogmengeschichtliche Erörterungen und Entgleisungen wie folgende: „Einst war die strengere Lehre dieses Kirchenvaters (Augustin) für rechtgläubiger erklärt worden als die des Pelagius, aber in der Anwendung auf das Leben hatte sie sich nicht als brauchbar erwiesen. Die Kirche, die sich im Besitze der Gnadenmittel sah und über die Verdienstlichkeit der Werke zu befinden hatte, wußte mit der Vorherbestimmung des Menschen für die Seligkeit oder die Verdammnis wenig anzufangen. Auch hatte Calvins Abfall gezeigt, wohin die Lehren Augustins führen konnten" (II 96). Übertreibungen wie: „Die oft die Grenzen der Albernheit und Verrücktheit überschreitende spitzfindige Rabulisterei Escobars und anderer Väter der moralischen Kasuistik" (II 102), verstoßen auch gegen wissenschaftliche Form und guten Geschmack. In langer, feierlicher Periode wird ebenda die Gesellschaft Jesu verantwortlich gemacht „für alle jene Traktate ... die jede unsittliche Handlung, ja selbst die schlimmsten Verbrechen straflos erscheinen lassen". Wie mancher noch unerfahrene brave Student und biedere Laie, der das Werk liest, wird sich über solche Ungeheuerlichkeiten jesuitischer Moralisten baß entrüsten, ohne sich zu vergewissern, ob sie auch wahr sind. Pascal natürlich hat nach dem Verfasser „die Angelegenheit" in den Provinzialbriefen „in gründlicher Weise" behandelt. So gründlich, daß schon Racine, Schüler und Freund von Port-Royal, in ihnen Komödien sah und daß selbst Voltaire schrieb: „Il est vrai que tout le livre portait sur un fondement faux ... Mais il ne s'agissait pas d'avoir raison, il s'agissait de divertir le public." Doch verlieren wir darüber kein Wort mehr! Derselbe Voltaire nennt Boileaus zwölfte Satire, L'Équivoque, „la triste Équivoque", und nach Sainte-Beuve ist sie

„une mauvaise satire“. Trotzdem wird sie vollinhaltlich angeführt und dann die letzte (12.) Epistel hervorgehoben, da auch aus ihr „dieselbe jesuitenfeindliche Gesinnung spricht“. Der Verfasser gesteht zwar: „Die Poesie kommt freilich gegen die Theologie in Boileaus letzter Epistel zu kurz“, aber sie „ist ein Widerhall von Pascals Provinzialbriefen“. Damit verdient sie ehrenvollste Erwähnung in der Literaturgeschichte. Leider kommt die Theologie der Epistel auch nicht weit. Boileau wärmt nur das Sophisma des zehnten Provinzialbriefes auf! Die Jesuiten lehrten mit der Kirche, daß zum gültigen Empfang des Bußsakramentes die vollkommene Reue oder Liebe nicht notwendig sei. Pascal hatte diese Lehre in eine allgemeine Dispens, Gott überhaupt zu lieben, verdreht und sich dann zu gewaltiger Entrüstung erhoben!

„Racine ist Jansenist, Corneille Molinist“ (II 173). Warum hat doch La Bruyère diesen gewiß tiefgehenden Unterschied nicht in die berühmten Gegensätze seines Doppelbildes der beiden Dichter aufgenommen? Racine blieb der dankbare Freund seiner jansenistischen Lehrer, aber nichts beweist einen Einfluß der Sekte auf seine katholische Überzeugung und Haltung. Noch ein Jahr vor seinem Tode hat Racine selbst in einem Brief an Frau von Maintenon (4. März 1698) die Behauptung, er sei Jansenist, für eine Verleumdung erklärt und sich auf seinen ihr so gut bekannten kindlichen Gehorsam gegen die Lehre und die Vorschriften der Kirche berufen — une soumission d'enfant pour tout ce que l'Église croit et ordonne, même dans les plus petites choses — und dann hat er die Darlegung seiner freund- und verwandtschaftlichen Beziehungen zu Port-Royal, wo er ja auch begraben zu werden wünschte, mit den Worten beschlossen: Voilà tout mon jansénisme. Wer wird ihn der Unaufrichtigkeit, der Lüge überführen? „Corneille ist Molinist. Corneille glaubt an die Kraft des menschlichen Willens, die Versuchung zu besiegen, Racines Helden besitzen nur eine Tugend, ‚die der Schwäche fähig ist‘.“ Und deshalb muß der eine Molinist, der andere Jansenist sein? Gewiß, denn „der Molinist glaubt, daß der Mensch durch die Gabe seines freien Willens sich aus der Verstrickung der Sünde befreien könne; der Jansenist lehrt, daß der Mensch sich durch eigene Kraft vom Unheil nicht zu erlösen vermöge, wenn ihm die Gnade fehle“ (II 173). Kein Katholik, auch nicht Corneille oder Molina, glaubt, daß der Mensch sich durch seinen Willen allein, ohne die Gnade, von der Sünde befreien könne; er glaubt aber, daß die Gnade ihm die Freiheit nicht benimmt, während der Jansenist die Freiheit leugnet und die „Schwäche“ nur durch das Fehlen der nötigen Gnade erklärt.

Bossuets Geist und Glaube bedurften schwerlich der Einwirkung des Polybius, um in der Geschichtsdarstellung auch menschliche Beweggründe und Ursachen zur Geltung kommen zu lassen. Der Glaube an die göttliche Weisheit enthebt Bossuet und seinen christlichen Leser auch der Sorge vor „störenden coups de providence“ und bewahrt davor, ihr Wirken mit den coups de théâtre zu vergleichen (II 143). Im Meisterwerk französischer Prosa, der Histoire des variations des églises protestantes, „bewies er [Bossuet] ihnen

[den Protestanten] aus ihren eigenen Zeugnissen die Unbeständigkeit, Wandelbarkeit und Unsicherheit ihrer Meinungen und Lehren und zeigte ihnen in der ehrlichen Selbsttäuschung innerlich erlebten Glaubens die Festigkeit, Einheit und Beständigkeit der auf den Felsen Petri gegründeten Kirche.... Die protestantischen Widersacher haben selbst Bossuets Ehrlichkeit, Gründlichkeit und Zuverlässigkeit [trotz seiner Selbsttäuschung?!] anerkannt.... Sicher ist, daß seine Annahme der Einheitlichkeit und Unveränderlichkeit der römischen Kirche geschichtlich unhaltbar war". Denn „die Einheit", sei Bossuet entgegnet worden, „werde nur dadurch aufrecht erhalten, daß man diejenigen, die besondere Meinungen haben, hinausdränge" (II 145 f). Also — gab es in der Kirche keine Einheit!? Viel solider ist nach dem Verfasser die sonst in der Literaturgeschichte kaum erwähnte, selbst in Petit de Julleville Werk nur in einer Anmerkung untergebrachte lateinische Gallia orthodoxa Bossuets. Sie „ist eine ausführliche, gründliche und gelehrte Widerlegung der Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes". Bossuet hat anders geurteilt, und als er das wiederholt umgearbeitete Werk seinem Neffen übergab, verboten, es drucken oder sehen zu lassen. Aber 26 Jahre nach seinem Tode wurde es ohne seinen Namen und unter einem Titel, den er mißbilligt hatte, in Luxemburg widerrechtlich von den Jansenisten veröffentlicht.

Auf sittlichem Gebiet zeigen Suchier und Birch-Hirschfeld, daß sie für Seelenadel und Unschuld Verständnis und Anerkennung haben und auch in der Dichtung nicht billigen, was sie in ihrem Familienkreis für eine Schmach halten und nicht dulden würden. Dachte aber dann das Fräulein (I 66) „spießbürgerlich", das Gausberts Liebe nur erwidern wollte, wenn er ihr Gatte werde? Wie zart wird dagegen von der Levasseur gesprochen, die freilich gar nicht spießbürgerlich mit J.-J. Rousseau zusammenlebte, obschon er die Bedingung gemacht hatte, sie nicht zu heiraten! „Das Verhältnis war von Dauer, und 1768 traute Rousseau sich selbst in rührender und feierlicher Weise mit Therese. Seine Kinder versorgte (!) er im Findelhaus" (II 276). Von den Dramen des jüngeren Dumas sagt Birch-Hirschfeld, sie verletzten „oft den Anstand". Damit ist er schön angekommen. „Jeder", entgegnet ihm Dr v. Wurzbach, „der mit den Ideen und Werken von Dumas fils einigermaßen vertraut ist, wird die Ungerechtigkeit dieses Urteils empfinden. Dumas fils, dessen sittlicher Ernst über allen Zweifel erhaben ist, hat nie auch nur mit einer Zeile den Anstand verletzt. Aber wenn es auch der Fall wäre, kann man ein aus der Pariser Atmosphäre hervorgegangenes Kunstwerk mit einem so kleinlichen Maßstab messen?" (Zeitschr. f. österr. Gymn. 1914, 620.) Es ist anzunehmen, daß z. B. Doumic, einer der bedeutendsten französischen Kritiker der Gegenwart und Mitglied der Akademie, auch einigermaßen mit den Ideen und Werken von Dumas vertraut ist und weiß, mit welchem Maßstab man ein aus der Pariser Atmosphäre hervorgegangenes Kunstwerk messen kann. Er schreibt in seinen Portraits d'écrivains (S. 43): „Les images sur lesquelles il nous arrête sont choquantes. ... Son langage est souvent cynique." Und in der Revue des Deux Mondes (15. Februar 1896, S. 460) urteilt Doumic, Dumas spreche „avec une crudité de langage alors toute nouvelle.

C'est contre quoi protestait ce spectateur qui se levant au milieu d'une représentation résumait son impression en ces termes énergiques: ‚C'est dégoutant.' Et ce spectateur s'appelait légion." Dumas selbst erteilte dem Publikum den Rat: „N'amenez pas vous filles à mes pièces!" Und schon Francisque Sarcey, der berühmte, von religiösen Skrupeln sehr freie Theaterkritiker, schrieb am 16. Oktober 1871 im „Temps": „Ce qui m'enrage contre lui, c'est la prétention qu'il affiche de faire de la morale, quand il n'y a rien — ma foi, je vais lâcher le mot, il me brûle les lèvres —, de plus démoralisant que ces sortes de spectacles. . . . Il familiarise les imaginations avec l'idée de l'adultère." Birch-Hirschfeld ist also mit seinem Urteil über Dumas in angesehener Gesellschaft. Dr v. Wurzbach aber hält solche Ansichten nicht nur für „ungerecht philiströs", ihm drängt sich sogar „die Frage auf, ob ein Autor von . . . [sagen wir: den geäußerten] Ansichten berufen sei, über Werke, wie die in Rede stehenden, zu urteilen". Er hat ganz recht. Man zweifelt wirklich sehr — aber nicht am Berufe Prof. Birch-Hirschfelds.

Im Abschnitt über die modernste Literatur, seit 1885, macht sich das Fehlen des zur Übersicht und Beurteilung nötigen Abstandes recht fühlbar. Ein wenig bewanderter Leser wird sich schwer zurechtfinden. Es würde zu weit führen, Richtiges und Unrichtiges zu scheiden in Sätzen wie: „Die strebsamen jungen Katholiken bekennen sich nunmehr zu der Ansicht, daß Religion und Wissenschaft verschiedenen Gebieten angehören" (II 429). Recht unglücklich und mißverständlich sind auch Ausdrücke wie: „neukatholische Mystik", „neukatholische Gläubigkeit". Gemeint ist damit der Katholizismus, den die Romantiker anfänglich zur Schau trugen.

Mit den Einschränkungen, die namentlich auf religiösem Gebiete gemacht werden mußten, kann das Werk als die umfassendste und eindringendste Darstellung der französischen Literatur in deutscher Sprache empfohlen werden.

D. Wolfinger S. J.

Umschau.

Französische Stimmen zu dem Buche: La Guerre Allemande et le Catholicisme.

Es ist eine allbekannte Tatsache, daß in Italien, Spanien, Südamerika alles, was kirchenfeindlich, antiklerikal, freimaurerisch ist, ebenso wie die große Mehrzahl der dortigen Protestanten, mit Herz und Gesinnung auf seiten Frankreichs und seiner Verbündeten steht, während die Katholiken dieser Länder ihre Teilnahme der deutschen und österreichischen Seite zuwenden. Die französischen Katholiken, welche sich zur Abfassung des bedauerlichen Buches La Guerre Allemande et le Catholicisme zusammengetan haben, scheinen anzunehmen, diese Parteinahme der dortigen Katholiken sei die Frucht einer mächtigen „Propaganda" der Deutschen.

Von wem soll denn diese Propaganda ausgehen? Doch wohl nicht von der deutschen Regierung? Diese ist ja nach Ansicht der Verfasser durchaus katholikenfeindlich! Also wohl von den deutschen Katholiken? Aber wenn die deutschen Katholiken sich vielfach Achtung, Liebe und Bewunderung in jenen Ländern errungen haben, so verdanken sie das ihrer Haltung und ihren Taten vor dem Krieg und nicht einer künstlichen Agitation während des Krieges. Eine solche könnte leicht mehr schaden als nützen. Man denke nur an die gutgemeinte Kundgebung deutscher Professoren „an die gebildete Welt" zu Anfang des Krieges.

Nicht viel besser dürfte die Aufnahme sein, welche das Buch der französischen Katholikenführer zu erwarten hat. In dieser Vermutung werden wir bestärkt durch die Begleitworte, welche zwei hervorragende französische Zeitschriften ihm auf den Weg mitgeben.

In den Études (Mai 1915), dem bekannten Organ der französischen Jesuiten, teilt P. de la Brière seine Eindrücke über die Werbeschrift mit. Eine heikle Aufgabe! Er beginnt denn auch mit Lob und möchte die besten Wirkungen von dem Buch erwarten. Dann macht er aber doch einige wichtige Randbemerkungen, die auch bei uns bekannt zu werden verdienen. Entschuldigend sagt er: „Das Buch ist entstanden in der Hitze der Schlacht mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit, um einem dringenden Bedürfnis abzuhelfen. Damit ist schon gesagt, daß die sehr ausgezeichneten Verfasser nicht den Anspruch erheben, ihrem Werk alle die Vollendung gegeben zu haben, welche die Ruhe einer besseren Zeit gestattet hätte. Noch weniger beanspruchen sie über kleine Ausstellungen und freundschaftliche Berichtigungen erhaben zu sein."

An den Aufsätzen über die Feldkapläne, die Priester in Waffen und im Krankendienst und über die Echtheit der religiösen Stimmung unter den fran-

zösischen Soldaten vermißt der Berichterstatter ein zusammenfassendes Gesamtbild, das aus den Einzelzügen und Anekdoten den für die Beurteilung der Gesamtlage entscheidenden Wert herausgehoben hätte.

Dem Kanonikus Gaudeau aber wird die Frage zu bedenken gegeben, „ob er nicht mit den Tränen, die er weint über die Verseuchung der geistigen und politischen Führer des deutschen Katholizismus mit gewissen Giften des modernen Germanismus, ein wenig das gerechte Maß überschritten habe". „Wir finden es schwierig", sagt er, „zu vergessen, daß Bismarck in dem unseligen Unternehmen des Kulturkampfes unterlegen ist, und daß in jenem denkwürdigen Krieg die germanisch-protestantische Kultur sich an dem prachtvollen Widerstande des deutschen Katholizismus den Kopf einrannte. Was immer unsere berechtigten Klagen gegen die Katholiken in Deutschland sein mögen, die Gerechtigkeit verpflichtet uns anzuerkennen, daß sie durch ihre Kraft, ihre Einigkeit, ihre Vereinstätigkeit noch jüngst auf fast allen Punkten die Politik des Kulturkampfes zum Rückzug gezwungen haben, und daß sie bis auf diesen Tag den antichristlichen Germanismus (denn „antichristlich" ist die richtige Bezeichnung) wirksam verhindert haben, den Kulturkampf wieder zu erwecken."

Noch unbilliger sei das Verfahren des Kanonikus Gaudeau gegen P. Lehmkuhl, bei dem der Kanonikus „einen schlimmen Einfluß der Lehren des deutschen Militarismus auf gewisse Sätze über das Kriegsrecht nachweisen möchte". Herr Gaudeau habe hier den Stand der Frage mißverstanden. Ebenso verkehrt sei die Bemerkung desselben, beim Lesen von Lehmkuhl merke man, daß man sich „weder im Jahrhundert noch im Lande der Ritterlichkeit" befinde. Er verweist ihn auf den großen Theologen von Salamanca, Franz von Vittoria († 1546), der im Land und im Zeitalter des Rittertums gelebt habe und doch dem „Militarismus" noch weiter entgegengekommen sei als P. Lehmkuhl.

Dem ungenannten Missionär, der die Verdienste Frankreichs um die auswärtigen Missionen ins Feld führt, gibt P. de la Brière zu bedenken, daß es unbillig und ungerecht sei, aus der schwachen Beteiligung eines Landes (in diesem Fall ist es Österreich) an dem Lyoner Verein zur Verbreitung des Glaubens einen Maßstab für den Missionseifer des Landes ableiten zu wollen. Gerade der mitunter zu stark betonte französische Anstrich des Lyoner Vereins, der seiner Idee nach ein Weltverein sein sollte, ist mit schuld, daß er nicht überall den wünschenswerten Anklang gefunden hat. Dafür haben andere Sondervereine sich bei uns und in Österreich um so kräftiger entwickelt.

Den Greuelschilderungen, mit denen Franz Veuillot den Krieg zu einem Kampf gegen Kirchen und Priester stempeln möchte, setzt der Berichterstatter die schüchterne, aber sehr berechtigte Einschränkung entgegen, daß er wohl selber nicht sagen wolle, die ohne Zweifel vorgekommenen Untaten fielen dem ganzen deutschen Heer und seinen Führern zur Last. Diese Annahme werde durch andere noch glaubwürdigere Zeugnisse ausgeschlossen. Auch sei es nicht klug gewesen, anonyme und wenig beglaubigte Zeitungsberichte einzumengen. — Daß man aber auch gegen die Aussagen sog. Augenzeugen nicht zu vorsichtig sein kann, werden die Franzosen inzwischen ebenso gelernt haben wie die deutschen Katholiken und

Protestanten, die viele Dutzende derselben als überhitzte Phantasieprodukte entlarven mußten.

Es ist wahr, diese und ähnliche Vorwürfe sind dem Buche der Wortführer des französischen Katholizismus von deutscher Seite bereits in kräftigerer Sprache gemacht worden. Aber man muß bedenken, in welcher Zwangslage der Mitarbeiter und die Leitung der Études sich bei ihrem Wagnis befanden. Es wird uns nicht wundern zu hören, daß man nicht nur dem P. de la Brière, sondern allen französischen Jesuiten in Bausch und Bogen drüben den Vorwurf des Vaterlandsverrats und ähnliches entgegenschleudere, weil sie es ablehnen, eine in ihren Augen gute Sache mit den Waffen der Ungerechtigkeit und Unwahrheit zu verteidigen.

In anderem Ton ist die Besprechung gehalten, welche Denys Cochin, ehemaliger Abgeordneter der französischen Kammer und einer der vierzig Unsterblichen der Akademie, in der ältesten und angesehensten Pariser Zeitschrift Revue des Deux Mondes (1. Mai 1915, S. 121—132) veröffentlicht. Auch er beginnt mit Lob und endet mit Lob und beteuert seine Überzeugung, daß die Verfasser ihre Sache ausgezeichnet gemacht haben. Auf einmal aber unterbricht er sein Entzücken und bittet den Leser um Erlaubnis, dem Buch eine Vorrede widmen zu dürfen. In dieser Rolle eröffnet er nun sein Herz und sagt den französischen Katholiken, wie er sich die Lösung der Aufgabe denke.

„Woher", so fragt er, „kommt uns der üble Ruf bei den Katholiken der neutralen Länder, von dem die Verfasser des Buches uns rein waschen wollen?" „Er kommt von der antiklerikalen Politik." „Woher aber kommt diese Politik?" so fragt er weiter. „Entspricht sie etwa einer ernstlichen Stimmung, die bei der Mehrzahl der Franzosen vorhanden ist? Ich glaube es ganz und gar nicht."

Die Art, wie diese gewagte Aufstellung bewiesen wird, gibt dem Politiker, der sich ebenfalls zu den berufenen Wortführern der französischen Katholiken rechnet, Gelegenheit, eine richtige Satire auf das Verhalten seiner Landsleute zu schreiben. Hier ein kurzer Auszug seiner Hauptgedanken:

Seitdem Gambetta vor bald 40 Jahren das Schlagwort: Le cléricalisme, voilà l'ennemi, erfunden hat, laufen die französischen Wähler dieser radikalen Fahne nach; aber das geschieht nur aus Langeweile, und man ist ebenso katholisch wie zuvor, wenn man auch mit Bischof und Pfarrer auf gespanntem Fuße steht. Warum sind diese auch so bockbeinig und nennen Kindereien wie 1830 (Sturz des legitimen Königtums) und den 4. September 1870 (Sturz des Kaisertums) „Revolutionen"?

Daß man das Konkordat mit dem Heiligen Stuhl zerrissen hat, war eine Dummheit. Aber warum hat man nicht auf die „grünen Kardinäle" gehört, die ganz bereit waren, es wieder zu flicken?

„Ganz Europa ist beim Papste vertreten, nur wir nicht — verrücktes Benehmen, jeder weiß es, aber niemand wagt es zu sagen."

Verdrießlich war auch das Schulgesetz, das Tausende von ausgezeichneten Schulen schloß, einzig aus Scheu vor dem geistlichen Kleide. Denn die Republik ist grundsätzlich für die Unterrichtsfreiheit und hat die Katholiken sogar aufgefordert, mit ihrem Geld freie Schulen zu gründen, hat auch bei der Welt-

ausstellung 1900 die Schulbrüder mit Auszeichnungen und Glückwünschen überhäuft. Drei Jahre später hat man sie allerdings mit Schimpf und Schande fortgejagt und die Schulen geschlossen. Das hat uns bei den Katholiken der andern Länder geschadet, denn diese sind nicht verpflichtet zu wissen, daß niemand daran schuld ist. Das sind politische Zufälle, die man bei uns in den Kauf nehmen muß. Auf der andern Seite aber möchte Cochin die Katholiken des neutralen Auslands fragen, ob sie wohl ähnliche Prüfungen mit derselben Ruhe und Lammesgeduld hingenommen hätten, ob sie den gleichen Gehorsam gegen den Papst geübt hätten, als es sich darum handelte, lieber Hunderte von Millionen Kirchengut fahren zu lassen, als das hinterlistige neue Kirchengesetz anzuerkennen?

Das alles ist ein Beweis — und nun kommt offenbar die Hauptsache —, daß Frankreich in seiner großen Mehrzahl katholisch, gut katholisch ist; nur ist eben dieser Katholizismus rein religiös. „Der katholische Glaube ist nur religiös und führt bei uns nicht zu politischen Äußerungen."

Diesen rein religiösen Katholizismus stellt Cochin ausdrücklich dem deutschen Katholizismus gegenüber: Il n'y aura jamais de parti catholique en France; non, rien qui ressemble au Centre allemand.

Ob diese „Vorrede" des Herrn Cochin auf die katholischen Neutralen einen besseren Eindruck machen wird als das Buch, dem sie gilt, wissen wir nicht, bezweifeln es aber. Denn ein Katholizismus, der das ganze öffentliche Leben, die Gesetzgebung, die Schule, die Presse, die Sittlichkeit des Volkes dem Teufel überläßt und mit Geduld, Beten und Almosengeben auf ein Wunder vom Himmel wartet, ist nicht geeignet, auf denkende Katholiken Anziehungskraft auszuüben. Cochin wird das auch selber kaum erwarten. Darum halten wir seine Vorrede für eine etwas maliziöse Gewissenserforschung zur Beherzigung der ausgezeichneten Verfasser: Anstatt mit geschwollenen Worten das katholische Frankreich von ehemals zu preisen, sollten sie lieber den Katholizismus der heutigen Franzosen durch die Tat beweisen: Hic Rhodus!

Matthias Reichmann S. J.

Die Philosophie im Kriege.

Die Philosophie ist die beschaulichste der weltlichen Wissenschaften, der Krieg ist die höchstgespannte Tätigkeit, der Kampf mit feindlichen Mächten Auge in Auge. Was darum der Krieg an äußeren Leistungen verlangt, hat er keineswegs von der Philosophie erfragt; dazu hat er sich seine eigene Wissenschaft geschaffen, und wenn er fremden Rates bedarf, stehen ihm der Geschichtsmann, der Politiker, der Volkswirtschaftler näher als der Philosoph.

Dennoch sieht man, wenn man die Schriftenerzeugung der gegenwärtigen Stunde mustert, noch mancherlei Beziehungen die Gegensätze Krieg und Philosophie verbinden. Der Philosoph empfängt vom Kriege, der als ein so gewaltiges Geschehnis die Bewältigung im Denken geradezu herausfordert, und er gibt dem Kriege, den zum äußeren Kampf innere Kräfte beseelen müssen.

Am meisten freilich muß sich nun zurückhalten die Logik, im weitesten Sinne genommen. Mochten Friedensstunden in weltfernen Studierzimmern den Blick

in die seelische Innenwelt richten, dort Gedanken, Urteile, Schlüsse zerlegen und zerfasern, in ihrem Gang belauschen und beaufsichtigen, endlose Methodologien entwerfen und die verwickelten Wege weisen, wie man die Wissenschaften aufbaut; mochten sie am Erkenntnisproblem grübeln und die Pfeiler der Brücke vom Draußen zum Drinnen abtasten — dazu ist jetzt nicht die Zeit. Das Werkzeug zur Erfassung der Wirklichkeit wird nun nicht auseinandergenommen, sondern benutzt. Wie man auf manche Friedensbestrebungen als auf etwas Überwundenes zurückschaut, z. B. den Formalismus und Technizismus, die Unfreude am Gegenstand in der Vorkriegskunst wenig schätzt angesichts der mächtigen Erlebnisse der Gegenwart, so hat man zuweilen auch das Gefühl, daß die frühere philosophische Arbeit das Wie der Erkenntnis zu sehr den Erkenntnissen vorangestellt habe. Was die Erkenntnistheorie betrifft, haben Spottvögel gesagt, es sei nun doch einleuchtend, daß 42 cm-Mörser und Unterseeboote „Dinge an sich" seien.

Anders steht es mit der Metaphysik. Freilich gibt es eine Art, Metaphysik zu treiben, die weder zum Kriege noch zu irgend einer andern kraftvollen Tätigkeit ertüchtigen mag — im Ausland ist solche „deutsche Metaphysik" sprichwörtlich — auch gibt es in der Metaphysik Abschnitte, die zu tief in die Grundlagen alles Seins, unter die zu beherrschende Welt hinabgreifen, als daß sie unmittelbar das Leben zu leiten vermöchten. Dennoch: in die Metaphysik gehören die großen Gegensätze zwischen Materialismus und Idealismus, Optimismus und Pessimismus, Atheismus, Pantheismus, Monismus und Theismus, ja schon zwischen einem Positivismus, der sich in die sicht- und greifbare Welt einkerkern will, und einer Metaphysik, die beweist, daß höhere Ursachen, Übereinstimmungen und Ziele die Dinge beherrschen. Hat man aber nicht vom Beginn des Krieges an freudig Ja gesagt zu Idealismus, rechtem Optimismus und zuversichtlichem Gottesglauben? Haben nicht an diesen großen Überzeugungen sich Heer und Heimat gestärkt in Ängsten und Opfern, Mühen und Märschen, Wehen und Wunden? Muß nicht der Krieg allen danken, die in der Vergangenheit gegen die diesseits- und stoffsatten, seelen- und gottlosen Weltanschauungen angekämpft haben, und sollen umgekehrt nicht die Philosophen vom Kriege sich einprägen lassen, was in Wahrheit stichhaltig sei und allein sich in ernsten Augenblicken behaupte? Ernst Bergmann, der Herausgeber und Übersetzer des ungläubigen Franzosen J. M. Guyau, äußert sich in dem soeben erschienenen Sammelband „Der Kampf des deutschen Geistes im Weltkrieg", herausgegeben von K. Hönn, in eben dem Abschnitt: „Philosophie und Krieg."

„Ich meine, die Stunde ist angetan, gar manchen, der bisher die Gewinnung einer praktisch-metaphysischen Weltformel für einen Anachronismus aus Urvätertagen hielt, eines Besseren zu belehren ... Tausend Hände erheben sich, um nach einem Sichern, Ewigen zu greifen, das auf Erden nicht wankt. Was sich im religiösen Bewußtsein unseres Volkes in diesen Wochen und Monaten vollzog, jene Neugeburt und Auferstehung eines längst Totgeglaubten, des praktisch-lebendigen Theismus, das erlebt die philosophische Besinnung gleichermaßen, nur in weniger naiver Form. Zur praktischen Gewißheit und Eindeutigkeit drängt, was als dunkle Ahnung unser Gemüt durchzog in jenen fernen Tagen des Friedens, wo so vieles uns gleichgültig

war, was dem Menschen niemals gleichgültig sein sollte. Aus den Feldpostbriefen unserer Studenten ist zu entnehmen, wie dieser Wille zur praktischen Gewißheit über den letzten Weltgrund angesichts des Todes seine ruhelose Sprache redet und nicht schweigt, bis er befriedigt wurde, so oder so. Und wir Daheimgebliebenen, die wir mehr mit unserem geistigen als unserem leiblichen Schicksal in das furchtbare Geschehen der Zeit verflochten sind, auch wir erleben, mehr oder weniger deutlich und bewußt, ein zweites Credo quia absurdum, auch wir erfahren mit der Kantischen Wendung zum Primat des Praktischen, daß der ohnehin leistungsunfähige Verstand schweigen muß, wenn das Herz anbeten *will*. Und wie auch immer unsere Weltinterpretation ausfallen mag, wir wollen nicht länger beim entsagungsvollen antimetaphysischen Positivismus unserer Tage stehen bleiben und in hochmütiger Überschätzung unserer Eigengenügsamkeit und Fassungskraft uns beschränken auf das Handgreifliche und positiv Erfahrbare und alle unerfahrbare Wirklichkeit als ein doch nie zu Ergründendes absichtlich ignorieren" (S. 71 f).

So recht Bergmann damit hat, daß auch der „Neuidealismus", womit schon vor dem Kriege sich z. B. Eucken über den öden Materialismus erheben wollte, noch nicht die befriedigende Formung aufweist, so zeigt er doch selber in den angeführten Zeilen zu geringen Mut für einen festgegründeten Neubau, indem er meint, der Verstand könne nichts leisten, sondern das einzige Argument sei das Gemüt. Das ist einseitig, wird nicht allen unsern Bedürfnissen gerecht, geht auch nicht tief genug. Wenn die übersinnliche Welt wirklich unser Naturbedürfnis ist, liegt darin ein Argument auch für den Verstand, nicht nach der oberflächlichen pragmatistischen Gleichung: nützlich = wahr, wie ein Heftchen des freidenkerischen „Neuen Frankfurter Verlags": „Die Philosophie des Krieges. Von einem Hochschulprofessor" einwendet, sondern deshalb, weil auch der Verstand aus guten Gründen die Welt als Widersinn nicht erträgt.

Doch ist es in jedem Fall eine wichtige Einsicht, daß in schwerer Zeit der persönliche Gott allein genügt hat.

„Der praktische Wert aller religiösen Überzeugung drängt sich, alle Bedenken niederschlagend, in den Vordergrund. Der Pantheismus und Agnostizismus ist die Religion der Individualisten, Künstler und Kontemplativen. Der todgeweihte Soldat, der Regent und verantwortliche Staatsmann, jeder vor ein großes, schmerzliches Erleben Gestellte, wenn er sonst keinen Halt hat, kann den Gottesglauben gar nicht naiv genug denken" ... Dessen „Wert ist ein doppelter, psychologisch und ethisch betrachtet. Er beruhigt, und er versittlicht" (S. 88). Damit stimmt auch das genannte Frankfurter Broschürchen insofern überein, als es zugesteht, mit pantheistischer oder ästhetischer Weltauffassung sei nicht auszukommen und das logische Ende seiner Daseinsanschauung sei Pessimismus und eigentlich Selbstmord.

Sogleich läßt es Bergmann freilich wieder an Kraft fehlen gegenüber dem heute oft gehörten Bedenken, daß sowohl Freund als Feind Gott um den Sieg bitten; er meint geradezu, daß Gott nur privatim, nicht öffentlich verehrt werden dürfe, weil er sonst notwendig ein nationales Idol werde. Aber es ist doch ein himmelweiter Unterschied zwischen dem national verehrten Gott und einem götzenhaften Nationalgott, und daß Verschiedenstrebende denselben Gott der Wahrheit und Heiligkeit anrufen, bringt in keiner Weise das in Gefahr, worum im Grund alle, die Einsichtigen sogar ganz ausdrücklich, bitten: den Sieg des Wahren und Guten.

Mit der Religionsphilosophie kommen wir bereits zur eigentlich praktischen Philosophie, der Ethik, hinüber, wo der Krieg nicht mehr bloß mittelbar, sondern in sich selbst behandelt wird. Die Ethik hat von jeher sich mit dem Begriff des Krieges und den Unterschieden zwischen gerechtem und ungerechtem, Angriffs- und Verteidigungskrieg abgegeben; sie hielt fest, daß der Krieg, obwohl nur ein unvollkommener, nicht jedesmal zum Ziel führender Rechtserzwinger, an sich nicht unerlaubt, jedoch seine Erlaubtheit an gewisse Bedingungen geknüpft ist. Eine gerechte und schwerwiegende Ursache, nicht bloße Macht- und Landgier oder irgendwelche leidenschaftlich erfaßte „nationale Aspirationen" und „unverjährbare Bestimmungen" ohne Rechtstitel oder die Behauptung eines nebelhaften „Prestiges" in irgend einem Meer, müsse zu Grunde liegen. Der Krieg müsse in rechter Art geführt werden, unter Wahrung der Menschlichkeit und der geltenden Abmachungen, ohne unsittliche Kampfweisen, mit maßhaltender Rücksicht darauf, daß der Krieg nur Mittel, nicht Selbstzweck ist. Bergmann stellt hier von neuem fest, daß nicht Nietzsches amoralische Machtphilosophie Deutschlands Krieg inspiriert habe; so weitgehenden Einfluß besitze Nietzsche gar nicht. Man darf bedauern, daß Hönns Sammelband dagegen sowohl in der Einleitung als in dem Beitrag über die Kriegspoesie für Nietzsche so warme Worte findet. Wie aber die Ethik verteidigt, daß Macht nicht vor Recht geht, wie sie überhaupt dem Kriege seine sittliche Würde als Rechtsmittel wahrt, so erhält sie auch vom Kriege Belehrung: dieser lebt ihr ungleich deutlicher als der Alltag vor, welches das sittliche Ziel der Menschen sei, ob Genuß oder treue Pflichterfüllung, und wie der Mensch sittlich wachse, ob durch Selbstüberwindung oder Sichausleben.

Es ist anziehend zu sehen, wie von den Philosophen, seien sie in die Zunftregister eingetragen oder nicht, einer nach dem andern vor der Öffentlichkeit erscheint, wenn auch nur mit einer kleinen Broschüre, und von seinem besondern Standort aus den großen Krieg zu beurteilen sucht. Freilich wären sie nicht Vertreter der „Weltweisheit", wenn sie nicht von den weltgeschichtlichen Ereignissen und Taten unserer Zeit sich ergriffen zeigten. Otto Zimmermann S. J.

Krieg und Schönheit.

Fast möchten sich die Lippen scheuen, diese beiden Worte zusammen auszusprechen. Ist nicht der Krieg das Brutalste und Entsetzlichste, die Schönheit das Feinste, Entzückendste und Berauschendste, was es im irdischen Leben gibt? Welch andere Beziehung könnte zwischen beiden obwalten als die des extremsten unüberbrückbaren Gegensatzes? Können jemals diese beiden Feinde sich die Hände reichen, Mund an Mund legen und sagen, wo du bist, will auch ich sein, deine Wege seien auch die meinen? Kann der rauhe Krieg zur sanften Schönheit sprechen: „Ich folge dir in deine lieblichen Kammern, wo du deine bezaubernden Schätze ausgebreitet hast?" Kann die Schönheit zum Kriege sagen: „Ich gehe mit dir deine blutigen Pfade, ich will deine eiserne Wehr anlegen und dir Begleiterin sein in den purpurnen Gluten deiner Schlachten?"

Aber ist die Schönheit wirklich nur zart und sanft, hat sie nur kosende Worte? Waltet ihr Geist nur in der schüchternen Blume, im sternbesäten Himmels-

bogen, im Frieden des kühlenden Waldes, in den Tonwellen der Musik, im Farbenfunkeln eines lichtvollen Gemäldes? Wird ihre Rede nicht hinreißend gewaltig, streckt sich ihre Gestalt nicht zu machtvoller Größe in den himmelragenden Bergen, schauerlichen Schluchten und Abgründen, brausenden Ozeanen, im Rollen der Donner, in hochragenden Domen und trutzigen Pyramiden? Ist es nicht dieselbe Schönheit, die den schwebenden Schmetterling mit seinem Juwelengewand kleidet und dem Löwen seine schreckende Würde und Kraft verleiht? Überall rührt sie mit ihren Wunderfingern, ihre Dynamik verfügt über alle Ausdrucksgrade von der passiven Getragenheit innerer Seligkeiten bis zu den Vulkanausbrüchen wilder Leidenschaft, ihr Licht kann sie vom leisen Schimmer bis zu verzehrenden Sonnengluten steigern.

So mag sich denn die Frage erheben, ob diese Schönheit vor den blutbesprengten Toren des Krieges Halt macht oder ob sie mit ihrer segnenden Hand mutig hineinschreitet in die mordenden Kriegerscharen. Für ihre zartesten Geschenke findet sie freilich nur dankbare Abnehmer in den Herzen der Menschen, wo sie so manche stille Tugend weckt, von der die Welt nichts weiß. Aber diese rein seelische Schönheit ist es nicht, die wir meinen, sondern die sinnfällige Schönheit, die ästhetischen Genuß auslöst. Im Kleide der Anmut wird sie sich dabei freilich nicht zeigen können, denn das Idyllische, Freundliche liegt dem Kriegshandwerk zu fern. Aber vielleicht im Kleide der Erhabenheit und Majestät?

Wenn das Tragisch-Schöne das ist, was zu erhabener Trauer stimmt, das Große in seinem Untergang oder in seiner durch Leiden erkauften Herrlichkeit, dann ist die Geschichte eines Krieges voll von tragischen Momenten persönlicher und nationaler Art. Denken wir nur an den Fürstenmord von Serajewo, an den heldenhaften Untergang unserer Weddigen und Spee, an das ergreifende Geschick der Lusitania, an die von ihrem Bundesgenossen angegriffenen Zentralmächte. Gewiß ist die tragische Stimmung ein gemischtes Gefühl, in das sich Trauer und Unlust einmengen, aber die Schönheit bleibt Schönheit, auch wenn sie in Trauerkleider gehüllt ist. Wer von uns hätte etwa auf die Nachricht vom Tode unserer großen Helden nicht ein gewisses Gefühl der Erhebung empfunden, eine Art vor Karsamstagsstimmung mit ihrem traulichen Zwielicht, in das der Auferstehungsmorgen schon seine milden Sonnenstrahlen mischt?

Schauerlich schön und das Innerste ergreifend nennen die Kriegsteilnehmer eine große Schlacht mit dem dumpfen Donner der Kanonen und den Feuerblitzen aus ehernen Schlünden, ein Abbild erhabener Naturgewalten, bezaubernd und beängstigend zugleich. Mag auch ein reiner ästhetischer Genuß nicht aufkommen, da es sich ja um Wirklichkeit und nicht um künstlerische Illusion handelt und das Schreckliche in seiner realen Gestalt unsere Nerven zu grausam aufpeitscht, so ist er doch in all seinen Voraussetzungen gegeben. Es ist anderseits auch nicht ein reiner physischer und psychischer Schmerz, sondern es gleiten unter seinen Wogenbergen die Unterströmungen ästhetischer Lust. Darum haben auch die Dichter seit Homers Tagen immer wieder ihre Inspiration an den Feuern der Schlachten entzündet. So aus jüngster Zeit Ernst Zahn:

Die ganzen Tage ſchwieg die Stimme nicht,
Kaum daß die Nacht die grollende erſtickte.
Es klang wie Gottes Zorn und Weltgericht
Das Echo, das der Krieg herüberſchickte.
Die ſtillen Täler ſchlummerten nicht mehr,
Die Firnen bebten ſelbſt, die ſommerloſen,
Der ſchwarze Bergwald reckte ahnungsſchwer
Die Wipfel nach dem fernen dumpfen Toſen ...

Das Erhabene, das eine Schlacht als Wirkung menſchlicher und techniſcher Kräfte zeigt, liegt auch in dieſen Kräften ſelbſt bereits grundgelegt.

Wem greift der dröhnende Gang eines großen Schlachtheeres nicht in die innerſte Seele hinein? Das Einzelindividuum ſcheint aufzugehen in einem neuen Ganzen und gewiſſermaßen nur eine Lebenszelle des Rieſenorganismus zu bilden, der wie ein Orkan über die Erde fegt. Und wenn dann aus tauſend Kehlen ein Schlachtgeſang erbrauſt, dann möchte unſer Fühlen aufzucken vor der Übergewalt des Eindruckes: Terribilis ut castrorum acies ordinata — „Schreckbar wie ein geordnetes Kriegsheer".

Sind ferner unſere modernen Mörſer mit ihrem zuſammengedrängten und doch ſo wohlproportionierten Bau nicht ſchon ihrer Form nach die ſprechendſten Symbole überirdiſcher Kraft, ja gegenüber den langhalſigen Kanonen das Äußerſte von dynamiſcher Konzentration? Dieſer eherne Koloß wandelt ſich in unſerer Phantaſie zum ſagenhaften urweltlichen Ungeheuer, vor dem wir ſchwach, hilflos und ohnmächtig ſtehen. Und während wir mit bebendem Herzen und bis zum Zerreißen geſpannten Nerven dem großen Augenblick der Entladung entgegenharren, liegt der Eiſenberg ſelbſt immer noch ruhig vor uns im Bewußtſein ſeiner Kraft und ſeines Erfolges ſicher. Da ein majeſtätiſches Sich-Aufrichten, ein wilder Ruck, ein kurzes, erderſchütterndes Brüllen, und faſt erhaben über Raum und Zeit ſauſt das zermalmende Entſetzen hinaus in ferne Meilen. Und bevor ſich unſere Nerven wieder beruhigen konnten, liegt das Ungetüm wieder ſtill und friedlich da, wie nach einem Atemzug. Ruhe und Kraft — die Kennzeichen der Erhabenheit — verleihen auch dieſen Todesmaſchinen ihre erſchütternde pſychiſche Wirkung.

Und erſt unſere modernen ſchwimmenden Feſtungen und trutzigen Schiffsburgen! Schon eine mäßige Abbildung eines großen Kriegsſchiffes wirkt auf unſer Gemüt wie eine Drohung. Es iſt, als ob das Weltmeer all die grauenhaften Harmonien ſeiner Weiten und Tiefen aus dieſen Panzermaſſen erklingen ließe, als ob es ihnen die Zuſammenrechnung, das Reſultat hätte geben wollen von all den Einzelpoſten an Schrecken und Fährniſſen. Und doch wieder welcher Wohllaut in Geſtalt und Bewegung. So hypnotiſieren ſie unſern Blick wie eine moderne Sphinx, wie eine ſingende Lorelei.

Was zu Lande die Schlachtheere und Mörſer, zur See die Panzerſchiffe, das ſind über der Erde die Luftkreuzer. Auch ihnen hat die Schönheit ihr Mal aufgedrückt. Gerade weil ihnen die Flügel fehlen, mit denen ſonſt aſſoziativ die Vorſtellung des Fliegens für uns verknüpft iſt, wirkt ihr Dahingleiten zwiſchen

Himmel und Erde wie ein Wunder auf den Beschauer. Auch die äußere Form der Zeppeline wird sich an gefälligen Proportionen wohl nicht mehr übertreffen lassen. Freilich ist das Erhabene an den Luftkreuzern von ganz anderer Qualität als bei den Panzerschiffen. Das Schwere, Massige, Festungsartige fehlt ihnen wie in ihrer materiellen Substanz so auch in der psychischen Wirkung. Ebenso wie die noch leichteren und eleganteren Flugmaschinen sind sie eigentlich nur per accidens zu Kriegsinstrumenten geworden und werden die erschütternde Wirkung niemals so sehr in sich selbst tragen, wie Mörser, Kriegsschiffe und Panzerzüge. Sind diese schon ihrer Natur und Form nach Symbole schrecklicher Kriegswirkungen und nimmt bei ihnen das Erhabene die Richtung zum Schauerlichen, so bei den Luftschiffen mehr zum Gefälligen und Anmutigen.

Das alles sind nur einige Spuren der Schönheit im Kriege. Nur die auffälligsten. Sie scheut aber auch nicht den Weg ins Kleine und Unscheinbare. Selbst dem Infanteriegeschoß hat sie von ihren Gaben mitgeteilt, wenn auch nur in der bescheidenen Form wohlgefälliger Umrisse. Die vornehme ästhetische Theorie ist ja freilich zu stolz, um sie auf diesem Wege zu begleiten, sie konnte sich für die Mikroskopie des Schönen nie erwärmen. Wenn die Schönheit über Berge schreitet und sie mit Sonnengold umkleidet, wenn sie prunkvolle Kirchen zum Himmel türmt und stolze Paläste baut, dem Maler die Pinsel führt und die Saiten der Harfe rührt, dann findet sie in der Ästhetik eine treue Begleiterin, um nicht zu sagen Bevormunderin. Wenn sie aber in die „Vororte der Armen" gehen will, um auch die von der hohen Kaste der Kunst als Parias verachteten Nutzgegenstände mit ihrem Geiste anzuhauchen, dann macht sie vor den Toren Halt. Wie lange noch wird sie sich den Vorwurf der Parteilichkeit gefallen lassen?

Joseph Kreitmaier S. J.

Zum Tode des P. Luis Coloma.

Am 10. Juni, morgens um 2 Uhr, knieten die Jesuiten des Profeßhauses in Madrid um das Sterbebett ihres berühmtesten Mitbruders. Eine halbe Stunde dauerte der letzte Kampf. Dann flüsterte, während die Hände sich um den Rosenkranz klammerten, der einst so beredte Mund die flehenden Worte: „O mein Jesus!" — und P. Luis Coloma y Roldán war tot.

Der frühreife Andalusier war am 24. Oktober 1874 als dreiundzwanzigjähriger Rechtsanwalt in den Orden eingetreten. Er war Seekadett gewesen, er hatte das Gesellschaftsleben in Sevilla und Madrid kennen gelernt, er hatte in Zeitungen für die Alfonsisten gekämpft, und er hatte unter Führung seiner greisen Freundin Fernán Cavallero ein paar kurze Erzählungen geschrieben. Nun wurde diese bunte Vergangenheit durch eine mehr als zehnjährige aszetische und philosophisch-theologische Schulung für eine hohe Lebensaufgabe fruchtbar gemacht. Wie die Prediger alter Zeit auf Märkten und an Straßenecken ihre Stimme erhoben, so wollte P. Coloma seine Kanzel auf den Blättern von Romanen und Novellen aufschlagen.

Er sprach so deutlich, daß ein Sturm der Entrüstung durch die spanische Gesellschaft fuhr. Doch offenbarte sich in seinen Sittenschilderungen (Pequeñeces,

Juán Miseria, Boy usw.) eine Kraft der Charakterisierung, die weit über Spanien hinaus auch die zur Bewunderung hinriß, die der Lebensanschauung des Verfassers feind waren, oder die seine lehrhaften Absichten nicht überall mit künstlerischen Mitteln verwirklicht fanden. Den Weltruhm der 1890 erschienenen Pequeñeces (Lappalien) hat keines der folgenden Bücher Colomas erreicht. Die bedeutendsten von ihnen sind nicht so sehr Dichtung als vielmehr dichterisch dargestellte Geschichte. Da entrollen sich glänzende Bilder aus dem niedergehenden Frankreich des 18. Jahrhunderts (Retratos de antaño und El Marqués de Mora), Maria Stuart (La reina mártir) und Don Juan d'Austria (Jeromín) stehen im prunkvollen Rahmen ihrer Zeit, und zuletzt erscheint noch der erste Band eines ganz von Spaniens Leid und Spaniens Größe erfüllten Werkes, das unter dem Titel Fray Francisco den gewaltigen Kardinal Jimenes schildern sollte.

In die Irrgänge der Leidenschaft hat P. Coloma manchmal greller hinabgeleuchtet, als es ein deutscher Erzähler unter gleichen Umständen hätte tun dürfen. In Spanien konnten sogar die Pequeñeces im Sendboten des Herzens Jesu veröffentlicht werden, und P. Pérez Goyena stellt seinem toten Ordensbruder in der von spanischen Jesuiten herausgegebenen Monatschrift Razón y Fé das Zeugnis aus, „er habe in seiner ausgedehnten literarischen Wirksamkeit nie vergessen, daß er den Rock des Priesters trug, und daß die Hand, die das Papier mit Schriftzügen bedeckte, am Morgen der geweihte Thron des Königs der Reinheit und Gerechtigkeit gewesen war". Wie deutsches Empfinden dem spanischen Dichter in diesem Punkte nicht ohne weiteres gerecht wird, so läßt auch keine Übersetzung die funkelnde Pracht einer Sprache ahnen, als deren anerkannter Meister P. Coloma 1908 in die spanische Akademie aufgenommen wurde.

Für Madrid war der Tod des gefeierten Jesuiten ein Ereignis. Der König, der päpstliche Nuntius, Bischöfe, Mitglieder des Hochadels, Gelehrte und Künstler sprachen im Trauerhause ihre Teilnahme aus. Berge von Briefen und Telegrammen häuften sich an. Über das Begräbnis schrieb, wie Razón y Fé mitteilt, eine Madrider Zeitung: „Der Sarg, in dem die sterbliche Hülle des frommen Ordensmannes und hervorragenden Schriftstellers ruht, war einfach, wie es sich für die geziemt, die das Gelübde der Armut abgelegt haben. Der von zwei Pferden gezogene Leichenwagen fuhr die ehrwürdigen Überreste langsam durch die gewundenen Straßen des alten Madrids, das die Feder des Erzählers mit leuchtenden Farben geschildert hatte. Aber nicht alles war an diesem Begräbnis arm und schlicht, sicher nicht das Grabgeleite. Die gestickten Uniformen der Würdenträger des Hofes, die zahlreiche Vertretung des höchsten Adels von Spanien, die Ordensgewänder der Priester und Brüder, die glänzenden Reihen der spanischen Akademiker mit ihrem Präsidenten Antonio Maura, die auf ihren schwarzen Röcken die goldene Medaille trugen — alles das verkündete die großen Verdienste des Toten und die große und aufrichtige Zuneigung, die er sich bei allen erworben hatte, die ihm nähergetreten waren."

Auch uns Deutschen sollte P. Coloma noch mehr sein als ein gestaltungsmächtiger Darsteller ergreifender Schicksale. Wir sollten ernst bedenken, was ihm Rudolf Beer in seiner Spanischen Literaturgeschichte (Leipzig 1903, II 139)

mit Recht nachrühmt: „Der geistliche Beruf hat — wie so oft auf spanischem Boden — die Weltanschauung des Autors nicht eingeengt, sondern vertieft und erweitert." P. Coloma hat auf immer seinen Platz inmitten der erlauchten Geister, die den ewigen Zusammenhang zwischen Dichtung und Religion, von dem oft so dunkel gesprochen wird, klar verwirklichen. Jakob Overmans S. J.

Sibirien ein Land der Zukunft?

An geschichtlicher Vergangenheit hat Sibirien nichts. Ist es in der Tat ein Land der Zukunft? Schon im Titel seines neuesten Werkes stellt der Polarforscher Nansen dieses als Tatsache hin: Sibirien ein Zukunftsland. Das Auge des Lesers sucht unwillkürlich aber vergebens ein Fragezeichen dahinter. Seit 300 Jahren gehören die endlosen Strecken Sibiriens zum russischen Reiche, ohne daß das riesige Gebiet zu der weltwirtschaftlichen Bedeutung gekommen wäre, die es nach Nansen haben müßte. Wird Rußland nach dem Kriege zu tun imstande sein, was es in der Kraftfülle friedlicher Zeiten zu leisten sich unvermögend erwies? Ist es richtig, daß Sibirien keine Vergangenheit, und trotz Nansen zweifelhaft, ob es eine Zukunft hat, so spielt es in der Gegenwart, im Weltkrieg, zu unserem Schaden eine bedeutende Rolle. Die einzige Großtat Rußlands daselbst, die quersibirische Bahn, führt bekanntlich der russischen Kriegführung große Massen von Kriegsmitteln amerikanischer Herkunft zu. Wie schwer dieser Umstand jetzt ins Gewicht fallen mag, nicht wegen des Durchgangsverkehrs wird Sibirien uns als Land der Zukunft vorgestellt, sondern wegen seiner Bodenschätze, die der Hebung harren.

Die „Sibirische Gesellschaft" ist eine mit norwegischem, englischem, russischem und sibirischem Kapital gegründete kaufmännische Vereinigung. Als deren Gast machte Nansen im Jahre 1913 seine Reise. Die Fahrt mit dem Dampfer „Correct" sollte ein erneuter und letzter Versuch sein, um das Nordkap herum und durch das Karische Meer die Jenisseimündung zu erreichen. Wenn der Versuch gelang, so konnte er der Anfang einer ständigen Schiffahrt von Europa nach der Jenisseimündung werden; dann eröffnete sich die Möglichkeit, Erzeugnisse Mittelsibiriens, besonders schwere Gegenstände wie Getreide und Holz auf dem billigen Wasserwege des Jenissei und seiner Nebenflüsse zu verschicken, was auf den unermeßlichen Eisenbahnstrecken nach der Ostsee oder nach dem Stillen Meere mit Vorteil nicht geschehen kann. Zu der Einladung Nansens von seiten der Handelsgesellschaft gesellte sich die des Direktors des russischen Eisenbahnbauwesens, mit ihm „als Gast Rußlands" den Jenissei hinauf und weiter mit der Bahn nach Ostsibirien und dem Amurgebiet zu reisen, um die dort im Bau begriffene Eisenbahn kennen zu lernen.

Man durfte von vornherein erwarten, daß ein Forscher von der Bedeutung und Erfahrung Nansens auch auf einer bloßen „Ferienreise" durch die endlosen Länderstrecken, die noch größtenteils unausgenützt des Menschen harren, die Geographie nach Lehre und Anwendung mit wertvollen Ergebnissen bereichern werde. Zu jenen gehören seine Beobachtungen über die Eisverhältnisse im Karischen Meere und über die Erscheinungen, welche die zerstörende Tätigkeit und forttragende Kraft des Jenissei bewirkten.

Eisberge im strengen Sinne, d. h. Eismassen, die sich als Gletscher vom Lande ins Meer hinausschieben, dann abbrechen und von der Strömung weitergeführt werden, gibt es im Karischen Meere im allgemeinen nicht. Zwar bilden sich an der Küste Nowaja Semljas abbrechende Gletschereisberge, aber sie gelangen nicht weit ins Meer hinaus und verschwinden bald wieder. Dagegen entstehen im Karischen Meere Eishügel durch Pressungen von Scholleneis. Wind und Strömungen treiben Eisschollen zusammen; diese richten sich auf, schieben sich übereinander, brechen ab und frieren zusammen. So entstehen schwimmende Eishügel, die 6—8 m aus dem Wasser emporragen. Da Meereis neun- bis zehnmal so tief unter dem Wasser schwimmt, als es über dieses emporragt, so begreift man, daß solche gewaltige Eismassen in diesen Breiten sich jahrelang halten können, ohne zu schmelzen. Dieses Eis trägt eine Schichte graubraunen Schmutzes auf der Oberfläche. Wie kommt diese Erdschichte mitten im Meere auf das Eis? Nordenskiöld suchte die Tatsache damit zu erklären, daß schlammhaltiges Meer- und Flußwasser bei hohem Wellengang auf die Schollen hinaufgespült werde und beim Abfließen des Wassers der Schlamm auf dem verschneiten Eise liegen bleibe. Nansen gibt das nur für einzelne Ausnahmefälle zu. Die allgemeine und regelmäßig wirkende Ursache sieht er in anderem. Fallender Schnee führt stets seinen Staub aus der Luft mit; ferner bleiben im gefrierenden Meerwasser Schlamm und Organismen eingeschlossen. An solchem Schlamm ist das Meer besonders nördlich der Mündung des Ob und Jenissei reich. Im Sommer schmilzt das Eis an der Oberfläche, das Schmelzwasser fließt ab und läßt Schlamm und Organismen zurück.

Die Fahrt auf dem Jenissei lenkte die Aufmerksamkeit Nansens auf die eigentümliche Bildung der Ufer dieses Flusses. Das linke, westliche Ufer dacht sich langsam nach dem Wasser hin ab und bildet eine Untiefe, der man sich mit Schiffen nicht nahen kann. Das rechte, östliche Ufer dagegen ist hoch und hat eine steile Böschung, in deren Nähe die tiefste Rinne des Flusses läuft. Ein ähnliches Bild zeigen übrigens alle meridional fließenden Ströme Sibiriens. Schon der Naturforscher v. Baer hat darauf aufmerksam gemacht und die Erscheinung als eine Wirkung der Achsendrehung der Erde bezeichnet, ohne jedoch damals den Beifall der Gelehrtenwelt zu finden. Nansen teilt die Ansicht v. Baers, erweitert und erhärtet dessen Erklärung. Meridional fließendes Wasser der nördlichen Erdhälfte hat die Neigung, rechts zu gehen. Nach dem Gesetze der Trägheit kann es bei nördlichem Laufe die größere westöstliche Geschwindigkeit der südlichen Breiten nicht so rasch aufgeben und neigt darum nach dem rechten Ufer hin. Hier gräbt der Fluß am meisten aus, ja er trägt das rechte Ufer langsam ab, bis er auf Hindernisse stößt, die ein weiteres Verlegen seines Bettes unmöglich machen. Das Wasser eines Flusses wie der Jenissei besitzt nämlich nicht in seiner ganzen Breite die gleiche Geschwindigkeit. Gerade das am schnellsten fließende Wasser hat die größte Neigung, nach rechts zu gehen. Nun wächst aber die zerstörende und forttragende Fähigkeit des fließenden, geröllführenden Wassers mit der sechsten Potenz der Geschwindigkeit; verdoppelt sich die Geschwindigkeit, so wird also die erodierende und transportierende Kraft 64mal größer. Welche Zerstörungen kann danach der große Fluß besonders bei Hochwasser im Vorsommer,

wo er um 5—10 m steigt, auf dem rechten Ufer, wo er die größere Geschwindigkeit hat, anrichten! Untergrabungen und dadurch bewirkte Erdrutsche bilden das rechte Ufer so lange um, bis endlich ein dauerhaftes Felsengestade Einhalt gebietet.

Nansen zieht ganz folgerichtig den weiteren Schluß, daß der Jenissei in früheren Zeiten sein Bett viel weiter westlich gehabt habe, jedoch in langsamer aber stetiger Wanderung nach Osten gerückt sei, während er im Westen, wo früher sein Bett lag, eine flache Ebene hinterließ. Die Oberflächengestalt seines Einzugsgebietes scheint diese Erklärungsweise durchaus zu bestätigen.

Ähnliche Fragen der rein theoretischen Wissenschaft findet der Geograph in Nansens Buch in anregender Fülle. Aber in dem Augenblicke, da unser Volk den Riesenkampf um seine Zukunft führt, erscheinen die Fragen der reinen Wissenschaft gleichgültig und unbedeutend, man möchte fast sagen unzeitgemäß. In dem Maße jedoch als wir uns dem Frieden nähern und die Ordnung der Dinge nach dem Kriege ins Auge fassen, treten die Fragen nach den wirtschaftsgeographischen Verhältnissen, der Einblick in den Wert der Länder um so bedeutsamer in den Vordergrund.

Welches sind also die Quellen wirtschaftlicher Macht, die eine Kulturarbeit großen Stils in Sibirien zu erschließen vermöchte?

Da ist zunächst die Tundra, das Gebiet nördlich vom 70. Breitengrade, mit ihrer charakteristischen Nomadenkultur der Rentierzüchter. Die Zahl der Rentiere ist der Maßstab des Reichtums für die einzelnen Familien; er bewegt sich in den Grenzen von 200 bis 5000 Stück. Der Samojede jagt sodann die vielen Wildgänse, wenn sie in der Mauserzeit sind; den Bau des weißen und blauen Fuchses sieht er als sein Eigentum an, legt Schlingen und stellt ihm Fallen. Der ehemals so einträgliche Handel mit Zobel-, Eichhörnchen- und Fuchsfellen ist allerdings zurückgegangen „durch übertriebenen Fang der Tiere", schreibt Nansen. Dennoch erfährt er von einem Verbannten, der nach Verbüßung der Strafzeit noch dort geblieben war, daß er im letzten Winter 26 weiße Füchse und zwei Hermeline teils in Fallen, teils in Schlingen, teils mit Strichnin gefangen habe, eine ganz beträchtliche Beute, da das Fell eines weißen Fuchses mit 30 Rubel bezahlt wird.

Neben Rentierzucht und Jagd ist im Sommer umfangreicher und einträglicher Fischfang am untern Jenissei und an den andern großen sibirischen Flüssen die Haupterwerbsquelle in der Tundra. Stör, Lachs, Omul, Sjeld oder Hering wandern Ende Mai und Anfang Juni, wenn das Eis aufbricht, aus dem Meere den Jenissei hinauf. Sie werden mit Netzen gefangen. Im Jahre 1908 zählte man am untern Jenissei 150 russische und 250 Netze der Eingebornen. Auf ein Netz muß man fünf Mann rechnen, so daß also 2000 Mann im Jahre 1908 auf dem untern Jenissei Fischfang trieben. Der durchschnittliche Jahresertrag eines Netzes wird auf 4000 kg veranschlagt, ein recht gutes Jahr kann sogar bis 6500 kg während eines Sommers abwerfen. Der Gesamtertrag des Fischfanges steigt von Jahr zu Jahr, besonders seitdem in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts die ersten Dampfschiffe auf den Jenissei kamen. Damals stieg der Fang auf jährlich 229300 kg; in den achtziger Jahren waren es jährlich 524000 kg; mit der bessern und regelmäßigern Dampfschiffverbindung stieg er nach den offiziellen Berichten im Jahre 1907 auf rund drei Millionen kg.

Im Süden schließt sich an die Tundra der Wald an. Sibirien besitzt das umfangreichste Waldgebiet der Welt. Es umfaßt einen Gürtel, der in nordsüdlicher Richtung über 2000 km sich erstreckt und in westöstlicher, vom Ural bis an den Stillen Ozean, 6000 km. Im Norden ist es lichter, spärlicher Wald. Denn diesen Bäumen in Breiten mit einer mittleren Jahrestemperatur von 10° unter Null ist der Kampf ums Dasein wahrlich nicht leicht gemacht; stehen sie doch auf jahraus, jahrein gefrorenem Erdboden. Im Sommer allerdings ist es sehr warm; dennoch taut nur eine verhältnismäßig dünne Erdschichte auf; unter dieser ist der Boden beständig gefroren. Die Wurzeln der Bäume können infolgedessen nicht in die Tiefe dringen, sondern müssen dicht unter der Oberfläche wagrecht ihre Wurzeln ausdehnen. Darum stehen diese Bäume so weit auseinander, darum zeigt der Wald so wenig Unterholz. Und doch ragen wahre Riesen von Lärchen, Tannen, sibirischen Zedern und Zirbelkiefern über die Birken, Erlen und Vogelbeerbäume empor. Der humusreiche Boden ist wohl kaum eine genügende Erklärung für das üppige Wachstum des Waldes. Die sibirischen Baumarten scheinen widerstandsfähiger zu sein als die unsrigen. Es lohnte sich also wohl der Versuch, sie in Gegenden anzupflanzen, wo schwierige klimatische Verhältnisse unsern Arten das Fortkommen erschweren. Wie wenig man bei einem solchen Waldreichtum das Holz schätzt, beweisen die unermeßlichen Flächen abgebrannten Waldes, besonders an den Ufern der Flüsse. Unbedachtsame Reisende oder Fischer, die am Ufer ihr Teewasser sieden, geben sich nicht die geringste Mühe, beim Fortgehen das Feuer auszulöschen; es dehnt sich aus und steckt den Wald eines ausgedehnten Gebietes in Brand. Niemand kümmert sich darum. Auch im Amurgebiete nehmen die Waldbrände kein Ende; Nansen fand dort auf großen Strecken nur jungen Wald, nicht weil der alte abgeholzt worden war, sondern weil ungeheure Brände ihn vernichtet hatten.

Und erst die Art des Abholzens! Nansen traf auf Stellen, an denen Birkenholz gefällt und aufgestapelt war. Im vollen Saft und im grünen Laubschmuck waren die Bäume gefällt worden, wie die umherliegenden belaubten Zweige zeigten. Die Bäume waren in halber Manneshöhe gefällt! Die Menschen dort sind viel zu bequem, sich beim Baumfällen zu bücken; es steht ihnen ja ein unermeßliches Waldgebiet zur Verfügung. Der Waldesausdehnung entspricht der Wildreichtum: Bären, Elche, Wildschweine, ganze Rudel von Rehen, Massen von Birkhühnern, Auerhähnen und Wildenten, ab und zu auch ein Tiger.

Sibirien ist reich an Mineralschätzen. Gold wurde entdeckt in den Gouvernements Jenisseisks, Jekutsk, in Transbaikalien, im Amurgebiet und im Norden der Halbinsel Kamtschatka. 1838 wurde das erste Gold an der Angara gefunden. Bald ergoß sich der Strom der Goldsucher dorthin. In einem Distrikt sollen 330 000 kg, in einem andern 292 000 kg, zusammen 622 000 kg Gold zutage gefördert worden sein. Auch Transbaikalien, das Gebiet zwischen dem Baikalsee und dem Amurgebiet, ist reich an Gold, an Edelsteinen und Mineralquellen; aber alles ist nur wenig ausgebeutet und mit unvollkommenen Mitteln. Trotzdem werden schon ganz bedeutende Erträge erzielt. Nach einer Angabe aus dem Jahre 1908 waren in Sibirien 45 000 Arbeiter mit Goldwäschen beschäftigt. Die Ausbeute war, das Uralgebiet nicht mitgerechnet, 32 800 kg Gold. Sibirien ist auch reich an Kupfer,

Silber, Blei und besonders an Eisen. Auf Sachalin befinden sich Petroleumquellen, die angeblich ganz Sibirien und Australien versehen könnten. Steinkohlen findet man in der Tundra, 90 km weit vom Jenissei; obwohl diese Lager seit Jahren bekannt sind, ist es zu einem regelmäßigen Abbau noch nicht gekommen. Beim neuen Bahnbau im Amurgebiet stieß man ebenfalls an mehreren Stellen auf Kohlenlager. Diese und die Kohlen auf Sachalin sollen genügen, um damit die ganze Schiffahrt auf dem Stillen Ozean zu versorgen. Als Nansen den Jenissei hinauffuhr, wurden auf dessen Nebenfluß Kureika eben 30 Tonnen Graphit als „Probe" herbeigeführt.

Das wahre Gold Sibiriens aber sind die unermeßlichen Flächen anbaufähigen Landes mit schwarzem Humusboden. Das Zarenreich weist seit seiner Gründung um 1500 ein räumliches Wachstum auf, mit dem seine Fähigkeit zu zielbewußter Kulturarbeit umgekehrt proportional erscheint. Von 1500 bis auf heute verteilt, beträgt der Jahreszuwachs 52000 qkm, ein Gebiet größer als Böhmen, bis endlich ein Riesenreich von 22600000 qkm entstanden ist. Mit wie wenig Verständnis aber Rußland seine eroberten Länder auszunutzen verstand, beweist Alaska. Es wurde seinerzeit für 23000000 Mark an die Vereinigten Staaten verkauft, und diese zogen allein im Jahre 1905 daraus einen Nutzen von 630000000 Mark.

Die Hauptgründe für die langsame Entwicklung der asiatischen Länder Rußlands sieht Nansen in der mangelnden Erkenntnis des offiziellen Rußlands, daß man diesen Ländern helfen, sie kolonisieren müsse. Statt dessen wurde Sibirien zur Verbrecherkolonie gemacht. Aber ein verrufenes Land, der Sammelpunkt aller gefährlichen und unruhigen Elemente, übt keine Anziehung auf ehrliche Auswanderer aus. Die auswandernden Russen zogen es vor, über dem Meer in Nordamerika sich anzusiedeln. So reisten in dem Jahrzehnt 1891—1900 eine halbe Million Russen nach Amerika und von 1900 bis 1906 allein von deutschen Häfen aus 485000 Russen dorthin; die großen, unbebauten Landstriche Sibiriens aber blieben in ihrem Schlummerzustande liegen, unermeßliche Räume, lange Zeit ohne jede Eisenbahn, nur auf schlechte Landstraßen und auf Flüsse als Verkehrsmittel angewiesen. Ein weiteres Hemmnis der Kolonisation Sibiriens ist, daß nach russischem System die Fäden der Verwaltung eines solch weitläufigen Gebietes alle in Petersburg zusammenlaufen müssen. Wie ist da eine Übersicht über die Verhältnisse und die dringenden Bedürfnisse möglich, wenn allein die Postbeförderung von Petersburg zur Gegend der Ansiedlung hin und her Monate dauert!

Bis 1861 war der leibeigene Bauer an die Scholle gebunden und entbehrte jeder Freizügigkeit. Seit dem japanischen Kriege 1904—1905 hat man in Rußland allerdings erkannt, wie wichtig die Entwicklung der asiatischen Provinzen sei. Und die Regierung machte große Anstrengungen, die Einwanderung aus Rußland nach Sibirien und damit dessen Kolonisation zu heben. Eine Regierungsverordnung verbot, die Verbrecher in Zukunft dorthin zu verbannen. Die Besiedelung des Landes wurde dem Landwirtschaftsministerium unterstellt. Der vom Staate bewilligte Jahresaufwand hat sich allein seit 1905 verzehnfacht. Vor 1896 betrug er kaum eine Million Rubel, 1905 etwa 2900000 Rubel, und für 1913/14 wurden über 30000000 Rubel bewilligt. Mit dem wachsenden jährlichen Aufwand für die Kolonisation hielt tatsächlich die Einwanderung nach Sibirien gleichen Schritt. Während in den 300 Jahren vor

1896 alles in allem ungefähr 3 000 000 Menschen aus Rußland nach Sibirien zogen, haben sich in dem Zeitraum von 1905 bis 1913 allein auch etwa drei Millionen neuer Ansiedler in Sibirien niedergelassen. Aber welche Arbeit ist noch zu leisten, daß die Kolonisierung einen befriedigenden Entwicklungsgang nehmen kann, durch Bau von Straßen, Erweiterung des Eisenbahnnetzes, Anlage von Brunnen, Krankenhäusern, Postverbindungen, durch Bau von Kirchen und Schulen und vor allem durch bessere landwirtschaftliche Ausbildung des russischen Bauern, der in Sibirien ebensogut wie anderswo einen sachgemäßen Betrieb der Landwirtschaft lernen muß, wenn diese vorteilhaft werden soll. Welche Zukunftsmöglichkeiten sich aber dann ergeben, zeigt das Beispiel einer kleinen Schar betriebsamer Dänen, die durch Einführung des dänischen Molkereibetriebes in Westsibirien die dortige Butter in kaum 15 Jahren zu einer Weltmarktsware gemacht haben. Im Jahre 1898 betrug die Butterausfuhr Sibiriens 2 440 000 kg, im Jahre 1906 schon 48 650 000 kg, 1909 sogar 140 870 000 kg. Vor dem Kriege fuhr täglich ein Zug mit Kühlwagen von Westsibirien nach der Ostsee, von wo die Butter zu Schiff nach England und Paris weiterging. Große Gebiete Westsibiriens sind durch diesen Betrieb wohlhabend geworden. Einen ähnlichen Aufschwung könnten unermeßliche Gebiete Sibiriens nehmen, wenn eben nicht die Russen die Organisation und Arbeit zu leisten hätten. Ein herbes Urteil fällt der russische Politiker Roditschew, eines der bedeutendsten Mitglieder und Redner der Duma, mit dem Nansen auf seiner Reise zusammentraf. Roditschew hatte soeben auch zum erstenmal Sibirien bis Wladiwostok durchreist; aber Land und Leute hatten ihn enttäuscht. Er meinte, „man könnte mit dem Pflug durch das Land kommen vom Ural bis zum Stillen Ozean, und doch sehe man hier meist unangebauten Boden und Wald. Das Land, obgleich leicht zu erobern, sei öde und menschenleer, die Leute seien seinem Eindrucke nach ein Volk ohne Energie und Unternehmungslust".

Und doch richtet der russische Panslavismus begehrliche Blicke gegen Europa und ist von dem Wunsche erfüllt, russische Segnungen nach dem Westen zu tragen. Verfrühte Begierden! Unreife Leidenschaft! Denn auf Menschenalter hinaus hat er noch daheim genug zu tun, und wäre das europäische Rußland erst selbst einmal so weit, daß es ebensowenig Analphabeten besäße, als es jetzt viele hat, so eröffnete das riesige Sibirien kolonisatorischer Arbeit im eigenen Hause unermeßliche Aufgaben, eine nutzbare Beschäftigung für ein halbes Jahrhundert.

Alfred Gökel S. J.

UT TESTIMONIUM PERHIBEAM VERITATI

Gegründet 1865 von deutschen Jesuiten

Stimmen der Zeit, Katholische Monatschrift für das Geistesleben der Gegenwart. Herausgeber und Schriftleiter: Hermann Muckermann S. J., München, Giselastraße 31 (Fernsprecher: 32749). Mitglieder der Schriftleitung: J. Kreitmaier S. J., H. A. Krose S. J., R. v. Nostitz-Rieneck S. J. (zugleich Herausgeber und Schriftleiter für Österreich-Ungarn), J. Overmans S. J., M. Reichmann S. J., O. Zimmermann S. J.

Verlag: Herdersche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau (für Österreich-Ungarn: B. Herder Verlag, Wien I, Wollzeile 33).

Von den Beiträgen der Umschau kann aus jedem Heft einer gegen Quellenangabe übernommen werden; jeder anderweitige Nachdruck ist nur mit besonderer Erlaubnis gestattet.

P. Stephan Beissel S. J.

Am 31. Juli schied frühmorgens in der Stille des Ignatiuskollegs zu Valkenburg im holländischen Limburg nach langen, schweren, mit bewunderungswürdiger Geduld und Standhaftigkeit ertragenen Leiden ein Ordensmann aus diesem Leben, der auf dem Gebiet der Kunstwissenschaft, der Perikopenkunde, der Hagiographie und Sphragistik eine anerkannt hervorragende Autorität war, aber auch durch seine aszetischen Schriften einen Namen von Klang hatte, P. Stephan Beissel.

Geboren wurde der Verstorbene am 21. April 1841 zu Aachen als Sohn des Nadelfabrikanten Stephan Beissel. Als Erstgeborener bestimmt, dereinst Fabrik und Firma seines Vaters fortzuführen, empfing er bei der Taufe den väterlichen Namen Stephan. Durch seine Mutter, Elisabeth geb. Jeghers, eine vortreffliche, echt religiöse Frau, der nach dem zu frühen Tode ihres Gatten eine dreifache schwere Last oblag, die Obsorge für die Fabrik, das Hauswesen und die Kinder, erhielt er von erster Jugend an eine gewissenhafte, von tief christlichen Grundsätzen geleitete Erziehung, bei welcher der ideal angelegte, von begeisterter Liebe zur Kirche erfüllte Bischof Laurent, Hausfreund der Familie Beissel, Helfer und Berater war. Für das Geschäft zeigte Stephan bei zunehmendem Alter, anders als der Vater es sich gedacht hatte, wenig Neigung. Was sein Herz anzog, war die Beschäftigung mit den Wissenschaften. Wenn er als Gymnasiast an den Buchhandlungen seiner Vaterstadt vorbeiging und in deren Schaufenstern die Neuerscheinungen aufliegen sah, kam ihm, wie er später selbst erzählte, das Verlangen, doch auch einmal selbst solche Werke schreiben zu können. Am 13. August 1860 verließ er mit einem glänzenden Reifezeugnis, das im Lateinischen, Französischen, in der Mathematik und in der Geschichte die Note „vorzüglich" aufwies, das Gymnasium. Als zukünftigen Lebensberuf hatte er nach reiflicher

Selbstprüfung den Priesterstand gewählt. Seine theologischen Studien machte er zu Münster und Bonn, nach deren Beendigung trat er im Herbst 1863 in das Priesterseminar zu Köln. Am 29. August 1864 erhielt er durch den damaligen Weihbischof Baudri die heilige Priesterweihe, am 9. Dezember des gleichen Jahres seine Anstellung als zweiter Vikar der St Michaelskirche zu Burtscheid. Als Wohnung hatte er, der an die weiten prächtigen Räume des elterlichen Heims gewöhnt war, hier ein sehr bescheidenes Häuschen, das außer der Tür nur noch ein Fenster in der Front zeigte, für seine Anspruchslosigkeit und Selbstlosigkeit aber völlig ausreichte. Durch seinen unermüdlichen Arbeitseifer, seine stets sich gleichbleibende Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit, sowie namentlich durch seine Liebe zu den Kindern, die er nach dem Beispiel des göttlichen Kinderfreundes mit herzlichem Wohlwollen umfing, gewann er rasch die allgemeine Achtung und Zuneigung. Seine opferwillige Sorge für die Kranken fand eine besondere Gelegenheit zu reichlicher Betätigung, als die Cholera herrschte und auch zu Burtscheid manche Opfer forderte. Damals geschah es auch, daß er eines Tages ein cholerakrankes Kind antraf und daß er selbst es, weil niemand sich vorfand, der es ins Spital zu tragen bereit war, ohne Zaudern auf seine Arme nahm und dorthin brachte. Für die hohe Auffassung, welche Vikar Beissel von seinem Amt und den aus ihm sich ergebenden Pflichten hatte, ist ein anderer Vorfall sehr bezeichnend. Schon damals ein warmer Freund mittelalterlicher Kunst, hatte er sich eine reiche gotische Zimmereinrichtung anfertigen lassen. Als er nun einmal nach einer Predigt, die er über die Armut gehalten hatte, nach Hause zurückgekehrt war und sein Blick das kostbare Mobiliar traf, drängte sich ihm plötzlich der Gedanke auf, es sei nicht entsprechend, daß er selbst so prächtig eingerichtet sei, während er andern den Wert und die Würde der Armut preise. Und nicht lange nachher war das Zimmer geleert, waren die schönen Möbel verschwunden, verschenkt. Ein besonderes Interesse, das mit seiner Liebe zu den Kindern in innigstem Zusammenhang stand, schenkte Vikar Beissel in seiner Stellung zu Burtscheid dem Unterrichtswesen und der Fürsorge für die Kinder. Es waren das auch die Gegenstände, denen seine damaligen ersten schriftlichen Arbeiten, Aufsätze in der „Katholischen Zeitschrift für Erziehung und Unterricht", galten, in denen er sich namentlich mit der Frage der Krippen- und Kinderbewahranstalten beschäftigte. Eine Reise, die er damals nach Paris machte, hatte vornehmlich den Zweck, die diesbezüglichen Einrichtungen in der französischen Hauptstadt zu studieren.

Sechs Jahre war der Verstorbene zu Burtscheid tätig gewesen, als ihn eine Lungenentzündung befiel. Sowohl zum Zweck einer besseren Erholung als auch, weil in ihm der Gedanke erwacht war, aus den Seelsorgarbeiten ins Lehrfach überzutreten, bat er um eine zeitweilige Enthebung von seinem Amte und zog sich, als ihm diese gewährt worden war, in das elterliche Haus nach Aachen zurück. Um sich aber auch in dieser Zeit der Ruhe in einer ihm zusagenden Weise zu beschäftigen, übernahm er die Erteilung des Religionsunterrichtes an den Schulen der Schwestern vom Armen Kinde Jesu. Indessen sollte dieses Privatleben schon nach einem halben Jahre enden; nur endete es nicht mit dem Eintritt in das Lehrfach, noch mit dem Wiedereintritt in die Seelsorge, sondern mit dem Eintritt in den Ordensstand, und zwar, für manche überraschend, in die Gesellschaft Jesu. Die Muße, welche seine Zurückgezogenheit ihm bot, hatte ihm Gelegenheit gegeben, gründlich und ruhig die Frage zu prüfen, wie er es in Zukunft mit seinem Berufe zu halten habe, und so sehen wir ihn am 1. Juni 1871 an die Pforte des Noviziats der deutschen Ordensprovinz der Gesellschaft Jesu auf der Friedrichsburg bei Münster in Westfalen klopfen. Für die Mutter war sein Eintritt in den Orden begreiflicherweise ein großes Opfer. Etwa zwanzig Jahre später durfte sie ihm freilich schreiben: „Seitdem ich Dich ihm ganz zum Opfer dargebracht, hat mir der liebe Gott durch Dich so viel Freude, Trost und Frieden gegeben, daß ich ihm nicht genug dafür danken kann."

Im stillen Noviziat weilte P. Beissel ein Jahr; dann erfolgte Herbst 1872 die Ausweisung der Jesuiten, und P. Beissel, der als Novize ruhig in die Kölner Diözese hätte zurückkehren können, der aber, im Verbleiben im Orden seinen Beruf erkennend, treu an dem einmal gefaßten Entschluß festhielt, zog mit den andern nach Holland in die Verbannung. Zunächst finden wir ihn zu Blyenbeek, wo er sich der Wiederholung und Vertiefung der philosophischen Studien widmet, dann zu Wynandsrade, wo er Rhetorik hört, und schließlich im Kolleg zu Ditton Hall in England, wo er die theologischen Studien wieder aufnimmt und zu Ende führt. Die nächsten beiden Jahre 1877 und 1878 weilt er in der Bretagne als Hausgeistlicher auf dem Schlosse eines Grafen, der seine holländische Besitzung Exaten bei Baexem, die zur Zeit der Vertreibung der Jesuiten leer stand, diesen als Zufluchtsort überlassen hatte. Das Jahr 1879 sieht P. Beissel zu Portico in England (Lancashire), um das von den Konstitutionen vorgeschriebene dritte und letzte Probejahr zu bestehen, nach dessen

Vollendung er dann zum Zweck wissenschaftlicher Schriftstellerei und der Mitarbeit an den „Stimmen" nach Exaten geschickt wurde. Als Arbeitsfeld wurde ihm das Gebiet der christlichen Kunst angewiesen, für das bis dahin unter den Ordensmitgliedern ein fachmännischer Vertreter nicht vorhanden gewesen war.

Schon als Student zeigte P. Beissel, angeregt durch die Kunstschätze seiner Vaterstadt, durch die Erbauung der herrlichen, 1863 eingeweihten Marienkirche und durch den Verkehr mit kunstsinnigen Männern wie Bischof Laurent, dem Stadtarchivar Laurent und dem Priester Andreas Fey u. a., warmes Interesse und fein empfindendes Verständnis für die schönen Künste, zumal die kirchliche Kunst, die eine neue Auferstehung gefeiert hatte und in erfreulichem Aufschwung begriffen war. Als er dann als Vikar zu Burtscheid tätig war, wirkte nach beiden Richtungen fördernd auf ihn ein der Aachener Stiftsherr Franz Bock, der in jenen Jahren mit nie ermüdender Begeisterung in Wort und Schrift für die praktische wie die wissenschaftliche Pflege der Kunst eintrat und wie auf viele andere, so auch auf ihn mächtigen Einfluß ausübte. P. Beissel war sonach keineswegs ein Fremdling auf dem Gebiete der Kunst, als die Obern ihn nach Vollendung des Tertiats mit dem Studium der Kunstwissenschaft betrauten, das seitdem bis zu seinem Tode, also fünfunddreißig Jahre hindurch, fast ständig seine Hauptbeschäftigung im Orden bildete. Nur die Jahre 1897 bis 1899, während deren P. Beissel auf Wunsch Sr Eminenz des Kardinals Krementz als Beichtvater und Berater der Alumnen im Priesterseminar zu Köln eine segensreiche Tätigkeit entfaltete, brachten eine teilweise Unterbrechung.

Die beiden ersten Jahre seiner Schriftstellerei weilte P. Beissel zu Exaten. Als 1882 die Schriftleitung der „Stimmen" Tervuren bei Brüssel verließ, wo sie bei der Vertreibung der Jesuiten eine Zufluchtsstätte gefunden hatte, und nach Blyenbeek übersiedelte, zog auch er dorthin, 1886 aber begleitete er sie wieder zurück nach Exaten, 1900 folgte er ihr in das neugegründete Schriftstellerhaus zu Luxemburg. Als dieses 1910 veräußert wurde, siedelte er mit den übrigen Insassen in das Ignatiuskolleg nach Valkenburg über. Es war seine letzte Wanderung, das Ignatiuskolleg sein letztes Heim.

Schon früh hatte sich bei P. Beissel ein neuralgisches Gesichtsleiden eingestellt, das ihm oft die heftigsten Schmerzen bereitete. In dem letzten Jahrzehnt seines Lebens gesellten sich andere sehr peinliche körperliche

Leiden hinzu, die immer stärker wurden und das Arbeiten ihm sehr erschwerten, ohne darum aber seiner Arbeitsamkeit und seiner geistigen Frische ein Ziel zu setzen. Erst der nahende Tod vermochte die Feder seiner nimmermüden Hand zu entwinden. Nur wenige Tage zuvor hatte P. Beissel eine größere kunsthistorische Arbeit abgeschlossen, die noch der Herausgabe harrt. Sie sollte seine letzte wissenschaftliche Schrift sein, wie er selbst sagte. „Von jetzt ab", bemerkte er, schon dem Tode nicht mehr fern, scherzend, „schreibe ich keine gelehrten Bücher mehr, sondern nur noch fromme."

Der Verblichene war ein nie rastender Arbeiter. Arbeit, zumal wissenschaftliche, war für ihn ein Lebenselement. In den Tagen und Stunden seiner Leiden bildete sie für ihn eine Ablenkung, ein Vergessen seiner Schmerzen und Beschwerden. „Wenn ich nur schaffen kann, fühle ich den Schmerz weniger", pflegte er zu mir zu sagen. Auch die seelsorglichen Arbeiten, mit denen er gelegentlich für kürzere oder längere Zeit von den Obern betraut wurde, bedeuteten keineswegs eine völlige Unterbrechung seiner wissenschaftlichen Tätigkeit; denn er verstand seine Zeit stets so wohl einzurichten und auszunutzen, daß ihm immer noch die eine oder andere Stunde für seine Studien übrig blieb. Und überall wußte er eine Gelegenheit und einen Gegenstand zu finden. Hier gab es alte Skulpturen, Metallarbeiten, Miniaturen, eine für ihn wichtige Urkunde, eine interessante Handschrift oder einen bemerkenswerten Frühdruck; dort entdeckte er ein altes Siegel oder gar einen alten Siegelstempel; anderswo war es eine Kirche, ein Altar oder sonstiges Kirchenmobiliar, die seine Aufmerksamkeit erregten. Es war nichts Seltenes, daß er in solchen Fällen selbst einen Teil der Nachtruhe opferte, um die Handschrift durchzusehen und zu exzerpieren, von den Siegeln einen Abguß oder einen Abdruck herzustellen, wozu er das nötige Material meist mit sich führte, oder von den Miniaturen Skizzen und Notizen zu machen. Ferien waren für ihn etwas Unbekanntes; selten, daß er einen Spaziergang machte. Seine Erholung war allenfalls ein Wechsel in der Arbeit. Selbst als seine körperlichen Leiden es als dringend wünschenswert erscheinen ließen, daß er sich mehr Muße gönne, war er dazu nicht zu bewegen. Ziel und Ende seiner Arbeit war nicht sein eigener Ruhm. Nach Ehre und Anerkennung hat P. Beissel nie gestrebt. Gottes größere Ehre fördern durch gründliche und treue Pflege der Wissenschaft zum Besten der Kirche Christi und des katholischen Namens, das war der Zweck, der ihm bei allen seinen Arbeiten Leitstern war.

Die Frucht der rastlosen Tätigkeit P. Beissels war eine außerordentlich bedeutende Zahl von größeren und kleineren Aufsätzen und sonstigen Beiträgen für wissenschaftliche Zeitschriften, auch für ausländische, sowie eine lange Reihe umfangreicher Werke. Von Zeitschriften waren es namentlich zwei, bei denen P. Beissel treue Mitarbeit leistete. Die unter der Redaktion des Herrn Domkapitulars Prof. Dr Alexander Schnütgen stehende „Zeitschrift für christliche Kunst", die er sowohl wegen ihres Zweckes als wegen des sachlichen Wertes ihres reichen Inhaltes sehr hoch schätzte, und die „Stimmen", zu deren Stab er fast die ganze Zeit seiner wissenschaftlichen Schriftstellerei gehörte und für die er zusammen mit den PP. Alexander Baumgartner, Wilhelm Kreiten, Otto Pfülf u. a. lange Jahre hindurch eine Hauptstütze war. Kaum ein Band, der nicht aus seiner Feder einen oder mehrere Aufsätze über einen Gegenstand aus dem Gebiete der Kunst, der Geschichte der Liturgie, der Siegelkunde usw., den einen oder andern kleineren Beitrag, sowie längere und kürzere Besprechungen in sein Arbeitsfeld einschlagender Neuerscheinungen enthielt. Besondere Verdienste erwarb er sich um die Pflege der zu den „Stimmen" gehörenden Ergänzungshefte. Stammen doch unter den ersten hundert Nummern nicht weniger denn elf von seiner Hand.

Die lange Reihe seiner selbständig herausgegebenen Arbeiten, zu denen auch die oben erwähnten Ergänzungshefte gehören, eröffneten drei für die mittelalterliche Kunstgeschichte hochbedeutsame Untersuchungen über die Geschichte des Domes zu Xanten, die 1889 in zweiter Auflage in einem Bande unter dem Titel „Die Bauführung des Mittelalters" erschienen. 1886 entstand die Schrift: „Die Bilder der Handschrift des Kaisers Otto I. im Münster zu Aachen", 1887—1889 im Zusammenhang mit der in Aussicht genommenen Trierer Heiligtumsfahrt die Geschichte der Trierer Kirchen und ihrer Reliquien, 1890 und 1892 die beiden Ergänzungshefte über die Verehrung der Heiligen und ihrer Reliquien in Deutschland während des Mittelalters, in denen namentlich auch die den Gegenstand betreffenden reichen Schätze gehoben sind, welche die Monumenta Germaniae bergen. Ein zeitweiliger Aufenthalt in Hannover brachte P. Beissel in nähere Beziehungen zum damaligen Bischof von Hildesheim, Dr Wilhelm Sommerwerk, und zum Domvikar Dr Adolf Bertram, dem heutigen Fürstbischof von Breslau, und führte ihn zum benachbarten altehrwürdigen Hildesheim, dessen herrliche Kunstschätze seitdem dauernd für ihn eine große Anziehungskraft hatten. Aus ihrem Studium erwuchs 1891 die Schrift

„Das Evangelienbuch des hl. Bernward von Hildesheim" und 1895 eine Arbeit über den hl. Bernward von Hildesheim als Künstler. Frucht einer längeren Reise, die P. Beissel 1893 nach Italien machte, waren neben zahlreichen Aufsätzen die Werke: „Die Vatikanischen Miniaturen" (1893), „Fra Angelico" (1895) und „Bilder aus der Geschichte der altchristlichen Kunst und Liturgie in Italien" (1900).

Indessen würde es zu weit führen, alle wissenschaftlichen Werke P. Beissels hier einzeln anzuführen. Es seien darum nur noch die hauptsächlichsten genannt. Es sind der zweite Band des von Münzenberger begonnenen, für die Geschichte des gotischen Altarbaues in Deutschland wie der spätmittelalterlichen deutschen Plastik gleich bedeutsamen Monumentalwerkes „Zur Kenntnis und Würdigung der mittelalterlichen Altäre Deutschlands" (1895—1906), von dem beim Tode des Frankfurter Stadtpfarrers nur der erste Band vollendet war; die „Kunstschätze des Aachener Kaiserdomes" (1904); die als Ergänzungsheft zu den „Stimmen" veröffentlichte, für die Kenntnis der älteren mittelalterlichen Bücherillustration wichtige „Geschichte der Evangelienbücher in der ersten Hälfte des Mittelalters" (1907) und die drei Bände umfassende „Geschichte der Verehrung Marias im Mittelalter und in der neueren Zeit" (1909—1913), in denen der Verstorbene ein zum Staunen reiches Material, das Ergebnis eines mehrere Dezennien umfassenden Sammelfleißes, niedergelegt hat.

Von den Obern zur wissenschaftlichen Schriftstellerei bestimmt, lebte P. Beissel in erster Linie für wissenschaftliche Arbeiten. Indessen wollte er durch seine schriftstellerische Tätigkeit auch zur Ehre Gottes und zum Troste, zur Erbauung und zur Heiligung der Seelen einiges beitragen, und so entstand als ausgereifte Frucht seiner eigenen täglichen Meditation eine zehn Bändchen umfassende Folge von Betrachtungen über das Kirchenjahr, die wegen ihres reichen, wechselnden Inhalts, der Originalität der Darstellung und des Geistes der Andacht eine sehr günstige Aufnahme und große Verbreitung fanden.

Hand in Hand mit den wissenschaftlichen Studien und Arbeiten P. Beissels ging ein seltener Sammelfleiß. Er habe, so sagte ich ihm bisweilen neckend, von Gott das besondere Charisma des Sammelns und Aufklebens erhalten. Nicht nur Photographien und sonstige Abbildungen von Kunstgegenständen, sondern auch Münzen, Medaillen, Heiligenbildchen und Siegel bildeten den Gegenstand seines Sammelns. Nichts war ihm zu unbedeutend; auch für das Kleinste fand er ein Plätzchen. „Denn", so

pflegte er zu sagen, „man kann es vielleicht einmal verwenden, und dann wird, mag es auch heute keinen Wert besitzen, später schon die Zeit kommen, zu der es ihn erhält." Man konnte ihm darum auch keine größere Freude bereiten, als wenn man ihm eine schöne Photographie, ein altes Heiligenbildchen oder ein in seiner Sammlung noch nicht vertretenes Siegel, eine Medaille oder eine alte Münze schenkte. Und so reihte er einen Band mit Photographien und sonstigen Bildern, namentlich Heiligenbildchen, an den andern. Die Sammlung von Siegelabdrücken aber, die er schuf, teilweise unterstützt von seinem früheren Ordensgenossen G. Dreves, und die in ihren Anfängen in seine Gymnasiastenzeit hinaufreicht, dürfte eine der bedeutendsten ihrer Art sein.

P. Beissel war nicht nur ein sehr fleißiger, sondern auch ein sehr gewissenhafter Arbeiter. Als ich vor zwanzig Jahren meine Schriftstellerlaufbahn begann, war eine seiner ersten Mahnungen: „Benützen Sie keine Angabe, die Sie nicht auf ihre Zuverlässigkeit geprüft haben", und so hielt er es auch selbst. Aber nicht bloß bezüglich anderer übte er diese wissenschaftliche Kontrolle, sondern auch bei sich selbst. Seine Darstellungsweise war inhaltsreich, sachlich, klar, einfach. Nichtssagenden Redensarten, klingendem Wortschwall, der Sucht geistreich, originell zu erscheinen, war er ein abgesagter Feind. Schlichte Wahrheit in der Sache und im Ausdruck bei reichem Inhalt war sein Grundsatz. Prinzipielle Fragen pflegte er seltener ex professo zu behandeln, ohne jedoch überhaupt einem Eingehen auf solche auszuweichen. In der Regel knüpfte er ihre Erörterung an einen speziellen Gegenstand an. Polemik war seinem auf Frieden gerichteten Sinn nicht genehm. Er übte sie nur, wo und wann er an ihr nicht vorbeikommen konnte und auch dann grundsätzlich in möglichst milder Form und mit bescheidener Zurückhaltung. Immerhin bangte er auch vor einem scharfen Wort nicht, wenn in einem besondern Falle ein solches zum Schutze der Wahrheit oder anderer, noch höherer Interessen sich als notwendig erwies. In strittigen Fragen hielt er nicht mit der Darlegung seiner eigenen Auffassung und ihrer Begründung zurück, jedoch ohne seine persönliche Meinung andern aufdrängen zu wollen. Gegenüber der modernen Überkritik und den subjektivistischen Strömungen der modernen Kunst huldigte er jenem gesunden Konservativismus, der, am Alten festhaltend, sachlich prüft, was den veränderten Zeitumständen entspricht, was an den modernen Forderungen berechtigt ist, und der dann diesem ohne Bedenken Rechnung trägt. So hielt er es namentlich auch in Bezug auf die

neuzeitlichen Bewegungen und Strebungen auf dem Gebiet der religiösen Kunst, deren mannigfache Auswüchse und Verirrungen er freilich beklagte und abwies, deren grundsätzliche Berechtigung er indessen anerkannte. In Beurteilung der Kunststile war bei ihm nicht persönliche Vorliebe für diesen oder jenen Stil, sondern der innere Wert maßgebend. Er stand darum auch allen ohne einseitige Voreingenommenheit gegenüber. P. Beissel hatte ein fein empfindendes, auf natürlicher Anlage beruhendes, durch das eingehende Studium der Meisterwerke der Kunst entwickeltes und gereiftes Urteil. Er wurde deshalb auch gern zur Mithilfe angegangen, wo es galt, eine Kirche zu erbauen, sie mit Malereien auszustatten, mit gemalten Fenstern zu versehen, einen Hochaltar zu errichten, selbst zu so bedeutenden Werken wie den Mosaiken des Oktogons im Aachener Münster. Die Kirchen und Kirchenausstattungen sind zahlreich, an deren Zustandekommen er mit sachverständigem Gutachten teilnahm.

P. Beissel war ein Mann von umfassendem, tiefem Wissen und gründlicher, gewissenhafter Arbeitsweise. Er war aber auch ein selbstloser Gelehrter, der sich aufrichtig und rückhaltlos über jede neue wissenschaftliche Leistung auf dem Gebiete der Kunstwissenschaft freute und gern allem seine Anerkennung spendete, was nur irgendwie Anerkennung verdiente. Er war ein hilfbereiter Gelehrter, der jedermann und zu jeder Zeit sein Wissen und seinen Rat zur Verfügung stellte. Auch wenn die Arbeit drängte oder die körperlichen Leiden ihn drückten, hielt er den Anfragen gegenüber, die aus den Kreisen des Klerus wie seiner Fachgenossen zahlreich an ihn gerichtet wurden, nicht zurück. Er war ein liebenswürdiger Gelehrter, der für alle und zu jeder Stunde ein freundliches Wort bereit hatte. Und weil ein musterhafter Priester und Ordensmann, war er endlich auch ein wahrhaft christlicher Gelehrter, für den wie das Gebet, so auch sein wissenschaftliches Arbeiten und sein Studium Gottesdienst bedeutete. P. Beissel bedarf eines Monumentes von Erz oder Stein nicht; die Werke, die er hinterlassen hat, sichern ihm ein dauerndes Andenken und reden lauter als jedes andere Monument.

Joseph Braun S. J.

Der Krieg und die göttliche Vorsehung.

Gott herrscht und schaut von den Höhen der Ewigkeit; wir stehen und sehen in den Niederungen der Zeitlichkeit. Unser Blick ist eng begrenzt; kaum das Nächste vermögen wir deutlich zu erkennen; wir haften an der Oberfläche und dringen nur mühsam und nicht tief in das innere Wesen und den Zusammenhang der Dinge. Gott weiß alles, er versteht alles aus den innersten Ursachen heraus, das einzelne für sich, seine Verbindungen mit der Vergangenheit und seine Bedeutung für die Zukunft. Unserem Ohr sind die Ereignisse oft nur mißtönender Lärm, während sie vor Gott harmonisch im Weltenchor zusammenklingen.

Gott ist der allweise und allmächtige Meister, der alle Dinge macht, zuläßt, leitet und verknüpft, daß sie genau dem Plan entsprechen, den er vor aller Zeit entworfen hat und in jeder Zeit ausführt, geräuschlos und unwiderstehlich. An seinem Plane wird nichts geändert und nichts verbessert. Da sind keine Nachgedanken, ein einziger ewiger Gedanke, ein einziger ewiger Entschluß. So wird es sein und nicht anders.

Fatum? Nein, die Vorsehung ist kein blindes Schicksal, das zermalmend über die Menschheit hinrollt, ohne daß wir etwas anderes können, als uns knirschend zermalmen lassen. Blind sind nur wir, wenn wir trotzig darauf bestehen, daß unsere Kurzsichtigkeit das Maß der Dinge sein soll, daß Gott sich nach unserem Verstehen und Wünschen richten soll anstatt nach seiner eigenen Allweisheit und Allgüte.

Gott ist die Allmacht, aber er tut nicht alles allein. Seine Geschöpfe und zumal seine freien Geschöpfe haben auch ihre Aufgabe und ihre Kräfte, um mitzuwirken bei der Ausführung des Gotteswerkes. Jedem ist sein Platz angewiesen. Den Vernunftwesen wird auch jener Teil des Gottesplanes enthüllt, den sie an ihrer Stelle auszuführen haben. Vernunft, Offenbarung, Gottesgebote, Gesetze der rechtmäßigen Obrigkeit und Standespflichten sagen einem jeden, welches sein Anteil bei der Aufführung jenes Domes ist, der für die Ewigkeit gebaut wird.

Jeder ist Miterbauer. Das Material, das er zu bearbeiten und hineinzubauen hat, ist zunächst er selbst. „Aus lebendigen Steinen erhebt sich

der hehre Bau zu den Gestirnen", singt die Kirche am Feste der Weihe des Gotteshauses.

Bei keinem Bau finden sich die Quadern genau so, wie sie gebraucht werden, fertig vor, noch weniger die Fialen, Rosetten, Bildwerke. In den Bauhütten wird Jahre, Jahrzehnte, oft Jahrhunderte gehämmert, gemeißelt, geputzt, bis alles für sich vollendet und dem Ganzen eingefügt ist.

Auch von dem lebendigen Tempelbau heißt es: „Durch des heilsamen Meißels Stiche, durch des Hammers häufige Schläge wird der Felsstein geformt, dann passend zusammengefügt, zur Höhe gebracht, um das Bauwerk zu bilden."

Der Hauptstein ist Christus, wie er selber bezeugt (Mt 21, 42), ein wunderbarer Stein, den die Bauleute nicht begriffen, den aber Gott erwählt hatte, daß er Anfang, Vorbild, Maß des ganzen Baues sei. „Vom Herrn ist das geschehen, und es ist wunderbar in unsern Augen."

Unverstand und Bosheit der menschlichen Bauleute hatten den Stein so übel zugerichtet, daß er für seinen Zweck nicht mehr brauchbar schien, sie warfen ihn weg. Wo blieb da die Vorsehung? Wo war der große Baumeister, der über sein Werk wachte? Gott wäre klein, wenn er von dem guten Willen der Menschen in der Vollführung seiner Pläne abhinge; ihm müssen auch Unverstand und Bosheit dienen. Als sie an Christus alles getan hatten, was sie wollten, da war der Stein genau in dem Zustand, wie Gott ihn haben wollte, um damit seinen Tempelbau zu beginnen. Deshalb sagt die Schrift (Ps 117, 22): „Siehe, ich lege in Sion einen Haupteckstein, einen auserlesenen, kostbaren." „Es ist der Stein, den die Bauleute verworfen haben; er ist geworden zum Eckstein" (1 Petr 2, 6 7).

Der himmlische Graltempel soll nicht ausschließlich im reinen Weiß der Gottesliebe schimmern, sondern zugleich im sanften Rot der Leidensliebe. So ist es im Gottesplan vorgesehen. Warum? Gottes Wille genügt als Antwort. Wenn du einen prachtvollen Dom anstaunst, fragst du dann: Warum hat ihn der Meister nicht anders gemacht? Es genügt dir, daß das Werk so herrlich ist, und du hältst es für töricht zu fragen, warum nicht ein anderes an seiner Stelle steht.

Ganz verborgen ist es uns jedoch nicht, warum an dem Gottesbau auch Leid und Qual, Tränen und Blut und der bittere Tod selbst mitwirken sollen. Durch den freien Willen der Menschen ist die Sünde in der Welt. Gott hat sie zugelassen. Warum? Das ist sein Geheimnis. Aber

er hätte sie nicht zugelassen, wenn er nicht auch das Böse zum Guten zu wenden wüßte. Die Sünde fordert Buße. Buße ist eine Rückkehr zu Gott in neuer, heißerer, sühnender Liebe. Die Buße wächst aus der Liebe zum Guten, aus dem Haß gegen das Böse, aus Demut, Vertrauen, Hingabe an Gott. Buße macht starkmütig, tapfer, opferbereit, leidenswillig, hochherzig. Wie viele Heilige haben erst durch Buße ihre sittliche Hoheit und Gottgefälligkeit erlangt. Wo bliebe aber die Buße, wenn kein Leid auf Erden wäre, wenn es nur immer wonnige Sonnentage, Blumen, Lieder und Freude gäbe?

Das Leid hat also sehr wohl hier auf Erden einen wichtigen Platz, das große und das kleine Leid, der Schmerz des Körpers und die Pein der Seele, der Kummer um uns selbst und das Weh um andere. Es ist ein schmerzendes, schneidendes, brennendes Werkzeug, aber ein Werkzeug in der Hand unseres himmlischen Vaters, der seine Kinder läutern und veredeln will. Wie die Menschen nun einmal sind, würden viele, vielleicht die meisten ohne Leiden moralisch Zwerge und Feiglinge bleiben, während sie sich im Leiden zu heldenhafter Größe auswachsen.

Keiner von uns ist so sündenlos, daß er sagen darf, er brauche die Buße und das Leiden nicht. Keiner aber ist auch auf dieser Welt so schlecht, daß ihm das Leiden nicht zum Heil dienen kann, wenn er will. Freilich, wenn er hartnäckig nicht will, so trägt er nur um so schwerer an seiner Last und wird dann schließlich noch verworfen. Aber das ist nicht Gottes, sondern des Menschen Schuld. Gott fügt seinem lebendigen Tempelbau keinen Stein ein, der nicht eingefügt sein will.

Nicht jedes Leid, das den Menschen trifft, ist eine Strafe für vorhergehende persönliche Sünden. Auch dies hebt der Heiland ausdrücklich hervor mit den Worten: „Weder er hat gesündigt noch seine Eltern, sondern die Werke Gottes sollen an ihm offenbar werden" (Jo 9, 3). Das sagt er von dem Blindgebornen, den er dann von seinem Übel befreite. Es ist gewiß sehr hart, blind geboren zu sein; aber um so größer war die Freude des Blindgebornen bei seiner wunderbaren Heilung.

Wir alle sind blind geboren mit unserer übermäßigen Angst vor dem Leiden. Fängt Gott an, uns in seine Zuchtschule zu nehmen, dann schrecken wir zusammen und möchten entfliehen; wenn das aber nicht geht, dann möchten wir entweder jammern oder toben. Nur ein wenig Geduld und Gottvertrauen! Mit dem Leid kommt die Gnade, und die wird uns, wenn wir ihrer Anleitung folgen wie der Blindgeborne den Weisungen

des Heilandes, mit der Zeit die Augen öffnen. Wir werden Schätze sehen, die uns verborgen waren, und unvergängliche Reichtümer finden, wo wir sie nicht geahnt haben. Wir werden das Leiden lieben lernen, nicht um seiner selbst willen, denn an und für sich ist es ein Übel; aber um der Hand willen, die es uns reicht, in der Absicht reicht, uns edel, groß und stark zu machen.

Sage nicht: Womit habe ich das verdient? Vielleicht täuschest du dich über das, was du verdient hast. Aber gesetzt, Gott schicke dir das Leiden nicht, um dich vor der viel härteren Buße für deine Sünden im Jenseits zu bewahren. Gesetzt, du hättest keine großen Sünden begangen und bedürftest keiner harten Buße. Ist dann nicht das Leiden erst recht ein Gnadenerweis der göttlichen Liebe zu dir? Das Erdenleid soll für dich zum Lebensbaum werden, auf dem dir Himmelsfreuden wachsen.

Als der Heiland von seinem kommenden Leiden sprach, sagte er: „Ich muß mit einer Taufe getauft werden, und wie drängt es mich, daß sie vollendet werde" (Lk 12, 50). Wiederum nennt er sein Leiden einen Kelch, den ihm die Hand des Vaters bietet, und er fragt den Petrus: „Soll ich den Kelch nicht trinken, den mir der Vater gibt?" (Jo 18, 11.) Am Kreuz wurde das Leiden geadelt und empfing weltüberwindende Kraft.

Darum verbindet Christus das Wort von seiner Leidenstaufe unmittelbar mit der Verkündigung des Weltbrandes, den er entfachen werde. „Ich bin gekommen, Feuer auf die Erde zu werfen; und was will ich, als daß es brenne?" (Lk 12, 49.) Das Feuer verzehrt und reinigt. Gott selbst wird „ein verzehrendes Feuer" genannt (Dt 4, 24). Vom Messias heißt es: „Er wird das Silber zusammenschmelzen und reinigen und die Söhne Levi läutern wie Gold und Silber. Dann werden sie dem Herrn gehören und ihm Opfer bringen in Gerechtigkeit" (Mal 3, 3).

Auch das ist ein Wunder der Vorsehung, daß die Bluttaufe Christi am Kreuze zum zündenden Funken wurde, der in Millionen Herzen fiel und im Glutbrande der mit Christus leidenden Liebe aufloderte und alle unedle Beimischung niederer Selbstsucht und gemeinen Luststrebens verbrannte und nur das reine, edle Gold übrig ließ, das in den Augen Gottes so überaus wertvolle Gold ungetrübter, übernatürlicher Seelengröße.

Gekreuzigt sein mit dem gekreuzigten Christus wurde der Wahlspruch und das Kennzeichen jedes echten Jüngers Christi. Gar kein Kreuz — gar keine Verbindung mit Christus; denn wer Christus angehören will, muß ihm jeden Tag sein Kreuz nachtragen (Lk 9, 23). Wird die Verbindung

mit Christus inniger, dann wächst das Verlangen, dem Gekreuzigten ähnlicher zu werden; und da Gott weiß, wie heilsam die Erfüllung dieses Verlangens für den Menschen ist, so läßt er mit der Zunahme an Heiligkeit meist auch das Leiden wachsen, freilich mit entsprechendem Zuwachs an innerer Gnade und innerem Trost.

Als Gott der Herr es im Herzen des hl. Paulus „tagen ließ zum strahlenden Aufgang der Erkenntnis von der Herrlichkeit Gottes im Antlitze Christi" (2 Kor 4, 6), da wollte der Apostel nichts mehr wissen als „Jesus Christus, und zwar den Gekreuzigten" (1 Kor 2, 2). „Immer tragen wir das Sterben Jesu an unserem Leibe herum, damit auch das Leben Jesu an unserem Leibe offenbar werde. . . . Deshalb verlieren wir nicht den Mut, sondern wenn auch unser äußerer Mensch zugrunde gerichtet wird, so wird doch der innere Tag für Tag erneuert" (2 Kor 4, 10 16).

Wenn den großen Apostel Indiens, Franz Xaver, das Leiden mächtig drückte, dann rief er aus: Noch mehr, Herr, noch mehr! Und der hl. Johannes vom Kreuz faßte all seine Wünsche in die Worte zusammen: Für Christus leiden und verachtet werden. Diese Männer hatten den Geist Christi. Die Vorsehung des himmlischen Vaters hat dem eingebornen Sohn den Kelch und die Taufe des Leidens bestimmt. An alle, die ihm folgen wollen, ergeht die Frage: „Könnt ihr den Kelch trinken, den ich trinke, oder euch mit der Taufe taufen lassen, mit der ich getauft werde?" (Mt 10, 38.)

Das Leiden der Menschen gehört also in den Plan der Vorsehung. Zur Strafe für die Sünde wurde es zunächst verhängt; aber durch das Kreuz bekam es eine höhere Bedeutung. Die Gottähnlichkeit, die der Mensch auf dem Wege des Genusses zu seinem Verderben gesucht, sollte er auf dem Wege des Leidens zu seinem Heile finden. Wir sollen mit Christus leiden, „auf daß wir auch mit ihm verherrlicht werden. Denn ich erachte, daß die Leiden dieser Zeit nichts bedeuten im Vergleich zu der Herrlichkeit, die an uns wird offenbar werden" (Röm 8, 18).

Ist das Erdenleid ein Gegenstand der göttlichen Weltregierung, dann auch der Krieg, dieses große, weitgreifende, grausam peinigende, blutige Leid. Die Kirche lehrt uns zu Gott flehen: „Von Pest, Hungersnot und Krieg befreie uns, o Herr!" Sie hat eine eigene Messe, in der sie in den rührendsten Ausdrücken um Abwendung des Krieges bittet. Sie erkennt mithin im Krieg ein Übel, aber ein Übel, über dem die göttliche

Vorsehung mit liebevoller Leitung schwebt. Der Krieg dauert so lange, als Gott es erlaubt; an dem von Gott bestimmten Tag wird und muß er aufhören.

Gott macht den Krieg nicht, das tun die Menschen, wie auch Gott den Heiland nicht gekreuzigt hat, das haben auch die Menschen getan. Trotzdem war die Verblendung und Nichtswürdigkeit der Kreuziger Christi nach Gottes Ratschluß und Anordnung das Mittel zur Vollbringung des Erlösungswerkes. Ähnlich mag auch beim Krieg menschliche Torheit und Bosheit noch so sehr am Werke sein, gegen Gottes Pläne können sie nicht an, sie müssen ihnen dienen. Gott ist „der Herr der Heerscharen", sein ist der Oberbefehl und die Entscheidung des Kampfes. Er will nicht den Krieg des Krieges wegen, sondern er läßt ihn zu und lenkt ihn wegen der herrlichen Friedensgüter, die aus ihm entspringen.

„Ich kenne meine Gedanken über euch, spricht der Herr. Es sind Gedanken des Friedens und nicht des Unheils, so daß ich euch in Zukunft verleihe, was ihr erwartet. Ihr werdet mich anrufen und hingehen und zu mir beten, und ich werde euch erhören. Ihr werdet mich suchen und finden, weil ihr mich von eurem ganzen Herzen sucht" (Jer 29, 11 ff).

Wie viele Tausende finden ihren Gott im Krieg, die ihn im Frieden nie gefunden hätten! Große Güter werden zerschlagen im Krieg, Güter, die scheinen und gleißen in den Augen der Menschen. Gott sah, daß sie für so viele Fußangeln zum Verderben wurden; darum ließ er sie zerbrechen. Man hatte sich so schön eingerichtet auf Erden und trug gar kein Verlangen mehr nach der himmlischen Heimat. Gott, das einzig wahre Gut, hatte man verlassen und diente den Götzen des Reichtums, der Hoffart, des Wohllebens. Da kam der Krieg und zerstörte den Götzentempel und seine Götzen und ließ allein die Wahl, entweder zum wahren Gott zurückzukehren oder auf den Trümmern in dumpfer Verzweiflung unterzugehen.

Nur wo die letzte sittliche und religiöse Kraft erstorben ist, vermag der Krieg nichts Gutes zu fördern, er beschleunigt noch den Verwesungsprozeß. Das hat er mit allen Heilsveranstaltungen gemein. Selbst das Kreuz auf Kalvaria wurde nicht allen zur Auferstehung, sondern vielen zum Falle. Wen der Krieg nicht sittlich hebt, den macht er freilich meist noch schlimmer. Unter Millionen finden sich immer nicht wenige, die auch bei dem großen Weckruf des Krieges freiwillig taub bleiben und ihren Sündenschlaf fortsetzen wollen. Sie verscherzen die große Heilszeit und geraten noch tiefer ins Verderben. Daran ist nicht der Krieg schuld, der ein gutes

Heilmittel ist, sondern die schon zu weit fortgeschrittene sittliche Zersetzung, die auch das kräftigste Heilmittel nicht mehr aufhalten kann.

Daß der Krieg noch vorhandene, oft ganz verborgene sittliche und religiöse Lebenskräfte weckt, braucht nach den Erfahrungen der letzten Monate nicht mehr bewiesen zu werden. Wie viel Prahlen mit religiöser Gleichgültigkeit und selbst mit Gottesleugnung zeigte sich als schlechter Lack, gerade gut genug, um zu Friedenszeiten in gewissen Kreisen Staat zu machen. Beim Kriegsunwetter ging das elende Zeug bald herunter, das künstlich niedergehaltene Gottesbewußtsein kam zum Vorschein und machte sich nachdrücklich geltend.

Deutschland wurde zu einem Volk von Betern. Das allein wiegt schon viele Opfer und Leiden auf. Vom Bittgebet macht man sich oft recht sonderbare Vorstellungen. Ohne daß man es selber weiß, stellt man sich das Bittgebet als ein Umschmeicheln Gottes vor oder vielleicht gar als ein ihn belästigendes Drängen, dem er endlich nachgibt. Gott ist nicht veränderlich, daß er heute einen Entschluß faßt und sich morgen davon abbringen läßt. Wir beten nicht Gottes wegen, sondern unsertwegen. Damit wir nicht im Bann der Sinne wie die Tiere dahinleben, verlangt Gott, daß wir betend Geist und Herz zu ihm erheben. Umgang mit Gott ist unsere höchste Ehre und das beste Mittel zu unserer Veredelung. Weil wir Gottes Ebenbild und für ewiges Glück im Besitze Gottes bestimmt sind, darum sollen wir unsere Seele dem Lichte der ewigen Sonne eröffnen, daß sie unser Inneres verkläre und, indem sie die Schönheiten einer andern Welt hineinstrahlt, unsere Seele selbst zu einer Welt voll Schönheit mache, mit der alle Pracht dieser Erde keinen Vergleich aushalten kann.

In Friedenszeiten gleicht die Menschheit oft genug einem ruhigen See, über dem schwere Wolken irdischer Gedanken und Wünsche so dicht lagern, daß kein Himmelslicht hineinscheint. Da kommt das Ungewitter des Krieges und regt den See in all seinen Tiefen auf, aber zugleich vertreibt es die den Aufblick nach oben versperrenden Wolken. Und nachdem die Herzen von dem ersten Aufruhr zur Ruhe gekommen sind, da fühlen sie sich auf einmal wieder von dem Lichte des Himmels durchleuchtet. Was bisher in trüber, erdgrauer Farbe dalag, schimmert nun im Goldglanz des Gottesglaubens und des Gottvertrauens. Der Mensch ist ein anderer geworden, aus einem im Staube wühlenden Erdenwurm ein seiner Würde sich bewußtes Kind Gottes.

Beim Bittgebet um die Abwendung zeitlicher Leiden oder um die Erlangung zeitlicher Güter ist das Beten selbst, wenn es in rechter Weise geschieht, ein viel höheres Gnadengeschenk Gottes als die Sache, um die man bittet. Denn das rechte Beten ist eine übernatürliche Tat, eine Kapitalanlage, die im Buch des Lebens eingetragen wird und ihre Zinsen die ganze Ewigkeit hindurch trägt. Wenn das zeitliche Gut, um das wir beten, längst vergangen sein wird, dauert die Vereinigung unserer Erkenntnis und unseres Willens mit Gott, die wir beim Beten üben, fort und wird zum seligen Genuß in demselben Maße, als wir hier auf Erden unsere Seele für den Besitz Gottes fähig gemacht haben.

Also nicht Umschmeichelung Gottes ist das Gebet, sondern ein hehrer, heiliger Gottesdienst, der Gott deshalb so wohlgefällig ist, weil ohne diesen Dienst der Mensch seinen Zweck verfehlt. Der Mensch soll selbst an seiner Vergöttlichung mitwirken und sich dadurch der Gaben Gottes würdig machen.

Wenn wir als Kinder Gottes um glückliche Beendigung des Krieges und einen segensreichen Frieden bitten mit Vertrauen, Demut und Ausdauer, dann wird unser Gebet erhört werden. Vielleicht nicht gerade so, wie wir es uns gedacht haben, denn unsere Gedanken finden nicht immer das Richtige; aber ganz genau so, wie Gott es von Ewigkeit zu unserem Besten bestimmt hat (Is 55, 8 ff).

Gott ändert nichts an seinen von Ewigkeit getroffenen Bestimmungen; aber als er diese Bestimmungen traf, hat er unser Gebet gesehen und erhört. Ohne die Gebete Jesu Christi und seines mystischen Leibes, seiner Glieder, die in Glaube und Liebe ihm angehören, hätte die Weltgeschichte einen andern Verlauf genommen; eine Großmacht wäre ausgeschaltet worden, deren gewaltigen und durchschlagenden Einfluß wir erst im Jenseits erkennen werden. Für unser irdisches Auge machen irdische Mächte die Weltgeschichte, oft schlechte, nichtswürdige Mächte. In Wahrheit sind sie alle Werkzeuge in der Hand des Allmächtigen, mögen sie sich ihm nun willig fügen oder in armseligem Trotz gegen ihn aufbäumen. Wenn auch „Könige der Erde aufstehen und Fürsten übereinkommen wider den Herrn und seinen Gesalbten und sprechen: Laßt uns ihre Bande zerreißen und ihr Joch abwerfen, so verlacht sie doch, der in dem Himmel wohnt, es spottet ihrer der Herr. . . . Heil allen, die auf ihn vertrauen" (Ps 2).

Der Wirkung nach verhält sich unser Gebet gerade so, als ob Gott jetzt erst, nachdem er es gehört, seine Entschlüsse faßte. „Es steige herauf zu dir unser Gebet, o Herr, und es steige herab auf uns deine Barm-

herzigkeit", sagt die Kirche im Brevier. Welch ein erhebender, trostreicher Gedanke: Der Himmel gleichsam geöffnet über uns, unser Flehen steigt wie eine mächtige Weihrauchwolke zu dem Thron des Allerhöchsten, und von dort ergießt sich ein Gnadenstrom über uns, nicht bloß über uns, sondern auch über alle, für die wir beten. Wir sind ja nicht bloß Einzelmenschen, sondern Kinder der einen großen Gottesfamilie, in der alle für jeden und jeder für alle arbeiten und beten. Unsere Lieben auf den Schlachtfeldern, in den Schützengräben und in den Lazaretten können vielleicht nicht viel beten; sie mühen sich, opfern, leiden für uns; wir aber können durch unser Gebet für sie erreichen, daß Schlachtfelder, Schützengräben und Lazarette zu Gnadenstätten werden, auf denen Gott unbemerkt, oft aber auch ganz augenfällig Wunder seiner Allmacht und Liebe wirkt. Die große Sache des Vaterlandes und die Anliegen aller einzelnen, die dafür mitwirken und mitopfern, sind zu nicht geringem Teil in die Hand der Betenden gelegt.

Vielleicht ist der Sieg gerade dem Teil beschieden, der am besten zu beten versteht; jedenfalls wird ihm Sieg oder Niederlage am meisten zum Heil gereichen. Wenn wir um zeitliche Güter beten, dann wissen wir oft nicht, ob das wahre Güter für uns sind. Es könnte auch sein, daß sie für uns der Anfang eines großen Unheils, ja des ewigen Verderbens wären. Dann gibt Gott sie uns nicht; wir empfangen Besseres und Heilsames. „Warten wir mit Geduld. Der Geist nimmt sich unserer Schwachheit an. Wir wissen nicht, um was wir beten sollen, wie es sich gebührt. Aber der Geist selber tritt für uns ein mit unaussprechlichen Seufzern" (Röm 8, 26). Wenn beide Parteien um den Sieg flehen, so weiß der Heilige Geist, für wen der Sieg und für wen die Niederlage besser ist; aber auch den Unterliegenden, denen der äußere Sieg versagt ist, wird er viel glorreichere innere Siege verleihen, und den Siegern die Gnade, den Sieg nicht zu ihrem Unheil zu mißbrauchen.

Wir flehen, wie es billig und recht ist, um den Sieg unserer Sache, die wir für gerecht halten. Unser Gebet wird nicht umsonst sein. Aber eine Hauptbedingung ist die Ergebung in Gottes heiligen Willen. „Geheiligt werde dein Name. Dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auch auf Erden." Das wäre gar kein Gebet, wenn wir zu Gott sagten: Wir verlangen von dir dies und das, mag es nun mit deinem heiligen Willen übereinstimmen und dir zur Ehre gereichen oder nicht. Am Ölberg lautete es ganz anders: „Vater, laß den Kelch an mir vorübergehen; doch

nicht mein Wille geschehe, sondern der deine." So hat das Haupt gebetet, so müssen die Glieder beten. Vor dieser echten Betergesinnung schwinden von selbst alle Zweifel an der Vorsehung. Wo in schweren Zeiten Zweifel an der Vorsehung entstehen, da ist der Grund die Verwechslung unseres armseligen Denkens und Wollens mit der Weisheit und dem Willen Gottes. Wenn wir etwas nicht verstehen, so folgt daraus keineswegs, daß auch Gott es nicht versteht und regiert. Der Glaube an die Vorsehung ist keine Einsicht in alle Einzelheiten der göttlichen Weltregierung, sondern eine demütige Anerkennung unserer eigenen Kurzsichtigkeit und ein hingebendes Vertrauen an die ewige Einsicht und Macht, die über allen Zeiten und Räumen thront und waltet.

Ist der baldige Friede gut für uns, so können wir seine Herbeiführung durch unser Gebet beschleunigen. Gott will ja nicht den Krieg um des Krieges willen. Er läßt ihn zu zur Besserung und sittlichen Förderung der Menschen. Kommen wir den Absichten Gottes entgegen, bessern wir uns möglichst schnell und gründlich, so kann und wird Gottes Liebe desto eher von der Verabreichung der herben und bittern Arznei abstehen. Je mehr wir uns seinen Heilsplänen widersetzen, desto länger wird er seine harte Kur mit uns fortsetzen.

Es ist uns nicht möglich, durch unser Gebet zu erreichen, daß aller Krieg von der Erde verschwinden und ewiger Friede herrschen wird. Je mehr die Weltzeit sich ihrem Ende nähert, desto schrecklicher wird das Kriegsunwetter toben. Christus hat es vorausgesagt, und Gottes Wort kann nicht umgestoßen werden.

„Ihr werdet hören von Kriegen und Kriegsgerüchten. Habt acht, laßt euch nicht verwirren. Es muß so kommen, aber das Ende ist es noch nicht. Volk wird aufstehen wider Volk und Reich wider Reich. Pest, Hungersnot und Erdbeben werden sein hier und dort. All das ist der Anfang der Wehen. . . . Und das Evangelium vom Reiche muß auf dem ganzen Erdkreis gepredigt werden zum Zeugnis für alle Völker. Dann kommt das Ende" (Mt 24, 6 ff).

Wann wird das geschehen? Zu einer Zeit, wo der Glaube fast allenthalben erloschen und die Liebe erkaltet ist (Mt 24, 12. Lk 18, 8. 2 Thess 2, 3). Sorgen wir, daß Glaube und Liebe in unsern Tagen lebendig bleiben, so werden wir jene schrecklichsten aller Zeiten nicht erleben. Aber selbst in den Zeiten höchster Not brauchen die Getreuen Christi nicht zu verzagen; denn der Heiland hat ihnen die tröstliche Verheißung gegeben:

„Sollte Gott seinen Auserwählten nicht Recht schaffen, die Tag und Nacht zu ihm rufen? Wird er es lange bei ihnen hinziehen? Ich sage euch: Mit Schnelligkeit wird er ihnen Recht verschaffen" (Lk 18, 7 f).

Darf das Vertrauen auf die Vorsehung unsere Tatkraft lähmen? Dürfen wir denken: Gott wird's schon machen, und dann müßig warten? Nirgendwo hat Gott versprochen, daß er ohne unser Mitwirken alles für uns tun werde. Der faule Knecht, der nicht arbeiten wollte, wird scharf getadelt und gezüchtigt (Mt 25, 26 ff). Die Vorsehung führt ihre Werke aus durch ihre Geschöpfe. Ernste, schwere Zeiten sind ein göttlicher Mahnruf an alle, daß jetzt erst recht entschlossenes und ausdauerndes Arbeiten gefordert wird.

Unruhe, Aufregung, ängstliche Sorge sollen wir nach Kräften bemeistern, gerade durch treue Erfüllung unserer täglichen Pflichten und hochherziges Opferbringen für das allgemeine Wohl. Erst wenn wir uns sagen können, daß wir mannhaft auf dem Posten wirken, auf den die göttliche Vorsehung uns gestellt hat, können wir alles übrige Gott überlassen. Dann können wir mit dem Psalmisten sagen: „Wenn ich auch mitten in den Schatten des Todes wandle, so werde ich doch kein Unglück fürchten, weil du bei mir bist" (Ps 22, 4).

Das äußere Unglück kann die Quelle reichen inneren Seelenglückes werden. Wenn wir nicht begreifen, warum solche Schicksalsschläge über uns oder über andere kommen, dann begnügen wir uns damit, daß Gott es weiß. Hüten wir uns, über Gottes unerforschliche Ratschlüsse zu richten; es kommt der große Gerichtstag, der den Schleier von allen Geheimnissen der Vorsehung lüften wird. Dann werden wir bekennen: „Erbarmen und Wahrheit sind alle Wege des Herrn" (Ps 24, 10). Solange wir aber auf dieser Erde wandeln, gilt uns die Mahnung: „Demütigt euch unter die gewaltige Hand Gottes, damit er euch erhöhe zur rechten Zeit. All eure Sorge werft auf ihn; denn er sorgt für euch" (1 Petr 5, 6 f).

Christian Pesch S. J.

Kundgebungen der ausländiſchen Freimaurerei zum Weltkrieg als «Kulturkrieg».

In den letzten Monaten insbeſondere iſt dem gegenwärtigen Weltkrieg durch die Preſſe der verſchiedenen Länder mehr und mehr der Charakter eines Kulturkrieges aufgeprägt worden, in welchem die auf ſeiten des Vierverbandes kämpfenden und mit dieſem ſympathiſierenden Staaten und Parteien die Sache des modern freiheitlich-demokratiſchen Kulturideals gegen den mittelalterlich autoritär-militariſtiſchen Imperialismus der teutoniſchen Kaiſerſtaaten Zentraleuropas verfechten.

Die Freimaurerei ſpielt nun in der Preſſe der modern demokratiſchen Kulturſtaaten und der linksliberalen Richtungen und Parteien jener Länder eine beherrſchende Rolle.

Um nur einige bezeichnende Äußerungen maßgebender Freimaurer anzuführen, die dies ins Licht ſtellen, nannte z. B. der Großmeiſter des portugieſiſchen Großorients Br.·. Magalhães Lima, 33.·., ſelbſt Berufsjournaliſt, als Wortführer aller freimaureriſchen Journaliſten, welchen die engliſche Großloge, anläßlich des Preſſekongreſſes in London, September 1909, einen feierlichen Empfang bereitet hatte, „die freimaureriſchen Journaliſten die wahren Geſandten und Botſchafter der Nationen“ [1]. Um das Gewicht ſeines Ausſpruches richtig einzuſchätzen, muß man ſich vergegenwärtigen, daß er ſelbſt der maßgebendſte Publiziſt der portugieſiſchen Revolution und der portugieſiſchen Republik iſt, und daß er auf ſeinen zahlreichen Agitationsreiſen im Dienſte der letzteren und des freimaureriſchen demokratiſchen Kulturideals Gelegenheit hatte, ſich über den Einfluß freimaureriſcher Journaliſten in den verſchiedenen Kulturſtaaten aufs genaueſte zu orientieren.

Auf der Internationalen Freimaurerzuſammenkunft in Luxemburg, 25.—27. Mai 1912, wurde betont: „Nochmals erkläre ich Ihnen, in der ganzen Welt gehört die Parole der Freimaurerei.“ [2] „Der

[1] The Freemason, London 1910/11, 345. — Der Freemason iſt gegenwärtig das hauptſächlichſte Organ der engliſchen Freimaurerei. — Wir bemerken gleich hier, daß wir ſämtliche von uns zitierten freimaureriſchen Dokumente und Äußerungen, der Genauigkeit halber, perſönlich den von uns angegebenen Quellen entnommen, überſetzt und ausführlich oder auszüglich möglichſt ſinngetreu wiedergegeben haben.

[2] Amtlicher Bericht des Br.·. Ed. Quartier-la-Tente, 33.·., des Chefs des Internationalen freimaureriſchen Bureaus in Neuenburg, über die Luxemburger Zuſammenkunft 1912, 64.

Freimaurerei, die ja die höchste Stufe der Kultur darstellt, weil sie für der Menschheit höchste Güter kämpft, ist es gegeben, wie der Vogel in der Luft, ja wie die Luft selbst, hindernisspottend alle Grenzen und Trennungen zu überfliegen. Das sei unsere Hoffnung, und in diesem Zeichen werden wir siegen." [1] „Die Zukunft ist unser! Den Freimaurern gehört die Zukunft." [2]

Im Schoße des französischen Großorients wurde als zu erstrebendes Ziel bezeichnet: Die Freimaurerei müsse sich eine solche allbeherrschende Macht auf dem Gebiet der Schul- und Volkserziehung, in der Presse und in den politischen Körperschaften sichern, daß „niemand mehr sich rühren könne, als soweit es der Freimaurerei genehm ist" (que personne ne bougera plus en France en dehors de nous) [3].

Der Reorganisator der italienischen Freimaurerei, Br.·. Adriano Lemmi, 33 .·., bezeichnete als Ziel der Freimaurerei, daß der Orden „eine Macht erringe, ... der nichts zu widerstehen vermag" [4]. „Die Freimaurerei ... muß die Macht haben, und sie hat sie, die öffentliche Meinung zu erzeugen und zu lenken." [5] „Entweder sind wir die Erzeuger und Lenker der öffentlichen Meinung, oder wir haben überhaupt keine ernsthafte Existenzberechtigung." [6] „Um unsere Absichten zu verwirklichen, bedürfen wir notwendigerweise der Mitwirkung aller staatlichen Faktoren. Wir müssen dieselbe uns daher verschaffen und uns derselben vergewissern." [7]

In dem jetzt strengstens geheimgehaltenen amtlichen Organ des Großorients von Belgien wird als Aufgabe der Freimaurerei bezeichnet, daß sie als Lenkerin der Volkssouveränität, als „Zar der Zaren" oder König der Könige (Königliche Kunst), mittels der von ihr gelenkten öffentlichen Meinung, den Weltlauf im Sinne der freimaurerischen Zukunfts- und Kulturideale bestimme [8].

Mit Rücksicht auf den ungeheuern Einfluß, welchen die Freimaurerei im Sinne vorstehender Äußerungen in fast allen Kulturstaaten des Auslandes auf die öffentliche Meinung ausübt, glauben wir dem Lesepublikum einen Dienst zu erweisen, wenn wir ihm einige der wichtigeren Dokumente, in welchen die ausländische Freimaurerei zum Weltkrieg als Kulturkrieg Stellung nahm, in ihrem Zusammenhang mit Vorgängen, die sich in der großen Öffentlichkeit vollzogen und noch vollziehen, übersichtlich vorführen. Bei Auswahl dieser Dokumente beschränken wir uns auf die bedeutsameren, deren Echtheit uns, aus inneren und äußeren Gründen, unzweifelhaft festzustehen scheint. Eine

---

[1] Amtl. Bericht des Br.·. Gd. Quartier-la-Tente 73 f. [2] Ebd. 74 f.
[3] Bulletin du G.·. O.·. de France 1889/90, 500 ff, zitiert bei George Goyau in La Franc-Maçonnerie en France 1899, 119.
[4] Rivista massonica 1892, 215; 1890, 50; 1888, 3. [5] Ebd. 1890, 2.
[6] Ebd. 1889, 19. [7] Ebd. 1892, 216 221 231.
[8] Bulletin du G.·. O.·. de Belgique 5911 (1910/11), 87.

besondere Aufmerksamkeit werden wir hierbei amtlichen und sonstigen maßgebendsten Kundgebungen der italienischen Freimaurerei zuwenden. Es findet dies darin seine Rechtfertigung, daß die ausschlaggebende politische Tätigkeit der Freimaurerei im Dienste des „antiteutonischen" demokratischen Kulturideals der Gegner der Zentralmächte in Italien am offenkundigsten und für alle, welche noch einen Sinn für den Wert sittlicher Gesichtspunkte im öffentlichen Leben haben, am empörendsten zutage getreten ist, und darum in der ganzen Welt das größte Aufsehen erregt hat.

Zum besseren Verständnis aller zu verzeichnenden Dokumente mögen folgende Vorbemerkungen dienen:

Wenn die den Zentralmächten abgeneigten Staaten und Parteien im Namen einer auf „Menschlichkeit" (Humanität) und „bürgerliche" (civile) Freiheit gegründeten „Kultur" (civiltà, civilisation etc.) oder als Vertreter des demokratischen Prinzips im Staaten- und Völkerleben dem „barbarischen" Kulturideal des „teutonisch-militaristischen Imperialismus" der Zentralmächte Fehde ansagen, so verstehen sie unter dem von ihnen vor allem bekämpften „Militarismus" nicht so sehr die militärische Bereitschaft an sich — diese sowie eine angesehene Weltmachtstellung (Imperialismus) bildet ja auch einen Hauptgegenstand ihrer eigenen Sorge —, sondern vielmehr das ganze von „fortschrittlichen" Völkern angeblich längst überwundene mittelalterliche Kulturideal, welches nach ihrer Ansicht hinter diesem Militarismus der Zentralmächte steckt. Im Sinne der positivistischen Geschichtsphilosophie Aug. Comtes ist ihnen an diesem durch den „teutonischen Militarismus" gekennzeichneten Kulturideal besonders verhaßt das angeblich antihumane und antibürgerliche (incivile) und daher „barbarische" starre Autoritätsprinzip der alten Weltordnung und das persönliche Regiment der strenger monarchischen Regierungsformen der Zentralstaaten.

Unter „Militarismus" verstehen dieselben den verbündeten Kaisermächten feindlich gesinnten Kreise ferner auch die ganze Volksart, wie sie, nach ihrer Ansicht, durch den eben geschilderten Militarismus bestimmt wird.

Die militärische Schulung, so etwa stellen sie sich die Sache vor, durch welche das gesamte deutsche Volk seit 1867 hindurchgeht, hatte zur Folge, daß die durch starre Disziplin gekennzeichnete preußische Art mehr und mehr auf die ganze deutsche Nation überging. Österreich und dem habsburgischen Kaiserhause hatte die italienische freimaurerische Revolutionspartei die von ihr mit dem Ausdruck „Militarismus" gebrandmarkte „barbarische" Art „Unzivilisierter" schon immer verleumderisch nachgesagt. Gekennzeichnet ist diese Art einerseits durch unhöfliches (incivile), für demokratisch „bürgerlich" (civilmente) und zur bürgerlichen Freiheit erzogene oder wirklich „zivilisiertere" feinfühligere Menschen abstoßendes und verletzendes, kalt herzloses, plump anmaßendes und hochfahrendes, schroffes, barsches, derbes, rücksichtsloses Wesen und anderseits durch

ein für die feinere (selbständige) gedeihliche individuelle Bildung und Entwicklung des Geistes und des Herzens, und damit für die ganze Kultur, abträgliches geist- und gefühlloses, gegen die Einwirkung feinerer und besserer fremder Art sich abschließendes schablonenhaftes Herdenmenschtum.

Bei dem Bestreben der Deutschen, für ihre Kultur überall Propaganda zu machen und sie auch andern Ländern aufzudrängen, bedeutet der deutsche „Militarismus" und „Imperialismus", immer nach der Anschauung derselben Kreise, zugleich eine große Gefahr für die Sache der Demokratie und für das moderne demokratische Kulturideal in der ganzen Welt, für die gesunde Entwicklung aller übrigen Kulturvölker und für die „Zivilisation" überhaupt. Daher, so schließen sie, liege es im Interesse aller übrigen Länder und Völker und sogar der Völker der Zentralstaaten selbst, daß Deutschland nicht als Sieger oder wenigstens nicht als übermächtiger Sieger aus dem Weltkrieg hervorgehe.

Bei der Vorführung der freimaurerischen Dokumente selbst beginnen wir mit den amtlichen Erlassen des Großorients von Italien in Rom, welchem, gemäß den Konstitutionen der italienischen Freimaurerei, sämtliche Brr.∴ und Logen Italiens hinsichtlich ihrer politischen Tätigkeit unbedingt unterworfen sind.

Und da ist es höchst bezeichnend, daß im Namen des Großorients von Italien, dessen Großmeister Ettore Ferrari, 33.∴, bereits am 31. Juli 1914 in einem Rundschreiben an alle Logen Italiens scharf betonte:

„Ein tragischer Moment ist für ganz Europa angebrochen und droht es in den schauderhaftesten Konflikt zu stürzen, welchen die Weltgeschichte kennt.

„Die Ordensregierung[1] wird, eingedenk der ihr obliegenden Pflichten, alle nur irgendwie möglichen Anstrengungen machen, um zu bewirken, daß die Aktion sämtlicher Freimaurerverbände der Welt sich in Übereinstimmung mit den allgemein angenommenen Grundsätzen der Freimaurerei vollziehe, damit die menschliche Kultur (civiltà umana) vor der Geißel bewahrt bleibe, welche sie bedroht, oder damit doch wenigstens die Folgen des über sie hereinbrechenden Unheils gemildert werden."[2]

[1] Die Regierung des Großorients von Italien wird von drei Körperschaften ausgeübt: 1. dem Ordensrat, der sich wenigstens alle drei Monate versammeln muß; er wird von der Generalversammlung gewählt und besteht aus 120 Mitgliedern; 2. dem Governo dell' Ordine im engeren Sinne, d. h. dem Regierungsausschuß, der, vom Ordensrat gewählt, aus 21 Mitgliedern besteht und wenigstens jeden ersten Sonntag des Monats zusammenkommen muß; 3. dem Exekutiven Ausschuß, welcher, unter den römischen Mitgliedern des Governo dell' Ordine von diesem ernannt, dessen Beschlüsse auszuführen hat. Dieser Ausschuß muß wenigstens einmal in der Woche eine Sitzung abhalten. Alle diese Körperschaften werden vom Großmeister präsidiert. Ihren Sitzungen wohnen auch andere Großwürdenträger der italienischen Freimaurerverbände bei. Vgl. Rivista massonica 1914, 314 f.

[2] Rivista massonica 1914, 315 f.

Für den Kenner der den Großorient von Italien völlig beherrschenden mazzinistischen Anschauungen[1] kann über die wahre Bedeutung dieser Erklärung nicht der geringste Zweifel obwalten. Die „Kultur", welche vor der Geißel des monarchisch-autoritären Militarismus der Zentralstaaten gerettet werden soll, ist die „demokratisch-bürgerliche", für welche die Großoriente von Frankreich und Italien von jeher gegen alle „reaktionären" Mächte und Bestrebungen aufs leidenschaftlichste Partei ergriffen haben.

In einem neuen Rundschreiben vom 6. September 1914, welches von der gesamten liberalen italienischen Presse veröffentlicht wurde, damit es so auch für die profanen Kreise seine Wirkung hinsichtlich der freimaurerischen Orientierung der italienischen Politik ausüben könne, zeichnete derselbe Großmeister, Br.·. Ferrari, der italienischen Freimaurerei ihre Stellungnahme zum Weltkrieg folgendermaßen genauer vor.

„Europa ist nun durch einen riesenhaften Weltkrieg zerfleischt und in einen Verzweiflungskampf verwickelt, der entbrannt ist zwischen einem nach Eroberung und Weltherrschaft lüsternen Rassen-Imperialismus einerseits und der Verteidigung der unabhängigen Völker, des Nationalitätsprinzips und der fundamentalsten Rechtsgrundsätze anderseits. Italien ist bisher nur Zuschauer bei diesem Konflikt geblieben; diese Haltung aber kann nicht bedeuten, daß es . . . seine Interessen, seine Aspirationen, seine Traditionen und die wesentlichen Prinzipien seines bürgerlichen (civile) und politischen Lebens außer acht lasse, in deren Namen es sich zur Nation erhob und durch ein halbes Jahrhundert dem friedlichen Werk seiner Konsolidierung und des Fortschritts sich widmete.

„Eine Allianz (Dreibund), welche mehr durch kühle Erwägungen diplomatischer Art, als durch das Volksempfinden und den Volkswillen bestimmt war, machte es Italien möglich, dreißig Jahre hindurch im Frieden zu leben und ein Element des Friedens in Europa zu sein. Loyal würde Italien, treu den von seiner Regierung abgeschlossenen Verträgen, noch weiter in dieser friedlichen Haltung verharrt sein. . . .

„Die Italien verbündeten Kaiserreiche ließen aber, einzig und allein auf ihre Sonderinteressen und auf die Befriedigung ihrer eigenen Begehrlichkeiten bedacht, alle übrigen Erwägungen und Verpflichtungen außer acht und luden sich die fürchterliche Verantwortung auf, Europa in den schrecklichsten und unheilvollsten Krieg zu stürzen, welchen die Welt je sah.

„Wir verzichten in dieser tragischen Stunde nicht auf die Ideale, welche die Grundlage der Freimaurerei bilden; wir bewahren unverändert unsern Glauben an die Zukunft der Menschheit."

[1] Vgl. darüber H. Gruber, Mazzini, Massoneria e Rivoluzione, Rom 1902 oder die kürzere deutsche Ausgabe, Regensburg 1911.

„Im gegenwärtigen Augenblick beherrscht uns aber als Italiener . . . vor allem andern der Gedanke an das Vaterland." „Und da gewisse Zeitpunkte in der Geschichte nicht wiederkehren und da es ebenso töricht als verderblich wäre, sie vorübergehen zu lassen, ohne sie verständnisvoll zu beachten und ohne die günstigen Gelegenheiten zu erfassen, die sie bieten, glauben wir, daß Italien schlecht für sich sorgte, wenn es dem tragischen Kriegsspiel fern bliebe, in welchem sich die Geschicke Europas für viele Generationen entscheiden.

„Vitale Interessen des Vaterlands sind schwer bedroht; die so lange schon ersehnte Ergänzung der nationalen Einheit würde, wenn sie jetzt nicht erreicht wird, auf unbestimmte Zeit verschoben und vielleicht für immer gefährdet sein: die Verteidigung des Rechts gegen die Gewalt fordert von uns, wenn wir unsern glanzvollsten Traditionen getreu bleiben wollen, ein furchtloses und rasches tätiges Eingreifen.

„Sowohl praktische als ideale Gründe verlangen daher unseres Erachtens, daß Italien mit verständnisvoller Entschlossenheit Gefahren trotze und Opfer auf sich nehme, um sich in der gegenwärtigen Stunde seiner erneuten Existenz als Nation und seiner weltgeschichtlichen Mission unter den Völkern würdig zu erweisen.

„Wenn dies aber auch unsere Aspirationen und unsere Anschauungen sind, müssen wir doch wohl beachten, daß im gegenwärtigen Augenblicke die Disziplin die erste aller Tugenden eines Volkes sein muß. Wir wollen daher anerkennen, daß es einzig und allein Sache der Regierung des Landes ist, die verschiedenen Verlautbarungen aus dem Lande zu sammeln, alle Schwierigkeiten richtig einzuschätzen, alle Elemente des furchtbaren Problems gegeneinander abzuwägen und endlich den günstigsten Zeitpunkt zu ergreifen, um eine den höchsten Interessen des Vaterlandes entsprechende Entscheidung zu treffen.

„Unterdessen muß die Freimaurerei, gemäß ihren [mazzinistischen] Traditionen, in intensivster Weise ihr Werk der Erziehung des nationalen Gewissens fortsetzen. Innerhalb und außerhalb der Logen muß jeder Bruder begreifen und die Überzeugung verbreiten, daß für Italien die Stunde für Verantwortlichkeiten schwerster Art und für harte Opfer geschlagen hat, und daß bei Übernahme dieser Verantwortlichkeiten und Opfer unter allen Bürgern, mögen sie Paläste oder unansehnliche Hütten bewohnen, der hochherzigste Wetteifer Platz greifen muß."

„Die Regierung kann — und sie tut dies auch sicher — die militärische und diplomatische Vorbereitung in die Hand nehmen."

„Die Freimaurerei muß sich . . . im gegenwärtigen Augenblick würdig ihrer Vergangenheit und des Vertrauens und der Sympathie des bessern Teiles der Nation erweisen. Behalten Sie daher ihre Pflichten klar vor Augen. . . . Das Bewußtsein, daß die höchsten Interessen Italiens mit der Sache der Kultur (civiltà oder unseres Kulturideals) und des Rechts sich decken, muß Sie dazu ermutigen und begeistern.

„Das ist die Anschauung und der Wille der Ordensregierung. Ich lade indes alle Stuhlmeister ein, am Jahrestag der Einnahme Roms, am 20. September, alle Brüder zu einer feierlichen Versammlung [ihrer Loge] einzuberufen, um ihnen dieses Rundschreiben mitzuteilen und sie über dessen Inhalt und Bedeutung aufzuklären." „Der nächste Gedächtnistag vom 20. September kann nicht besser gefeiert werden als ... dadurch, daß die Brr.·. sich würdig und verständnisvoll auf die Pflichten der gegenwärtigen Stunde vorbereiten, in welcher die wichtigsten Entscheidungen hinsichtlich der Geschicke des Vaterlandes und des bürgerlichen (civile) Fortschritts der Menschheit bevorstehen." [1]

Der Herausgeber des Berliner Freimaurerorgans „Der Herold" nennt vorstehendes Rundschreiben des italienischen Großmeisters „unglaublich" [2].

In Wirklichkeit konnte ein Kenner der Verhältnisse und des Programmes, welches die italienische Freimaurerei bereits seit 1865 unentwegt und zielbewußt verfolgte, eine andere Stellungnahme des Großorients von Italien zum Weltkriege gar nicht erwarten.

Br.·. Achille Ballori, 33.·. der Freundschaftsbürge der drei altpreußischen Großlogen beim Großorient von Italien, betonte in einem an alle Verbände des schottischen Hochgradsystems der 33.·. in der ganzen Welt gerichteten amtlichen Rundschreiben vom 30. Oktober 1908 ausdrücklich:

„Daß der heute von der Freimaurerei in Italien eingehaltene [mazzinistisch-garibaldinische] Kurs identisch sei mit dem seit einer langen Reihe von Jahren, seit 1865, befolgten Kurs, und daß in den leitenden Fundamentalgrundsätzen keinerlei Änderung eingetreten sei; Änderungen hätten nur stattgefunden hinsichtlich der Anpassung an die wechselnden Zwischenfälle des sozialen Lebens und an die jeweiligen Erfordernisse des Kampfes gegen den Klerikalismus und die Reaktion, um gegen deren Angriffe die Einheit des Vaterlandes und seine bürgerlichen Errungenschaften (conquiste civili) sicherzustellen." [3]

Wir wiesen bereits 1901 darauf hin, daß das „Königreich" Italien ein unzuverlässiger Partner im „Dreibund" sei und bleiben werde, solange es nicht der Umklammerung der freimaurerisch-mazzinistisch-garibaldinischen Revolutionspartei entzogen werde [4].

In den Preßerörterungen zum Treubruch Italiens wurde ferner vielfach die Meinung vertreten, daß San Giuliano, im Gegen-

---

[1] Rivista massonica 1914, 319—322 u. Acacia — Bollettino del Rito simbolico italiano — No 57, Roma Okt. 1914, 50—53.

[2] Der Herold 1914, 381. [3] Rivista massonica 1908, 392.

[4] Gruber, Mazzini, deutsche Ausg. 150 ff 225 f u. ital. Ausg. 229 f 311 f. Vgl. die Ausführungen in den Histor.-polit. Blättern 1910 II, 96—105; 172—189.

satz zu Sonnino, den Treubruch Italiens habe vermeiden wollen. Diese Meinung läßt sich, abgesehen von den seither öffentlich bekannt gewordenen Tatsachen, auch auf Grund der bestimmten Versicherung des Großmeisters Ferrari vom 9. September 1914, daß die Regierung den Krieg gegen Österreich militärisch und diplomatisch vorbereite, nicht aufrecht erhalten.

Denn bei der Organisation und Zusammensetzung des Großorients von Italien, die ganz und gar darauf angelegt sind, einen bestimmenden, allbeherrschenden Einfluß auf das ganze politische Leben Italiens auszuüben und die Regierung selbst zu überwachen und zur Durchführung der vom Großorient gestellten Forderungen zu zwingen[1], und bei den Verbindungen, die der italienische Großorient mit allen Ministerien und politischen Körperschaften hat, ist es ganz und gar ausgeschlossen, daß der Großmeister über die Intentionen der italienischen Regierung nicht aufs genaueste unterrichtet war. San Giuliano war überdies selbst Freimaurer, aufgenommen am 22. Juni 1893 in der Loge Universo zu Rom, und das amtliche Organ des Großorients stellt ihm als solchem das glänzendste Zeugnis aus und nennt ihn ausdrücklich einen „ausgezeichneten Mann", che noi avemmo compagno e solidale nelle idealità e nella fede[2], d. h. einen treuen Gesinnungsgenossen, der hinsichtlich unserer Ideale und unseres Zukunftsprogrammes völlig mit uns übereinstimmte.

Der maßgebendste freimaurerische Publizist der Acacia, Br.·. Romolo Galanti[3], stellte hinsichtlich der Neutralitätserklärung Salandras bei Beginn des Krieges zu allem Überfluß ausdrücklich fest:

„Deus nobis haec otia fecit! Auch ich unterschreibe jetzt nach drei Monaten diese Neutralitätserklärung; ich unterschreibe sie aber ... mit gebrochenem Herzen, weil ich endlich die wahre, bestimmende Ursache jener Erklärung kennen gelernt habe. Der enorme Mangel an Kriegsbereitschaft in finanzieller und militärischer Hinsicht offenbarte sich mir in diesen drei Monaten in seinem ganzen schauderhaften Umfang; er zeigte mir, daß die Neutralitätserklärung keine geniale Erfindung

[1] Vgl. den Nachweis bei Gruber, Mazzini, deutsche Ausg. 51 ff; ital. Ausg. 75 ff.

[2] Rivista massonica 1914, 374.

[3] Wohl ein Deckname, wie solche seit einigen Jahren seitens italienischer Freimaurer häufig verwendet werden.

eines neuen Cavour[1] und noch viel weniger der Inbegriff der politischen und diplomatischen Weisheit war, sondern ganz einfach der einzige Ausweg . . ., welchen die Notwendigkeit uns auferlegte."[2]

Ganz richtig bemerkte Großmeister Ferrari schon am 6. September 1914, daß die italienische Regierung für den Eintritt Italiens in den Weltkrieg nur den hierfür „günstigsten Zeitpunkt" abwartete.

Am 5. September 1914 stellte der Großkommandeur der schottischen Hochgradfreimaurerei in Italien, Br.·. Ballori, 33.·., ferner fest, daß in allen Teilen Italiens die freimaurerische Agitation im Sinne des Rundschreibens des Großmeisters Ferrari sich „in umsichtigster, rührigster und wirksamster Weise" „geordnet und harmonisch" vollziehe und immer mehr ausbreite[3].

Die positivistisch-antimilitaristische Auffassung des Weltkrieges brachte der Stuhlmeister der Mailänder Loge Vis Nova in folgenden Sätzen zum Ausdruck:

„Unverhofft erhob sich in der Werken des Friedens obliegenden Welt eine unerwartete Barbarei, die uns um Jahrhunderte zurückwirft. Vielleicht haben wir es hier mit dem letzten verzweifelten Schritt zu tun, welchen der Selbsterhaltungsinstinkt dem letzten atavistischen Rest des Mittelalters eingab, den das alte Europa unbewußt noch in seinem Schoße trug und der den Menschen das Glück des Genusses ihrer Freiheiten mißgönnte."[4]

Je mehr das Eintreten Italiens in den Krieg herannahte, desto mehr wurde das den „beiden lateinischen Schwesternationen", Italien und Frankreich, „gemeinsame" freimaurerische Kulturideal in den Vordergrund gestellt.

So sandte z. B. die französische Loge „Garibaldi"[5] in Paris am 4. März 1915 folgendes Telegramm an den Großorient von Italien:

„Paris, 4. März 1915.

„Anläßlich der Feier ihres zehnjährigen Bestehens sendet die unter der Ägide ihres Namens [Garibaldi], des Symbols der Ehre und der Hingebung für die

[1] Die mazzinistischen italienischen Freimaurer pflegen von der Genialität Cavours meist bloß ironisch zu sprechen. Cavour war zwar selbst Freimaurer und suchte bei Gründung des italienischen Großorients 1861 sich letzteren dienstbar zu machen (Rivista massonica 1914, 351). Die Mazzinisten gewannen aber in demselben bald ganz und gar die Oberhand.

[2] Acacia, Roma Nov. 1914, 243.

[3] Rivista massonica 1914, 462. [4] Ebd. 1914, 340.

[5] Es ist dies eine vorwiegend aus Italienern zusammengesetzte Loge, welche der Großloge von Frankreich angegliedert ist.

Menschheit, versammelte französische Loge Garibaldi, vertrauend auf den Triumph des Rechts und der lateinischen Zivilisation (civiltà), der italienischen Freimaurerfamilie ihren brüderlichsten Gruß. Sie spricht zugleich den Wunsch aus, daß in naher Zukunft die beiden Schwesternationen für immer Hand in Hand gehen und für immer vereint bleiben."

Dieses Telegramm wurde vom Großorient von Italien folgendermaßen beantwortet:

„Orient von Rom, 6. März 1915, E.·. V.·.[1]

„Verehrter und teurer Br.·. Stuhlmeister!

„Verehrte und teure Brr.·.!

„Die Gesinnungen, welche Sie in Ihrem Telegramm vom 4. ds ... der italienischen Freimaurerfamilie ausgesprochen haben, waren uns höchst willkommen. Im Namen Garibaldis, welchen wir als Italiener und Freimaurer heilig halten, versichern wir Sie gerne von neuem unserer brüderlichen Sympathie, indem wir uns von ganzem Herzen dem Wunsche anschließen, daß durch die unzertrennliche Solidarität der lateinischen [romanischen] Völker der Welt der definitive Triumph der Zivilisation (civiltà) und der Gerechtigkeit verbürgt werde.

„Genehmigen Sie ... unsere ergebenen und brüderlichen Grüße.

„Der Großsekretär[2] Carlo Verbenda, 33.·."[3]

Die Vorsitzenden und sonstigen Vertreter der unter der gleichen Obedienz der Großloge von Frankreich — nicht zu verwechseln mit dem „Großorient" von Frankreich — stehenden Logen in Paris beschlossen am 20. November 1914[4], und die Freimaurer von Lyon[5] veröffentlichten unter dem 19. Januar 1915 ein Manifest, in welchem der Bundesrat der Großloge aufgefordert wurde, im Sinne des folgenden Entwurfes ein Zirkular an sämtliche Freimaurerverbände von Europa und Amerika zu versenden:

„Der Bundesrat betont die friedlichen Gesinnungen; er spricht seinen Abscheu gegen eine Kultur aus, welche, um sich wirksamer aufzudrängen, einen nach Eroberungen lüsternen Militarismus zu Hilfe ruft. Er verkündet den einmütigen Willen unseres angegriffenen Landes, die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis der deutsche Militarismus endgültig niedergeworfen und eine auf die Achtung des Rechtes der kleinen und großen Nationen gegründete Staatenordnung aufgerichtet ist.

---

[1] Era Volgare.

[2] Der Großmeister war zu jener Zeit nach San Francisco verreist.

[3] Rivista massonica 1915, 138 f.

[4] Bauhütte 1915, 182 f. [5] Lyon Républicain, Lyon 19. März 1915.

„Der Bundesrat wird seinem Zirkular eine Aktensammlung hinsichtlich der Brüder Belgiens und der übrigen von Deutschen besetzten Landstriche beilegen." [1]

Wie im Ordensrat des Großorients von Italien festgestellt wurde [2], versandte die Großloge von Frankreich tatsächlich ein Zirkular im Sinne dieser Manifeste der Pariser und Lyoner Logen. Der Großmeister dieser Großloge, Br.·. General Peigné, stellte in einer öffentlichen Erklärung sogar fest, daß die Großloge bereits im August „die Solidarität der deutschen Freimaurerei mit den barbarischen Greueltaten der deutschen Regierung und der deutschen Heere gebrandmarkt" habe [3].

Der Ordensrat des Großorients von Frankreich versandte unter dem 13. Dezember 1914 eine Mitteilung an auswärtige Großlogen und Großoriente, in welcher er erklärte,

„daß die deutschen Freimaurer durch ihre Sinnesart (mentalité) die schöne Institution der Freimaurerei, deren sämtliche Mitglieder von den reinsten Gefühlen der Humanität und der Gerechtigkeit beseelt sein müßten, entehren, und daß ihre spezielle Kultur, welche durch den preußischen Militarismus gebildet (façonnée) ist, der um jeden Preis zu Boden geworfen werden muß, sie aus der Weltmaurerei ausschließt. Der Großorient brandmarkt alle Deutschen, Freimaurer und Nichtfreimaurer, welche [über die Kriegsursachen und die Vorgänge in Belgien] so grobe Lügen verbreiten und die verwerflichsten Ausschreitungen der Barbarei eines andern Zeitalters verteidigen." [4]

Unter dem 27. Mai 1915 sandte der Großorient von Frankreich an den Großorient von Italien ein Telegramm, das im Satz gipfelte:

„Seite an Seite gegen die Barbarei für den Triumph des Rechtes, der Gerechtigkeit und der Zivilisation kämpfend, knüpfen Frankreich und Italien auf den Schlachtfeldern und im Siege die Bande einer für immer unzertrennlichen Einigung noch fester.

Corneau, Präsident des Ordensrats.
Badecart, Generalsekretär." [5]

Der stellvertretende Großmeister des Großorients von Italien, Br.·. Canti, 33.·., antwortete:

„Der Großorient von Italien dankt ... für den herzlichen Gruß, der ihm im Augenblick übersandt wurde, in welchem Italien, gestützt auf sein Recht, für

---

[1] Ebd. [2] Rivista massonica 1915, 40.
[3] Vgl. Le Progrès de la Haute-Savoie. Annemasse, 19. Juni 1915.
[4] Acacia, Roma Okt. 1914, 59 f; Lyon Républicain, 11. Jan. 1915.
[5] Secolo, Mailand, 28. Mai 1915.

den Triumph des Nationalitätsprinzips und für die große Sache der Ziviliſation und der Gerechtigkeit zu den Waffen greift." [1]

Ganz in Übereinſtimmung mit den Kundgebungen der Großloge und des Großorients von Frankreich, brandmarkte Br.·. Poincaré, als Präſident der franzöſiſchen Republik, auch vor der größten Öffentlichkeit, in einer aufſehenerregenden Rede den „militäriſchen Imperialismus der Zentralmächte, welcher den Krieg gewollt" habe [2].

Lloyd George, zurzeit der führende Miniſter in England, äußerte: „Deutſchlands Sieg wäre das größte Unheil, welches je das demokratiſche Ideal getroffen hätte" [3]. Engliſche Intellektuelle, unter denen Br.·. Conan Doyle eine große Rolle ſpielt, bezeichnen Deutſchland als den „Erzfeind aller humanitären Beſtrebungen"; „Deutſchland müſſe und werde daher fallen" [4]. Für die maſſenhaften Verſammlungen, welche in England am 4. Auguſt 1915, dem Jahrestag des Eintritts Englands in den Krieg, ſtattfinden ſollten, iſt eine amtlich von der Regierung gutgeheißene Reſolution zur Annahme empfohlen, in welcher der feſte Entſchluß des ganzen engliſchen Volkes ausgeſprochen werden ſoll: „den Krieg zur Erhaltung der Ideale der Freiheit und der Gerechtigkeit bis zu deſſen ſiegreicher Beendigung fortzuführen" [5].

Weitere Zirkulare richtete der zugeordnete Großmeiſter des italieniſchen Großorients, Br.·. Canti, unter dem 15. und 21. April 1915 an die italieniſchen Logen. In erſterem verkündigt er, daß das „erſehnte Ereignis" (Kriegsausbruch) in nächſter Zeit bevorſtehe und gibt bezügliche Weiſungen [6]. In letzterem ſchreibt er die allgemeine Beteiligung ſämtlicher italieniſcher Logen an der Garibaldifeier in Quarto bei Genua am 5. Mai 1915 vor [7], auf welcher durch den von der Freimaurerei beſtellten Redner Gabriele d'Annunzio [8] der Eintritt Italiens in den Weltkrieg unmittelbar vorbereitet werden ſollte. Zum mindeſten, hieß es im Rundſchreiben, müßten ſämtliche Logen, wenn es ihnen abſolut unmöglich ſei, Vertreter zu entſenden, ihre Fahnen nach Quarto ſchicken.

---

[1] Nazione, Florenz, 30. Mai 1915.

[2] Vgl. Köln. Volkszeitung 1915, Nr 571, 16. Juli. — Gleich Poincaré ſind auch die Miniſter Viviani, Delcaſſé und Millerand und der Generalſtabschef und Oberbefehlshaber Joffre notoriſche Freimaurer.

[3] Vgl. Köln. Volksztg Nr 571. [4] Ebd. Nr 562, 13. Juli 1915.

[5] Vgl. Köln. Volksztg Nr 589, 19. Juli 1915.

[6] Rivista massonica 1915, 181 ff. [7] Ebd. 1915, 183 f.

[8] Über den „charaktervollen" italieniſchen Patrioten D'Annunzio vgl. Köln. Volksztg 1915, Nr 440 und 553, 3. Juni und 10. Juli.

Die Agitation, durch welche die italienische Freimaurerei im letzten Stadium ihrer Kriegshetze Giolitti und die Kammer- und Senatsmehrheit terrorisierte und mundtot, und den König durch ihren Ruf: „Entweder Krieg oder Revolution" [1] sich gefügig machte, ist noch in aller Erinnerung. Die freimaurerischen Tagesblätter Secolo in Mailand, Messaggero und Giornale d'Italia vom 1. bis 16. Mai legen dafür beredtes Zeugnis ab. Wenn es irgend ein klassisches Beispiel für eine banditenhafte freimaurerisch-geheimbündlerische politische Agitation im großen Stil gab, so war es diese Agitation, durch welche der endgültige Eintritt Italiens in den Weltkrieg gegen die ihm verbündeten Kaisermächte entschieden wurde.

Das Zirkular des zugeordneten Großmeisters Br.·. Canti nach dem Ausbruch des Krieges am 16. Mai 1914 schließt mit dem Satze:

„Der Tag möge nahe sein, an welchem wir nach Erfüllung der Geschicke Italiens [gemäß dem mazzinistischen Programm], nach Erlösung der Völker von den noch übriggebliebenen Tyranneien, nach Herstellung des Rechtes unter den nationalen Familien unsere Mission des Friedens, der Brüderlichkeit und der Liebe in Muße wieder aufnehmen können." [2]

In einem weiteren Zirkular vom 16. Juni 1915 forderte der zugeordnete G. M. Canti die Logen auf, während des Krieges auf die gewohnten Sommerlogenferien zu verzichten, um stets auf ihrem Posten zu bleiben [3].

In einem Zirkular vom 17. Juni 1915 endlich schrieb er den italienischen Logen und Brüdern vor, was sie im Interesse der Kulturideale des Großorients im einzelnen zu tun hätten. Unter den von ihm anbefohlenen Dingen und Aufgaben hat besonders Nr 8 ein größeres Interesse:

„8. Komitee für die innere Verteidigung: Die Freimaurer sollen mit größter Wachsamkeit (sagace vigilanza, mit findigem Spürsinn) der Spionage zu Leibe gehen und den Verbreitern falscher Nachrichten ihr Handwerk legen." „Der einzige Gedanke beherrsche unsern Geist, daß Italien aus dem fürchter-

[1] Die Acacia in Rom, das amtliche Organ der Symbolischen Großloge in Italien, schrieb schon in ihrer Nummer vom 30. November 1914: „Es kann kein Zweifel daran bestehen, daß ein Wechsel in unserer Politik unbedingt kommen muß, und daß er, wenn er nicht durch den Eintritt Italiens in den Krieg sich vollzieht, durch die Revolution herbeigeführt werden wird. Nachdem durch die Neutralitätserklärung Italiens die Möglichkeit eines unmittelbaren Eingreifens Italiens geschwunden ist, befindet sich nun Italien, bei ruhiger Betrachtung der Situation, vor der Alternative: Krieg oder Revolution!"

[2] Caffaro, Genua, 25. Mai 1915.

[3] Rivista massonica 1915, 284.

lichen Weltkriege im Angesichte der Völker siegreich hervorgehe, nicht nur durch die Überlegenheit seiner militärischen Kraft, sondern auch durch die Bekundung seiner überlegenen Kultur." [1]

Mit dem zur Bekämpfung der Spionage vorgeschriebenen freimaurerischen Spioniersystem soll, wie die zahllosen Vexationen gegen katholische Geistliche in Italien zeigen, vor allem der Klerikalismus und als angeblicher Mittelpunkt der antinationalen klerikalen Spionage das Papsttum [2] getroffen werden. Wie ferner die Erfahrung lehrt, — bedrohte doch die freimaurerische Banditenclique selbst angesehenste Politiker, die, im Interesse des Landes vom Könige befragt, ihre Ansicht in einem ihr mißliebigen Sinne kundgaben, als Landesverräter mit dem Tode —, bilden diese freimaurerischen „Wohlfahrtsausschüsse" in Wirklichkeit nur eine Waffe, mittels welcher die modernen italienischen Jakobiner alle ihre Gegner zu unterdrücken suchen. Der soeben aus Rom „geflüchtete" langjährige dänische Berichterstatter Emil Rasmussen schreibt darüber:

„Die Zustände (in Italien) entwickeln sich allmählich zu einer Art milderer Schreckensherrschaft mit Spionage, Auffangen von Briefen und Telegrammen und sechsmonatiger Gefängnisstrafe für jeden, der über Krieg oder Wirtschaftsfragen etwas anderes sagt, als was in den offiziellen Mitteilungen steht." [3]

Am 19. Juni 1915, morgens, traf in Begleitung des „berühmten" Ex-Groß- und -Bürgermeisters Br.·. Nathan, 33.·., Großmeister Ferrari, 33.·., in Rom ein [4], um im Geiste Mazzinis und Garibaldis selbst wieder die republikanisch-antiklerikalen „Kultur"-Ideale des Großorients von Italien während des Krieges kraftvoll zu vertreten. Bei seinen Gesinnungen kann es nicht zweifelhaft sein, daß er am liebsten den Sturz sowohl aller europäischen Monarchien als des Papsttums [5], sowie den „Umsturz" der ganzen Welt nach den Rezepten der mazzinistisch-freimaurerischen Umsturzpropheten als Frucht des Eintritts Italiens in den Weltkrieg pflücken möchte.

„Die alte Welt", so rief schon der Reorganisator der italienischen Freimaurerei Großmeister Br.·. Lemmi, 33.·., wonnetrunken aus, „geht [dank

[1] Rivista massonica 1915, 284—286.

[2] Vgl. Köln. Volksztg 1915, Nr 568, 15. Juli.

[3] Ebd. 1915, Nr 595, 24. Juli. [4] Rivista massonica 1915, 280.

[5] Die mazzinistisch-republikanische Revolutionspartei in Italien rechnet darauf, daß der Weltkrieg, ob glücklich oder unglücklich für die italienischen Waffen, auf alle Fälle zum Nachteile der europäischen Monarchien und des Papsttums und so zum Vorteil ihrer „überlegenen Kultur" ausschlagen werde. Vgl. z. B. Köln. Volksztg 1915, Nr 482, 16. Juni; Nr 462, 9. Juni 1915.

unsern humanitären Bestrebungen] aus den Fugen. Was verschlägt's? Aus ihren Ruinen ersteht eine neue schönere." [1] „Was liegt daran, wenn die alte Welt in Trümmer sinkt! Je mehr sie in die Brüche geht, desto glanzvoller erhebt sich unsere junge, lebenskräftige, siegreiche Welt." [2]

Und der Lehrmeister der Brr.·. Lemmi, Nathan, Ballori und Konsorten, Giuseppe Mazzini hatte schon früher im gleichen Sinne erklärt:

„Aus dem Schoße der Trümmer rufen wir — Zukunft." [3]

Der Höchste Rat der schottischen Hochgradfreimaurer 33.·. in Paris äußerte in einem Schreiben vom 25. Mai 1915 an Br.·. Fera, 33.·., als Chef derselben Hochgradfreimaurerei in Italien [4]:

„Im Innersten unseres Herzens haben wir, trotz der Zweifel, die man zu verbreiten suchte, nie daran geglaubt, daß die heroische italienische Nation eines Tages der Sache des Rechtes und der Freiheit abtrünnig werden könnte, um die Partei einer Machtgruppe zu ergreifen, welche im Namen der Gewalt und der Unterdrückung, auf Kosten der Unabhängigkeit der schwächsten Nationen, die Vorherrschaft eines ewig gerüsteten Militärstaates begründen wollte. Italien mußte kraft seiner glorreichen Vergangenheit einen Ehrenposten in der europäischen Völkerarmee einnehmen, welche seit Monaten sich bemüht, das Gleichgewicht der internationalen Moral wieder herzustellen, indem sie das Banner der Freiheit höher als je erhebt und die bürgerlichen [demokratischen] Nationen auffordert, sich ihr anzuschließen."

„Möge der endgültige Sieg die Verwirklichung unserer Hoffnungen und den Untergang der deutschen Barbarei herbeiführen! Möge der große Friede, für dessen Triumph unsere Institution aus allen Kräften im Interesse der hohen Gerechtigkeit und der Zivilisation gearbeitet hat, die heilige Allianz zwischen freien Menschen guten Willens fest begründen." [5]

Großkommandeur Br.·. Fera selbst richtete im Mai 1915 an die Brr.·. von Trient und Triest ein langes Sendschreiben, in dem er u. a. ausführt:

„Die internationale Konferenz der Höchsten Räte der Inhaber des 33. Grades des schottischen Hochgradsystems in Washington hat im Oktober 1912 den einstimmigen Beschluß gefaßt:

---

[1] Rivista massonica 1888, 249. [2] Ebd. 1894, 215.

[3] G. Mazzini, Opere, 1861—1891, V 169.

[4] Von Fera sagte sich der italienische Großorient vor einigen Jahren los. Nur wenige italienische Logen blieben ihm treu. Trotzdem wird er aber als der rechtmäßige Chef der 33.·. in Italien von fast allen Höchsten Räten der 33.·. in der ganzen Welt anerkannt. In deren Augen ist Ballori ein Usurpator und der italienische Großorient ein freimaurerisches Aftergebilde.

[5] Caffaro, Genua, 17. Juni 1915.

„Die Konferenz versicht mit allem Nachdruck . . . die Sache des immerwährenden Weltfriedens unter allen Nationen. Sie empfiehlt allen Höchsten Räten der Welt das aufrichtige ernste Studium der Probleme, welche sich auf die Sicherung dieses Weltfriedens im Interesse der Humanität durch die jedem einzelnen Lande im besondern entsprechenden Mittel und Methoden beziehen."

„Seit jener Zeit haben alle 31 regelmäßigen Großmächte des Ritus keine Mühe gescheut, um den Weltfrieden sicherzustellen. Dieser Weltfriede wurde indes durch die Eroberungssucht der Zentral-Kaiserstaaten gestört."

„Unser Höchster Rat ergriff nichtsdestoweniger unter den Bruderverbänden die Initiative, um dem teutonischen Schwert durch eine entschiedene Erklärung sämtlicher bürgerlichen Mächte [potenze civili] Einhalt zu gebieten. Ein Schritt seitens einer höchstgestellten Persönlichkeit einer nichteuropäischen Macht war die Folge dieses Schrittes; dieser Schritt veranlaßte unmittelbar das Eingreifen einiger Höchster Räte, unter welchen in erster Linie jener von Washington zu nennen ist.

„Nachdem die Aktion des schottischen Ritus gescheitert war, . . . richtete sich unsere ganze Tätigkeit darauf hin, daß Italien, im Sinne der Forderungen des nationalen Rechts und zugleich im Einklang mit den heiligsten Humanitätsgrundsätzen gegen diejenigen, welche sich anschickten, in Europa das Barbarenregiment fortzusetzen, Stellung nehme."

„Italien ist nun in den Krieg eingetreten im Namen nicht nur seiner heiligen nationalen Rechte, sondern auch der internationalen Gerechtigkeit und der Humanität." „Möge sein Sieg zugleich der Sieg aller andern Nationen sein, welche für das Recht, die Freiheit, die Humanität und die Zivilisation kämpfen; ein Sieg, welcher mit der Niederwerfung des eroberungssüchtigen österreichisch-deutschen Imperialismus Europa zugleich den einzig wahren Weg zur Verbrüderung aller Menschen und Völker [in der freimaurerischen Weltrepublik] weisen wird." [1]

Interessant ist hier schon, daß das Schreiben des Chefs der schottischen Hochgradfreimaurerei „an Brr.·. in Trient und Triest" gerichtet ist, die offenbar dem italienischen Hochgradchef unterstehen.

Die „höchstgestellte Persönlichkeit", von der Fera spricht, ist wohl der Präsident der Vereinigten Staaten Wilson, von welchem in der Presse berichtet wurde, daß er ebenfalls Freimaurer sei, wie bereits Taft und Roosevelt es vor ihm waren.

Was deutsch- und preußenfeindliche Gegner der Zentralmächte alles mit dem Begriff „Militarismus" verbinden, ist in bemerkenswerter Weise von Br.·. Prof. Nunzio Vaccalluzzo in einer Rede dargelegt worden, welche er 1915 am Todestage Mazzinis, am 10. März, in der

[1] Giorno, Neapel, 3. Juni 1915.

Loge von Catania hielt. Die betreffenden Ausführungen finden sich in einer Parallele, welche zwischen Marx und Mazzini gezogen wird. Die ganze lange Rede wird vom amtlichen Organ der italienischen Freimaurerei als „lichtvolle Kundgebung des höchsten bürgerlichen und patriotischen Gedankens" aufs wärmste der Beachtung empfohlen. Man kann daher annehmen, daß sie die Anschauungen des italienischen Großorients getreu widerspiegelt. Br.·. Vaccalluzzo führt darin unter anderem aus:

„Während die Proletarier-Internationale sich national mausert und ... abrüstet, wird im Toben der Schlachten über einen Teil des Programmes Mazzinis hinsichtlich Jungeuropas entschieden. Und die Riesengestalt des Apostels [der Weltrevolution, wie Mazzini selbst es nennt[1]], tritt in dem Maße, als die Zeit und die Ereignisse ins Unermeßliche über kleinliche Leidenschaften und pygmäenhafte Menschen hinauswachsen, in ihrer ganzen Größe und Schönheit in die Erscheinung."[2]

„Marx war nur groß im Zerstören, Mazzini im Schaffen; er hat Italien geschaffen." An Marx, „diesen vom Klassenhaß durchglühten, von der teutonischen Idee der Gewalttätigkeit, des Machtdünkels und der Derbheit im Auftreten erfüllten, von niedriger Verachtung für die idealen und sittlichen Faktoren durchdrungenen Proletarier, tritt schon ganz und gar die deutsche Seele, Sinnesart (mentalità) und Brutalität zu Tage. Nein, in einem romanischen Lande konnte der Marxismus nicht erdacht werden. Auf lateinischem Boden konnte wohl die Explosion von 1789 stattfinden mit der Tafel der Menschenrechte, konnte Jungitalien aufstehen mit der Tafel der Rechte und Pflichten der Nationen, aber nie und nimmer der Marxismus. Ohne Herz, ohne Liebe, ohne den Wellenschlag einer von Herzen kommenden Sympathie und ohne Opfergeist macht man keine Revolution."

„Aus diesem Grunde können wir die zähen, methodischen, disziplinierten Deutschen, von denen man sagt, es könnten sich nicht zwei treffen, ohne einen Verein zu bilden, bewundern. — Aber wir lieben sie nicht. Es ist eine starr undurchdringliche (impermeabile, für anderer Art unzugängliche) Rasse, welche im Leben in geschlossenen Massen oder in Kolonnen (in cuneo, sich einkeilend) auftritt, wie ihre Heere; es ist eine Rasse ohne lateinische Elastizität, Genialität, Bildsamkeit und Biegsamkeit (duttilità), ohne die manchmal erstaunliche — warum nicht? — Disziplinlosigkeit einer Menge, eines Helden, eines Genies, welche den belebenden Funken spendet und die Initiative gibt und welcher die Sizilianische Vesper oder die Ciompi und die fünf Tage von Mailand und Balilla ihr Dasein verdanken.

„Die Deutschen haben nichts von Dante, welchen bei aller Mittellosigkeit stolzes Selbstbewußtsein erfüllte; der, weder Welfe noch Ghibelline, das Los eines schuldlos Exilierten erlitt und, von Florenz verbannt, sich unter das weite

[1] Mazzini, Opere, 1861—1891, XIII 182.

[2] Rivista massonica 1915, 154.

Himmelsgewölbe flüchtete ... mit dem Ruf: Ich erachte das über mich verhängte Exil als eine Ehre. — Sie haben nichts von Garibaldi, der ebenso erhaben ist in seiner Rebellion wie in seinem Gehorsam, ebenso erhaben in Aspromonte als in Bezzecca; von Garibaldi, diesem Löwenherz, der kein anderes Gesetz kannte als das der Gerechtigkeit, keinen andern Degen als den des Rechts, keine andere Disziplin als die der Pflicht; von Garibaldi, den sich niemand als einen Deutschen vorstellen könnte. — Sie haben nichts von Mazzini, der sich gegen alle Tyranneien auflehnte, dabei aber ein Sklave der Pflicht war. Der mit einer Handbewegung, mit einem Worte eine Phalanx von Männern der Initiative oder eine Streiterschar von Helden auf den Plan zauberte.

„Die Indisziplin ist ein Segen, wenn sie zur Unabhängigkeit des Geistes führt. Die Rebellion ist preiswürdig, wenn sie zur Freiheit des Gedankens führt! Wir wollen uns übrigens auch nicht selbst verleumden." Disziplin findet sich nicht nur bei den Deutschen, oder „konnten Sie nicht auch bei den Belgiern, Engländern und Franzosen zur Genüge Widerstandskraft und sittliche Disziplin — und hier wurde sie freiwillig geübt — beobachten, freiwillige Widerstandskraft und Disziplin, die an demokratischen Ländern zutage tritt, in welchen, wie besonders in Frankreich, die Parteikämpfe und die Leidenschaften wild durcheinander toben und brodeln" [1].

„Ja, wir lieben Frankreich mit seinen Fehlern und seinen Tugenden, das Frankreich von Viktor Hugo, Jaurès ...; Frankreich, welches das Menschenrecht gegen Deutschland verkündet, gegen Deutschland, das seinerseits das Recht des Stärkeren für sich beansprucht." „Der (nationale) Egoismus ist ein Verbrechen von Königen und Regierungen; Völker können sich dieses Verbrechens nicht schuldig machen." „Es gibt aber eine internationale Gerechtigkeit des menschlichen Gewissens, die über öffentlich bekannten sowie über geheimen Protokollen steht, und diese Gerechtigkeit hat über Deutschland bereits das Verdammungsurteil gesprochen."

„Wenn die Freimaurerei, diese alte Internationale der Völker, den Krieg nicht hindern konnte, so nahm sie wenigstens sofort Stellung gegen den Militarismus, gegen den Imperialismus und gegen den österreichisch-deutschen Block. Diese Stellungnahme erfolgte offenkundig, loyal, in der Presse und in der großen Öffentlichkeit; denn wenn es sich um eine große Frage der Gerechtigkeit und der Freiheit handelt, so tritt die Freimaurerei aus der Loge in die Öffentlichkeit, um das Gewicht ihres Einflusses in die Wagschale zu werfen." Damit „der Krieg nicht Keime künftiger Kriege hinterlasse", muß die Neuordnung der Dinge in Kraft des „Nationalitätsprinzips" erfolgen, wie Mazzini schon 1851 mit Rücksicht auf Preußen ausführte. „Daher können wir nicht neutral sein und bleiben." [2]

„Neutral ist das Papsttum Benedikts XV." „Im Vatikan ist das Herz seit Jahrhunderten vertrocknet und der Verstand quält sich dort mit diplo-

[1] Rivista massonica 162. [2] Ebd. 163.

matischen Winkelzügen ab, die vielleicht darauf abzielen, mit dem Sultan der Türken, dem Kaiser der Lutheraner und dem Kaiser der Antisemiten eine neue heilige Allianz zu bilden."

„Diese Allianz wird aber nicht siegen. Aus dem gegenwärtigen Krieg wird, wenn soviel Blut nicht vergebens vergossen sein soll, die heilige Allianz der freien Völker hervorgehen. Die weltgeschichtliche Krisis, welche Europa jetzt durchmacht, kann nur durch das Nationalitätsprinzip gelöst werden." „Im ganzen alten und neuen Irredentismus gärt es; er lehnt sich gegen die widernatürliche Aufteilung Europas auf, wie sie auf den Kongressen von Paris und Wien sich vollzog, und fordert die Revidierung der Karte Europas auf Grund des Nationalitätsprinzips. Wir nehmen das Problem wieder da auf, wo es Mazzini ließ. Das letzte Wort in der Angelegenheit gebührt Mazzini, welcher deren einzig mögliche Lösung mit wunderbarem politischen Scharfblick andeutete." „Wir müssen den Krieg von 1866 gegen Österreich wieder aufnehmen." „Unser großer Tag ist angebrochen; angebrochen ist der Tag, um die Wünsche der großen Seele Mazzinis zu erfüllen, um das Werk der heiligen Sache zu vollringen." [1]

Schon von 1881 an hatten übrigens die italienischen Freimaurer und fortschrittlichen Parteien gegen den Dreibund und für den Anschluß Italiens an die demokratischen Großmächte Frankreich und England Partei ergriffen. So beklagte z. B. der Großsekretär des italienischen Großorients, Br.·. Luigi Castellazzo, 33.·., bereits 1881, daß

„Die bürgerlichen Demokraten Frankreichs, Italiens, Englands und Spaniens und aller andern Länder Europas, die sich bürgerlich und liberal nennen, anstatt sich untereinander zu verständigen und zu einer heiligen Allianz zusammenzutreten, welche . . . den drei nordischen Despoten [dem Zaren, dem Deutschen Kaiser und dem Kaiser von Österreich] das Gesetz, nämlich ein Gesetz der Freiheit und des Fortschritts, hätte diktieren können, sich vielmehr darin gefielen, macchiavellistische Bastardallianzen nach außen abzuschließen und im Innern das heilige Prinzip der Volksgleichheit zu verleugnen und zu vergewaltigen." [2]

Und in einem Schreiben, welches die Führer der demokratischen Partei in Italien, an ihrer Spitze der mazzinistisch-garibaldinische Großmeister Br.·. Adriano Lemmi, 1888 zu Handen der französischen Demokratie an Viktor Hugo richteten, wird lebhaft bedauert, daß durch den „Bruch jener natürlichen Allianz, welche den Berufen der Völker zufolge zwischen Frankreich, Italien und England bestehen sollte", und durch „die Stärkung der militärischen Monarchien des Kontinents" die Sache der Demokratie schwer geschädigt werde. Das Schreiben fährt dann wörtlich fort:

[1] Ebd. 164; vgl. Gruber, Mazzini usw. (1901) 150 ff, und Historisch-politische Blätter 1910, II 85 ff 172 ff. [2] Ebd. 1888, 354.

„Frankreich, England und Italien sind, als die Bannerträger der europäischen Völker auf der Bahn der Freiheit, vor allen andern Ländern dazu berufen, den gerechten Vertrag, das aequum foedus (im Sinne Mazzinis) einzuleiten. Das fordert das Dekret der Geschichte; das verlangt der Schrei der Völker. Töricht und hochverräterisch handeln die Regierungen, welche diesem Dekret und diesem Schrei entgegenwirken und den Wegen der Gerechtigkeit jene der Barbarei vorziehen....

„Aber die Lügen haben keine Dauer. Und während Italien daran gehen wird, mit seinen eigenen Lügen aufzuräumen und sich eines Regierungssystems zu entledigen, welches es zugleich komprimittiert und demütigt, wird Frankreich, das wahre Frankreich, das Frankreich des Volkes, wir zweifeln nicht daran, es verstehen, das republikanische Ideal [der freimaurerisch-atheistischen Weltrepublik] wieder in seinem vollen Glanze über die menschlichen Gewissen erstrahlen zu lassen. Alsdann werden die zwei Nationen, frei, gleich und einander würdig, unzertrennlich miteinander verbunden, die hehre Bahn des menschlichen Fortschritts wandeln."

Es mutet merkwürdig an, daß auch der Großmeister Lemmi, obgleich er Busenfreund Crispis war, welcher Italiens Eintritt in den Dreibund bewirkte, in so schroffer Weise gegen letzteren Stellung nahm. Diese Tatsache beweist die Tiefe und Heftigkeit der Abneigung der mazzinistisch-garibaldinischen Parteien Italiens gegen die Zentralmächte. Mit Rücksicht auf diese und ähnliche italienische Kundgebungen konnte schon 1890 kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß auf Italien im Ernstfall nicht zu zählen sei.

Alle vorstehenden Kundgebungen zusammengenommen erklären in lichtvoller Weise die Stellungnahme der verschiedenen Staaten und der verschiedenen Parteien in diesen Staaten zum Weltkrieg. Auf seiten der Deutschland und Österreich-Ungarn abgeneigten Staaten und Parteien können im allgemeinen wieder die Freimaurer als die hauptsächlichsten Schürer und Träger dieser Abneigung gelten.

Am erbittertsten ist der Haß gegen die Zentralmächte bei den französischen und italienischen Freimaurern zu Tage getreten. Mit ihnen wetteifern in diesem Hasse die Freimaurer der übrigen romanischen Länder (Portugal, Spanien, Rumänien, Mittel- und Südamerika) und die einzelnen Freimaurer in andern Ländern in dem Maße, als sie für die Kulturideale des französischen und des italienischen Großorients eingenommen und begeistert sind. Zu beachten ist, daß italienische Freimaurer, die sich in andern Ländern (England, Nord- und Südamerika, Ägypten, Rumänien usw.) aufhalten, auch in diesen Ländern für die Kultur-

ideale ihres Großorients eine rührige Propaganda zu entfalten pflegen. Die belgischen Freimaurer gehören zu den eifrigsten und radikalsten Verfechtern des modern-demokratischen Kulturideals im Sinne der Großoriente von Frankreich und Italien. Ein guter Teil der holländischen und die romanisch-schweizerischen Freimaurer stehen hinsichtlich ihrer kulturellen Anschauungen den französischen Freimaurern ebenfalls sehr nahe. Auch die englischen und nordamerikanischen Freimaurer sind, abgesehen von den bekannten politischen, wirtschaftlichen und kommerziellen Interessengegensätzen, in denen sich die Länder englischer Zunge zu den Zentralmächten befinden, letzteren schon wegen ihrer Vorliebe für das demokratische Kulturideal abgeneigt.

Der Chefredakteur der Zeitschrift New Age, der jetzige Chef des Supreme Council in Washington, Br.·. George F. More, 33.·., der zweite Nachfolger des berühmten Br.·. Albert Pike in diesem Amt, bemerkt in dieser Hinsicht:

„Wir haben die größte Hochachtung vor dem deutschen Volke. Wir besuchten die Deutschen in ihrer eigenen Heimat; wir haben viele deutsche Bücher in ihrer Sprache gelesen, und wir sind überzeugt, daß wir gegenwärtig, wenn wir hinsichtlich der meisten Gegenstände der Kunst, der Wissenschaft und der Literatur uns gründlich unterrichten wollen, zu deutschen Büchern greifen müssen.

„Die Freimaurerei ist aber gegen den Militarismus, und unsere amerikanischen Ideale begünstigen nicht das Gottesgnadentum der Könige. Wenn wir dies in einem Leitartikel der September-Nummer betonten, so glaubten wir damit den freimaurerischen Standpunkt zum Ausdruck zu bringen. Und dies taten wir in Wirklichkeit, Beweis dafür ist, daß unter den 60000 Lesern dieser Zeitschrift nur zwei gegen den Artikel Einsprache erhoben." [1]

In der September-Nummer hatte Br.·. Moore unter anderem geschrieben:

„Wir befürchten sehr, daß der gütige Lenker des Weltalls nicht mit Wohlgefallen auf dieses mörderische Kriegsspiel herabsehen wird. Vielleicht nimmt aber ein anderer ein großes Interesse daran und an seiner Fortdauer. Wir wollen ihn nicht nennen, sondern nur einige Verse von Southey zitieren, welche auf die gegenwärtige Situation in Europa passen:

Satan gave, thereat, his tail
A twirl of admiration,
For he thought of his daughter War
And her suckling babe, Taxation.

„Satan wedelte darüber vor Bewunderung mit seinem Schwanz,
Beim Gedenken an seine Tochter: Krieg und ihren Säugling: Besteuerung."

[1] New Age, Washington, Okt. 1914, 187.

„Aus dem Bösen wird aber Gutes hervorgehen. Hoffen wir, wie Lowell sagt:

That civilisation does git forrid
Sometimes, on a powder cart.[1]

„Daß die Zivilisation hie und da auf einem Pulverwagen daher fährt."

Wie stimmt aber, wird man vielleicht einwenden, die Stellung Rußlands in der gegenwärtigen Mächtegruppierung zu vorstehenden Ausführungen?

„Man wird es vielleicht fremdartig finden", so bemerkt der schon erwähnte italienische Br.·. Galanti, „daß die Demokratien Frankreichs, Englands und Italiens gegenwärtig Hand in Hand mit Rußland gehen." Den Schlüssel zur Lösung des Rätsels können die Verse bilden, welche sich in Giovanni Pratis Marseillaise der Zukunft finden, wo in seherhafter Vorahnung gesagt ist:

Prode Francia, superba Inghilterra,
Giovane Russia, l'Italia è con te!
„Tapferes Frankreich, stolzes England,
Junges Rußland, Italien ist mit dir!"

„Durch eine jener unerforschlichen Fügungen des Schicksals [wie sie die Geschichte häufiger verzeichnet], wird die Sache der Zivilisation gegenwärtig von Nationen vertreten, welche um Vieles weniger zivilisiert sind als Deutschland, nämlich von den Bajonetten Serbiens, einer in einer schauderhaften Schule erzogenen Nation, — man denke an die unheimliche Tragödie von Belgrad, welche England veranlaßte, das serbische Volk mit dem in seinen Augen schärfsten Epitheton zu charakterisieren: no gentleman! Sie wird auch vertreten von der Lanze des barbarischen Kosaken, welche wir aber, gestehen wir es uns jetzt ein, nur allzu leichtfertig mit dem ganzen russischen Volk identifizierten und verwechselten; wir vergaßen hierbei, daß dieses Volk, trotz der Schnee- und Eisfelder, die es bewohnt, von der Glut des Enthusiasmus und des Heroismus entflammt, gleichfalls der Begeisterung für höhere Ideale und des Martyriums für sie fähig ist."

„So vollzieht sich auch auf den blutigen Schlachtfeldern dieses monströsen Weltkrieges das ewige Mysterium der Geburt des Guten aus dem Bösen, wie auch aus der kranken Muschel die Perle hervorgeht, und wie in der Legende des dritten freimaurerischen Grades [des Meistergrades] aus der Verwesung das Leben, die Vollkommenheit, die Liebe ersteht."[2]

Was aber mit dem Ausdruck Giovane Russia hauptsächlich angedeutet werden soll, ist zweifelsohne die Hoffnung, daß das Zarenreich infolge der durch den Weltkrieg mächtig geförderten inneren Gärung in Riesenschritten die revolutionäre Bahn zu den von den Großorienten von Frankreich und Italien vertretenen Zukunftsidealen durchlaufen und so zu

[1] New Age, Sept. 1914, 115 f. [2] Acacia, Roma, Nov. 1914, 256 f.

einem Jungrußland im Sinne des mazziniſtiſchen Programms ſich ausgeſtalten werde.

Serbien hat ſich der freimaureriſch-mazziniſtiſchen Tradition ebenfalls bereits würdig erwieſen. Die Auferſtehung Serbiens gemäß dem großſerbiſchen Programm iſt die getreue Kopie der von Karbonari, Mazziniſten, Garibaldinern und Freimaurern nach Art von Banditen und Straßenräubern durchgeführten „glorreichen" Auferſtehung (risorgimento) Neuitaliens. Die Meuchelmorde in Belgrad, Serajewo uſw., welche der freimaureriſch[1]-großſerbiſchen Partei zur Laſt fallen, hatten ja in ähnlichen Heldentaten von Freimaurern und Karbonari in Italien, Portugal uſw. ebenfalls ihre Vorbilder und in den Lehren und in der Handlungsweiſe Mazzinis, des anerkannten Lehrmeiſters der italieniſchen Freimaurerei, zum voraus ſchon ihre Billigung und Rechtfertigung gefunden[2]. Die santa audacia, „der heilige Wagemut" im Dienſte der Sache der Revolution, wie ſie beiſpielsweiſe an Garibaldi[3] und Oberdank[4]

---

[1] Seit 1907 beſitzt Serbien in Belgrad eine von reichen, „patriotiſchen" Serben mit großen Geldmitteln verſehene Freimaurerloge, welche ſchon ſeit 1908 mit großer Rührigkeit für die großſerbiſchen Ideale tätig war und zweifelsohne zur Narodna Odbrana in nahen Beziehungen ſteht (vgl. Latomia 1914, 330). Dieſe Loge iſt ſeither zu einem Höchſten Rate des ſchottiſchen Syſtems mit 33 Graden erhoben worden. Einzelne auswärtigen Großorienten angehörige Freimaurer gab es ſicher ſchon vorher, wie es auch in Öſterreich-Ungarn in allen Grenzgebieten und ſelbſt in Rußland ſolche gibt.

[2] Vgl. Gruber, Mazzini, 1901, deutſche Ausg. 124—127 u. 212—214, und die reichhaltigere italieniſche Ausg. 195—204 u. 297—301.

[3] Vgl. ebd., deutſche Ausg. 105 ff.

[4] Vgl. ebd. 156; Rivista massonica 1914, 435 f. — An letzterer Stelle ſchreibt das amtliche Organ des Großorients von Italien zum 20. Dezember, dem Jahrestag der Hinrichtung Oberdanks, der als Mitverſchworener an einem Bombenattentat gegen Kaiſer Franz Joſef am Galgen endete:

„32 Jahre ſind ſeit dem ... Tage verfloſſen, an dem Wilhelm Oberdank ſein junges Leben als Schlachtopfer für das Vaterland darbrachte. Jahr für Jahr begingen die Italiener die Gedächtnisfeier ſeines Martyriums. Unſer unſterblicher Dichter, Br.·. Carducci, ſchreibt:

„‚Wilhelm Oberdank iſt kein Verbrecher. Er iſt ein Bekenner und ein Märtyrer der Religion des Vaterlandes. Oberdank ſtarb mit dem Ausruf: Iſtrien gehört Italien! Unſere Antwort ſei: Wir nehmen an auf Tod und Leben! Wir werden Rom vom Papſt und Trieſt vom Kaiſer wieder an uns nehmen, vom Kaiſer der am Galgen Baumelnden.'

„Die Worte des patriotiſchen Dichters [und Br.·. Freimaurers, 33.·.] bringen heute mehr als jemals die Geſinnungen der Italiener zum Ausdruck ...; heute, wo Italien ſich anſchickt, den Wunſch zu verwirk-

zu Tage trat, wird von Mazzini[1] und der ganzen italienischen freimaurerischen Revolutionspartei tatsächlich als die höchste aller Tugenden verherrlicht. In einem Leitartikel der Acacia, des Organs der Symbolischen Großloge von Rom, wird der Doppelmeuchelmord der freimaurerisch-großserbischen Partei in Serajewo folgendermaßen verherrlicht:

„Von neuem hat die Tat eines Isolierten [?] ihre Wirkung erzielt. Nicht mit Unrecht haben die Griechen die Drohung gegen die Tyrannen aller Zeiten, welche in solchen Taten liegt, im Distichon über Harmodios und Aristogeiton[2] verewigt, und nicht umsonst hat Zola die Kabale seines Germinal ausgesponnen, um den inneren logischen Zusammenhang der isolierten Tat Saverines verständlich zu machen.

„Dieses Mal hat der beherzte Wagemut eines armen serbischen Studentleins genügt, um besser und wirksamer, als es der nutzlos angerufene Archimedische Hebel vermocht hätte, die Welt aus ihren Angeln zu heben. Dies ist der Ausgangspunkt der gegenwärtigen Krisis."[3]

Zur Charakteristik der in den vorgeführten freimaurerischen Verlautbarungen hauptsächlich in Frage kommenden Punkte genügt es, auf folgende Tatsachen und Gesichtspunkte kurz hinzuweisen.

---

lichen, den er ihm als heiligste seiner Pflichten übermittelte. Das Bildnis des jugendlichen Märtyrers ist heute Symbol des Glaubens."

Weitere Verhimmelungen Oberdanks finden sich in der Rivista massonica 1907, 152; 1903, 159 164 f; 1915, 242—246.

Neuerdings hat die „überlegene Kultur" der Banditen des italienischen Großorients und der serbischen Meuchelmörder, wie es scheint, selbst amtliche Vertreter des mit Italien verbündeten britischen Weltreiches angesteckt. Hinsichtlich des Br.·. Kitchener wurde in einem Verschwörungsprozeß festgestellt, daß er für die Ermordung des türkischen Ministers Talaat Bey einen Preis von 20 000 Pfd. Sterl. ausgesetzt habe (vgl. Köln. Volksztg 9. Juni 1915, Nr 463). Und im Attentatsprozeß von Sofia erschien der dortige englische Gesandte so schwer kompromittiert, daß er abberufen werden mußte (vgl. Germania 1915, 13. Juli). Früher schon mußte der englische Gesandte in Norwegen wegen eines ihn kompromittierenden Anschlags auf das Leben eines irischen Parteiführers (Casement) abberufen werden.

[1] Vgl. Gruber, Mazzini, deutsche Ausg. 103 ff. G. Mazzini, Opere XI, 52; XV, 138; XVII, 1 f.

[2] Harmodios und Aristogeiton ermordeten den Tyrannen Hipparchos, Sohn des Peisistratos, in Athen.

[3] Br.·. Galanti in der Acacia, Nov. 1914, 241. — Im Prozesse, welcher anläßlich des eben erwähnten versuchten Anschlags auf das Leben des Königs Ferdinand von Bulgarien in Sofia durchgeführt wurde, stellte sich heraus, daß die Verschwörer gleichfalls in Verbindung mit der freimaurerischen Narodna Odbrana in Belgrad waren (vgl. Germania 1915, Nr 299, 3. Juli).

Was die „persönliche Freiheit" betrifft, in deren Namen die Großoriente von Frankreich und Italien gegen die Zentralmächte die Volksleidenschaften aufstacheln, so ist die in Frankreich, dem Musterlande für die Durchführung freimaurerischer Kulturideale, tatsächlich herrschende „persönliche Freiheit" zu bekannt, als daß es wirklich freiheitlich gesinnte Angehörige der angeblich unfreien Zentralstaaten danach im Ernste gelüsten könnte. Sogar ein Wiener Sozialistenführer hat sich seinerzeit über Frankreich in dieser Hinsicht sehr abfällig geäußert. Werden doch von der Frankreich tyrannisierenden Freimaurerclique sogar Kinder, gegen den Willen der Eltern, durch alle Arten von moralischen, sozialen und ökonomischen Zwangsmitteln dazu verhalten, sich in den atheistischen französischen Staatsschulen behufs der Verewigung des tyrannischen Regiments der freimaurerischen Sekte zu charakterlosen gefügigen Werkzeugen der letzteren heranbilden zu lassen.

Als nicht minder haltlos und heuchlerisch erweist sich bei genauerer Prüfung das von Mazzini verkündete Nationalitätsprinzip, wie es besonders von den italienischen Freimaurern geltend gemacht wird. Dieses Prinzip könnte nicht einmal als Ausfluß des Selbstbestimmungsrechts der betreffenden Volksteile begründet werden. Denn die österreichischen Italiener weisen das ihnen von den reichsitalienischen Patrioten zugedachte „Glück", dem verarmten, steuerbedrückten, unter mazzinistisch-freimaurerischem Einfluß stehenden Neuitalien gewaltsam einverleibt zu werden, mit Entrüstung zurück. Noch mehr tritt die im Nationalitätsprinzip derselben Patrioten liegende Heuchelei darin zu Tage, daß sie, unter Anrufung des Rechts des Stärkeren, sogar deutsche und slawische Volksteile trotz der heftigsten Proteste zu annektieren versuchen.

Wo bleibt angesichts der groben Verleumdungen, welche seitens freimaurerischer Verfechter der modernen Kulturideale gegen die Kaiser von Deutschland und Österreich verbreitet werden[1], die „Wahrheit" oder „Wahrhaftigkeit" und die „Gerechtigkeit"? Wo bleibt bei einer Auffassung der „persönlichen Freiheit", wie sie von der französischen Freimaurerei vertreten wird, und einer Deutung des Nationalitätsprinzips, wie sie seitens der italienischen Freimaurerei beliebt wird, das Selbstbestimmungsrecht der Einzelnen und der Völker, welches nicht bloß von den Großorienten von Frankreich und Italien, sondern auch von den modern demokratischen Staaten ganz allgemein, als das Grundprinzip ihres demokratischen Kulturideals, verkündet wird?

[1] Auch die Zeitschrift des Mother-Supreme-Council in Washington (New Age, Sept. 1914, 114 f) richtete gegen die Kaiser von Deutschland und Österreich die heftigsten und ungerechtesten Angriffe. Vgl. zu diesen Angriffen die an die Adresse der Vereinigten Staaten gerichtete jüngste Erklärung des österreichischen Thronfolgers Erzherzog Karl Franz Joseph, Köln. Volksztg 1915, Nr 556, 10. Juli.

Hermann Gruber S. J.

Die Fürsorge für die Kriegerwitwen.

Der Krieg hat tief in das Familienleben hineingegriffen. Je länger das furchtbare Ringen sich hinzieht, um so mehr wachsen die Zahlen der Familienväter und Familienerhalter, die vor dem Feinde stehen. Die lange Zeit des Kampfes mehrt die Zahl der „Kriegerfrauen" und birgt zugleich die Gefahr in sich, daß der augenblickliche unnatürliche Zustand alltäglich, zur Gewohnheit werde. Schwere Zeiten kommen, wenn die Mutter krank ist, wenn sie Hausstand und Wirtschaft allein nicht gewachsen ist. Manch junger Bund, vielleicht eben noch rasch kriegsgetraut, hat eine außergewöhnliche Belastungsprobe zu bestehen. Manche Seele wird stark unter dem Druck einer schweren Zeit, manch andere aber wird zermalmt. Für viele dieser Frauen wird jedoch die Zeit der Prüfung fest gebannt, sie wächst sich zum dauernden Lebensstand aus. Aus der Kriegerfrau wird die Kriegerwitwe. Der Kriegerwitwe gilt die folgende Abhandlung. Manches von dem, was gesagt wird, hat Wert auch für die Kriegerfrau. Zahlreiche Frauen von Kriegsbeschädigten werden in mannigfachen Abstufungen wenigstens wirtschaftlich den Kriegerwitwen nahestehen; nicht wenige von ihnen werden in den kommenden Jahren ebenfalls in einen vorzeitigen Witwenstand treten.

I.

Um der Aufgabe gerecht zu werden, ist eine vorläufige Abschätzung ihres Umfanges unerläßlich. Sind die Angaben auch nur unvollkommen, so lassen sie doch bereits erkennen, daß die rein gefühlsmäßigen Schätzungen den Notstand glücklicherweise weit übertreiben. Es ist dies ja nur zu begreiflich, da jeder Einzelfall von Kriegsleid jeden Volksgenossen mittrifft, gleichsam zu Familienleid geworden ist. Auf der allgemeinen deutschen Tagung der Wohlfahrtsvereine zu Berlin am 16. und 17. April 1915 gab Prälat Dr Werthmann unter Zugrundlegung der Zahlen für das Bezirksamt Freiburg i. Br. die Gesamtzahl der Kriegerwitwen auf 53000 für das Deutsche Reich an. Für ein volles Kriegsjahr würde sich diese Zahl etwa auf 80000 erhöhen. Ähnlich lautete das Ergebnis für Frankfurt a. M. Mögen diese Zahlen auch um einige Tausende, selbst

Zehntausende, von der Wirklichkeit abweichen, sie genügen bereits, um das Verhältnis der Kriegerwitwen zur Gesamtheit der Witwen in Deutschland überhaupt zu erkennen. Nach der Zählung vom 12. Juni 1907 gab es im Deutschen Reich 2419917 Witwen. Davon waren 164215 im Alter von unter 40 Jahren, 329894 standen zwischen 40 und 50 Jahren. Am 1. Dezember 1910 war die Zahl der Verwitweten weiblichen Geschlechts auf 2583872 angewachsen. Die Zahl der Frauen, die in einem der letzten Friedensjahre in den Witwenstand traten, ergibt sich aus der Zahl der verstorbenen verheirateten Männer. Sie betrug z. B. für das Jahr 1911 im Deutschen Reich 178219. Von diesen Männern standen im wehrpflichtigen Alter von 18 bis 45 Jahren 36953. Ein Vergleich ergibt nun, daß die Zahl der Kriegerwitwen selbst bei längerer Dauer des Krieges der Gesamtzahl der Witwen gegenüber nicht sehr erheblich ist, wohl aber sehr beachtenswert gegenüber der Zahl der Witwen, die etwa im Alter der durchweg doch jüngeren Kriegerwitwen stehen. Auch die Zahl der in einem Kriegsjahr in den Witwenstand eintretenden Frauen würde sich nach den gegebenen Zahlen um $^1/_4$—$^1/_3$ erhöhen.

Nächst einem Überblick über die Größe des Notstandes ist ein solcher über die Wege, die aus der Not führen können, vonnöten. Das Witwenlos läßt sich ganz allgemein auf dreierlei Weise sicherstellen. Entweder erhält die Witwe Rente bzw. Unterstützung oder sie geht eine neue Ehe ein oder sie erwirbt sich ihren Lebensunterhalt durch eigene Arbeit. Natürlich können sich Unterstützung und Arbeit auch ergänzen. Die erste Art der Versorgung durch Rente und Unterstützung, auch z. B. durch Leben in der Hausgemeinschaft der Kinder, kommt in Betracht vor allem für im Alter vorgerückte Frauen, für Kränkliche, ferner für Mütter, deren Erziehungsaufgabe ihr Tagewerk ganz in Anspruch nimmt. Ist dies letztere nicht der Fall und die Witwe noch rüstig, so wird sie danach trachten müssen, auf andere Weise ihrem Tagewerk Inhalt zu geben. Von Pensionen und andern festen Einkünften abgesehen, werden nach Prof. Klumker allein etwa 20% der Witwen, also rund 500000 öffentlich unterstützt, etwa 50%, also rund $1^1/_4$ Million, erhalten überhaupt Unterstützungen. Angesichts dieser Friedensleistungen wird man mit Recht Prof. Klumker beistimmen, daß die bestehenden Organisationen auch noch die Sorge für die Kriegerwitwen werden hinzunehmen können.

Eine zweite Zukunftsmöglichkeit bietet die Wiederverehelichung. Schon allein die äußeren Verhältnisse werden diesen Schritt der Mutter

oft nahelegen, besonders dort, wo ein großer Wirtschafts- oder Gewerbebetrieb die Daseinsunterlage bildet. Da wir die Dinge ansehen wollen, wie sie sich im Leben wirklich vorfinden, werden wir auch bei den Kriegerwitwen diese Möglichkeit im Auge behalten müssen. Handelt es sich doch nach Ausweis der Bevölkerungsstatistik um keineswegs geringe Zahlen. Von den 512819 eheschließenden weiblichen Personen des Jahres 1911 waren 25515 Witwen = 5%. Während also nach den oben mitgeteilten Angaben 1911 178219 Frauen in den Witwenstand traten, verließen ihn wieder 25515, also annähernd 15%, durch eine neue Eheschließung.

Die dritte Sicherstellung der Zukunft der Witwe ist die durch eigenen Erwerb. Die Witwe betritt dann denselben Weg, den Scharen von Mädchen gehen, den manche verheiratete Frau schon längst betreten hat. Nach der Berufs- und Betriebszählung von 1907 waren 8243498 Frauen und Mädchen erwerbstätig. Hierzu treten noch 1249383 Dienstboten im Haushalt der Herrschaft. Unter diesen großen Zahlen befanden sich 2808864 bzw. 9045 verheiratete Frauen und 975197 bzw. 23826 Witwen. Es ergibt sich aus diesen gewaltigen Zahlen sofort, daß selbst bei langer Kriegsdauer die Zahl der Kriegerwitwen, die ja keineswegs voll zu den erwerbstätigen Frauen gerechnet werden darf, die Fragen der Frauenarbeit nicht wesentlich beeinflussen kann. Insbesondere bildet die Witwenarbeit und noch weniger die Kriegswitwenarbeit keine eigene sozialpolitische Berufsgruppe. Die erwerbstätigen Witwen verteilen sich auf die einzelnen Erwerbszweige und können nur im Rahmen der betreffenden speziellen Sozialpolitik mit den andern Berufsgenossen zugleich gefördert werden. Von großer Wichtigkeit ist deshalb die berufliche Verteilung der Witwen. Während z. B. 1907 der Anteil der landwirtschaftlichen Bevölkerung in Deutschland nur 28,67% betrug, waren von den 975197 erwerbstätigen Witwen 517834 in der Landwirtschaft tätig und zwar 253547 in selbständiger hauptberuflicher Stellung. Besonders wertvollen Aufschluß über die Erwerbstätigkeit der hinterbliebenen Witwe bietet die beigefügte, ebenfalls der Zählung von 1907 entnommene Aufstellung (siehe Tabelle).

Unter F werden alle diejenigen Witwen aufgeführt, die ohne Beruf sind und in eigenem oder fremdem Haushalt (auch Anstalten u. dgl.) leben; bei Verwandten wohnende Witwen kommen nur dann in Betracht, wenn sie ein eigenes, ihre Lebensstellung bestimmendes arbeitsloses Einkommen haben (also von eigenem Vermögen, von Renten und Pensionen leben). Die in ( ) gesetzte Zahl bedeutet alle F-Personen, die ohne Haupt- oder

Berufsabteilung des verst. Ehemannes	Zahl der Witwen 12. 6. 1907	Von den nebenverzeichneten Witwen entfielen ihrem Hauptberuf (Nebenberuf) nach auf die Berufsabteilung: A	B	C	D	E	F	G	H
A. Landwirtschaft usw. .	823593	330993	18215	10392	13706	2061	283142	6172	138200
Nebenberuf		19882	205	451	36	35	(242842)		
B. Industrie, Bergbau, Baugewerbe . . .	1007155	127095	159134	55648	49350	8967	409634	11096	172570
Nebenberuf		11391	1119	861	217	73	(318670)		
C. Handel, Verkehr, Gastwirtschaft	350380	16940	24151	59150	11876	3131	180547	4031	43028
Nebenberuf		1530	207	713	64	12	(159918)		
D. Häusliche Dienste und Lohnarb. wechs. Art	45363	2681	6708	2629	7516	340	17264	844	7075
Nebenberuf		178	63	29	32	4	(9028)		
E. Öffentl. Dienst und sogen. freie Berufe .	139128	3882	5607	5062	1914	3425	104614	1190	12861
Nebenberuf		411	58	59	12	34	(98101)		
F. Ohne Beruf bzw. Berufsangabe	54298	2653	1595	1184	944	322	40702	493	6156
Nebenberuf		199	20	19	5	6	(38150)		
G. Dienende, im Haushalt ihrer Herrschaft leb.	10		2	3		1	4		
Nebenberuf							(3)		
Gesamtsumme:	2419917	517834	217073	136198	85672	18410	1035904	23826	384990

Nebenberuf von ihrem eigenen Vermögen, Pensionen oder Renten leben. Die Gruppe H weist sodann diejenigen im Haushalt von Verwandten lebenden Witwen nach, die weder eine haupt- noch nebenberufliche Tätigkeit haben und auch ein eigenes arbeitsloses Einkommen nicht beziehen.

Neben dem Zurückströmen der Witwen aus der Industrie in die Landwirtschaftsgruppe ist die geringe Berufstätigkeit der E (Beamten)- und F (Rentner)-Gruppe besonders zu beachten.

II.

Es sind nun die Zukunftsmöglichkeiten einer Witwe unter Berücksichtigung der besondern Verhältnisse der Kriegerwitwen zu prüfen. Die Grundlage der Kriegerwitwenversorgung ist die Rente, die allen zuteil wird, die deutsche Reichsangehörigkeit besitzen. Sie verfällt nur bei Wiederverheiratung und ruht bei Anstellung oder Beschäftigung im Zivildienst, soweit die Witwe ein Diensteinkommen über 2000 Mark bezieht. Die Höhe der Rente ist festgelegt durch das Gesetz vom 17. Mai 1907. Die Rente beginnt mit 400 Mark Witwengeld für die Witwe eines Gefreiten oder Gemeinen. Die Steigerung der Rente erfolgt nach den militärischen Dienstgraden des Mannes. Diesem Maßstab liegt der Gedanke zugrunde, daß der Einsatz des Lebens für alle gleich ist und daß es sich um eine rein militärische Sache handle, bei der deshalb auch nur militärische Rang-

unterschiede eine verschiedene Bemessung der Rente zur Folge haben sollen. Der Ausgleich der Rentenbezüge mit der sozialen Stellung der Familie war nach den Ausführungen des Grafen Westarp auf der allgemeinen deutschen Tagung als Aufgabe der Berufsvereine gedacht. Der rein militärische Gesichtspunkt ist indessen bereits durch die Anrechnung der allgemeinen Versorgung, d. h. der Hinterbliebenenbezüge der Militärpersonen des Friedensstandes, aber auch der Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, einigermaßen verlassen. Während z. B. die Rente für Unteroffiziere sich bei zustehender allgemeiner Versorgung eines Unterbeamten auf der gleichen Höhe hält wie im Falle, daß Versorgung nicht zusteht, steigt sie für einen Unteroffizier, der aus seinem Friedensverhältnis Anspruch auf die allgemeine Versorgung eines höheren Beamten hat, entsprechend höher. Eine weitere Berücksichtigung der sozialen Stellung ist darin zu sehen, daß für die Witwe eines Hauptmanns oder Leutnants die volle Kriegsrente ohne Rücksicht auf eine etwa zustehende allgemeine Versorgung zur Auszahlung gelangt. Eine allgemeine Berücksichtigung der sozialen Stellung in Form von Zusatzrenten nach Maßgabe des Arbeitseinkommens des gefallenen oder gestorbenen Mannes wurde als dringend notwendige Reform des Gesetzes von 1907 im vergangenen Frühjahr vom Reichstag verlangt. Die Anregung hierzu ging aus vom Hansabund und Bund der Landwirte, sie wurde dann von allen Seiten, auch den freien Gewerkschaften, warm unterstützt. In der verstärkten Haushaltskommission erklärte der Staatssekretär des Reichsschatzamtes, daß die verbündeten Regierungen dem Gedanken grundsätzlich zustimmten. Grundgedanke dieser Neuordnung ist, daß durch den Tod des Ernährers fürs Vaterland die gesellschaftliche Stellung und die ganze Lebenshaltung der Familie nicht herabsinken darf. Über die Höhe der Zusätze wie der Renten überhaupt läßt sich natürlich vor dem Ende des Krieges nichts festsetzen.

Bis die gesetzliche Regelung eingreift und in allen jenen Fällen, in denen die gesetzliche Rente und auch die weiter unten zu besprechenden Maßnahmen nicht genügen, hat ergänzend die freiwillige Spende einzugreifen. An erster Stelle dient für solche Zwecke die Nationalstiftung für die Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen. Die Mittel der Nationalstiftung sind bestimmt zu „Barunterstützung, Arbeitsvermittlung, Rat und Tat zur Erlangung der Erwerbsfähigkeit, für die Waisen insbesondere der nötige Barbeitrag zu den Erziehungskosten, Unterbringung in Familienpflege oder geeigneten Anstalten, sowie Hilfe in der Ausbildung zur Erwerbs-

tätigkeit". Auch alle caritativen Vereine haben hier reiche Gelegenheit, zartfühlend und schonend zu helfen. Eine solche Gelegenheit bietet sich z. B., wenn man begabten Kindern einer Kriegerwitwe zu einer den Fähigkeiten entsprechenden Ausbildung verhelfen kann.

Mit der Rente und sonstigen materiellen Unterstützungen allein ist indessen die Fürsorge noch keineswegs abgeschlossen, es ist erst der Grund zu einer geordneten Zukunft gelegt. Hat die Witwe selbst Kraft und Umsicht genug, sich ihre Zukunft zu ordnen, so erübrigt sich weitere Fürsorge. Vielen aber wird man behilflich sein müssen, ihrem Leben wieder Inhalt zu geben, durch Arbeit die Rente zu ergänzen, das Hauswesen weiter zu führen. Leider wird manchen die Rente auch zur Versuchung werden. Betrübende Fälle der Pflichtvergessenheit wurden ja schon bei den kriegsunterstützten Frauen und Müttern beobachtet. Kinder und Hausstand wurden gröblich vernachlässigt, das Geld diente dem persönlichen Vergnügen und Zeitvertreib. Man muß sich auch bei den Witwenrenten auf ähnliche Erscheinungen gefaßt machen. Auch wenn diese Fälle, wie wir hoffen, nicht allzu häufig sein werden, bleibt es doch im Interesse der öffentlichen Moral sehr zu wünschen, daß die Möglichkeit geboten werde, solch pflichtvergessenen Frauen die Rente zu sperren oder doch für die Familie auf irgend eine Weise sicher zu stellen. Eine derartige Maßnahme wird man noch mehr verlangen müssen für den Fall, daß eine Kriegerwitwe, nur um der Rente nicht verlustig zu gehen, ohne standesamtliche und kirchliche Trauung mit einem Manne zusammenlebt. Denn da es kaum zu erreichen sein wird, daß die Rente auch nach der Wiederverheiratung weiter gewährt wird, würde es eine schreiende Ungerechtigkeit gegenüber den pflichtgetreuen Müttern, die unter Verzicht auf die müheloſe Rente vielleicht schwere Hausfrauenpflichten wieder auf sich genommen haben, bedeuten, wenn andere für ihr sittenwidriges Leben noch obendrein durch die Rente belohnt und zur Fortsetzung dieses Treibens ermuntert würden. Die für die Zukunft unseres Volkes doppelt notwendige Achtung vor der engen Familiengemeinschaft würde einen neuen heftigen Stoß erleiden.

Hiermit ist zugleich das Wichtigste berührt bezüglich der Zukunftsicherung der Kriegerwitwen durch eine neue Ehe. Berechtigte Pietätsgründe ließen diese Möglichkeit wohl weniger in die allgemeine Aussprache treten. Immerhin aber scheint es gut, diese Möglichkeit nicht nur zu berühren, sondern auch zu betonen, daß sie in vielen Einzelfällen die beste Lösung bieten dürfte. Die sittliche Wertung ist dieselbe wie die eines jeden

zweiten Lebensbundes. Sollte auf der einen Seite dieser Weg durch die reiche Todesernte unter den Männern für weniger erreichbar erscheinen, so ist anderseits das jugendliche Alter der meisten Kriegerwitwen in Betracht zu ziehen.

Soweit nicht durch Wiederverheiratung oder ausreichende Rente für die Witwe gesorgt ist, bietet sich als bestes Hilfsmittel der eigene Erwerb, die Arbeit. Freilich wurde auf der Berliner Tagung mit Recht betont, daß es keineswegs wünschenswert ist, halbe Kräfte in das Erwerbsleben einzuführen. Im Einzelfall die Grenze zu ziehen, wo Unterstützung und wo Arbeitsbeschaffung sich empfiehlt, ist schwer. Soweit es sich mehr darum handelt, der Frau Lebensaufgaben zu stellen, als eine Erwerbsquelle zu erschließen, wird das Arbeitsfeld zunächst in der engeren oder weiteren Familie zu suchen sein, ohne daß eigentliche Erwerbsarbeit vorliegt, noch ein ungesunder Wettbewerb zu befürchten wäre. Die gesamte Betätigung der Witwe und somit auch der Kriegerwitwe läßt sich am übersichtlichsten unter drei Stichworte ordnen: Hausfrauenarbeit — Heimarbeit — Außenarbeit. Hausfrauenarbeit ist die Arbeit der Frau als Mutter ihrer Kinder, als Vorsteherin des Hauswesens und, namentlich bei der Witwe, zeitweilig auch bei der Kriegerfrau, als Stellvertreterin des Mannes. Dies alles war von jeher Witwenarbeit. Für Witwen, denen sich ein derartiges Arbeitsfeld bietet, ist die Beschäftigungsfrage gelöst. Soweit es sich um Mutterarbeit und Arbeit in der engeren Häuslichkeit handelt, kann man diese Tätigkeit nicht zur Erwerbstätigkeit rechnen. Sie bezahlt sich nicht unmittelbar und soll auch nach unserer Auffassung nicht „bezahlt" werden. Mehr oder weniger den sozialistischen Anschauungen über das Familienleben nahestehende Kreise schlugen z. B. vor: „Man müßte dazu gelangen, den Müttern, die sich als geeignet erweisen, ihre eigenen Kinder quasi als Ziehkinder zu übergeben, aber ich betone, nur geeigneten Müttern." Das würde „eine innere Anerkennung des Berufs der Mutter als eines im nationalen Interesse ausgeübten öffentlichen Amtes" bedeuten. Diese Auffassung ist unserer Anschauung vom Gesellschaftsleben entgegengesetzt. Für uns ist der Staat Schutz und Schirm für den heimischen Herd. Die Familie ist der erste Verband. Wenn aber durch das gemeinsame Eintreten aller im öffentlichen Verbande zum gemeinsamen Wohl und Schutz die einzelne Familie schwere Opfer bringen mußte, so ist es selbstverständlich eine Forderung der natürlichen Gerechtigkeit, daß ihr nach Kräften Ersatz geleistet werde. Nicht als Lohn

und Bezahlung, sondern als Ersatz für das gebrachte Opfer stellen wir daher die gleiche Forderung wie jene, nur von andern Voraussetzungen aus. Es muß der Mutter möglich sein, sich sorgend ihres Kindes anzunehmen, ohne betteln zu müssen, ohne gezwungen zu sein, das Kind in fremde Hände zu geben. Ist die Kinderzahl so groß, daß sie die volle Sorge und das ganze Tagewerk der Mutter in Anspruch nimmt, dann muß auch die Rente zum vollen Unterhalt genügen. Diesem Grundsatz entspricht vollauf das ungekürzte Ansteigen der Kinderrenten in der Kriegshinterbliebenenversorgung. Zur Zeit erhält z. B. die Witwe eines einfachen Soldaten mit vier Kindern 1072 Mark, mit fünf Kindern 1140 Mark, außerdem noch die Zuschüsse aus Arbeiterversicherung usw. Die Sätze entsprechen einem Tagelohn von über 3,50 Mark, wobei zu berücksichtigen ist, daß der Vater selbst nicht mehr in der Familie weilt, wie auch, daß die Kinderrenten bis zum 18. Lebensjahr gewährt werden.

Wenn sich aber der häusliche Wirkungskreis der Frau oder Witwe weitet, wenn sie neben ihrer Mutteraufgabe auch des Vaters Teil übernehmen muß, dann wird auch die Arbeit der Frau zur Erwerbstätigkeit. Solche Arbeit verlangt ein landwirtschaftliches Anwesen, ein Gewerbe oder ein Handelsbetrieb, wenn der Bestand der Familie mit ihnen verknüpft ist. Um welche große Zahlen es sich handelt, sieht man aus der oben erwähnten Viertelmillion von Witwen, die selbständige landwirtschaftliche Stellen versehen. Konnte unter dem Kriegssturm mancher herrenlose Betrieb auch nicht aufrecht gehalten werden, so wurden doch durch den Krieg, der den Mann zunächst zeitweilig entführte, viele Frauen auf selbständige Wirtschaftsführung allmählich vorbereitet. Den meisten dieser Frauen tut indessen sachverständiger Rat not. Die Landwirtschaftskammern, z. B. die Kammer in Schlesien, haben diese Aufgaben für ihre Kreise bereits aufgenommen. Durch Wanderlehrer wird sich auf dem Lande manches erreichen lassen. Vor allem aber muß es Pflicht der Berufsgenossen sein, den Witwen ihres Standes zu helfen.

Wo Hausfrauenarbeit nicht auf einer größeren Wirtschaft oder Kinderzahl beruht und auch kein anderweitiges Einkommen vorhanden ist, wird es notwendig, zur Rente etwas hinzu zu verdienen; die Hausfrauenarbeit allein vermag in diesem Fall auch nicht genügend Beschäftigung zu bieten. Doch ist es anderseits wünschenswert, die Mutter bei ihrem Kind und zu Hause zu halten. Manche schlagen als Ausweg die Halbtagsschicht für Mütter vor, die nur für den Vor- bzw. Nachmittag die Mutter dem

Hausweſen entzieht. An manchen Stellen ſoll ſie ſich bewährt haben. Ob ſie aber mehr iſt als eines der vielen gutgemeinten Mittel, die dort, wo ſie ſehr günſtige Bedingungen finden, gedeihen, aber nie allgemein werden, läßt ſich nicht leicht vorausſagen. Heute, und wohl für abſehbare Zeit überhaupt, iſt die Erwerbsquelle für die genannten Frauen und auch für viele der halben Kräfte die Heimarbeit. Freunde und Gegner dieſer Erwerbsweiſe ſind ſich darin einig, daß ſie durch die Witwen wie auch andere Angehörige von Kriegern ſtarken Zuzug erhalten wird. In vielen Fällen wird der Ausgleich der Erwerbs- und Erziehungsaufgaben der Mutter gewiß am leichteſten durch Heimarbeit erreicht. Gerade deshalb muß aber jetzt aufs neue auf die ſchweren Gefahren hingewieſen werden, die Heimarbeit durch mangelhafte Entlohnung und im Gefolge davon Überarbeitung bietet. Es kann deshalb nicht dringend genug befürwortet werden, daß das Heimarbeitsgeſetz vom 20. Dezember 1911 endlich überall voll durchgeführt werde und zugleich die bei der Geſetzesberatung in der Kommiſſion bereits einmal angenommene Feſtſetzungsmöglichkeit von Mindeſtlöhnen für die Heimarbeit wieder aufgenommen werde. Es iſt hierin der Bitte des Oberbürgermeiſters Cuno-Hagen auf der deutſchen Tagung der Wohlfahrtsvereine an das Reichsamt des Innern und den hohen Bundesrat durchaus beizupflichten. Im Hinblick auf die wirkſame Unterſtützung durch ordentlich entlohnte Arbeit, die durch den Ausbau des Heimarbeitsgeſetzes vielen Kriegerwitwen und Angehörigen von Kriegern gegeben würde, dürfte die Forderung der Mindeſtlöhne jetzt nicht mehr demſelben Widerſtand wie früher begegnen.

Nehmen auch Hausfrauenarbeit und Heimarbeit bereits einen großen Teil der Kriegerwitwen auf, ſo wird namentlich in Gegenden des landwirtſchaftlichen oder gewerblichen Großbetriebs doch noch eine beträchtliche Zahl weiterer Fürſorge benötigen. Einen ganz kleinen, auserleſenen Bruchteil wird man durch Überweiſung eines Rentenguts, durch Übertragung einer Filialleitung und ähnliche Maßnahmen den Reihen der Frauen mit ſelbſtändiger Arbeit zuführen können. Die große Maſſe aber wird auf Außenarbeit, auf Arbeit in fremdem Betrieb angewieſen ſein. Wie groß die Zahl dieſer Witwen ſein wird, kann erſt nach dem Ende des Kampfes einigermaßen überſehen werden. Aber mögen es auch viele Zehntauſende ſein, ſicher werden gerade dieſe Frauen noch weniger als die vorerwähnten beiden Gruppen einheitlich in Erſcheinung treten. Ganz verſchieden liegen ſchon die Verhältniſſe der Kriegerwitwen aus den Kreiſen der landwirtſchaftlichen Arbeiter jenen der gewerblichen Arbeiter gegenüber.

Bei den Witwen aus den Kreisen der ländlichen Arbeiter handelt es sich nach fachmännischer Ansicht vor allem darum, ihre Abwanderung nach der Stadt zu verhüten. Zu diesem Zwecke muß den Witwen, die ja den vollen Dienst eines Landarbeiters nicht versehen können, entsprechende Arbeitsgelegenheit auf dem Lande beschafft werden. Insbesondere muß aber dort, wo Wohnung und männliche Arbeitskraft sich gegenseitig bedingen, für eine anderweitige Wohnungsgelegenheit der Kriegerwitwe Sorge getragen werden. Die in Vorschlag gebrachten Zuschußrenten in barem Geld würden wohl kaum als Reichsrente gerechtfertigt werden können. Einer Art Prämiierung durch die Berufsvereine, etwa in Form von Erziehungsbeiträgen für die auf dem Lande heranwachsende Jugend, ist wohl nichts zu entgegnen. Es ergibt sich hieraus, daß die Hauptaufgabe auf dem Lande, zumal in den Bezirken des Großgrundbesitzes, den Gutsbesitzern selbst und ihren Organisationen zufallen muß.

Besteht in der Landwirtschaft die Furcht, daß zu wenige der Witwen ihr treu bleiben, so ist im Gewerbe eher das Gegenteil zu befürchten. Die Kriegerwitwen werden sich vielfach mit den Kriegsbeschädigten und deren Angehörigen treffen und bieten zusammen mit diesen die nicht zu verkennende Gefahr, daß durch den Andrang der halben Kräfte die Arbeit des Vollarbeiters unterboten, der allgemeine Stand der Arbeitsbedingungen verschlechtert werde. Durch den Bezug einer kleinen Rente wird diese Gefahr noch erhöht. Im eigenen Interesse der Witwen wie auch der Kriegsbeschädigten liegt deshalb zuvörderst volle Solidarität mit den übrigen Arbeitsgenossen. Praktisch kann sich diese Solidarität besonders durch Unterstellung unter die gemeinsamen Vertragsnormen der Tarifverträge äußern. Die Arbeiter haben bereits während des Krieges für ihre Kameraden im Felde vielfach so erhebliche Opfer gebracht, daß man mit Sicherheit darauf rechnen kann, daß sie auch nach dem Kriege auf die mit ihnen vereinigten erwerbsbeschränkten oder verwitweten Kriegsbeschädigten gebührend Rücksicht nehmen werden. Dringend zu wünschen bleibt eine einheitliche Regelung des Arbeitsnachweises. Denn wie der Abgeordnete Bauer zutreffend ausführte, handelt es sich bei den Witwen aus Arbeiterständen nicht so sehr um eine gewiß wünschenswerte Berufsberatung, als um Arbeitsvermittlung. Wie sich unter günstigen örtlichen Verhältnissen auch auf dem Wege von Wohlfahrtseinrichtungen — Wohnungsfürsorge, Speiseanstalt, Krippen und Horte — eine interessante Kriegshinterbliebenenfürsorge anbahnen läßt, zeigt ein Bericht von Kampffmeyer

in der „Sozialen Praxis" über die Maßnahmen der Maggi-Werke in Singen a. H.

Neben die Gruppen der Witwen aus den landwirtschaftlichen und gewerblichen Arbeiterkreisen reiht sich als weitere die der Witwen aus den Kreisen der Angestellten, Beamten und sog. freien Berufe. Die Opfer des Krieges sind in diesen Kreisen verhältnismäßig hoch, die Not aber ist hier weniger bekannt als in andern Ständen. Es sind die Kreise, die unsern großen bürgerlichen Frauenorganisationen am nächsten stehen. Für ihre Verhältnisse ist deshalb natürlicherweise auch ein gut Teil der Vorschläge und Maßnahmen dieser Organisationen berechnet. Bei den Berufsmöglichkeiten, die hier in Betracht kommen, spielen Vorkenntnisse, persönliche Eignung, Ausbildungsmöglichkeiten eine ganz andere Rolle als in den einfachen Arbeiterverhältnissen. Die Berufsberatung erhält deshalb hier besondere Betonung. Die etwa notwendige Ausbildung erfordert längere Zeit und entsprechende Mittel, sie will also vorher reiflich erwogen sein. Für manche, die früher schon beruflich tätig waren, z. B. für Lehrerinnen, hat sich durch die Ehe der Beruf verschlossen. Es wird deshalb die Frage aufgeworfen, ob hier wenigstens für die Kriegerwitwe der alte Grundsatz zu durchbrechen sei. Bei manchen dieser Berufe wird auch die schon erwähnte Halbtagsarbeit gewünscht. Vorsicht erscheint im Ergreifen von öffentlichen Berufen, soweit diese nicht aus besondern Gründen Frauenarbeit oder -dienst verlangen, geboten, da gerade auch die Kriegsbeschädigten ganz besonders zu diesen Posten sich gezogen fühlen. Es liegt bei diesen wohl die berechtigte Empfindung zugrunde, daß der Staat, in dessen Dienst sie gelitten, nun auch sie in seinen Diensten behalten möge.

Weit größer und erhabener noch als die Aufgabe, die unsern Frauenorganisationen in der Berufsberatung und Arbeitsvermittlung zufällt, ist jedoch ihre Aufgabe, den jungen Frauen und Müttern sittlichen Halt zu geben. Sie sollen sie emporrichten, ihrem Leben Inhalt geben durch Arbeit an sich selbst, durch Arbeit für den Nächsten, besonders das eigene Kind. Sie sollen ihrem Leben Inhalt geben vor allem durch tiefen, lebendigen Glaubensgeist, daß sie alle in echt christlicher Auffassung nach dem schönen Wort einer dieser jungen Kriegerwitwen „ihren ganzen Lebenszweck darin sehen, daß das Wiedersehen ein ewig glückliches sei".

Constantin Noppel S. J.

Napoleon in Polen.

Ein Traum voll Ruhm und Tränen.

Am 26. September 1815 unterzeichneten in Paris die Kaiser von Rußland und Österreich und der König von Preußen eine feierliche Urkunde, in in der sie „im Namen der allerheiligsten und unteilbaren Dreifaltigkeit" erklärten, ihre innerste Überzeugung dränge sie zu dem „unerschütterlichen Entschlusse", fortan nur nach den Grundsätzen des Christentums zu regieren, durch die Bande einer „wahren und unauflöslichen Bruderliebe" vereint zu bleiben und dadurch zu bekennen, daß über die Christenheit „in Wirklichkeit kein anderer Herrscher gebietet als der, dem allein die Macht gebührt, weil in ihm allein sich alle Schätze der Liebe, des Wissens und der unendlichen Weisheit finden: Gott, unser göttlicher Erlöser Jesus Christus". Jede Macht, die diese Grundsätze anerkenne, werde mit Freuden in die „Heilige Allianz" aufgenommen. Metternich sagt in seinen „Nachgelassenen Papieren" (I 216), selbst nach den Absichten Alexanders I., aus dessen pietistischer Stimmung „unter dem Einfluß der Frau von Krüdener und des Herrn von Bergasse" der undurchführbare Plan entstanden sei, habe dieses „lauttönende Nichts" nur den Zweck „einer moralischen Manifestation" gehabt. Weder die Greuel der großen Revolution, noch die Drangsale der Napoleonischen Knechtschaft, noch die freudigen Regungen des Dankes für die soeben mühsam wiedererkämpfte Freiheit vermochten die Staatsmänner zu bewegen, nun mit dem Christentum im öffentlichen Leben Europas ernst zu machen.

Zwei Tage nach der Unterzeichnung des phantastischen und wegen seiner verschwommenen Fassung politisch unverbindlichen und unbrauchbaren Schriftstückes verließ der russische Kaiser Paris, um endlich den Polen einen Teil der Hoffnungen zu erfüllen, die Napoleon ihnen nicht mehr erfüllen konnte. Denn der fuhr in diesem Augenblicke weit von Frankreichs Küste seinem Felsenkerker entgegen und betrachtete stumm den Ozean, den er so oft vergebens zu bezwingen versucht hatte, und die Sterne, unter denen er den seinigen nicht mehr fand.

Keinem der Bundesgenossen Napoleons war sein Fall eine so schmerzliche Enttäuschung gewesen wie den Polen. Die andern hatten durch ihn

ihre Freiheit verloren; Polen erwartete von ihm die Auferstehung zur alten Größe. Sobald er nach der Schlacht bei Jena in Warschau erschien, begannen sich die polnischen Regimenter zu bilden, die unter seinen Fahnen bei Danzig und Friedland kämpften. Dann zogen auf sein Wort 10 000 Mann der besten Truppen nach Spanien, und ein Regiment ausgesuchter Leute trat als leichte Reiterei in seine Garde. Und nun wehten polnische Farben und klangen polnische Lieder auf allen Schlachtfeldern der folgenden Jahre, durch Hütten und Paläste brauste der Strom der Begeisterung für den gewaltigen Kaiser.

Kurz vor dem gegenwärtigen Weltkriege hat ein Führer der jungpolnischen Dichtung den Ruhmesrausch und die ungestillte Sehnsucht jener Tage aus ihrer hundertjährigen Vergangenheit heraufzuführen versucht. „Ich weiß nicht", sagt Kasimir Przerwa-Tetmajer in seiner Einleitung zu den drei Bänden, die er Koniec epopei (der Ausklang eines Heldensanges) nennt, „ich weiß nicht, wie heute die Napoleonlegende anderswo klingt, aber ich weiß, wie sie in Polen klingt. Im Staub der Schlachten und im Feuer der Kanonen erhebt sich, schwankt und fällt neben dem schwarzen Zweispitz der Ulanentschako."

Tetmajer steht im Anfang der Fünfziger und hat sich in allen Formen der Dichtung bewegt, hat alle blendenden Schönheiten seiner Sprache, allen Hohn seines unruhigen Geistes und alle Leidenschaft seines schwachen Herzens in seine zahlreichen Bücher geschleudert. Der Krakauer Universitätsprofessor Thadäus Grabowski urteilt mit Recht, daß Tetmajers Dichtung „trotz all ihres künstlerischen Zaubers weder gesund noch sittlich" ist. „Sie gewinnt", sagt Grabowski, „durch ihre Vorzüge, sie wirkt berauschend, aber dem Gehalte nach ist sie das Ergebnis eines gelähmten Willens, einer ausschweifenden Sinnenliebe und Üppigkeit und, was damit zusammenhängt, eines Schwindens von geistiger Kraft und echtem Gefühl" (Poezya polska po roku 1863, Krakau 1903, 251).

Auch Koniec epopei zeigt noch bedauerliche Spuren rücksichtsloser Sinnlichkeit. Zwar muß zugestanden werden, daß hier der Stoff ein völliges Umgehen dieser Dinge nicht gestattete, aber ihre Darstellung fordert gerade in einem Buche, dessen Gegenstand so verschiedenartige Leser anzieht, mehr Zurückhaltung und viel mehr Ernst.

Am Schlusse des dritten Bandes verwahrt sich der Verfasser dagegen, daß man sein Werk einen Roman nenne; es sei höchstens eine Erzählung. „Um nichts", sagt er, „war es mir weniger zu tun als um ‚eine Fabel,

die den Leser fesseln könnte', um ‚farbenreiche Szenen, Wirkungen und Verwicklungen'. Das sind Dinge, die mir vollständig fern liegen. Für mich handelte es sich einzig um die strenge Wahrheit, wie sie sich mir darstellte." Die lyrische Einleitung zum ersten Band hatte eigentlich keine so grimmige Genauigkeit erwarten lassen. Da hatte Tetmajer gemeint, daß wir Napoleon trotz alles Elendes, das er über Europa gebracht hat, aus unserer Geschichte nicht missen möchten: so arm würde unsere Seele, wenn seine Gestalt und ihre Legende nicht wären. Im Verlaufe des Werkes bleibt die Aufmerksamkeit des Erzählers allerdings weit mehr auf die geistige Überlegenheit Napoleons eingestellt als auf die Mängel seines Charakters. Immerhin treten auch die dunklen Seiten im Bilde des Kaisers, Poniatowskis und der gesamten Zeit so deutlich hervor, daß die Darstellung in ihren großen Zügen als geschichtlich treu gelten kann. Namentlich wäre die Hauptabsicht des Verfassers: die napoleonische Bewegung in Polen zu schildern, auf dem Wege wissenschaftlicher Geschichtschreibung nicht so lebendig zu verwirklichen gewesen wie durch die künstlerisch geschaute, vom russischen Feldzug bis zur Schlacht bei Leipzig reichende Bilderreihe, die mit glühenden Farben malt, was jene Polen glühend empfunden haben.

Polen ist ja das Stammland aller Ulanen, und es konnte nicht anders sein, als daß sich im polnischen Ulanen als dem Inbegriff lachenden Heldenmutes und geschmeidiger Ritterlichkeit die ganze Begeisterung des polnischen Volkes für Napoleon verkörperte. Eines Tages stand der Kaiser, der soeben den Njemen überschritten hatte, vor der Wilia. Von den Kosaken war die Brücke zerstört worden. Napoleon brauste auf. Aber er erinnerte sich, wie ihm vier Jahre früher bei Somosierra polnische Ulanen die Straße nach Madrid erstürmt hatten. Standen nicht auch jetzt wieder diese tollkühnen Lanzenreiter neben ihm?

„Ins Wasser! Eine Furt suchen!"

Mit einem Sprunge sauste auf seinem Araber Eustachius Sanguszko, der Adjutant, in den wildgeschwollenen Fluß; das Wasser spritzte hoch auf, und ihrem Führer folgte die Ulanenschwadron. Die wachsende Strömung begann die Pferde mitzureißen, die schwimmenden Trümmer der Brücke hemmten ihre Bewegungen. Entsetzen ergriff das Heer am Ufer.

Der Kaiser sprang vom Pferde, schritt mit seinen Stiefeln ins Wasser und schrie: „Aufwärts! Gegen den Strom!" und befahl, Schanzsoldaten zu Hilfe zu schicken.

Die Strömung verschlang den Unterleutnant Trzciński samt seinem Pferde; im Sinken streckte Trzciński seine Arme empor, rief Vive l'empereur! — und der Fluß riß ihn weg.

Vive l'empereur! rief ein Ulan, dem die trübe Flut ins Gesicht schlug, und sank in die Tiefe.

„Hoch lebe der Kaiser!" klang es dumpf hier und da über dem brausenden Flusse. Die Schwadron begann zu sinken. Bevor sie sich durchgearbeitet hatte, war ein Dutzend ertrunken.

In stummem Grausen sah das Heer am Ufer zu. So suchten polnische Ulanen eine Furt für Napoleon.

Solche Züge unbedingter Hingabe wiederholen sich in den Schlachtenschilderungen des Buches immer wieder. Bei dem „Warschauer Kinde" Antek Jamrozikowski ist dieser Mut mit einer halb gutmütigen, halb liederlichen Durchtriebenheit verbunden. Der Schlingel kann nicht aufhören, zu kämpfen, zu plündern und schlimme Witze zu reißen, bis ihn bei Leipzig unter den letzten seiner Schwadron die tödliche Kugel trifft. Der riesenstarke Wartalowicz ist von seinem Dorfe her tagelang gewandert und hat mit Tränen in den Augen gesehen, wie alles zu den Fahnen des Kaisers eilte. Er selber findet erst vor dem Marienbild der Ostrabrama den Mut, sich zu melden, denn er ist stumm. Wegen seiner ungewöhnlichen Kraft wird er angenommen, und nun läßt er sich mit rührender Selbstverständlichkeit überall den schwersten Dienst aufbürden, obwohl ihm niemals Aussicht auf Beförderung winkt. „Das alles macht der Kaiser", sagt der Leutnant Kolski seinem Kameraden, „das alles macht Napoleon! Eine wahnsinnige Begeisterung!"

Wenn dieser schlanke Kolski auf seiner türkischen Stute vor der Schwadron reitet, hält er den Degen mit einer Anmut, als wäre es ein Blumenstrauß, den er einer jungen Gräfin zu reichen hätte. Auf einem Ball bei Lubomirski hat er einmal so hinreißend getanzt, daß der ganze Saal Bravo klatschte und der Fürst selber jubelnd rief: „Noch ist Polen nicht verloren!" Und da glaubten ihm die Russen imponieren zu können, die ihn bei einem Patrouillenritt überfallen hatten! Die Offiziere hatten ihn schon halb betrunken gemacht, denn der General versprach sich von dieser Freundlichkeit militärische Vorteile. Nun traten die besten Tänzer auf und ernteten donnernden Beifall. Das wurde dem Gefangenen zuviel.

Seine Füße fingen an zu hüpfen, zuletzt hielt er es nicht mehr aus; als der Kosakenoffizier abtrat, ging Kolski zum Musiker und sagte:

„Ich bitte Sie, spielen Sie den Kosakentanz mir einmal."

„Ihnen?" antwortete der Offizier erstaunt.

„Ja, mir."

„Spielen Sie dem Herrn Leutnant Kolski", rief der General, „spielen Sie!"

Die Musik ertönte. Kolski begann.

„Kerl, du vertrittst die Ehre des polnischen Adels, laß dich nicht unterkriegen!“ flog es ihm durch seinen trunkenen Kopf.

Hopp! Hopp!

Was er zustande brachte, wußte er selber nicht. Der heiße Punsch in seinem nüchternen Magen raubte ihm völlig die Besinnung. Er wußte, daß er tanzte, aber es kam ihm vor, als ob er flöge. Er sprang über den Offizier, der die Mandoline spielte, auf den Tisch mit dem Teekessel und vom Tisch wieder über den Kopf des Offiziers auf den Boden. Er fühlte, daß er raste.

„Kerl, die Ehre des polnischen Adels steht auf dem Spiele!“ Das war sein einziger Gedanke.

Zuletzt kollerte er hin, aber im selben Augenblick brach ein dröhnendes Hurra los, und Kolski schwebte auf den Armen der Offiziere in der Luft.

„Nach Petersburg mit ihm! Der muß bei Hofe tanzen!“ riefen sie.

„So einen gibt es in ganz Rußland nicht!“

„Der hat uns alle geschlagen!“

Ein paar Tage später griff den lustigen Tänzer, dem der Zufall des Krieges die Freiheit wieder geschenkt hatte, eine junge Russin auf, die mit ihren Bauern als Rächerin des Vaterlandes den aus Moskau flüchtenden Franzosen nachjagte. „Schuft, Räuber, Henker auf fremder Erde!“ schnaubte die Amazone ihn an. Kolski sah mit einem Blicke, daß ihm der Tod bevorstand, und antwortete im selben Tone: „Steig mir den Buckel hinauf!“ „Ans Kreuz, du Vieh!“ rief die edle Dame. Die Bauern hingen ihn mit den Armen an zwei jungen Birken auf, ein Riese zerschlug ihm mit seiner Keule die Beine, und die Furie überließ ihn seinem Schicksal.

Eine stillere Natur ist der Rittmeister Zaremba. Weder im gesellschaftlichen Leben noch auf dem Schlachtfelde gönnt ihm das Glück glänzende Triumphe, so treu er überall auch dann noch seine Pflicht tut, als er sich nicht mehr verhehlen kann, daß der Stern Napoleons dem Untergange zueilt. Selbst dieser fast leidenschaftslose Beobachter vermag sich sein Leben und sein Polen, vermag sich sogar den Gang der Welt ohne Napoleon nicht zu denken. Denn Napoleons Name klingt ja von allen polnischen Lippen bis ins ärmste Dorf und ins einsamste Kloster.

Da ist zum Beispiel der kleine, kugelrunde Pfarrer Andreas Ogończyk Fasolkowski mit dem Doppelkinn und dem roten Gesicht unter dem grauen Scheitel. Rosen und Reseda duften vor seinen weißverhängten Fenstern. Eine große Katze umstreicht den Lehnstuhl, in dem der müde Herr die Pfeife raucht, und ein Spitz schaut schläfrig zu. Aber wenn in diesen sonnigen Nachmittagsfrieden Frau Broniewicz, die verwitwete Schwester des Priesters, der Organist Bulikowski und der Verwalter Szyszka treten, dann wird der

gute Pfarrer wie jener andere, deſſen Woche unſere deutſche Annette geſchildert hat, zum feurigen Krieger. Er nimmt die Guitarre von der Wand und ſingt ein Lied von den ſpaniſchen Legionen, oder er erzählt vom Kaiſer — und dann erzählt er nicht bloß, dann zieht er in die Schlacht. Das Pfeifenrohr iſt ſein Degen, ein Stuhl ſein Pferd, und er iſt Napoleon:

Mir nach! Vorwärts! Kanonen: trrrum, trrrum! Macht nichts! Der Hut flog ihm vom Kopfe, ſeine Haare flatterten. Macht nichts! Vorwärts, Kinder! ſagt er. Mir nach! ſagt er, anawang! Marſch! Marſch! Kanonen: trrrum, trrrum! Gewehre: trrrach, trrrach, trrrach! Macht nichts! Hundert Kugeln durchlöchern die Fahnen! Himmliſcher Vater! Macht nichts! Der Adjutant Muiron fällt und iſt tot, der General Vignolles fällt und iſt verwundet. Macht nichts! Die Brücke: trrrach, trrrach! Kanonen: trrrum! Gewehre: trrrach, trrrach! Macht nichts! Weiter! Mit der Fahne in der Hand! Vorwärts, vorwärts, vorwärts! . . .

Die hagere, runzelige Frau Broniewicz ließ den Strickſtrumpf auf die Knie ſinken, der Verwalter Szyſzka rollte wild die Augen, der Organiſt Bulikowſki lächelte verdutzt über ſo viel Tapferkeit und wurde aus Angſt immer kleiner. Denn die ganze Pfarrſtube, das Sofa, die Stühle, der Eßtiſch, der Speiſeſchrank mit dem Käſe und dem Gänſebraten, die Truhe mit den Tiſchtüchern, der Leinenſchrank, die Blumen vor dem Fenſter — alles war voll von raſſelnden, dröhnenden, brüllenden, donnernden Kanonen, von Gewehrſalven, von Kommandorufen und vom Wehegeſchrei der Verwundeten. Es wurde dunkel vor Staub und Pulverrauch.

Der Adel ſchloß ſich der allgemeinen Begeiſterung nicht ungeteilt an. Im Mai 1812 hatte Napoleon im ehemaligen Poſener Jeſuitenkolleg gewohnt und dort beim erſten Empfang auf die Magnaten den Eindruck eines unliebenswürdigen Emporkömmlings gemacht. Beſonders die Damen waren über ſeine Bemerkungen entſetzt. In Wilna wurde einige Wochen ſpäter die Enttäuſchung, auch die auf ſeiten des Kaiſers, noch peinlicher. Unter den litauiſchen Großen hatte ſich eine Gruppe gebildet, die für ihre engere Heimat das Heil weder vom franzöſiſchen Kaiſerreiche noch von der ungewiſſen Zukunft der polniſchen Krone, ſondern von den landesväterlichen Abſichten Alexanders I. erwartete. Aber ſelbſt in den vornehmſten Familien zählte Napoleon bewundernde Anhänger, und auf die Maſſe des niedern Adels blieben die ruſſenfreundlichen Magnaten und die gekränkten Damen ohne Einfluß: die galten vielmehr als Verräter der polniſchen Sache und wurden bedauert oder verachtet. Die Herzen des Landes ſchlugen für das polniſche Heer, und das ſtand unter den Fahnen jenes Gewaltigen, der

den Polen als Unterpfand ihrer vollen Befreiung das Großherzogtum Warſchau geſchaffen hatte und um deſſen Haupt trotz Rußlands die unvergleichlichen Schlachten bei Lodi und Marengo, bei den Pyramiden und bei Auſterlitz, bei Jena und Wagram „wie goldene und purpurne Flügel rauſchten".

Ein litauiſcher Landedelmann ſtellte dem Kaiſer ſeine beiden Söhne vor und ſagte mit zitternder Stimme: „Als ſchlichter Edelmann habe ich nichts, womit ich für die Ehre danken könnte, daß ich den größten Mann der Geſchichte, den mächtigſten Herrſcher, der je gelebt hat, in meinem Hauſe habe beherbergen dürfen. Daher bitte ich armer Litauer vom Njemen Ew. Majeſtät, dieſe meine Söhne in Ihr Heer aufnehmen zu wollen. Mögen ſie dienen, mögen ſie kämpfen, mögen ſie auch ſterben . . ." Vor Schluchzen ſtockte die Stimme des Alten. Napoleon ſchaute auf die blonden Junker, deren blaue Augen leuchteten, und ſagte: „Gut, ich gebe ſie Ihnen als Offiziere zurück. Sie werden ſtolz ſein, daß ſie unter mir gedient haben." Sie kamen nicht wieder — der ruſſiſche Schnee deckte ihre Leichen zu.

Die wunderſchöne Thereſe Mirſka riß die blühenden Roſen von ihrem Mieder und warf ſie Napoleon zu Füßen. Ihr Herz gehörte heimlich dem Fürſten Michael Ogiński. Seine Frau konnte ſie nicht werden, ſeine Geliebte ſein wollte ſie nicht. Und als Ogiński trotz ihres Flehens auf die Seite Rußlands trat, vermochte ſie dieſen Schritt nur als eine ſchwere Sünde gegen das Vaterland zu betrachten. Für dieſe Sünde wollte ſie büßen. In ſchwarzem Kleide folgte ſie dem Heere Napoleons nach Moskau und pflegte mit übermenſchlicher Ausdauer die Verwundeten, bis ſie auf dem ſchrecklichen Rückzug in eiſiger Öde entkräftet liegen blieb. Ein Biß in die Gurgel weckte ſie aus ihrer Ohnmacht. Sie hatte nicht mehr die Kraft zur Abwehr. Wilde Hunde zerriſſen ſie.

Niemand vereinigte in ſo ſtrahlender Herrlichkeit alles, was Polen für Napoleon empfand, als Fürſt Joſef Poniatowſki. An der Spitze von 36 000 Polen hatte er den Zug nach Rußland begonnen. Tauſende waren in Kämpfen und Entbehrungen umgekommen. Die wachſende innere Unruhe des Kaiſers war dem Fürſten nicht entgangen. Das war nicht mehr die zukunftfrohe Kraft der Tage von Lodi und Marengo und nicht mehr der Adlerblick von Auſterlitz. Es wurde Abend, und es drohte Nacht zu werden. In goldener Wiege lag arglos ein geliebtes Kind, über dem die Kronen von halb Europa ſchwebten, während den Schöpfer dieſer Kronen ein paar hundert losgelaſſene Verbrecher mit ihren Brandfakeln aus Moskau

vertrieben. Murren, Flüche, Frost und Hunger, Wunden und Leichen, hunderttausend gräßliche Gestalten jagten den Eroberer, der vom Ganges geträumt hatte, über die Beresina einem Frankreich zu, vor dem er heimlich zitterte. Dann blitzte wieder ein mächtiger Gedanke durch seine Seele, ein ungeheurer Trotz riß ihn empor: er brauchte ja nur zu wollen wie ehedem, und seine Faust führe von neuem zermalmend auf Fürsten und Völker nieder. Aber seine Marschälle wurden nicht mehr wie früher durch den sieghaften Zauberklang unwiderstehlicher Befehle gebannt, so daß dem Kaiser vor Schmerz und Wut jenes Wort entfuhr, das allein schon ein verlorener Krieg war: „Ich habe keine Generäle mehr!"

Für Poniatowski dagegen schwebt um Napoleon noch immer etwas, was ihn nicht schlafen, nicht ruhig essen und atmen läßt. Mögen andere Polen klügere Politiker sein, mögen die liebsten Freunde den Hoffnungen so langer Jahre und so vieler Kämpfe entsagen — er vermag es nicht. Er ist der Neffe des letzten polnischen Königs und er ist mit jeder Fiber Soldat: er kann für Napoleon und für Polen sterben, aber ohne sie leben kann er nicht. Er fühlt die Schatten niedersinken. In einsamen Nächten zieht der Rausch seines wilden Lebens durch seine Erinnerung. Er ist der kühnste polnische Ulan gewesen, aber auch der ärgste Warschauer Don Juan. Nun betet er zu Maria um Hilfe in der Stunde seines Todes. Es überkommt ihn ein Gefühl wie vor seiner ersten heiligen Kommunion. Für Polen zu sterben ist eine große Sache. Wenn er fällt, soll der stumme Wartalowicz den Ulanentschako ihm vom Kopfe reißen und nach Krakau in den Königsdom auf dem Wawel bringen; denn sein Tschako ist jetzt Polens einzige Krone.

Und so sprengt er an der Spitze seiner Ulanen in den letzten Kampf, um den Rückzug Napoleons aus Leipzig zu decken. Sie rasen wie Löwen, doch die Übermacht ist zu groß. Die Getreuen raten ihrem Führer, sich für das Vaterland zu retten, sich zu ergeben. Aber wie kann er sich ergeben? In seiner verwundeten Brust leben tausend Jahre polnischer Geschichte. Aus den Gräbern auf dem Wawel sieht er die Schwerter aller Könige Polens blitzen. Mit röchelnder Stimme spricht er das unbeugsame Wort: „Gott hat mir die Ehre Polens anvertraut, Gott allein gebe ich sie zurück!" Dann stürzt er sich von neuem auf den Feind. Vergebens versucht er mit seinem Pferde die Elster zu durchschwimmen, vergebens versucht sein französischer Adjutant, ihn ans Ufer zu bringen — beide ertrinken. Der Tschako, den Polens Hoffnungen umleuchten, treibt auf den blutigen Wassern.

Das ist Koniec epopei — der Ausklang eines Heldensanges.

In den Tagen, wo als Erben dieser Helden polnische Legionen wiederum gegen Rußland kämpfen, gewinnen die alten Zeiten einen wunderbaren Glanz. Und so wunderbar wie kaum jemals ergreift inmitten des Weltkrieges die Jahrhundertfeier des gewaltigen Schlachtenkaisers, der wie kein anderer Mensch die weltgeschichtliche Bedeutung der Kriegesschrecken in furchtbarer Herrlichkeit verkörpert. Sein strenger und geistesmächtiger Zeitgenosse Joseph de Maistre, der ihn nicht eigentlich groß nennen wollte, weil Größe eine sittliche Höhe voraussetze, an die Napoleon nicht hinanreiche, schrieb im Juli 1807 an den Marquis d'Avaray: „Bonaparte läßt in seinen Papieren schreiben, er sei der Gesandte Gottes. Nichts ist wahrer als das, Herr Graf. Bonaparte kommt unmittelbar vom Himmel — wie der Blitz." Wie Blitze flammten seine Schwerthiebe durch den verseuchten Himmel Europas, zerstörend, aber auch läuternd. Seine Eroberungen sind mit ihm zusammengebrochen, das aus Schlachten geborene Friedenswerk seiner Gesetzgebung und Verwaltung steht noch heute.

Jakob Overmans S. J.

Besprechungen.

Theologie.

Der deutsche Krieg und der Katholizismus. Deutsche Abwehr französischer Angriffe. Herausgegeben von deutschen Katholiken. gr. 4° (128 S.) Berlin 1915, Germania. *M* 3.—

Die Verfasser des französischen Buches, das den gleichen Titel führt, wenden sich an die Katholiken der neutralen Länder, und möchten sie von der Güte der Sache, für die ihre Regierung in den Krieg eingetreten ist, überzeugen. Aber die Mittel, die sie anwenden, und die Form ihrer Beweisführung sind eine schreiende Herausforderung und Beleidigung der deutschen Katholiken in ihrer Gesamtheit, daß eine deutliche, vielstimmige und kräftige Antwort von vornherein zu erwarten stand.

Ein erstes Wort in diesem Sinn ist nun mit lobenswerter Raschheit ergangen. Es bezeichnet sich als „Deutsche Abwehr gegen französische Angriffe", und damit ist der Zweck und die Eigenart des Buches wahr und gut angedeutet. Es handelt sich nicht um Gegenstoß und Wiedervergeltung, sondern nur um notgedrungene Abwehr eines ungerechten Angriffes.

Voran steht die aus den Zeitungen schon bekannte „Denkschrift deutscher Katholiken", worin hervorragende Männer in großer Zahl ihr Erstaunen, ihren Schmerz und ihre Entrüstung zum Ausdruck bringen über eine so unkatholische und unchristliche Kampfesweise, wie sie von den Urhebern jenes Buches beliebt wurde. Daran schließt sich der kurze aber kräftige Telegrammwechsel zwischen dem Kaiser und den deutschen Kardinälen. Den Hauptteil der Gegenschrift bildet aber die von Professor Rosenberg in Paderborn verfaßte Entgegnung mit dem Sondertitel: „Die falschen Anklagen französischer Katholiken gegen Deutschland."

Die Unwahrheit und Ungerechtigkeit der erhobenen Vorwürfe wird unter sieben Gesichtspunkten zusammengefaßt: 1. Der Ausbruch des Krieges; 2. Die Verletzung der belgischen Neutralität; 3. Die Art der Kriegführung; 4. Der angebliche deutsche Kriegsbegriff; 5. Die angebliche deutsche „Kultur"; 6. Frankreich und die katholische Kirche; 7. Der Ausgang des Krieges und der Katholizismus. — Eine kurze Einleitung betont die Schwere der Beschuldigung und die Notwendigkeit der Abwehr, und ein ebenso kurzes Schlußwort faßt das Ergebnis in einige markige Sätze zusammen:

„Das Gesamtbild ist falsch. Deutschland ist zum Teufel der Finsternis gemacht, Frankreich zum Engel des Lichts; beides ist unwahr. ... Feindeshaß hat das Bild gemalt: es ist ein Zerrbild. Eigenliebe hat das Bild gemalt: es ist eine Apotheose."

Schon die Überschriften der Kapitel weisen darauf hin, daß es sich nicht um Verkleinerung des Gegners, sondern nur um den Schutz des eigenen guten Namens

handelt. Auch das, was an sechster Stelle über „Frankreich und die katholische Kirche" gesagt wird, bleibt dieser Richtlinie treu, denn der Verfasser bedauert auch darin nur, daß die Ankläger über den Splittern, die sie im deutschen Auge in hundertfacher Vergrößerung sehen, den Balken im eigenen ganz unbeachtet lassen. Es ist in der Tat unbegreiflich, wie Priester, Prälaten, Bischöfe und Erzbischöfe, die Tag um Tag singen: Gratias agamus Domino Deo nostro, den Deutschen einen Vorwurf machen, weil sie gern von „unserem Gott" reden!

Während die Anklageschrift viel anfechtbare Beredsamkeit, leidenschaftliche Rhetorik und hinkende Logik zur Schau trägt, sucht der Verteidiger immer wieder den Stand der Frage festzustellen und zwischen leeren Behauptungen und bewiesenen Tatsachen zu unterscheiden. Darum besteht ein wesentlicher Teil seiner Abwehr aus Aktenstücken und Zeugenaussagen, die regelmäßig den verschiedenen Kapiteln angefügt sind. Ein Blick in dieses Beweismaterial, das natürlich entfernt nicht vollständig und erschöpfend sein kann, genügt doch reichlich, um einzusehen, daß die Ankläger sich ihre Sache viel zu leicht gemacht haben[1].

Diese Wirkung wird bei verständigen Lesern auch nicht beeinträchtigt, wenn sie an kleinen Äußerlichkeiten Spuren der Eile, mit der die Schrift hergestellt werden mußte, wahrnehmen. Eine oder die andere Anlage wäre wohl bei näherer Prüfung für zu schwach befunden worden und besser weggeblieben. Dahin rechnen wir z. B. den letzten Teil der Anlage 30 zum 3. Kapitel (S. 87), der einer kritischen Prüfung kaum stand hält, wie das schon der Franzose P. Morin O. S. B. in seiner ganz ausgezeichneten Besprechung beider Bücher in der „Theologischen Revue" (2. August 1915) hervorgehoben hat. Zur Verbreitung bei den Neutralen des Auslandes ist Morins kurze Kritik recht willkommen. Die wissenschaftlich Gebildeten unter ihnen werden dann um so lieber nach Rosenbergs gründlicher Abfertigung greifen. Bis jetzt scheint übrigens die Schrift der Franzosen im Ausland wenig Beachtung gefunden zu haben. **Matthias Reichmann S. J.**

Die Bußlehre des hl. Augustinus. Von Dr **Friedrich Hünermann**, Domvikar in Köln. (Forschungen zur Christlichen Literatur- und Dogmengeschichte. Herausg. von Dr A. Ehrhard und Dr J. P. Kirsch. XII. Bd, 1. Heft.) 8° (XII u. 157) Paderborn 1914, Ferd. Schöningh. Subskriptionspreis *M* 4.20; für Nichtabonnenten *M* 5.—

Bei der überragenden Bedeutung des hl. Augustinus für die dogmengeschichtliche Entwicklung ist es zu verwundern, daß man bislang noch nicht dazu gekommen war, seine Bußlehre zum Gegenstand einer längeren und gründlichen monographischen Untersuchung zu machen. Dieser Aufgabe hat sich nun Hünermann unterzogen.

Seine Arbeit gliedert sich in drei Kapitel. Das erste (S. 1—14) behandelt Augustins Lehre über Todsünde und läßliche Sünde; das zweite (S. 14—80)

[1] Soeben geht uns auch das Juliheft der „Frankfurter Zeitgemäßen Broschüren" zu (XXXIV, 7. Heft, Hamm i. W. 1915), worin P. Terhünte S. C. I. einige sehr lesenswerte, ruhig und sachlich gehaltene „Ergänzungen und Berichtigungen" zu dem französischen Kampfbuche liefert, die Rosenbergs Abwehr verstärken und weiterführen können.

seine Lehre von der Sündenvergebung; das dritte (S. 81—155) die dogmengeschichtliche Stellung der gesamten augustinischen Bußlehre. Wie man sieht, ist der gewöhnliche Gang der dogmengeschichtlichen Untersuchungen verlassen; statt den Überblick über die vorauguſtiniſche Lehre von Sünde und Sündenvergebung vorauszuschicken und dann auf diesem Unter- und Hintergrund die Lehre Augustins darzustellen, wird der umgekehrte Weg eingeschlagen. Diese Methode hat den Vorteil, daß man zunächst die rein augustinische Lehre in einem Gesamtbild vor seinem Geiste erstehen sieht und daraufhin mit der ganzen vorauguſtiniſchen Lehre zu vergleichen vermag. Ihr Nachteil beruht in der Gefahr, durch ihre Loslösung von dem organischen Zusammenhang mit der Bußgeschichte der Vorzeit die Aussprüche Augustins mißzuverstehen und so ein verschobenes Bild von seiner Lehre zu entwerfen. Dieser Gefahr ist Hünermann allerdings dadurch entronnen, daß er, wenn auch nicht in der Darstellung, so doch offenbar bei seinen Studien zur Erklärung der augustinischen Stellen mit der Vorgeschichte der Buße stets Fühlung nahm. Freilich hätten dabei auch die griechischen Väter und namentlich die literarischen Vertrauten Augustins, wie die hll. Basilius, Gregor von Nyssa, Gregor von Nazianz und Chrysostomus, berücksichtigt werden müssen.

Hünermanns Arbeit zeitigt u. a. folgende bemerkenswerte Resultate: „Augustin hat das Wesen der Todsünde in gleicher Weise bestimmt, wie es späterhin geschehen ist. Auch aus den einzelnen Sünden, die er als Todsünden bezeichnet, läßt sich nicht schließen, daß er bezüglich dessen, was Todsünde ist, eine laxere Auffassung gehabt habe" (S. 8). „Augustin nennt (abgesehen von wenigen rigoristischen Ausnahmen) keine Sünde eine läßliche, die nicht auch wir als solche ansehen" (S. 11). Diese Lehre Augustins hat auf die Folgezeit großen Einfluß ausgeübt, wenn auch — das muß ergänzend hinzugefügt werden — nur langsam.

In einem Punkte ist die spätere Theologie von der augustinischen (Eigen-) Lehre abgewichen; er lehrt nämlich — und daran scheint man auch nach dem wohlwollenden Erklärungsversuche Mausbachs festhalten zu müssen —, daß die läßlichen Sünden in großer Zahl verübt die Wirkungen der Todsünde haben (S. 13 f).

Daß man die Beichte für läßliche Sünden zwar kannte, wenn auch nicht gar oft anwandte (wie Schwane meint), findet in den Schriften Augustins ebenso wenig eine Stütze als in seinem Leben (S. 32 ff).

Das Bekenntnis der schweren Sünden konnte in gewissen Fällen ein öffentliches sein und war es tatsächlich (S. 56). Nur unter dieser Voraussetzung hat der von Portalié als unecht bezeichnete Sermo 35 I einen verständlichen Sinn (S. 58). Auch in den Fällen, in denen das Sündenbekenntnis im geheimen geschah, war die Bußleistung in der Regel eine öffentliche (S. 58).

Die Wiederholung einer solchen Buße war nicht gestattet (S. 69). „Es läßt sich jedoch aus den Werken des hl. Augustinus überzeugend nachweisen, daß zu seiner Zeit in Todesgefahr allen Sündern ohne Ausnahme die (sakramentale) Rekonziliation gewährt wurde" (S. 72).

Am Schlusse seiner dankenswerten Arbeit erhebt der Verfasser die Frage: „Inwieweit stellt die Lehre Augustins von der Buße eine Änderung bzw. einen

Fortschritt in dogmengeschichtlicher Hinsicht dar?" und antwortet zunächst: „Die äußere Gestaltung der Bußdisziplin ist zu Augustins Zeiten im Wandel begriffen. Augustin ist ... Zeuge einer Periode, in welcher die öffentliche Bußdisziplin im Verschwinden begriffen war." Diese Antwort stützt sich auf Stellen, die nicht jeder als beweiskräftig anzuerkennen vermag.

Wir möchten den hl. Augustinus eher als Zeugen für das tiefempfundene Bedürfnis, die äußere Bußpraxis zu ändern und namentlich die Öffentlichkeit der Bußleistung zu beschränken, denn als Zeugen für den tatsächlich erfolgenden Umschwung der äußeren Bußdisziplin ansehen.

Mit vollem Rechte schreibt der Verfasser dem hl. Augustin eine mächtige Förderung der theologischen Bußlehre zu, namentlich „eine Festigung der Anerkennung des objektiv-sakramentalen Charakters der Sündenvergebungsgewalt" (S. 153). Den nachhaltigsten Einfluß aber hat Augustin ausgeübt „durch seine schärfere Unterscheidung zwischen schwerer und läßlicher Sünde" und die damit gegebene klarere Bestimmung der „pflichtmäßigen Materie (materia necessaria) der sakramentalen Buße" (a. a. O.).

J. B. Umberg S. J.

Guillaume, A., S. J., Le saint sacrifice de la Messe. Théologie, liturgie, histoire, ascétisme. 12° (466) Paris 1914. Beauchesne. *Fr* 4.—

Die geschichtliche Entwicklung der heiligen Messe ist nur zu vielen ganz unbekannt; ihre Liturgie in ihren wunderbaren Zeremonien und ihre theologische Bedeutung, die der Katechismus naturgemäß nur kurz behandelt, sind ihrem vollen Umfange nach nur wenigen geläufig, und die ebenso sicheren wie gehaltstiefen Heilswinke, die im Gebetsschatz der heiligen Messe niedergelegt sind, sie entgehen leider, ungekannt und ungeachtet, so manchen Gläubigen.

Erst wenn wir die heilige Messe unter diesen vierfachen Gesichtspunkt stellen, können wir sagen, daß wir sie erschöpfend betrachten, dann aber werden wir auch vermögen, der Glaubenslehre von der heiligen Eucharistie samt ihren praktischen Folgerungen neue Wertschätzung und Liebe bei den Gläubigen zu gewinnen.

Die vorliegende Sammlung von Vorträgen über die heilige Messe ist nicht ausschließliches Geisteseigentum des Verfassers. Vollen Anspruch machen kann ich nur darauf, daß ich das Beste, was ich aus sehr zahlreichen Schriften schöpfte, zu einem Ganzen verbunden und geordnet habe, so klar und vollständig es mir möglich war, und daß ich vor allem die geschichtlichen Forschungen über die heilige Messe unter Berücksichtigung auch der allerneuesten Ergebnisse verwertete.

Nach kurzer Einleitung über den dogmatischen Wert der Liturgie bespricht die Schrift die heilige Messe selbst auf Grund gesicherter Ergebnisse der Theologie sowie ihre stoffliche und mystische Anordnung. Es folgen drei Konferenzen unter dem Titel: „Préliminaires du s. sacrifice de la messe", in denen der Verfasser den Altar, die kirchlichen Gefäße und Linnen, die Lichter, die liturgische Sprache, die heiligen Gewänder behandelt und sie nach der geschichtlichen, symbolischen und moralischen Seite hin erläutert. Die dritte dieser Konferenzen, wohl eine der wichtigsten überhaupt, beschäftigt sich mit der Entstehungsgeschichte der

Meßgebete, der Lesungen, des Ritus und schließt mit einem ziemlich ausführlichen Hinweis auf die romano-gallikanische Liturgie, welche eben die gegenwärtige römische ist.

Hier beginnt auch die eigentliche Untersuchung der Gebete und Zeremonien und setzt sich durch achtzehn wohlbelegte Unterweisungen fort. Die Heranziehung zahlreicher Einzelheiten aus Geschichte und Liturgie, mannigfaltiger aszetischer und theologischer Bemerkungen sorgt in diesen Teilen der Arbeit reichlich für Abwechslung. Einige Stoffe seien besonders hervorgehoben, so das Gloria, das Graduale, die Sequenzen, das Glaubensbekenntnis und namentlich die Geschichte des Kanons. Gerade die sechs Konferenzen über die Kanongeschichte hat der Verfasser, wie er mußte, mit Sorgfalt bearbeitet. Ausführliche Behandlung fand die so oft untersuchte Frage der Epikleſe oder der Anrufung des Heiligen Geistes, die in den Liturgien des Orients als Bestandteil der Sakramentalform angesehen wurde. In der einundzwanzigsten Konferenz wird die liturgische Bedeutung der heiligen Kommunion besprochen. Die letzte Konferenz endlich bringt eine Erklärung der Messe für die Abgestorbenen, zeigt ihr tiefernstes symbolisches Gepräge, das ihr eine ganz eigenartige Stellung sichert.

Jeder der sechsundzwanzig Konferenzen geht ein Inhaltsverzeichnis voraus, das dem Verständnis wie dem Gedächtnis des Lesers dienen soll. **A. Guillaume** S. J.

Die Engellehre der griechischen Apologeten des zweiten Jahrhunderts und ihr Verhältnis zur griechisch-römischen Dämonologie von Dr **Friedrich Andres** (Forschungen zur christlichen Literatur- und Dogmengeschichte XII, 3). 8° (XX u. 183) Paderborn 1914, Ferd. Schöningh. *M* 6.—

Die bezeichnete Schrift bildet nach Intention des Verfassers ein Mittelstück zu weiteren Arbeiten, die später nach vorwärts und rückwärts ergänzend noch hinzutreten sollen. Während Andres sich hier auf eine gründliche und klare Darlegung der „Engellehre der Apologeten des zweiten Jahrhunderts und ihres Verhältnisses zur griechisch-römischen Dämonologie" beschränkt, will er die spätjüdische Apokryphenliteratur und die Entwicklung der Dämonenlehre unter dem Einflusse des Neuplatonismus eigenen Werken vorbehalten. Aber auch die jetzt schon vorgelegte Gabe ist mit Dank und Anerkennung zu begrüßen. „Die Engellehre und die Dämonologie hatten für die Zeit des zweiten Jahrhunderts eine besondere Bedeutung." Insbesondere bot die Lehre von den Dämonen, die von den Apologeten viel eingehender als die von den Engeln behandelt wurde und vielerlei Berührungspunkte mit dem heidnischen Dämonenglauben aufwies, die Möglichkeit, eine ganze Anzahl von theoretisch und mehr noch praktisch andringenden Fragen über Ursprung und Wirksamkeit des Bösen in der Welt zu lösen. Der Verfasser durchmustert vor allem die Schriften von Justin, Tatian und Athenagoras zum Zwecke einer reicheren Ausbeute. Theophilus, Aristides von Athen, Melito und Hermias kommen weniger in Betracht. Nach einer übersichtlichen Zusammenstellung der Ansichten der genannten Schriftsteller in je zwei Rubriken (Engellehre, Dämonologie) in Kapitel 1—4 bringt das umfangreiche Kapitel 5 ein „Bild der griechischen Dämonologie, wie sie sich bis gegen Ende des zweiten christlichen Jahrhunderts entwickelt hat". Unter Benützung der reichen

Literatur, die Andres für dieses Thema ebenso gewissenhaft wie die über die christlichen Schriftsteller herangezogen hat, vermag er eine gedrängte und gehaltvolle Übersicht über den weitschichtigen Gegenstand zu entwerfen, beginnend mit Thales und endigend mit Porphyrius. In der langen Reihe der Stimmführer ragen als bedeutsamste Spitzen Plato, Plutarch, Apuleius, Celsus hervor. Auch über die Einwirkungen des Volksglaubens und die mannigfachen Bedeutungen der Termini δαίμων und ἄγγελος wird befriedigender Aufschluß gegeben. Das zeitraubende Nachschlagen der Originaltexte ist dem Leser durch die in den Fußnoten korrekt ausgedruckten Stellen erspart. Das Ergebnis der überaus fleißigen Untersuchungen wird als reife Frucht im Schlußkapitel gepflückt. Die den Apologeten gemeinsamen und individuellen Züge erschließen sich durch rekapitulierende Vergleichung, ebenso tritt durch deren Konfrontierung mit den heidnischen Schriftstellern klar zu Tage, was aus diesen und was überhaupt aus dem allgemeinen Zeitgeist jener Periode in die Gedankenwelt der Apologeten übergegangen ist. In Hinsicht auf die Engellehre sind diese wesentlich durch *christliche* und *jüdische Überlieferung* bestimmt, insbesondere was Dasein, Willensfreiheit, Geschöpflichkeit der Engel, ihren Kult und ihre schützende Wirksamkeit betrifft. Das eine oder andere trübere Element mag der heidnischen Philosophie entstammen oder, wenn man lieber will, „einen unverkennbaren Anschluß" an sie verraten. Was aber die Dämonenlehre der Apologeten betrifft, so muß zugegeben werden, daß hier „neben biblischen Zügen eine ganze Reihe unbiblischer" einhergeht. Anderseits gibt die „Gleichsetzung der heidnischen Götter und Dämonen mit den *gefallenen Engeln* der Dämonologie der Apologeten ihr ein ganz eigenes, sie von der griechisch-heidnischen Dämonenlehre unterscheidendes Gepräge. Sie unterscheiden scharf zwei Klassen von Geistern, gute und böse, und führen die sittliche Schlechtigkeit der Dämonen („Teufel") auf den Mißbrauch des freien Willens zurück. Sie kennen auch nicht jene abergläubische Furcht vor den Dämonen, welcher die apotropäischen Zaubermittel des Heidentums entsprangen, sondern verkünden laut und freudig, daß der Name und das Kreuz Christi die bösen Geister siegreich überwinde.

Zum Schlusse deutet Andres noch auf die Perspektive in „die große und interessante Frage", wie es kommt, daß sowohl die alttestamentliche spätjüdische Geisterlehre (vgl. das Buch *Henoch*) wie die hellenisch-römische Dämonologie zu so ähnlichen Anschauungen gelangt sind. Es ist orientalischer Einfluß (Parsismus und Babylonisches), der in die nachbiblische jüdische Theologie eindringt, und ebenso ist es orientalische Einwirkung (Parsismus), die im hellenisch-römischen Synkretismus die eigenartige Ausgestaltung der Dämonologie, insbesondere nach der dualistischen Richtung, erstehen ließ (S. 176 f). Man muß jene alten orientalischen Anschauungen, die dauernd ins Bewußtsein der christlichen Kirche übergingen, ohne eine ausdrückliche Stütze im Alten Testament zu haben, auf eine alte, objektiv wahre, von den ersten Verkündigern des Evangeliums angenommene Tradition („Uroffenbarung") zurückführen (vgl. Zeitschrift für kathol. Theol. XXXV [1911] 213—252).

Joseph Stiglmayr S. J.

Zwei karolingische Pontifikalien vom Oberrhein. Von der theologischen Fakultät in Freiburg im Breisgau gekrönte Preisschrift [Freiburger Theologische Studien. 17. Heft]. Von Dr Max Joseph Metzger. gr. 8° (XVI, 192 u. 116) Freiburg 1914, Herder. *M* 6.—

Die jüngere Zeit war auch in Deutschland für die Herausgabe älterer liturgischer Texte nicht unfruchtbar.

J. Freisen veröffentlichte 1898 (Paderborn) das Manuale curatorum secundum usum ecclesiae Roskildensis, dem er 1899 (ebd.) den Liber agendarum ecclesiae et dioecesis Sleszwicensis und 1904 (ebd.) das Manuale Lincopense, das Breviarium Scarense sowie das Manuale Aboense folgen ließ. Alb. Schönfelder ließ 1904 (Paderborn) eine Agende von Meißen und 1906 (ebd.) eine Agende von Schwerin erscheinen, A. Kolberg 1902 (Braunsberg) die älteste Agende der Diözese Ermland. R. Stepper gab 1906 (Münster) eine Agende des Bistums Münster heraus, Ad. Franz 1904 (Freiburg i. Br.) das Rituale von St Florian aus dem 12. Jahrhundert und 1912 (ebd.) das Rituale des Bischofs Heinrich I. von Breslau, zwei für die ältere Entwicklungsgeschichte des Rituales sehr wichtige Publikationen. Einen sehr bemerkenswerten Beitrag zur Geschichte des Kirchenjahres, der Feier seiner Feste und der gewöhnlichen Gottesdienstordnung bildet der 1908 (Paderborn) von Fr. Arens veröffentlichte, durch eigenartige Gebräuche ausgezeichnete Liber ordinarius der altehrwürdigen Essener Stiftskirche. Ein in der Universitätsbibliothek zu Göttingen befindliches, auch durch seine Miniaturen hervorragendes Fuldaer Sakramentar, das in der Spätzeit des 10. Jahrhunderts geschrieben sein wird, schenkten uns 1912 (Fulda) G. Richter und Alb. Schönfelder.

Zu diesen Veröffentlichungen gesellt sich nunmehr als neueste die vorliegende, die zwei karolingische Pontifikalien vom Oberrhein zum Abdruck bringt, von denen sich das eine in der Freiburger Universitätsbibliothek (Cod. 363), das andere in der Donaueschinger Hofbibliothek befindet (Cod. 192).

Daß es sich bei beiden inhaltlich gleichartigen Handschriften um Pontifikalien handelt, beweist der Inhalt, nur sind es Pontifikalien im ersten Entwicklungsstadium, die noch nicht frei sind von Elementen allgemein priesterlichen Charakters, nicht Pontifikalien von der strengen Ausschließlichkeit des heutigen und der spätmittelalterlichen. Ihre Entstehung zur Karolingerzeit ergibt sich aus einem Vergleich ihres Inhaltes mit dem anderer Pontifikalien des 9. und 10. Jahrhunderts; sie wird aber auch vom Herausgeber durch eingehende paläographische Untersuchungen sichergestellt, zu denen sich bei der Freiburger Handschrift als weiterer Beleg ein der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts angehörender, Wahl und Weihe des Bischofs Udalricus von Basel betreffender Eintrag gesellt. Das Freiburger Pontifikale stammt, wie kaum zweifelhaft, aus Basel, in dessen Gebiet es wohl auch geschrieben wurde. Das Donaueschinger scheint aus Konstanz zu stammen und mag zu St Gallen entstanden sein. Die Publikation der beiden Handschriften geschah in der Weise, daß die Freiburger als die ältere zu grunde gelegt und in engerem Druck durch die in ihr fehlenden Stücke der reichhaltigeren Donaueschinger und durch Angabe der Varianten der letzteren ergänzt wurde. Außerdem wurden für die einzelnen Gebete in Fußnoten die Textabweichungen

des Leonianum, Gelasianum, Gregorianum und einiger bereits ganz oder teilweise edierter Pontifikalien des 9. und 10. Jahrhunderts angegeben, eine recht mühsame, aber um so verdienstlichere Arbeit.

Vorausgeschickt hat der Herausgeber der Wiedergabe der Texte eine eingehende Würdigung der beiden Handschriften nach ihrer formellen Seite (Beschaffenheit und Größe, Schrift und Sprache, Entstehungszeit und Lokalisierung), eine vergleichende Gegenüberstellung ihres Inhaltes mit dem Inhalte einiger anderer Pontifikalien der Karolingerzeit und des 10. Jahrhunderts nach der Folge der einzelnen Stücke, ausgiebige, wertvolle geschichtliche Untersuchungen der in den beiden Pontifikalien enthaltenen liturgischen Akte und Riten, von denen namentlich die den Ordinationen, der Kirchweihe und dem Taufritus gewidmeten besondere Beachtung verdienen, sowie endlich einen Versuch, die Entstehung des Pontifikales als eines gesonderten liturgischen Buches zu erklären.

Alles in allem ist die vorliegende Veröffentlichung eine treffliche Leistung und ein sehr schätzenswerter Beitrag für die liturgische Wissenschaft, und zwar ebensowohl zur Geschichte der in den beiden Handschriften enthaltenen Riten wie zur Geschichte des Pontifikales als solchem. Wohl haben wir noch aus dem 7. und 8. Jahrhundert gemischte Sakramentarien, d. h. Sakramentare, in welche die Pontifikalfunktionen aufgenommen sind, wie z. B. das Sakramentar von Gellone und das unter der Bezeichnung Missale Francorum in der liturgischen Literatur bekannte Sakramentar, aber reine Pontifikalien, d. i. Zusammenstellungen der Pontifikalfunktionen unter Ausscheidung der für die Sakramentare wesentlichen Meßgebete, kennen wir aus der Zeit vor dem 9. Jahrhundert nicht. Daß es damals überhaupt solche noch nicht gegeben, läßt sich freilich ebensowenig behaupten wie das Gegenteil. Jedenfalls haben sich keine aus jenen Tagen erhalten. Das Freiburger und das Donaueschinger Pontifikale gehören demnach zu den ältesten Pontifikalien, die auf uns gekommen sind, ein Umstand, der ihnen in der Geschichte des Pontifikales natürlich eine besondere Bedeutung verleiht, und zwar eine um so größere, als die Zahl der andern Pontifikalien, die wir aus dem 9. Jahrhundert besitzen, nicht eben groß ist.

Ich schließe mit einigen kleinen ergänzenden Bemerkungen. Die letzte Angabe des interessanten Inventars, das sich in dem Freiburger Pontifikale als Eintrag findet (S. 28), und die der Verfasser nicht völlig zu deuten vermochte, besagt: et casulas sericas II et presbyteri II (scil. casulas sericas) paratas. Im Schatz der Kirche zu Weilheim gab es außer zwei seidenen Kasseln auch noch zwei mit Zierbesätzen geschmückte, die ausschließlich für den Priester bestimmt waren. Bekanntlich war die Kasel zur Zeit der Entstehung des Pontifikales noch kein dem Priester allein vorbehaltenes Gewand. Über casula als liturgisches Gewandstück (S. 29) möchte ich auf meine Arbeit „Die liturgische Gewandung im Occident und Orient" S. 155 f und S. 200 verweisen. Das sog. Egbertpontifikale (S. 44) ist eine Kompilation aus der Wende des 1. Jahrtausends; es befindet sich jetzt in der Pariser Nationalbibliothek f. l. 10575. Das S. 45 erwähnte Benediktionale Æthilwolds enthält nur die bischöflichen Benediktionen, ist also kein Pontifikale. Von den beiden englischen Pontifikalien (S. 47), die Martène erwähnt, ist das eine identisch mit dem S. 45 aufgeführten Pontifikale von Lanalet in der Stadtbibliothek zu Rouen, das andere

ist das jüngst von der Bradshaw-Society herausgegebene, in der gleichen Bibliothek befindliche Pontifikale Roberts von Canterbury, des Abtes von Jumièges. Von der Übergabe der Tunika an die neugeweihten Subdiakone (S. 81) ist vor dem 12. Jahrhundert in keiner der mir bekannten Weiheordnungen, veröffentlichten wie noch unveröffentlichten, die Rede. Auch betreffs der Überreichung der Kasel, der Dalmatik, der Stola und des Manipels bei den Weihen darf ich wohl auf die einschlägigen Abschnitte in meinem vorhin genannten Werk hinweisen. Die Rubrik (S. 107): inde faciens crucem incensi super altare, ist von einer in Kreuzesform geschehenden Inzensierung des Altares zu verstehen. Die oratio post velandum (S. 111) gehört an den Schluß der Weihe nach der Rubrik, welche die Bekleidung des Altares vorschreibt. Mit ihr endete der Ritus der Kirch- und Altarweihe. Unter den S. 114 genannten tabulae sind bestimmt Portatilien zu verstehen, nicht der Altarstein. Das chrismale, von dem S. 115 die Rede ist, bezeichnet das Gefäß, in dem man die Eucharistie aufzubewahren pflegte, auch wohl turris geheißen. **Joseph Braun** S. J.

Die Quelle lebendigen Wassers. Gedanken über das göttliche Herz Jesu. Von Dr **Ottokar Prohászka**, Bischof von Stuhlweißenburg. 8° (VIII u. 179) Kempten 1915, Kösel. Geb. *M* 1.50.

Das neueste Werkchen des hochwürdigsten Verfassers ist eine betrachtende Einführung in die Herz-Jesu-Andacht. Bei der großen Bedeutung und Schwierigkeit des Gegenstandes und bei dem Mangel an rechtem Verständnis, der immer noch in den Kreisen unserer Gebildeten zu bemerken ist, begrüßen wir dankbar jede wirkliche Bereicherung der Literatur über die Andacht zum göttlichen Herzen. Und Prohászkas Büchlein ist eine Bereicherung und ein Fortschritt. Im Gegensatz zu der Äußerlichkeit und unwahren Sentimentalität, mit der diese Andacht allzu oft vorgetragen wird, tritt in der Auffassung Prohászkas die tiefe Innerlichkeit und die starke Männlichkeit wohltuend hervor. Die Darstellung ist nicht systematisch und lehrhaft; sie bietet eine abwechslungsreiche Reihe verschiedener Beleuchtungen, unter denen das Seelenleben, das Herzensleben Jesu erscheint. Alle diese scheinbar zwanglosen Betrachtungen erweisen aber besser, als jede Systematik es vermöchte, wie berechtigt die hohe Wertung ist, die Prohászka dieser Andacht entgegenbringt: „Sie ist die zusammenfassende Erklärung, gleichsam die Synthese des Evangeliums, die praktische Einführung in Leben und Gesinnung des Herrn. Wenn du wissen willst, was Christus gewesen ist, blicke auf sein Herz. Wenn du sein Werk kennen und würdigen willst, frage sein Herz, welches ihm dies Werk eingegeben hat. Wenn du seine Lehre verstehen, sein Beispiel erfassen willst, dann dringe durch sein Herz vor zu den Wahrheiten, die er uns verkündet, zu den Geboten und Einrichtungen, die er uns hinterlassen hat."

Der Eindruck und die Anregung, die von dem Büchlein, wie überhaupt von den Schriften Prohászkas ausgehen, beruhen weniger in neuartigen Gedanken, als in der überraschenden, stimmungsgesättigten Formulierung, die besonders in den Kapitelüberschriften anzieht und zur Lesung lockt. Hier nur einige Beispiele dieser Titelworte: Ein heiliges Studium; Das Herz ist Maßstab für den Menschen; Die Schule der Einfalt; Herzenswege zu Gott; Das Lied des Lebens

und der Liebe; „Euch aber habe ich Freunde genannt"; Zu Füßen des göttlichen Freundes; Die Schule heiliger Freude.

In einem Gebetsanhang bringt das Büchlein die liturgische Herz-Jesu-Litanei, das Weihegebet Leos XIII. und einen von mystischer Innigkeit glühenden Liebesakt der hl. Gertrud. P. Lippert S. J.

Der Priester und sein Tagewerk im Lichte des Papstprogrammes. Gedanken und Erwägungen über Seelsorger und Seelsorge in ernster Zeit. Von Prof. Georg Lenhart. Mit kirchlicher Approbation. Zweite, vermehrte Auflage. Mainz 1913, Kirchheim & Co. 8° (XI u. 260) *M* 3.—, in Kalikoband *M* 4.—

Zweifellos sind die Priesterbücher von Chaignon, Valny, Manning, Gibbons, Vaughan u. a. in ihrer Art vortrefflich und haben auch in Deutschland segensreich gewirkt. Es sind und bleiben indes ausländische Produkte und fügen sich nicht restlos in den Rahmen deutscher Eigenart und deutscher seelsorglicher Verhältnisse und Bedürfnisse ein. Daher ist es außerordentlich zu begrüßen, daß uns die letzten Jahre eine mehr bodenständige Seelsorgerliteratur geschenkt haben, die an praktischer Brauchbarkeit die ausländischen Anleihen weit übertrifft. Werke und Schriften der Bischöfe von Keppler und von Faulhaber, eines Holl, Dimmler, Schönfelder, Walter, Kreuser, Swoboda, Gushurst, Kerer, Stingeder, Geiger, Noll, Chwala usw. spiegeln in erfreulichster Weise diese kraftvolle Aufwärts- und Selbständigkeitsbewegung wider.

Als überaus wertvolle Bereicherung dieser Literatur ist auch vorliegendes Werkchen zu begrüßen. Ja es dürfte wenige geben, die dem Klerus die Ziele, Aufgaben und Pflichten des Seelsorgers in der Gegenwart mit solcher Wärme, so feiner Maßhaltung, so ausgesprochenem Gegenwartssinne vor Augen führen, als hier in diesem durch und durch deutschen Priesterbuche geschieht. Wir wüßten kaum ein anderes, das wir dem Seminaristen und jungen Priester als Führer und Wegweiser auf den verschlungenen Pfaden neuzeitlicher Seelsorge in Stadt und Land lieber in die Hand drückten und wenige, die wir auch dem älteren im Amte stehenden Priester zur Nachprüfung seiner Seelsorgewege wärmer empfehlen möchten.

Es ist kaum ein Problem des modernen Seelsorglebens, das hier nicht mittelbar oder unmittelbar in neue Beleuchtung gerückt wird. Was uns aber ganz besonders gefällt, ist der große Gesichtspunkt, unter welchen der Verfasser seine Darlegungen stellt. „Es ist der Kampf um die Ausbildung einer starken, edlen Priesterpersönlichkeit, deren ganzes Wesen vom Geiste Christi durchglüht und von opferwilliger Hirtenliebe erfüllt ist." (X.)

Wir meinen, der deutsche Klerus kann stolz darauf sein, daß aus seiner Mitte Aussprachen erfolgen, die eine so hohe Auffassung des Priesterberufes atmen und gleichzeitig ein so klares Verständnis für die großen Aufgaben der Seelsorge im Gegenwartsleben verraten. Anton Huonder S. J.

Die Kunst zu leben. Von Fr. Albert Maria Weiß O. Pr. Neunte, durchgesehene Auflage. 12° (XX u. 562) Freiburg 1914, Herder. *M* 3.40; geb. in Leinw. *M* 4.40, in Halbfranz *M* 6.20.

„Die Kunst zu leben" will Menschen bilden, die, dem Schein und leeren Tändeln abhold, in der Pflichterfüllung und Entsagung ihre Größe erkennen. Sie

will „dem modernen Menschen sagen, daß er nicht da ist um zu reden, sondern um zu tun, daß er weit mehr Kraft hat, als er sich selbst zutraut, daß der, dem unsere Notlage zu Herzen geht, nicht lange predigt noch auf andere wartet, bis sie vorangehen, sondern an sich selber mit dem, was not tut, Ernst macht, unerbittlichen Ernst in allem".

Ernste Lehren, aber durchaus nicht niederdrückend. Wohl weist der Verfasser auf die Schäden des modernen Lebens hin, aber als wohlwollender Berater, der dem Kunstwerke seines Freundes die höchste Vollendung wünscht. Es ist darum ein erhebendes, stärkendes Buch, wie geschrieben für die jetzige schwere Zeit. Auch die Form ist überaus ansprechend: geistreiche Abhandlungen, ernste und heitere Gedichte, Erzählungen aus dem Leben, Gedankensplitter und köstliche Satiren, Ernst und Scherz in buntem Wechsel. Als Anhang bietet der Verfasser das Lebensbild seiner Mutter, „ein Künstlerleben im kleinen" und ein herrliches Denkmal kindlicher Liebe. Jos. Koch S. J.

Erziehungswissenschaft.

Lexikon der Pädagogik. Im Verein mit Fachmännern und unter besonderer Mitwirkung von Hofrat Dr Otto Willmann herausgegeben von Ernst M. Roloff. Dritter Band: Kommentar bis Pragmatismus. Lex.-8°. (XIV S. u. 1352 Sp.) Freiburg 1914, Herder. Geb. in Buckram-Leinen *M* 14.—, in Halbsaffian *M* 16.—

Trotz des Weltkrieges ist plangemäß der dritte Band des Roloffschen Lexikons erschienen, wofür Herausgeber wie Verlag gleicherweise Anerkennung verdienen. Das Arbeitsprogramm, wie es in der Vorrede zum ersten Band entworfen wurde, hat von allen Seiten freudige Zustimmung, die ersten zwei Bände die günstigste Beurteilung gefunden (s. diese Zeitschrift Bd LXXXIV, S. 335 f; Bd LXXXVI, S. 539 ff). Entspricht auch der vorliegende Band dem, was das Vorwort einst verheißen hat? Darüber kann gar kein Zweifel sein. Bezüglich der Literaturangaben freilich am Ende der einzelnen Artikel ist eine kleine Einschränkung zu machen: sie sind vielleicht gelegentlich zu dürftig. Der eine oder andere Beitrag (besonders philosophischen Inhalts) ist etwas hoch gehalten und nicht immer scharf auf den pädagogischen Gesichtswinkel eingestellt. Vielleicht empfiehlt es sich, am Ende des fünften Bandes einen sachlich geordneten Überblick über die gesamte Pädagogik und ihre Hilfswissenschaften zu geben, in dem die Stichworte aller Artikel durch den Druck hervorgehoben sind. Von diesen kleinen Wünschen abgesehen, können wir diesem Band nur Lob und Anerkennung spenden; außer 360 Verweisungen enthält er 603 Artikel. Die Zahl der Mitarbeiter hat sich um 15 vermehrt; treu geblieben sind die alten bewährten. Der Altmeister Hofrat Willmann ist mit 11 Beiträgen vertreten; Dr Baur und Bergmann haben wieder die medizinischen Artikel übernommen; Dr Heimbucher behandelt die Orden und Kongregationen; Direktor Widmann hat wieder einige mit wunderbarer Plastik gezeichnete Bilder unserer Jugend, ihrer Fehler und Tugenden geliefert. Und sollen wir aus der Masse des Guten und Vortrefflichen einiges herausgreifen, so seien mehr aufs Geratewohl ein paar Beispiele genannt:

„Pädagogische Presse" von Redakteur Weber (so vollständig bei aller Knappheit nirgends zu finden); „Paulus" (eine wahre Perle) und „La Salle" von Weihbischof Knecht; „Platon" von Prof. Baeumker; „Plutarch" von Hofrat Willmann; „Pestalozzi" von Kahl; „Luther" und „Melanchthon" von Grisar; „Moral" von Mausbach; „Moralunterricht" von Platz; „Deutsche, klassische, romanische Philologie" von Streitberg, Schenkl, Wiese; „Nordamerika" von Kirsch O. Cap.; „Musikbildung" usw. von Löbmann; „Kultur und Schule" von v. Nostitz-Rieneck; „Mädchenschulwesen" von Oberlehrerin Schmitz. Besonders hervorheben möchten wir Dr Eggersdorfers „Marianische Kongregationen", „Materialismus", „Pantheismus", weil hier in vorbildlicher Weise das pädagogische Moment in den Vordergrund gerückt ist. Nicht vergessen dürfen wir den Herrn Herausgeber selbst, der bei der Riesenarbeit der Redaktion noch Zeit zu 33 Beiträgen gefunden hat (besonders wertvoll „Paulsen" und „Mutter").

Im Lichte des Weltkrieges und unter dem Druck seiner Not wird von vielen Seiten Rückkehr zur alten, soliden, christlichen Pädagogik gefordert. Es ist die Pädagogik, die in diesem Lexikon ihre Stimme erhebt. **B. Hugger** S. J.

Ratgeber für die praktische Erziehung. Die wichtigsten Kinderfehler und Erziehungsmittel alphabetisch nach Stichwörtern besprochen und geordnet. Von Josef Weber. (128) Donauwörth 1914, Auer. Geb. *M* 1.20

Nicht gerade ein Rezeptenbuch, aber ein Nachschlagebuch für die einzelnen Bedürfnisse der praktischen Erziehung will der Verfasser bieten. Was der praktischen Erziehertätigkeit am meisten not tut, ihr jedoch in der Mehrzahl der Fälle am meisten abgeht, das Nachdenken über die einzuschlagende Behandlung des Kindes, dazu soll das Büchlein mithelfen. Schlicht und unscheinbar, verdient es doch den Titel eines Schatzkästleins. Den Ausgang der einzelnen Artikel bildet eine klare Begriffsbestimmung des zu besprechenden Punktes, die mit Rücksicht auf weniger geschulte Leser bisweilen konkreter sein dürfte. Dann folgt in der Regel eine ganz treffliche psychologische Analyse, aus der sich von selbst die praktischen Anwendungen ergeben. Da hat nun der Verfasser den Versuch gewagt, immer recht bestimmt und greifbar zu sprechen. Und gerade hierin liegt der hervorragende Wert des Büchleins. Alles, was Weber sagt, beruht auf reicher, vielseitiger, innerlich verarbeiteter Erfahrung. Die Bestimmtheit seiner Vorschläge bringt es freilich mit sich, daß man nicht jeden von ihnen unterschreiben möchte. Aber das lag auch nicht in der Absicht des Verfassers, der nicht zum Schablonisieren, zur gedankenlosen Herübernahme, sondern zum selbständigen Prüfen und Denken anleiten will. Für eine Neuauflage legen sich zwei Wünsche nahe: ausführlichere Berücksichtigung der praktischen religiösen Erziehung und bezüglich der Ausstattung ein größerer Druck. **J. B. Lindworsky** S. J.

Kunstgeschichte.

Die Denkmalspflege in Deutschland, mit besonderer Berücksichtigung der Rechtsverhältnisse. Von Dr A. Kneer. 8° (249) M.-Gladbach 1915, Volksverein. *M* 2.40.

Denkmalspflege ist ein Kind des Friedens; ein Weltkrieg mit seinen Kanonen steht ihr vernichtend gegenüber. Rechtsanwalt Kneer erweist sich als kenntnis-

reicher, besonnener Kenner der Verhältnisse und gesetzlichen Bestimmungen jenes Friedenswerkes. Man wird kaum ein praktischeres Buch über dasselbe finden, das ausnahmsweise einmal klar und fest auch den katholischen Charakter der Sache vertritt, das unveräußerliche Recht der Kirche auf ihre Gotteshäuser und deren Ausstattung und die Verdienste dieser Kirche zur Erhaltung ihrer Kunstschätze. Sie hat viele der durch die staatliche Denkmalspflege erst seit einigen Jahrzehnten allgemein anerkannten Regeln seit Jahrhunderten aufgestellt und unter den obwaltenden Umständen auf deren Befolgung bestanden, ist aber, wie er zeigt, heute durchaus nicht abgeneigt, auch dem Staate als Vertreter der bürgerlichen Gesellschaft eine Mitwirkung zum Schutze ihres Besitzes zuzugestehen. Die vom Verfasser angezogenen Beispiele beziehen sich meist auf seine Diözese Trier, die reiche Sammlung der betreffenden staatlichen Verordnungen auf das Deutsche Reich. Pfarrern und Kirchenvorständen wird das Buch zur Orientierung die besten Dienste leisten. Eine reiche Literaturangabe, interessante Darlegung und ein Sachregister machen es auch für die weitesten Kreise empfehlenswert.

Die vierzehn Stationen des heiligen Kreuzweges. Nach Originalen von Fr M. Schmalzl C. SS. R. in Farbendruck. kl. Folio. Regensburg 1915, Pustet. In Mappe *M* 3.50.

Das sind keine hochmodernen Stationsbilder, in denen die Modelle der verschiedensten Art und das mühselige Studium jeder Einzelnheit in Anatomie, Drappierung und Affekt aus der Tiefe immer wieder hervortreten und das unmittelbar religiöse Empfinden stören, sondern anspruchslose Zeichnungen, welche trotz leichter Färbung die klaren Konturen nicht verwischen. Der Geist des Wiener Altmeisters Klein herrscht hier, doch ist seine eigenartige, etwas manierierte Art vermieden. Die einzelnen Bilder bleiben Gebetshilfen und wollen der Phantasie Stoff geben, damit das Herz seine Erwägungen und Anmutungen daran knüpfen könne. Es sind Werke, die hervorgingen aus einer ruhigen Klosterzelle und aus einem frommen Gemüte, das nicht die Kunst im heutigen Sinne als Höchstes erstrebt, der alles zu dienen habe, sondern diese Himmelstochter in bescheidenem, anspruchslosem Auftreten zurückhält. Weder die Henker und Feinde Jesu noch er selbst und seine Freunde folgen äußerlich ihren Affekten bis zur letzten Grenze, sondern bleiben maßvoll und deuten mehr an, was sie sind und wollen, als sie es ausdrücken. So ist dieser Kreuzweg ein im Sinne der alten Kunst gegebener Zyklus, eine feine Illustration zu der Tatsache der einzelnen Stationen ohne viele Lichtwirkungen, ohne reichere Hintergründe, ohne ergreifende Dramatik und Fortschritt in der Tragödie des bittern Leidens. Der Geschmack ist verschieden, die Ansprüche wechseln, aber in Klostergängen und in Kapellen werden diese Blätter in einfachen Holzrahmen ihren Platz trefflich füllen und ihrem Zweck entsprechen. Dort entstanden sie, dahin streben sie zurück.

† Stephan Beissel S. J.

Die altdeutschen Maler in Süddeutschland. Von Helene Stamitz. Mit 1 Abbildung im Text und 12 Seiten Bilderanhang. (Aus Natur und Geisteswelt, Nr 464.) kl. 8° (70) Leipzig 1914, Teubner. *M* 1.—; geb. *M* 1.25. — Das barocke Rom. Von Heinrich Bergner. Mit 162 Abbildungen. (Berühmte Kunststätten, Nr 40.) Lex.-8° (132) Leipzig 1914, Seemann. Geb. *M* 3.— — Feuerbach. Von Hermann Uhde-Bernays. Mit 80 Vollbildern. 8° (78) Leipzig 1914, Inselverlag. Geb. *M* 3.—; in Leder *M* 8.— — Henri Rousseau. Von Wilhelm Uhde. 8° (68 Seiten Text u. 46 Tafeln.) Düsseldorf 1914, Ernst Ohle. Geb. *M* 7.50. — Studien und Skizzen zur Gemäldekunde. Herausgegeben von Dr Theodor v. Frimmel. Bis jetzt erschienen 7 Lieferungen mit 184 Seiten Text und 57 Tafeln. 4° Wien 1913/14, Gerold u. Co. *M* 14.— Die Gleichnisse Jesu Christi. Illustriert von Eugène Burnand. Mit einer Vorrede von Prof. Dr Ignaz Rohr. Herausgegeben von Dr Hans Schmidkunz. 4° (VIII u. 282) Stuttgart 1913, Verlag für Volkskunst, Rich. Kautel. Geb. *M* 15.— — Vlämische Malerei. (5. Band der Sammlung „Die Kunst in Bildern".) 200 Nachbildungen mit geschichtlicher Einführung und Erläuterungen von Ernst Heidrich. 1.—10. Tausend. 8° (288) Jena 1913, Diederichs. Geb. in Mappe *M* 6.—; in Leinw. *M* 7.— — Deutsche Stilisten. Handzeichnungen altdeutscher Meister. 36 Tafeln in Lichtdruck und Zinkätzung und Textbildern von Hodler, von Gogh ꝛc. Herausgegeben und eingeleitet von Dr Hans Sauermann. 4° (12) München 1914, Steinicke u. Lehmkuhl. *M* 7.—; geb. *M* 8.50. — Die Schackgalerie in München. Von Fritz Burger. Mit 50 Abbildungen. kl. 8° (172) 2. Aufl. München 1913, Delphin-Verlag. In Pappband *M* 3.— — Ausgewählte Schriften zur Ästhetik und Kunstgeschichte. Von Richard Streiter. Herausgegeben von Geheimrat Dr Fr. v. Reber und Prof. Dr Emil Sulzer-Gebing. 4° (VI u. 334) München 1913, Delphin-Verlag. *M* 4.50; geb. *M* 5.50

Helene Stamitz hat im engsten Raume die Hauptgrundzüge der alten süddeutschen Malerei durchaus nicht in trockenem lehrhaften Ton, sondern in warmer, von innerer Liebe zu dieser mittelalterlichen Anschauungswelt durchdrungener Sprache zur Darstellung gebracht. Das Entwicklungsgeschichtliche ist überall kräftig betont, und das Wesentliche, das den deutschen Geist vom italienischen Renaissancegeist scheidet, lebendig hervorgehoben.

Ästhetiker vom Schlage Jakob Burckhardts haben durch ihre schroffen Urteile über das Barock große Verwirrung in der Kunstgeschichte angerichtet. Dieses Übel sucht man heute wieder gutzumachen und eine objektive Würdigung anzubahnen. Auch Heinrich Bergner steht dem Barock recht freundlich und vorurteilslos gegenüber. In seinem Buche „Das barocke Rom" will er nicht so sehr durch Zeichnung des kulturhistorischen Bodens oder durch philosophische Deduktionen und geistreiche Systematisierungen blenden, als vielmehr die Kunst-

formen selbst deuten und erklären, ihre eigenartigen Schönheitswerte dem Leser nahebringen. Man wird ja über manches ästhetische Urteil des Verfassers anderer Meinung sein können; im ganzen aber hat er seine Aufgabe vortrefflich gelöst. Bernini und Pozzo erfahren durch ihn eine wohlverdiente Ehrenrettung. Die „Reichtümer" der Jesuiten waren aber gewiß nicht der Grund für die glanzvolle Ausstattung ihrer Kirchen, sondern die Spenden hochherziger Wohltäter. Bellarmin (S. 91) war nicht Jesuitengeneral.

Feuerbach ist seit einigen Jahren Mode trotz seines Klassizismus, und so wurde bereits eine Flut von großen und kleinen Büchern über ihn ins Land geschwemmt. Uhde-Bernays' Werk will keine Quellenforschung sein, sondern mehr populäre Zwecke verfolgen. Immerhin wird man über die spezifische Veranlagung des Künstlers und seine Bedeutung recht gut belehrt. Trotz des Einflusses Coutures, den der Verfasser höher anschlägt, als es gewöhnlich geschieht, wäre Feuerbach ohne Italien nicht das geworden, was er uns heute ist. Uhde bestreitet das auch nicht. Der Künstler selbst war ein äußerst schwieriger Charakter und launenhafter Mensch, der sichs selbst zuzuschreiben hatte, wenn er wenig Sympathie fand. Daß darunter auch seine Kunst zu leiden hatte, ist zwar bedauerlich, aber verständlich. Steinles Madonnen sind denn doch mehr als „allzu naive Umdeutungen der Madonnen des Andrea del Sarto". Im übrigen zeigt der Verfasser in seinen Urteilen feines ästhetisches Empfinden. Freilich tritt bisweilen das starke Betonen eines gewissen Humanitätsideals störend hervor.

Ein großes, unverstandenes Maleroriginal, „Henri Rousseau", hat in dem Buche Uhdes einen begeisterten Darsteller gefunden. Rousseau war Stilist; ein Naturausschnitt ist ihm nichts mehr als ein Anreger für seine stark rhythmisierten Gebilde, die oft genug anmuten wie die ersten Malversuche eines Kindes. Wer nach solcher Kunst Verlangen hat, kaufe das Buch.

Theodor v. Frimmel ist längst als Autorität auf dem Gebiete der Gemäldekunde bekannt und geschätzt. Sein „Handbuch der Gemäldekunde", das 1904 in 2. Auflage erschien (Leipzig, J. J. Weber, *M.* 4.—) erfreut sich wohlverdienter Anerkennung. Aber im letzten Dezennium hat die Forschung gerade auf diesem Gebiete sehr viele neue Resultate gewonnen, so daß auch die 2. Auflage des Handbuches nicht mehr in allen Punkten zuverlässig ist. Das Lieferungswerk „Studien und Skizzen zur Gemäldekunde" soll diesen Mangel ersetzen und uns an der Hand fachwissenschaftlicher Artikel stets über die Fortschritte dieses Zweiges der Kunstwissenschaft orientieren. Der Inhalt der bisher erschienenen Lieferungen ist sehr anregend und vielseitig. Die Urteile sind von anerkennenswerter Selbständigkeit und erfreulicherweise unbeeinflußt von den Wertungen der Mode.

Der rührige Verlag für Volkskunst hat durch Herausgabe des Prachtwerkes „Die Gleichnisse Jesu Christi" eine neue Quelle ästhetischer und religiöser Erhebung erschlossen, wofür ihm der Dank aller gebührt, denen an der Verbreitung guter Bücher gelegen ist. Über den Inhalt ist ja weiter nichts zu sagen: die Gleichnisse des Herrn mit ihren unerschöpflichen Reichtümern an Lebensweisheit und Poesie sprechen für sich selbst. Der Text ist aus der Bibelübersetzung des

P. Arndt herübergenommen. Die Illustrationen, die Eugène Burnand, ein Schweizer Künstler, geschaffen hat, sind edel empfunden und mit großer technischer Meisterschaft gezeichnet; sie sind durchaus in traditionellen, würdigen Formen gehalten, mag auch bisweilen eine gewisse Äußerlichkeit der Auffassung mitunterlaufen. Prachtvoll ist die buchtechnische Ausstattung des Werkes, ganz in der vornehmen Typengattung des „Liturgisch" gehalten. Das Buch sollte ein Hausbuch für alle besser situierten Familien werden; auch für katechetische Zwecke ist es ganz geeignet. Eine größere Anzahl der Illustrationen ist auch in großem Wandbilderformat bei demselben Verlag erschienen.

Die ersten Bände der Sammlung „Die Kunst in Bildern" wurden in je 30 000 Exemplaren gedruckt. Leider entsprach der Absatz nicht den Erwartungen, die der Verlag mit Recht in eine so beispiellos billige „Bildergalerie" gesetzt hat, und so konnten von diesem Bande nur 10 000 Exemplare gedruckt werden, wodurch sich der Preis natürlich etwas erhöhen mußte. Wie in den beiden Bänden „Altniederländische und Altdeutsche Malerei" ist auch in dem Bande „Vlämische Malerei" die Einleitung (80 Seiten) von Ernst Heidrich verfaßt, der, eben zum Ordinarius der Kunstgeschichte an der Universität Straßburg ernannt, sein hoffnungsreiches Leben im Kriege lassen mußte. Auf dem Gebiete der älteren nordischen Kunst war er Spezialist. Naturgemäß bildet Rubens den Mittelpunkt des ganzen Bandes, um den sich alles gruppiert, was vor und nach ihm gelebt und gewirkt hat. Liegt bei diesen Büchern auch das Hauptgewicht auf den Illustrationen, so bietet der Text doch eine sehr willkommene Stütze, zumal er sich nicht damit begnügt, leblose Daten aneinanderzureihen, sondern auch die innere Entwicklung verfolgt und den kulturhistorischen Boden zeichnet, auf dem diese vlämische Kunst emporgewachsen ist.

Der Hauptwert des Buches „Deutsche Stilisten" liegt in der Veröffentlichung vieler, meist wenig oder gar nicht bekannter Handzeichnungen alter Meister, die uns in vorzüglichen Reproduktionen vorgeführt werden. In seiner acht Seiten langen Einleitung rennt aber der Verfasser eigentlich offene Türen ein, wenn er aus den Handzeichnungen der Alten zu beweisen sucht, daß ihr Streben, über die Manier eines detaillierten Realismus hinauszukommen und sich durch einen bewußt auf das Wesentliche konzentrierten Stil knapper und großzügiger auszudrücken, dem Streben unserer modernen Künstler sehr nahe kommt. Das wußte man längst, daß die Skizzen der alten Meister oft solche Übertreibungen und Reduktionen der natürlichen Form aufweisen, wie die Modernen sie auch im fertigen Bild zeigen. Vom fertigen Bild aber hatten die Alten durchaus andere Begriffe. Höchstens können der deutsche Grünewald und der Spanier Theotocopuli als Vorläufer des Impressionismus und Expressionismus bezeichnet werden. Daß der Verfasser die Auswüchse der neuesten Kunst abweist, sei ihm zum Lobe vermerkt.

Burgers Führer durch die Schackgalerie ist nicht von der herkömmlichen Art, die den Leser mit Namen und Daten überschüttet, ohne auf die inneren Zusammenhänge einzugehen. Er sucht vielmehr die Kunst des 19. Jahrhunderts in ihren

Wurzeln zu begreifen, die kulturellen Vorbedingungen aufzuzeigen und die Entwicklungslinie festzulegen. Trotz der nicht jedermann sympathischen subjektiven, begrifflich etwas verschwommenen Darstellungsweise, die sich der Verfasser zu eigen gemacht hat und die oft zum Widerspruch reizt, enthält das Büchlein viel Anregendes, Lehrreiches, zu weiterem Nachdenken Ermunterndes. Sehr lesenswert ist das angefügte Kapitel „Farbenprobleme und Maltechnisches". Auf die biographischen Unrichtigkeiten bei Steinle wurde der Verfasser behufs Änderung in weiteren Auflagen bereits aufmerksam gemacht.

Streiter, Professor an der Technischen Hochschule in München, gehört zu den vielseitigsten und produktivsten Gelehrten auf dem Gebiete der Kunstwissenschaft. Was er in seinem verhältnismäßig kurzen Leben — er starb 1912 im Alter von 51 Jahren — neben seiner akademischen Lehrtätigkeit an schriftstellerischen Arbeiten geleistet hat, ist erstaunlich. In dem vorliegenden Band findet sich eine Auswahl der besten Schriften Streiters, soweit ihre Aufnahme nicht etwa durch die Notwendigkeit von Illustrationen, auf die in dem Buche verzichtet werden mußte, oder durch andere mißgünstige Umstände unmöglich gemacht wurde. — Schon in dem Aufsatze „Das deutsche Kunstgewerbe und die englisch-amerikanische Bewegung" (geschrieben 1896) läßt sich der weitblickende Mann erkennen, der die Schwächen des damaligen Kunstgewerbes instinktiv herausfühlte und zur Reform drängte. Sehr lehrreich sind die „Architektonischen Streitfragen", die der Verfasser gegen die programmatische Schrift von Otto Wagner, „Moderne Architektur", verfaßt hat. Seit ihrer Niederschrift sind 15 Jahre verstrichen, und wir zweifeln nicht, daß die beiden Gegner sich heute an einer gewissen Mittellinie treffen und die Hand reichen würden. Ein Aufsatz über Langes „Illusionsästhetik" unterzieht dieses System einer scharfsinnigen Zerlegung, aus der sich ihre Unhaltbarkeit ohne weiteres ergibt. So ist in dem Buch eine ganze Anzahl aktueller Fragen behandelt, und man kann darum diesen Neudruck nur mit Befriedigung begrüßen und ihm einen weiten Leserkreis wünschen.

Joseph Kreitmaier S. J.

Umschau.

Kriegskost und Seelenkultur.

Der Krieg hat unser Leben umgegraben und aufgewühlt, so tief, daß die verborgensten Fundamente bloßgelegt wurden. Die Voraussetzungen und elementaren Anfangsgründe des Lebens, die wir sonst als platte Selbstverständlichkeiten behandelten, die sonst zu den Verschwiegenheiten unseres häuslichen Daseins gehörten, die sind jetzt plötzlich in Frage gestellt, sind zu Hauptproblemen geworden und stehen im Mittelpunkte des öffentlichen Interesses. Während wir sonst über irgend eine Literatur- und Kunstfrage ausgeklügelte Reden führten, ist es jetzt die Frühstücksemmel und die Kartoffel und die Art ihrer Zubereitung, die einen Gegenstand ernster Untersuchung und eindringlicher Mahnung bilden. Und wir brauchen uns dieses neuen Themas wahrlich nicht zu schämen. Jedenfalls ist es für die siegreiche Durchführung des Krieges und für die Zukunft unseres Vaterlandes und Volkes von größerer Bedeutung als die Geheimnisse irgend einer Gemäldegalerie oder einer ausländischen Futuristenkunst. Und zwar nicht bloß für die Zeit des Krieges. Es gibt einen inneren und notwendigen Zusammenhang zwischen Ethik und Hygiene, zu der in erster Linie doch die Art der Ernährung gehört; einen ganz bestimmten und gewissen Zusammenhang zwischen der höheren Seelenkultur und der gesamten äußeren Lebenshaltung.

Geheimrat Professor Faßbender hat bereits lange vor diesem Krieg auf diesen Zusammenhang hingewiesen, sowohl in der Kölnischen Volkszeitung wie in seiner Schrift: „Die Ernährung des Menschen in ihrer Bedeutung für Wohlfahrt und Kultur“ (Heymann, Berlin). Und neulich hat er bei Herder ein Heftchen von 24 Seiten erscheinen lassen, von dem nun bereits das 41.—90. Tausend vorliegt, das aber in jedem deutschen Haushalt beherzigt werden sollte: „So sollt ihr leben in der Kriegszeit! Ein Wort über zeitgemäße Volksernährung.“ Die Forderungen und Folgerungen dieses Büchleins hat der Verfasser zum Schluß zusammengefaßt in „zehn Spargebote“. Ihre Befolgung, nicht bloß jetzt, sondern dauernd, würde in gesundheitlichem, volkswirtschaftlichem, vaterländischem und vor allem auch in sittlichem Interesse unsere Lebenshaltung zurückführen auf jenes Maß von Natürlichkeit und Einfachheit, das wir in den üppigen Friedensjahren leider verloren haben.

Nur wer eine Einsicht gewonnen hat in grundlegende Tatsachen der praktischen Psychologie, wer da weiß, welch ungeheuren Einfluß das Äußere des Menschen, seine Wohnung und Kleidung, seine Art zu arbeiten wie zu genießen, ausübt auf seine innere Haltung, auf die aufrechte Kraft und Mannhaftigkeit seiner Seele, auf die Zügelung der niederen Triebe und die Entfaltung des Höheren und des Heiligen in ihm, der erst wird die ganze pädagogische und seelsorgerliche Bedeutung unserer Kriegsernährungsfrage ermessen. Was jetzt der

Krieg und die bittere Notwendigkeit in Bezug auf unsere Kriegskost von uns fordert, so geringfügig es auch scheint im Vergleich zu den übrigen Opfern an kostbarem Blut und Leben, das ist tatsächlich von einer entscheidenden Bedeutung jetzt und allezeit, das ist schon längst vor dem Krieg ein Gebot der leiblichen und seelischen Gesundheit und der sittlichen Tüchtigkeit gewesen; das sollten wir nicht bloß jetzt unter dem grimmen Befehle des Krieges halb widerwillig leisten, das sollte aus inneren und lebendigen Motiven heraus zu einer Norm des Volksgewissens werden auch für die kommende Friedenszeit. Alle gutmeinenden Volksführer und Volkserzieher und alle wahrhaften „Seelensorger" müssen ein Interesse an der Durchführung dieser gesunden Ernährungsregeln haben. Denn ein Volk, das in seiner Ernährung der Weichlichkeit und Üppigkeit verfallen ist, das nicht aus grundsätzlicher Kraft heraus einfach, geordnet und mäßig lebt, das wird auch seinen Idealen und besonders den Idealen des Christentums wenig Empfänglichkeit und Bereitschaft entgegenbringen. P. Lippert S. J.

Der Christusglaube im Felde.

Es war ein Offizier der galiläischen Tetrarchie, dessen Glaube vom göttlichen Heiland über den Glauben ganz Israels gestellt wurde und der für seine Ehrfurcht vor dem Herrn, sein Vertrauen zu ihm so schöne Worte fand, daß die Kirche sie ihm bis heute vor jeder Kommunion nachspricht. Ein römischer Offizier erkannte und bezeugte mitten in der Schmachwolke des Kreuzes die Gottessohnschaft des von ihm bewachten Toten. Wiederum ein römischer Offizier stand an der bedeutungsvollen Wegstelle, wo das Apostolat Jesu Christi aus der Enge des jüdischen Landes hinaus die Wendung in die große Welt aller Völker nahm. So stehen Soldaten ehrenvoll in der Werdezeit des Christentums.

Von den Kriegern unserer Tage hingegen haben unlängst einige behauptet, die Jesusgestalt wäre bei ihnen verschwunden, und es wäre hieraus bereits zu schließen, daß das Christentum als etwas Überlebtes zu gelten, die neue deutsche Religion aber von ihm abzusehen habe. Diese Behauptung und damit diese Schlußfolgerung sind falsch.

Jesus sprach beim letzten Abendmahl: „Tut dies zu meinem Andenken!" Jedermann weiß, mit welchem Eifer die große Überzahl der Soldaten seine Mahnung befolgt hat. Da sie ohne den Heiland nicht in den schweren Kampf ziehen wollten, stürmten sie auf eine Weise, die selbst bei großen Volksmissionen unerhört war, die Kommunionbänke der Kirchen, ja riefen das Sakrament in die Kasernen und auf freie Plätze. Draußen im Felde hatten die Priester nicht selten Mühe, die Speisekelche gefüllt zu halten: so zahlreich waren die Kommunizierenden. Man teilte das Sakrament aus an feuernden Batterien, wo die Kanoniere einander für Minuten ablösten, und in beschossenen Schützengräben, wo die lehmbedeckten, blutbespritzten Krieger gebückt hinter der Deckung daherschlichen. „Ich hatte das Glück, wieder einmal zu kommunizieren" — wie oft liest man das in den Soldatenbriefen, oft auch: „wieder einmal einer heiligen Messe beizuwohnen". So begingen die Katholiken in allen Teilen der gewaltigen Armee, zu allen Zeiten des langen Feldzuges das Gedächtnis des Heilandes, den

sie mit Gottheit und Menschheit, mit Fleisch und Blut im Altarssakramente gegenwärtig wußten und mit gebeugten Knien anbeteten. Aber auch bei den Protestanten wird von ungewöhnlichem Zudrang zum Abendmahl berichtet.

Zur sakramentalen Erinnerung an den Christus der Glaubenslehre kam die festliche im Kirchenjahr. Wie hätten die Soldaten Weihnachten 1914 schöner feiern können? Daß sie des göttlichen Kindes über den Geschenken ja nicht vergäßen, lasen sie einander am Christbaum das Weihnachtsevangelium vor und sangen die lieben, alten Lieder von der Rose, die aus der Wurzel Jesse entsprang, und von der stillen, heiligen Nacht, da Christ, der Retter, kam. Ostern ward ihnen, da sie an so vielen Gräbern standen, mehr als je das Fest der todbesiegenden Christenhoffnung. Herz-Jesu-Fest und Herz-Jesu-Andacht, aus denen gleichfalls die ganze, ungebrochene Christologie widerstrahlt, wurden namentlich bei den braven Tirolern sehr vielfach und mit Wärme genannt. Schon beim ersten Auszug brachte ein Tiroler Regiment am Eisenbahnzug neben dem Bilde des Kaisers ein großes Herz-Jesu-Bild an mit der Aufschrift: „Unser Bundesherr", und wieder, als es nach Pfingsten gegen den neuen Feind ging, flatterten an Lokomotiven Herz-Jesu- und Muttergottes-Fahnen. Ja, auch die Muttergottesverehrung muß hier genannt werden; denn der menschgewordene Gott und seine Mutter sind eins. Die Tapfern und Starken, die zur Maienzeit Sträuße an die Marienbilder brachten und die, auf Posten und in Unterständen den Rosenkranz betend, des Lebens des Herrn und seiner Mutter gedachten, sie sagen uns, daß ihnen keineswegs das „Jesusbild verblaßt" war.

Man muß allerdings die Erwähnung Christi nicht dort suchen, wo sie nicht zu erwarten ist. Das Weltgeschehnis des Krieges, die Vorsehung, die die Völkerschicksale lenkt, das Vertrauen, das dem Gebet um Sieg und Frieden zu Grunde liegt, haben nach der Lehre von den trinitarischen Zueignungen Beziehung zunächst zum Vater, von jener Lehre abgesehen zur Gottheit überhaupt. Christus aber ehren wir vor allem als Erlöser und Mittler, wenn wir auch wissen, daß er als Gott Schöpfer, Erhalter und Lenker der Welt, und auch als Mensch nach großen, aber dem gewöhnlichen Christen oft fernerliegenden Gedanken König, Regierer und Richter der menschlichen Geschichte ist. Es spricht darum nicht ohne weiteres für einen Rückgang des Christusglaubens, wenn man in dem, was die äußere Seite des Krieges ausmacht, sich weniger an Christus als an Gott im allgemeinen wendet, wenn darum auch die Kriegsdichter, obwohl nicht ausnahmslos, wie irrig behauptet wurde, von Christus absehen. Man muß auch wohl beachten, daß einfache Leute, wie es christologisch recht ist, zwischen „Gott" und „Christus" nicht sorglich scheiden, sondern unbedenklich eins für das andere setzen. „Mein Gott und Heiland hat mich beschützt." — „In der Kraft des Heilandes ging ich kaltblütig vor." — „Das Herz Jesu schützt den Tiroler Adler." Dabei soll nicht in Abrede gestellt sein, daß das anderwärts geübte ängstliche Abwägen zwischen Christus und göttlichem Allmachtswirken mit der in gewissen Kreisen herrschenden Bezweiflung der Gottheit Christi zusammenhängt und in den Schriftdenkmälern einer glaubensinnigeren Zeit sich nicht findet.

Soweit es sich aber um Dinge handelt, die wir am fleischgewordenen Wort zunächst zu verehren pflegen, bemerkt man bei der Prüfung der Feldbriefe sofort, daß die Christuserinnerung, die wir vorhin feststellen konnten und die sich auch bei den besondern Erlebnissen und Bedrängnissen des Soldatenlebens äußerte, sie alle gelegentlich zum Gegenstand nahm. Gegenteilige Bemerkungen in mehreren Heften der „Tat", auch die öfters, noch kürzlich in der „Vossischen Zeitung" (Nr 343, 8. Juli 1915) wiederholte, das religiöse Erleben des Krieges weise Abwesenheit der dogmatischen Religion auf, können nur auf lückenhafter Kenntnis der Tatsachen beruhen.

Das Beispiel und die Liebe des göttlichen Dulders tröstete unermeßliches Leid. Die Frau eines gefallenen Lehrers schreibt: „Mein lieber Mann ahnte wohl, was seiner wartete: wie bitter war der Abschied! Aber er litt alles im Hinblick auf den Ölberg, um Gottes willen." Ein Bayer in den winterlichen flandrischen Gräben denkt an den Kreuztragenden beim Herbeischleppen des Befestigungsmaterials: „Wir kommen schon oft daher, wie unser Herrgott auf den Kalvarienberg stieg!" Dürstende, schmerzgepeinigte Verwundete schneiden Trostworte ab: „Unser Herrgott hat noch mehr gelitten: soll ich nicht auch etwas leiden?" Aber auch ein mutiger Schwabe nach Empfang des Eisernen Kreuzes: Es soll mir „ein Fingerzeig sein nach oben und eine ernste Mahnung, denjenigen nicht zu vergessen, der einstens am Kreuze für uns gestorben ist".

Auch die gesprochene Lehre des Heilandes begleitete die Soldaten. Unzähligemal wurde sein schönes Wort wiederholt, daß niemand eine größere Liebe hat, als wer sein Leben hingibt für seine Freunde. Christi ganze Lehre vom Kreuztragen, vom Verlieren des Lebens, damit man es gewinne, vom Sterben des Weizenkorns, damit es hundertfache Frucht bringe, von der Nachfolge des Menschensohnes zum Tod und zur seligen Unsterblichkeit ward ihnen ja greifbare Tatsache wie nie zuvor. Wenn einige sich mit Zweifeln quälten, wie nun das dem „Bösen-nicht-Widerstehen" der Bergpredigt zu nehmen sei, und deshalb von einem Moratorium der christlichen Gebote redeten, so war das nur die Schuld derer, die ihnen in Friedenszeiten den Unterschied von Geboten und Räten im Christentum geleugnet, die Bedingungen zur Befolgung der Räte und insbesondere die Unbefugtheit der Staatsgewalt, auf Kosten der Bürger die Räte zu beobachten, nicht erläutert, auch den Herrn selbst nur als einen Ausbund passiv weicher Schwäche, nicht als den glühenden Eiferer für Wahrheit und Recht, den starken Kämpfer bis zum blutigen Tod hingestellt hatten.

Die häufig zu Tage tretende Überzeugung, daß im Kampfe nichts wertvoller ist als das Bewußtsein des Friedens mit Gott, fand in jugendlichem Soldatenmund den kräftigen Ausdruck: ein Soldat ohne Glauben an die Erlösung sei nichts. Hohe Freude äußerten die Briefe oft, wenn es gelungen war, vor dem Gefechte der sakramentalen Lossprechung, wenn auch nur der gemeinsamen, teilhaft zu werden; die Kampfbereiten sprachen dann: Nun sollen sie kommen, unsere Seele ist in Ordnung. Der Name Jesu lag auf den bleichen Lippen der Sterbenden. Ein mit dem Tode ringender Offizier nimmt das Kreuz von der Wand neben sich und küßt es mit so rührender Reue, daß alle Kameraden des Saales

ergriffen nach den Sakramenten verlangen. Ein junger Krieger, in dem der Abschied vom blühenden Leben und von den fernen Lieben heftige Stürme erregt, wird ruhig und stirbt in dem Gebete: Jesus, mein Heiland!

Das Kreuz pflanzen die Soldaten ihren toten Brüdern auf die Gräber, indem sie ausdrücklich versichern, daß im Schlachtendonner keiner ein Feind des Kreuzes geblieben sei. Mögen trotzdem manche ohne Christus aus dem Felde kehren, wie sie hinausgingen, im ganzen war der Heiland, nicht freilich der entnervte der liberalen Theologen, sondern der göttliche, heldenmütige des Glaubens der Väter, in den mächtigen Heeren eine Macht. Karl Busse läßt in der hübschen Skizze „Trittchen" (Österreichische Rundschau, Sondernummer: „Liebesgaben aus dem Deutschen Reiche" S. 28) seinen Verwundeten sagen: „Mit dem ‚Faust' bin ich ausgezogen, mit dem ‚Neuen Testament' bin ich heimgekommen." Freudiger bekennen wir alle angesichts der Beispiele und der Erzählungen der Soldaten: „Und an Jesus Christus, seinen eingebornen Sohn." Otto Zimmermann S. J.

Katholische Jugendfürsorge-Tagung in München, 5.—7. Juli 1915.

Das katholische Bayern hat schon seit Jahrzehnten sich einen hervorragenden Platz im Erziehungswesen gesichert. Allbekannt ist Donauwörth mit seinem rührigen Verlag von Auer, der pädagogischen Monatsschrift „Pharus", dem Erziehungsinstitut Cassianeum. Auch in den jüngsten Bestrebungen der Jugendfürsorge im engsten Sinne, der Sorge für die gefährdete Jugend, stellte Bayern hervorragende Kräfte. So wurde durch seine literarische Tätigkeit Landgerichtsrat Rupprecht-München, früher Jugendstaatsanwalt, weit über die Landesgrenzen hinaus zum Führer. Das Organ des Münchener Caritasverbandes „Bayrische Caritas-Blätter" unter der Schriftleitung von Professor Dr Ph. Friedrich trat frühzeitig in den Dienst der Bewegung. Männer der praktischen Arbeit, wie der Verfasser der Schrift „Wie leisten wir praktische Arbeit in der Jugendfürsorge?" Stadtpfarrer Dr Alfred Winterstein, kamen hinzu. Man begann mit der Schaffung von Diözesan-Jugendfürsorge-Vereinen, so zu Würzburg, Februar 1911. Schon im September 1912 konnte auf der Jugendfürsorge-Konferenz in Nürnberg, die in Verbindung mit dem 17. allgemeinen Caritastag stattfand, der „Bayrische Landesverband katholischer Jugendfürsorge-Vereine und Fürsorge-Erziehungsanstalten" gegründet werden. Die Organisation ist in allen acht bayrischen Diözesen durchgeführt. Es bestehen demnach acht Diözesanvereine mit Ortsgruppen in den einzelnen Gemeinden. Von ganz besonderer Wichtigkeit ist, daß mehrere Geistliche hauptamtlich für die Arbeiten der Diözesanvereine bestellt wurden. Es war dadurch der Grund zur Lebensfähigkeit des Geschaffenen gelegt. Der Verband wird seit der Gründung von Domkapitular Dr M. Buchberger geleitet, dem Stiftskaplan Dr Joh. Ev. Müller als Geschäftsführer bzw. Landessekretär zur Seite steht.

In der richtigen Erkenntnis, daß ganz besonders die Jugendfürsorge in den Kriegszeiten nicht ruhen darf, sondern im Gegenteil vermehrte Beachtung fordert, hatte der Landesverband seine Mitglieder zu einer Kriegstagung nach München berufen. Der Krieg bringt der Jugendfürsorge nicht so sehr neue Probleme, als daß er neue Gesichtspunkte bei der Behandlung alter Fürsorgefälle schafft,

die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sie lenkt. Es ist deshalb gerade in der Fürsorgetätigkeit die Kriegszeit recht geeignet, neues, frisches Leben in altgewohnte Arbeit zu bringen, anderseits aber auch schon längst als eine Notwendigkeit empfundene Pläne endlich zur Reife zu führen. Dementsprechend fanden sich auch unter den zehn Referaten der Münchener Tagung neben der Fürsorge für die Kriegswaisen und Invalidenkinder die alten immer wieder zu betonenden Aufgaben der Vormundschaft und Fürsorgeerziehung. Neue Fragen, wie die Fürsorge für die gefährdete abwandernde Jugend, der Zusammenschluß der katholischen Kinderhorte, der weitere Ausbau und die Festigung des Landesverbandes wurden ebenfalls zur Besprechung gebracht. Auch die Forderung eines „Caritashauses", einer Art Börse der verschiedenen Fürsorgevereine und Bestrebungen für München, wurde wiederholt erhoben. Die Frage einer Erweiterung der Geschäftstätigkeit der Jugendfürsorge-Vereine auch auf die andern Gebiete der Caritas wurde dem Landesverband zur Entscheidung überwiesen.

Die rege Teilnahme, die trotz der Kriegszeit bis zuletzt anhielt, das von staatlicher und städtischer Seite den Arbeiten des Verbandes gegenüber bekundete Wohlwollen, vor allem aber der zutage getretene ernste Arbeitswille lassen hoffen, daß die vielen Anregungen der Tagung reiche Früchte zeitigen werden.

Constantin Noppel S. J.

Der Sänger der Sequenz auf die „Schmerzenreiche Gottesmutter".

Ein echter Dichter, groß an Geist und Gesinnung, war es, der die unvergleichlich schöne Sequenz Stabat mater dolorosa schuf. Meister der Sprache und der poetischen Technik, Schöpfer eines formvollendeten, einheitlich abgeschlossenen, an Gedanken reichen und tiefen Liedes sein, besagt viel, aber hier doch erst wenig.

Was unserer Dichtung ihren ganz eigentümlichen Reiz und ihre ungewöhnliche Wirkung verleiht, ist neben der packenden Schilderung des ergreifenden Gegenstandes die ungemein frische, ungekünstelte Wahrheit und Wärme, Einfachheit und Erhabenheit zugleich, welche das äußere, harmonisch wirkende Prachtgewand der poetischen Form so mächtig und lebendig durchleuchten und verklären. Nichts bekundet Absicht auf äußeren Effekt. Der Dichter hat die Außenwelt vergessen, ist ganz in sich und den gemüterschütternden Gegenstand seiner Betrachtung versunken. Aus innerstem Herzensgrunde sprudelt urwüchsig sein stilles Lied hervor, das nicht, wie so manches andere, für die Öffentlichkeit gedichtet ist. Daher die rein persönliche Note, das ausschließliche Gestimmtsein auf das Ich des betrachtenden Beters im Gegensatz zum Wir der Liturgie. Nicht eine „Sequenz" für den öffentlichen Gottesdienst, sondern ein „Rhythmus" für die Privatandacht wurde ursprünglich geschaffen. Erst viel später, im Laufe des 14. Jahrhunderts nur ganz vereinzelt, ward die Dichtung ob ihrer Vorzüge als Sequenz in den Ritus der Messe aufgenommen und behielt dann dort auch im Römischen Missale neben nur vier andern Sequenzen für immer ihren Ehrenplatz.

Die große tiefe Seele, die sich in den Anblick der Schmerzensmutter unter dem Kreuze liebevoll versenkt, wird von Mitleid erfaßt und wünscht mitzuleiden, um durch Leid geläutert, reif zu werden für die Glorie des Paradieses. Herois-

mus ſpricht aus den Bitten. Nicht Befreiung von Schmerz und Leid, nicht einmal Linderung und Troſt im Leiden erfleht unmittelbar der Sänger; im Gegenteil:

Eia, mater, fons amoris,	Eja, Mutter, Quell der Liebe,
Me sentire vim doloris	Deiner Schmerzen Geißelhiebe
Fac, ut tecum lugeam!	Laß mich fühlen, gib dein Weh!

Liebe macht ſtark; aus Liebe für leidende Liebe getragenes Leid verliert ſeine Schwere, erſcheint leicht, ja ſüß und begehrenswert. Darum herzhaft noch einmal die dringliche Bitte des Sängers um das, was der kurzſichtige Erdenpilger ſich durchweg lieber wegbeten möchte:

Fac me plagis vulnerari,	Brenn mir auf der Male Funken,
Cruce hac inebriari	Mach durch dieſes Kreuz mich trunken
Ob amorem filii.	Um des Sohnes Liebesglut.

Einen ſolchen Sänger, deſſen wunderſames Lied ſo heroiſchen Opfermut und ſolche überirdiſche Weisheit atmet, möchten wir gerne näher mit Namen bezeichnen können. Als die Faſtenzeit dieſes Kriegsjahres das ergreifende Lied „O Haupt voll Blut und Wunden", bekanntlich eine Übertragung des lateiniſchen Salve caput cruentatum, auch draußen bei unſern Tapfern im Felde erklingen ließ, da war es überraſchend und erbaulich zugleich, daß ſelbſt aus den Schützengräben in den Vogeſen Offiziere hierher nach München die Frage richteten, ob der hl. Bernhard oder wer ſonſt das Originallied Salve caput gedichtet habe. Ungleich mehr noch dürfte im nahenden September das Sieben-Schmerzen-Feſt mit ſeinem Stabat mater das lebhafte Intereſſe am Verfaſſer dieſer Perle unter den Sequenzen, deren Text ſchon ſo viele Künſtler erſten Ranges zum Überſetzen und Vertonen reizte, wieder wecken.

Die Frage nach dieſes Dichters Namen iſt oft geſtellt. Der Verſuch zur Beantwortung wurde auch neuerdings wiederholt, leider noch nicht mit befriedigendem Erfolg. Gewöhnlich bezeichnet man den Franziskaner Jakob aus dem Geſchlechte der Benedetti zu Todi, genannt Jacopone da Todi (geb. um 1230, geſt. 1306), als Verfaſſer. Carbone glaubte in ſeiner Studie L'Inno del Dolore Mariano (Roma 1911) dieſer Anſchauung als einer, wenn auch nicht ſicher, ſo doch hinreichend begründeten beipflichten zu dürfen. Die gleiche Meinung vertritt Pacheu in ſeiner Monographie Jacopone de Todi, Frère Mineur de Saint-François, auteur présumé du Stabat mater (Paris 1914). Ein Zweifel könne übrig bleiben; aber Jacopone ſei en possession. Dem gegenüber erhebt Pacheus Rezenſent Graville in der Gazette de France (10. April 1914) das Bedenken, ob die Beweisführung als überzeugend angeſehen werden dürfe.

Graville hat recht. Carbone und Pacheu gehen ſichtlich an ihre Unterſuchung mit dem vorgefaßten Urteil, Jacopone ſei Verfaſſer des Stabat mater und um jeden Preis müſſe ihm dieſer Ruhmestitel gewahrt bleiben. Das iſt bei geſchichtlichen Forſchungen meiſt verhängnisvoll. Die Erwägungen der beiden Forſcher gehen kaum über das hinaus, was Tenneroni in ſeinem Lo Stabat mater e Donna del Paradiso (Todi 1887) ſchon dargeboten hatte, und Pacheus Quellenmaterial reicht nicht an das heran, was Mearns im Dictionary of Hymnology (London 1907) unter dem Artikel Stabat mater vorgelegt oder doch namhaft gemacht hat.

Der älteste und eigentlich einzige Kronzeuge für Jacopone als Dichter des Stabat mater ist der Franziskanerchronist Jakob Wadding († 1657) in seinen Scriptores ordinis Minorum (Romae 1650). Wer später für Jacopone eintritt, stützt sich auf dieses Zeugnis Waddings, das durch mehr als drei Jahrhunderte von Jacopone getrennt ist. Im ganzen Zeitraume von 1306 bis 1650 kennt, soweit unser Wissen bis jetzt reicht, die Tradition im Franziskanerorden den Jacopone nicht als Autor irgend einer lateinischen Dichtung. Durch dieses Schweigen wird allerdings Waddings Zeugnis noch nicht entkräftet. Auffallen muß es immerhin, daß Jacopones Ordensbruder Bernhardin von Busti († 1500) in seinem Rosarium sermonum praedicabilium vom Dichter unserer Sequenz spricht, ihn aber nur mit der allgemeinen Bemerkung einführt: Quidam devotus contemplator dicit: Stabat mater dolorosa. Auch der Franziskaner Tressati hat in die reichste, nur zu reiche Ausgabe aller echten und vermeintlichen Dichtungen Jacopones (Venedig 1617) das Stabat mater nicht aufzunehmen gewagt. Ebenso fehlt diese Sequenz in der Florentiner Gesamtausgabe von 1490 und in der römischen von 1556.

Was das Vertrauen auf Waddings Angabe noch mehr ins Wanken bringt, ist seine unhaltbare Versicherung, Jacopone habe auch das Lied Cur mundus militat gedichtet. Irrt er betreffs dieses Liedes, so ist auch beim Stabat mater ein Irrtum nicht ausgeschlossen. Eine Nachprüfung seines Urteiles ist daher durchaus notwendig, wird aber wesentlich erschwert, weil er weder Quellen noch Gründe angibt, aus denen er schöpfte oder worauf er sich stützte.

Der Weg zu einer annehmbaren Lösung oder doch Klärung unserer Frage war bei dieser Sachlage nur durch eine sorgfältige Kleinarbeit zu ebnen. Möglichst alle erreichbaren Quellen, in denen unser Gedicht sich vorfinden konnte, mußten durchforscht werden. Sollte auch die Hoffnung vielleicht fehlschlagen, dort irgendwo eine Autorenangabe zu finden, so war doch voraussichtlich aus dem Alter, aus der Herkunft, aus der größeren oder geringeren Verteilung dieser Quellen auf die einzelnen Länder, Diözesen und Ordensfamilien Licht zu gewinnen, zu welcher Zeit, in welcher Gegend, in welchem Orden das Stabat mater entstand. Gelang dieses und wurde zugleich der ursprüngliche Text, der bei solchen vielgesungenen, ursprünglich nicht für die Liturgie bestimmten Liedern meistens großen Schwankungen unterliegt, genau festgestellt oder rekonstruiert, dann bestand Aussicht, für ein nach Ursprungszeit und Ursprungsland auf diesem Wege enger determiniertes Gedicht gewisse Merkmale zu ermitteln, aus denen sich auf Jacopone oder auf einen andern Dichter als den Verfasser schließen ließe.

Diese Arbeit ist im jüngst erschienenen 54. Bande meiner Analecta Hymnica unter Nr 201 geleistet worden. Mehr als 100 Quellen aus der Zeit des beginnenden 14. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts sind namhaft gemacht und ausgenützt. Leider nennt keine einzige den Autor; nur zwei scheinen mittelbar für Jacopone zu sprechen. Ein Pariser Codex aus dem Beginn des 15. Jahrhunderts (Fonds italien Nr 509) trägt die Aufschrift: Incipiunt laudes, quas fecit sanctus frater Iacobus de Tuderto ordinis fratrum Minorum. Das bezieht sich zunächst einzig auf die bekannten italienischen Laude oder Lob-

lieder Jacopones. Allerdings bietet diese Handschrift auch sieben lateinische Lieder und unter diesen das Stabat mater. Aber mindestens vier, zu denen auch das Cur mundus militat gehört, stammen unmöglich aus der Feder Jacopones. Der Kopist jener Handschrift hat also entweder keine der lateinischen Dichtungen unserem Jacopone zuschreiben wollen, sondern sie aus irgend einem Grunde, vielleicht ganz zufällig, mit den Laude verbunden; oder er ist mit seinen Attributionen größtenteils im Irrtum. Dann ist es Willkür oder vorgefaßte Meinung, wenn er betreffs des Stabat mater vom Irrtum freigesprochen wird, solange nicht das Gegenteil anderweitig erwiesen ist. Ganz das Gleiche gilt von einer Florentiner Handschrift des 15. Jahrhunderts (Ricardian. 1049), die neben den Laude ebenfalls das Stabat mater und andere lateinische Lieder enthält. Die Vermutung erscheint nicht unbegründet, daß Wadding, der lange in Italien weilte, diese oder ähnliche aus Italien stammende Handschriften zu Gesicht bekam, als er sich mit Jacopones Leben und Schriften befaßte. So wäre der Anlaß aufgedeckt, warum er unserem Franziskanerdichter das Stabat mater und das Cur mundus militat zuschrieb. Jedenfalls haben wir kein direktes äußeres Zeugnis und keine irgendwie zuverlässige Tradition für Jacopone als Dichter auch nur eines lateinischen Liedes.

Sprechen vielleicht Ursprungszeit und Ursprungsland des Stabat mater für ihn als Verfasser? Das Alter keiner der vielen Quellen unserer Sequenz reicht über den Anfang des 14. Jahrhunderts hinaus. Somit steht fest, daß sie spätestens um die Wende des 13. zum 14. Jahrhundert schon abgefaßt war; aber sie kann sehr wohl um ein halbes oder gar ganzes Jahrhundert früher gedichtet worden sein. Denn ihre Bestimmung war ursprünglich nicht die öffentliche Liturgie, sondern die Privatandacht. So teilte sie leicht das Los manchen Reimgebetes, das seiner Natur nach oft lange auf einen engeren Kreis beschränkt blieb und vorerst nur in den einen oder andern Sammelband älteren Datums überging, der für uns verloren ist oder noch unbeachtet im Winkel einer Bibliothek ruht. Stil und Technik des Stabat mater sind immerhin derartig, daß sein Ursprung ebensogut im 12. als im 13. oder 14. Jahrhundert liegen kann. Jacopone darf somit von diesem Gesichtspunkt aus sehr wohl als Verfasser in Betracht kommen; aber nichts zwingt zur Annahme, unser Lied sei gerade in jener Zeitperiode entstanden, als Jacopone lebte und wirkte.

Während des ganzen 14. Jahrhunderts begegnen wir dem Stabat mater laut Provenienz der Quellen in Frankreich, Deutschland und Italien, und zwar in Deutschland, wo es nach der bisher geltenden Ansicht erst im 15. Jahrhundert spärlich auftauchen soll, schon um 1320 zu St Emmeram in Regensburg und nicht viel später in den Kartausen zu Prag und Mainz. Das folgende Jahrhundert bringt eine ungleich größere Verbreitung innerhalb aller drei genannten Länder und ebenso in den Niederlanden und Schweden. Besonders in Deutschland erfreute die Dichtung sich schon damals einer hervorragenden Beliebtheit, und ebendort erhielt sie zuerst in mehreren Meßbüchern und Gradualien ihren Platz als eigentliche Sequenz. In den andern Ländern fand sie mit ein oder zwei Ausnahmen bis gegen das Jahr 1480 nur in außerliturgischen Gebet-

büchern Verwendung. England und Spanien blieben ihr gänzlich verſchloſſen; dieſe beiden Länder können ſomit als Urſprungsſtätten nicht in Betracht kommen.

Aber auch in Deutſchland, ſo ſehr es frühzeitig Verſtändnis und Liebe für das gemütvolle Lied bekundete, dürfen wir ſeinen Urſprung nicht ſuchen. Die deutſchen Quellen zeigen nämlich im Gegenſatz zu allen andern beſonders in der vorletzten Halbſtrophe eine Textgeſtaltung, die nicht die urſprüngliche geweſen ſein kann. Dort ſang man, wie man leider jetzt überall entſprechend dem rezipierten Texte des Missale Romanum ſingt:

Christe, cum sit hinc exire,	Chriſtus, laß bei meinem Sterben
Da per matrem me venire	Durch die Mutter mich erwerben
Ad palmam victoriae.	Sieg und Preis nach letztem Streit.

So kleinlich es erſcheinen mag, ein an ſich geringfügiger Umſtand verrät die Entſtellung bzw. Umdichtung des urſprünglichen Textes. Die entſprechende Gegenſtrophe ſchließt nämlich mit Paradisi gloria. Das ergibt eine Reimdiſſonanz victoriae ... gloria, wie ſie unſer Dichter nirgends verträgt. Statt deſſen lautet in allen nicht-deutſchen Quellen die in Frage ſtehende Halbſtrophe (und das iſt der Originaltext):

Fac me cruce custodiri,	Mach, daß Jeſu Kreuz mich ſchütze,
Morte Christi praemuniri,	Daß ſein Tod ſei meine Stütze,
Confoveri gratia.	Seine Gnade mein Geleit.

So wird der Reim (gratia ... gloria) gewahrt, und was ungleich wichtiger iſt, da es den alles fein abmeſſenden Kunſtſinn des Dichters in beſſerem Lichte zeigt: das Gebet bleibt einheitlich an die Schmerzensmutter gerichtet und fleht ſie an um Schutz und Stärke durch das Kreuz, ſpringt nicht über zu einer hier disparaten Bitte an Chriſtus. Außerdem wird vermieden, daß die letzte Halbſtrophe

Quando corpus morietur,	Muß der Leib zurück zur Erde,
Fac ut animae donetur	Gib, daß meiner Seele werde
Paradisi gloria,	Paradiesesherrlichkeit,

eine bloß umſchreibende Wiederholung deſſen iſt, was in der vorausgehenden Gegenſtrophe (nach deutſcher Textgeſtaltung) ſchon erbeten wurde. Auch in der 11. und 18. Halbſtrophe verrät die Faſſung in den deutſchen Quellen ein minder glückliches Abweichen vom urſprünglichen Wortlaut.

Der Dichter des Stabat mater iſt daher in Frankreich oder Italien zu ſuchen. Für welches dieſer beiden Länder wir uns entſcheiden ſollen, dafür gibt die Provenienz der Quellen keinen hinreichenden Anhaltspunkt. Ebenſowenig wird durch die Quellen auf eine beſtimmte Ordensfamilie hingewieſen. Wer jedoch mit der Dichtungsart der Hymnoden aus dem Franziskanerorden während des 13. Jahrhunderts gut vertraut iſt, der ſagt unwillkürlich: Das ganze Stabat mater atmet in allem den damaligen Geiſt der Dichterſchule der Minoriten; in dieſer Art dichteten Bonaventura, Julian von Speier, John Peckham, der Sänger des Dies irae und andere Jünger des hl. Franziskus.

Scheinbar ſpricht dieſes zu Gunſten jener, die am Minoriten Jacopone als am Schöpfer unſerer Sequenz feſthalten möchten; aber nur ſcheinbar. Jacopone ſteht unbeſtritten als Dichter in italieniſcher Sprache groß und bedeutungsvoll da; aus ſeinen ſchwungvollen Laude und Cantici ſchlägt warm und mächtig

die Liebesglut des Heiligen von Aſſiſi. Aber er iſt ein Sonderling, allerdings ein frommer Sonderling von edler Art, auch in der Dichtung. Er verſchmäht es, im Gegenſatz zu den klaſſiſchen Hymnoden des Franziskanerordens, ſeine Gefühle in künſtleriſcher Harmonie zu einem formvollendeten Liede zu geſtalten; keines ſeiner Gedichte kann auf allſeitige Vollendung Anſpruch erheben. „Die ſchwungvollſten Stellen fließen oft in bänkelſängeriſchen Ton über, die feinſte Lyrik in burleske Bilder und predigthafte Wendungen.“ Dieſem Urteile Baumgartners (Weltliteratur VI 75), der ſonſt Jacopone hoch bewertet, muß beigeſtimmt werden. Es gilt auch von der Donna del Paradiso, einer „Marienklage“ Jacopones, welche wegen der Gleichartigkeit des Gegenſtandes gerne, aber nur zu ihrem höchſten Nachteile, zum Vergleiche mit dem Stabat mater herangezogen wird. Ein durch und durch verſchiedener Künſtlergeiſt ſpricht aus der lateiniſchen Sequenz, die nach Inhalt und Form „allein einen Band Lyrik aufwiegt“. Allerdings, läge ein zuverläſſiges, klares Zeugnis vor, der Sänger der Donna del Paradiso habe ſich im Stabat mater ausnahmsweiſe einmal als erſtklaſſigen Meiſter der lateiniſchen Hymnik bewährt, ſo müßten wir uns mit dem befremdlichen Inhalte eines ſolchen Zeugniſſes abzufinden ſuchen. Da es aber fehlt, iſt kein einziger Grund erfindlich, warum Jacopone als Verfaſſer des Stabat mater gelten ſoll oder auch nur darf.

Ein gewichtiger Grund ſpricht für einen andern ſeiner Ordensbrüder. Im Laudismus sanctae Crucis ſingt ein gottbegnadeter Verehrer des heiligen Kreuzes in wunderbaren Tönen das Lob des Zeichens unſerer Erlöſung. Er ſchließt mit einer Aufforderung an ſeine Ordensbrüder und mit einer Bitte an den Gekreuzigten:

Bone frater, quidquid agas,
Crucifixi vide plagas
Et sibi compatere;
Omni tempore sint tibi
Quasi spiritales cibi,
His gaudenter fruere.

Crucifixe, fac me fortem,
Ut libenter tuam mortem
Plangam, donec vixero;
Tecum volo vulnerari,
Te libenter amplexari
In cruce desidero.

Das ſind ganz die echt klaſſiſchen Töne der Franziskanerhymnik im 12. und 13. Jahrhundert; noch mehr, ſie ſind derartig nahe verwandt mit der Technik, der Sprache, dem Schwunge, dem Inhalte des Stabat mater, daß man glauben möchte, dieſes ſei nur eine Fortſetzung des Laudismus sanctae crucis. Wer die herrliche Sequenz von der ſchmerzenreichen Gottesmutter dichtete, hatte offenkundig die Strophen aus dem Lobliede auf das Kreuz im Sinne und im Gehör; oder umgekehrt. Hat alſo der eine Sänger bei dem andern eine Anleihe gemacht? Schwerlich. Der Sänger des einen wie des andern Liedes bewährt ſich in allem als ſolchen Meiſter, daß eine Entlehnung, eine faſt ſklaviſche Entlehnung aus fremdem Gute ihm nicht zugemutet werden darf. Beide Lieder ſtammen vielmehr höchſt wahrſcheinlich aus der Feder eines und desſelben Dichters.

Der Laudismus sanctae crucis gilt nun als das Werk des hl. Bonaventura. Sicher erweiſen läßt ſich dieſes auf Grund äußerer Zeugniſſe nicht, wenigſtens iſt es bis jetzt noch nicht geglückt; nur innere Gründe ſprechen ſehr dafür. Ebenſo ſind es leider einzig innere Gründe, welche ſtark zur Vermutung drängen, das Stabat mater habe gleichen Urſprung wie der Laudismus auf das heilige Kreuz.

Zu wissenschaftlich gesicherten Ergebnissen ist also die Forschung noch nicht durchgedrungen. Für Jacopone als den Dichter unserer Sequenz sprechen keine äußeren Zeugnisse und noch viel weniger innere Merkmale; seine Urheberschaft muß als durchaus unbegründet preisgegeben werden. Darf aber trotz des Schweigens unmittelbarer Zeugen inneren Kriterien ein gewisser Wert beigelegt werden, dann läßt sich jene Ansicht nicht einfachhin ablehnen, welche im hl. Bonaventura den mutmaßlichen Dichter des Stabat mater erblickt.

Clemens Blume S. J.

Die meteorologische Optik an der Schwelle des 14. Jahrhunderts.

„An der erschöpfenden, in Text und Kommentar gleich interessanten Arbeit des jungen Freiburger Priesters wird die Geschichtschreibung der Optik Halt machen müssen. Hier wird eine neue Etappe historiographischer Pioniertätigkeit beginnen." Was Max Jakobi-München[1], gewissermaßen voraussehend, als Folge der bahnbrechenden Arbeit von Engelbert Krebs[2] über Meister Dietrich angekündigt, beginnt jetzt schon in Wirklichkeit sich umzusetzen.

Einmal erhalten wir von dem Erlanger Physikprofessor J. Würschmidt[3] den lange und vielfach ersehnten vollständigen lateinischen Text mit allen Figuren des Hauptwerkes von Dietrich: De Iride. Zugleich erfuhren unsere bisherigen Urteile über die Entwicklung der arabischen Optik, insbesondere durch eine Reihe von Beiträgen des Professors Eilh. Wiedemann[4], in den letzten Jahren eine erhebliche Läuterung und Vertiefung.

Der allgemeine Gegensatz, den der sozusagen unpersönliche wissenschaftliche Betrieb des 14. Jahrhunderts im Vergleiche gerade mit dem vorangegangenen 13. Jahrhundert auffällig zeigt, ist auch auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, insbesondere in der Optik, bemerkt worden. Um so wirkungsvoller tritt daher gleich zu Anfang des neuen Jahrhunderts die Gestalt des Dominikaners Dietrich mit einem neuen Gedanken, mit seiner Regenbogentheorie[5], uns entgegen.

Schon 1814 hatte Venturi in einem Auszuge die Theorie Dietrichs veröffentlicht und über alle zeitgenössischen Leistungen erhoben; Poggendorff (Biogr.-lit. Handwörterb. II 1096) sagt 1863: „Theoderich (Theod. de Vri-

[1] In Mitteil. z. Gesch. d. Med. u. Naturw. VII (1908) 60.

[2] Meister Dietrich (Theodoricus Teutonicus de Vriberg), in „Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters" V (1906) Heft 5—6.

[3] Dietrich von Freiberg, Über den Regenbogen und die durch Strahlen erzeugten Eindrücke, in Beiträge z. Gesch. d. Phil. d. M.-A. XIII (1914) Heft 5—6.

[4] In Sitzungs-Berichte d. Physik.-med. Sozietät in Erlangen 42 (1911) 15—58. Über die Brechung des Lichtes in Kugeln nach Ibn al Haitam und Kamâl al Dîn al Fârisi.

[5] Krebs a. a. O. 149; Heller, Gesch. der Physik I 207; Garland, Gesch. der Physik 1913, 201. Hier ist die 1311 (!) verfaßte Schrift De radicibus impressionum sive de iride genannt. Würschmidt setzt mit Krebs die Abfassung von De iride et radialibus impressionibus in die Zeit von 1304 bis 1310.

berg) verfaßte zwischen 1304 und 1311 über den Regenbogen eine merkwürdige Schrift (De radialibus impressionibus); Heller schreibt 1882: „Wir ersehen aus dieser Schrift De radialibus impressionibus, daß Bruder Theoderich ohne Kenntnis des Refraktionsgesetzes die ... Erscheinung des Regenbogens viel besser zu erklären imstande war, als irgend einer seiner Vorgänger oder Nachfolger bis auf Descartes." Das Urteil Hellers, „daß die Arbeit des gelehrten Predigermönches, die weit über ihr Zeitalter hinausreicht, in einer Klosterbibliothek vergraben, keinerlei Wirkung auf die Entwicklung der Wissenschaft ausüben konnte", vermochte Hellmann inzwischen zu berichtigen. An der Erfurter Universität sind die Lehren Dietrichs noch im Anfange des 16. Jahrhunderts vorgetragen worden; auch Regiomontanus ist mit den Aufstellungen des Dietrichschen Werkes vertraut. Der rühmlichst bekannte Meteorologe Hellmann (Neudrucke. 14, 1902) nennt das durch Würschmidt nun zugänglich gewordene optische Hauptwerk Dietrichs „die größte derartige Leistung des Abendlandes im Mittelalter".

Würschmidt gibt vor dem auf drei Handschriften fußenden lateinischen Texte (S. 33—204) in deutscher Sprache kurz (S. 5—32) den Inhalt der einzelnen Kapitel des Werkes. Hier erhält man sofort einen Ausblick auf die weit gesteckten Ziele des Traktates. Er hat vier Teile: Allgemeine optische Lehren; Hauptregenbogen; Nebenregenbogen; andere Teile der meteorologischen Optik. Im Kap. 6 des 1. Teiles werden 15 optische Himmelserscheinungen aufgezählt: Hauptregenbogen, Wolke innerhalb des Hauptbogens, Wolke zwischen diesem und dem Nebenbogen, Nebenbogen mit abgeänderter Farbenabfolge, Sonnenhalo, Parhelien, Dunst um Sonne und Sterne u. a.

„Meister Dietrich hat zuerst erkannt, daß der (Haupt-)Regenbogen durch zweimalige Brechung und einmalige Reflexion der Sonnenstrahlen im Regentröpfchen entsteht . . ., wir haben ihm die erste richtige Zeichnung des Strahles von seinem Eintritt in das Kügelchen bis zum Austritt zu verdanken. Von welch feinsichtiger Beobachtungsgabe zeugt auch sein Einwurf, daß zwar jedes Tröpfchen alle (4) Irisfarben aussendet, daß aber in einem Auge verschiedene farbige Strahlen sich nur von verschiedenen Tröpfchen vereinigen können. Meister Dietrich hat auch als erster das Problem des Nebenregenbogens gelöst. Kurzum, eine reiche Schatzkammer optischer Kleinodien birgt die bescheidene Abhandlung des jahrhundertelang vergessenen, einst aber vielgefeierten Dominikaners." [1]

Aber gerade die Zeichnungen[2] erregen in mehrfacher Beziehung das Staunen des Lesers. Das Auge des Beobachters befindet sich im Mittelpunkte eines Halbkreises, die Sonne steht im Endlichen in fast gleicher Entfernung vom Auge wie der Regenbogen; die Winkelentfernung Sonne—Irisscheitel ist 158° statt 138°. Krebs denkt (a. a. O. S. 33*) an einen Fehler beim Abschreiben

[1] Max Jakobi, in Mitteil. z. Gesch. d. Med. u. Naturw. VII (1908) 60. Vgl. Krebs a. a. O. 57; Michael, Gesch. d. deutsch. Volkes III (1903) 124 146 424.

[2] Die Figuren S. 126 131 135 bei Würschmidt und S. 32* 33* 35* bei Krebs.

der Vorlage, Dietrich nennt mehrmals ein benutztes Werk (Perspectiva), wohl Alhacans (Ibn al Haitan). Nun berichtet Würschmidt (S. 3) von einigen neu veröffentlichten Abhandlungen[1], von denen die erste, „ganz wie bei Dietrich, die Sonne im Endlichen, ja in gleicher Entfernung vom Regenbogen bzw. von dem ihn hier ersetzenden Spiegel (verzeichnet), wie das Auge des Beobachters"; die Figur und den Text konnte ich noch nicht einsehen. Jedenfalls kann das die Ansicht begründen, daß Dietrich für seine Figur eine arabische, vielleicht schon recht alte Vorlage angetroffen hat. H. E. Timerding[2] hat jüngst auf das zähe Festhalten oft unzweckmäßiger Figuren gerade beim Regenbogen hingewiesen. „Ich war erstaunt, in sehr verbreiteten Lehrbüchern . . . eine eigentümliche Regenbogenfigur zu finden, die mir durch Vermengung von geometrischer Konstruktion und bildlicher Darstellung auffiel. Inmitten einer Gebirgslandschaft steht in einem Rembrandtschen Clairobscur ein einsamer Beschauer und blickt nach einem Regenbogen hin. In diesem Regenbogen sind Kreise zu sehen, die seine ganze Breite einnehmen und riesengroßen Meteoren ähnlicher sehen als Wassertropfen. Daß es aber Regentropfen sind, geht aus den eingezeichneten Lichtstrahlen hervor, die von der Sonne kommend und im Tropfen gespiegelt nach dem Auge des Beobachters hinlaufen. — Meine Überraschung war sehr groß, als ich genau diese Figur bei 's Gravesande wiederfand. Sie hat also das ehrwürdige Alter von 200 Jahren. Bei Segner steht sie in schematischer Form, hat aber später ihren alten illustrativen Schmuck wiederbekommen." Wir dürfen es Dietrich nicht verübeln, wenn er um 1300 eine Figur nicht in allen Teilen auf deren geometrische Treue untersucht; die von Baco ausdrücklich gelehrte Parallelität der Sonnenstrahlen wird er doch gekannt haben.

Dietrich blieb, wie auch später Descartes, vor der letzten Bedingung zur Entstehung der Irisfarben, der Interferenz (Beugung) der wirksamen (mindestgedrehten) Strahlen, stehen.

Joseph Paffrath S. J.

[1] E. Wiedemann, Arabische Studien über den Regenbogen, in Archiv f. Gesch. d. Naturw. u. d. Technik 4 (1913) 453.

[2] Die Mathem. in den physikal. Lehrbüchern (1910) 33.

UT TESTIMONIUM PERHIBEAM VERITATI

Gegründet 1865 von deutschen Jesuiten

Stimmen der Zeit, Katholische Monatschrift für das Geistesleben der Gegenwart. Herausgeber und Schriftleiter: Hermann Muckermann S. J., München, Giselastraße 31 (Fernsprecher: 32749). Mitglieder der Schriftleitung: J. Kreitmaier S. J., H. A. Krose S. J., R. v. Nostitz-Rieneck S. J. (zugleich Herausgeber und Schriftleiter für Österreich-Ungarn), J. Overmans S. J., M. Reichmann S. J., O. Zimmermann S. J.

Verlag: Herdersche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau (für Österreich-Ungarn: B. Herder Verlag, Wien I, Wollzeile 33).

Von den Beiträgen der Umschau kann aus jedem Heft einer gegen Quellenangabe übernommen werden; jeder anderweitige Nachdruck ist nur mit besonderer Erlaubnis gestattet.

AP
30
S7
Bd.89

Stimmen der Zeit

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY